Fredi Lerch

MUELLERS WEG INS PARADIES

Nonkonformismus im Bern der sechziger Jahre

Rotpunktverlag

Das vorliegende Buch bildet Fortsetzung und Abschluss des »Projekts NONkONFORM«, dessen erster Teil 1996 unter dem Titel »Begerts letzte Lektion« in der Reihe »WoZ im Rotpunktverlag« erschienen ist.

Der Autor dankt der Stadt und dem Kanton Bern
für die neuerliche finanzielle Unterstützung der Arbeit;
Verlag und Autor danken zudem dem Kanton Bern
und der Stadt Bern sowie der Burger-
gemeinde Bern und der Pro Helvetia für Druckkostenbeiträge.

Im Text verwendet wurden Zitate aus den Nachlässen von Walter Matthias Diggelmann, Friedrich Dürrenmatt (Dossier René E. Mueller), Hans Rudolf Hilty und Gertrud Wilker sowie aus dem Archiv des Berner Schriftsteller-Vereins, die alle im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA), Bern, liegen. Der Autor dankt den InhaberInnen der Urheberrechte und dem SLA für die Abdruckgenehmigungen.

Der Autor bedankt sich bei all jenen, die das Projekt NONkONFORM mit Auskünften und Dokumenten gefördert haben, insbesondere aber beim Kollektiv der Wochen-Zeitung (WoZ), bei Beat Sterchi, Zeno Zürcher, Hanni Marti und Heidi Schmocker.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Lerch, Fredi:
Muellers Weg ins Paradies : Nonkonformismus
im Bern der sechziger Jahre / Fredi Lerch. –
Zürich : Rotpunktverl., 2001
ISBN 3-85869-218-2

© 2001 Rotpunktverlag, Zürich
Alle Rechte vorbehalten.

Bildmontage: Andi Gähwiler
(Fotos: Norbert Janowsky und Sammlung Zeno Zürcher)
Druck und Bindung: Freiburger Graphische Betriebe

1. Auflage

Inhalt

Muellers Ende 9
DIE AUSRUFUNG DER NACHMODERNE (1961/1962) 15
Der alte Indienfahrer: Muellers achtziger Jahre 131
DER STREIT UM DEN GEISTIGEN NULLPUNKT (1962–1964) . . . 143
Der vogelfreie Dichter: Muellers siebziger Jahre 255
DIE GARTENZWERGE PROBEN DEN AUFSTAND (1964–1966) . . 271
Der trotzige Halbstarke: Muellers fünfziger Jahre 433
UNRUHIGE ZEITEN IM BERNBIET (1967/1968) 447
Der versorgte Unerziehbare: Muellers vierziger Jahre 565
DIE BUNTE WELT DES WIDERSPRUCHS (1968–1970) 577
Muellers Paradies 705

ANHANG
Anmerkungen 711
Bibliografie 779
Personenregister 791
Bildnachweise 803

BILDTEIL . . . . . I–XVI

»In jeder Epoche muss versucht werden,
die Überlieferung von neuem
dem Konformismus abzugewinnen,
der im Begriff steht, sie zu überwältigen.«

(Walter Benjamin)

Muellers Ende

Am Nachmittag des 6. Februar 1991 beginnen sich die Angestellten des Hotels Neelakanta in Kovalam Sorgen zu machen. Sonst ist der hinkende Europäer mit dem weissen Haar- und Bartgestrüpp von Zimmer 12A gewöhnlich gegen Mittag heruntergekommen und Richtung Strand davongetrottet. Heute hat man ihn nicht gesehen. Man entschliesst sich, die verriegelte Zimmertür aufzubrechen. Der Europäer liegt tot im Bett. Draussen vor dem Fenster die Brandung der Light House Beach, Touristenvolk unter Sonnenschirmen. Pech für den Mann: Das Hotelzimmer wäre noch bis zum 14. Februar zum Voraus bezahlt gewesen.[1] Die »geliebte Tödin«, von der der Mann nicht nur geredet, sondern auch geschrieben hat, ist eine Woche zu früh gekommen. Mag sein, er hat noch zu verhandeln versucht: »Ein Kurzes noch geliebte Fürstin, / du wirst sehn, / schenk mir noch einen Tag / noch eine Nacht / dann will ich lächelnd mit dir gehn.«[2] Hat nichts genützt.

Der Leichnam wurde in das Medical College von Trivandrum City überführt, in die benachbarte Hauptstadt des südindischen Staates Kerala.[3] Im rechtsmedizinischen Institut führte man eine Obduktion durch und erstellte einen Bericht für die buchstabengläubigen Behörden am anderen Ende der Welt, damit sie dort die Akten ordnungsgemäss bereinigen könnten über ihren Müller, Ernst René, heimatberechtigt in Boltigen, geboren in Bern am 3. Mai 1929, Sohn des Müller, Ernst und der Müller, Lina geborenen Lütschg. Eine Routineangelegenheit für die Untersuchenden: kein Suizid, keine äusserlichen Verletzungen, die allenfalls auf einen Raubüberfall hinweisen würden – »natural cause«. Als Todesursache halten sie fest: »coronary occlusion«, Verschluss der verengten Herzkranzgefässe.[4] In der schmeichelnden

Wärme der Nacht hat die Tödin sanft nach dem Herzen des Europäers gegriffen. »Leichter Abschied endlich / ohne Gepäck / lächelnd verreisen / mit der bleichen Geliebten.«[5] Dann ab in den Kühlraum. Warten auf weitere Instruktionen. Wohin mit dem Toten? »Lasst mir meinen eigenen Tod«, hat er geschrieben[6], und: »Nein! / Ich mag kein weisses Totenhemd / und keinen mit Messing beschlagenen Schrein, / will nicht in Nelken / und Rosen gebettet sein!«[7] Aber ein Toter entscheidet nicht selber. Schon gar nicht einer, der zu Lebzeiten nichts anderes tat, als sich dagegen zu wehren, dass über ihn entschieden wird – von seiner Bevormundung am 2. August 1934[8] bis zu seiner endgültigen Wiederbemündigung am 20. Dezember 1982.[9] Diesmal wird alles gut: Die Behörden in Bern suchen Angehörige, finden schliesslich alte Bekannte, die bestätigen: Die billigste Lösung ist die, die der Tote sich gewünscht hätte, Bestattung vor Ort, kein Transfer in die Schweiz.[10] Kehrte er in den letzten Jahren von seinen regelmässigen winterlichen Indienreisen zurück, hat er in Kloten jeweils gesagt, die Schweiz sei wirklich kein armes Land, »aber ein bisschen ein armseliges«.[11]

Die Leiche des Europäers wird verbrannt, die Asche unter polizeilicher Aufsicht in den Fluss Trivandrum gestreut, einen Grabstein erhält der Bestattete nicht, obschon er einmal bestimmt hat: »Sie sollen auf meinen Grabstein schreiben: ›Er lebte, bis er starb.‹ und ›lebte‹ sollen sie zweimal unterstreichen.«[12] Ein handschriftlicher Rapport über die Bestattung geht in die Schweiz, an das Departement für auswärtige Angelegenheiten, Sektion für konsularischen Schutz.[13] Allenthalben kann danach das Dossier Müller, Ernst René endgültig geschlossen werden: in Polizeiarchiven, Gerichten und Regierungsstatthaltereien, in Erziehungsanstalten, Gefängnissen und psychiatrischen Kliniken, in der Fürsorgedirektion und bei der Vormundschaftsverwaltung der Stadt Bern, bei der Krankenkasse Helvetia, im Sozialamt Amriswil und in Boltigen im Berner Oberland. Seither ist René E. Mueller frei, eine Hand voll Asche unterwegs im Ozean vor der Südspitze Indiens. »Jetzt soll meine Seele / weit draussen / im Meer versinken / und all mein Wissen / dass es schön war / mit ihr // Dann will ich kalt sein / wie Eis /

und über die Gletscher irren / als Frankenstein / dem die Liebe / mit Angst aufgewogen.«[14]

Mueller, geh noch nicht! Dein Wissen soll nicht untergehen, du poète maudit de Berne[15], du Villon unserer Zeit[16], du Ur-Beatnik mit dem mächtigen Bart[17], du Antibürger, der gegen alles demonstriert hat, noch gegen sich selber, du Gammlerdichter, Tramper, Vor-68er-Hippie, du Blumenkind der Asphaltwüste[18], Mischler und Schnorrer auf Leben und Tod. Du Herzensexistenzialist, Grenzgänger, Vagabund, selbst ernannter Millionär der Zeit, Befreier der Freiheit, du Schalk, Schelm, Lacher und Kicherer vor dem Herrn[19], du wortgewaltiger Potentatenverächter und Frauenverehrer, du Schweizer Schriftsteller – wenn nicht der genialste, so doch der genitalste.[20] Mueller, krakeelender Pillenfresser und Alkoholsäufer, du aktenkundig wieder und wieder denunzierter »infantiler, weichlicher und erblich belasteter Psychopath mit ausgesprochenem kompensatorischem Geltungsbedürfnis«[21], du »arbeitsscheuer grossangeberischer und trunksüchtiger Mann«[22], du »unverschämter, überheblicher Querulant«[23], du falscher Hund, der, wenn er Geld brauchte, zweifellos noch die eigene Grossmutter verkauft hätte – und Geld brauchtest du immer. Bleib noch, du fulminanter Publikumsbeschimpfer in den Kellern, du Bürgerschreck in den Gassen der Altstadt Berns, du Projektionsfigur für alle Doch-dann-nicht-Ausgestiegenen, du grösster Anekdotenkatalysator der Stadt seit Dällebach Kari, heimlich verehrtes Gegenbild zur biedermännischen Konformität, subproletarischer Ikarusmythos der halbstarken Kleinbürgersöhne, du ewiger Überflieger, Abstürzer und Unterwanderer, bleib!

Bleib, noch leben ja deine Geschichten! Wer dabei war, spricht nicht von deinen Worten, sondern von deinen Taten – wie wenn du deine Poesie nicht geschrieben hättest, sondern gewesen wärst. Wie du von Beiz zu Beiz zogst als gefürchteter Meister des Borgs auf Lebenszeit. Wie du erzählen konntest von deiner Zeit als Häftling in Witzwil oder von deinem Lagerfeuer auf dem Parkettboden der neu gemieteten Altstadtwohnung. Wie du nach Mitternacht vor die Berner Polizeihauptwache am Waisenhausplatz zogst, um an der Spitze einer munte-

ren Schar Literaturbeflissener eine Dichterlesung zu halten; wie du weinflaschenschwingend gelesen hast und dein Publikum dich mit lautstarkem Applaus und Gejohle unterstützte; wie du schliesslich aus dem Garten der Hauptwache einen Strauss Rosen pflücktest und an das Eingangsportal der Polizei gepoltert hast, wie du dem Polizisten, der vorsichtig öffnete, mit elegantem Schwung den Strauss überreichtest mit den Worten: »Rose für d'Schmier!«, wie du dann Einlass begehrtest, du habest für diese Nacht kein Bett zum Schlafen, und wie dich der Polizist bat: »Herr Müller, sit doch so guet und göht wyter« – wie dich die Stadtpolizei nicht mehr in ihren Zellen wollte, weil sie dich kannte von früheren Besuchen, weil sie wusste, dass du derart Radau machen konntest, dass die anderen Völleriche in ihren Zellen erwachten und um Hilfe schrien, weil sie meinten, die Welt gehe unter.[24]

Mueller, bleib! Du mausetot? Du ein längst versunkner Ascheschleier im Ozean? Wers glaubt! Fragte doch eine deiner ehemaligen Freundinnen im Gespräch unvermittelt: »Ist es überhaupt sicher, dass er gestorben ist? Ich traue ihm zu, dass plötzlich die Türe aufgeht und er wieder dasteht.«[25] Und Heidi Niederhauser, eine deiner Bekannten aus den sechziger Jahren, erzählte: 1992 sei sie mit ihrer Tochter in Saint-Tropez in ein Künstlercafé gegangen und sei dort neben einen Typen zu sitzen gekommen, der Mueller verblüffend geglichen habe. Vielleicht etwas kleiner und stärker vornübergebeugt als der Mueller ihrer Erinnerung, aber sogar die »gleich grossen Flossen« habe er gehabt. Sie habe ihn angestarrt und das Gefühl gehabt, er starre zurück. Gut, der Mann habe für ihr Ohr perfekt Französisch gesprochen und mit seinen zwei oder drei Kollegen über Kunst und Geld palavert, so dass sie heute vermute, es habe sich um einen Kunstmaler gehandelt. Aber verblüffend sei eben dann doch gewesen, dass der Typ, als er mit ihrer Tochter einige Worte gewechselt habe, plötzlich sagte, sie sei genauso, wie ihre Mutter früher gewesen sei. Wenn sie nicht genau gewusst hätte, dass Mueller in Indien gestorben sei…[26] Wirklich, der Schriftsteller Beat Sterchi hatte Recht, als er in seinem Nachruf schrieb: »Und würde er plötzlich selbst aufkreuzen, lauthals lachend und flu-

chend, sonnenverbrannt, zerfranst und bekifft, wäre es sein allergrösster Streich noch nicht. Schön wäre das.«[27]

Wahr ist allerdings auch: Als du im Frühling 1980 in die Schweiz zurückkehrtest, war deine grosse Zeit vorbei. Zehn Jahre zuvor hattest du die Sandsteinkatakomben des Philisterkaffs Bern verlassen, um auf Formentera, der südlichsten der Balearen-Inseln, das Leben eines vogelfreien Schriftstellers zu führen. Aber irgendeinmal lachten die alten Freunde nicht mehr, wenn wieder ein Bettelbrief eintraf mit dem Standardvers: »Da sitze ich am Mittelmeer / und habe keine Mittel mehr.« Als du wieder in Bern auftauchtest, warst du alt geworden, gesundheitlich angeschlagen, der Magen vom Saufen kaputt, die Nerven von den Tabletten[28], die Bandscheiben verschoben, die Hüften arthrotisch und die Beine aufgeschwollen und offen.[29] Für jene Frauen, die dir schon immer gefallen hatten, die jugendlich-starken, gesunden, schönen, warst du jetzt ein alter, kranker, stinkender Mann. Deine alten Kollegen waren verheiratet, viele in festen Anstellungen, die ehemaligen Freundinnen erzogen Kinder, die sie von anderen Männern hatten. Die Altstadt war luxussaniert, die Szene verschwunden. Den Jugendlichen, die jetzt Autonome Zentren forderten, hattest du nichts zu sagen. Bern kannte dich nicht mehr.

Wahr ist auch, dass du in deinen letzten Jahren vom »vertanen Leben«[30] schriebst: »Ich habe meinen Samen / auf trockene Felder verspritzt / dort wächst jetzt Alraune / Enzianblauer Bitternis«.[31] Regelmässig hast du Geld gesucht – und gewöhnlich von deinem treusten Mäzen, Friedrich Dürrenmatt, erhalten –, um jeweils vor Weihnachten nach Indien zu fliehen. Geflogen bist du mit der Air Lanka, der »Whisky Line«, wie du sie nanntest, weil diese Fluggesellschaft den Alkohol gratis ausschenkte.[32] Am 16. November 1990, auf deinem zweitletzten Indienflug, schafftest du es nicht mehr über Colombo hinaus. Du warst so schlecht auf den Beinen, dass du statt in das Air-India-Flugzeug nach Trivandrum in eines gesetzt wurdest, das nach Europa zurückflog.[33] Der Arzt, der dich damals betreut hat, sagt bloss, deine letzte Lebenszeit sei geprägt gewesen von Alkoholismus und Verbitte-

rung.[34] Kaum bist du wieder einigermassen bei Kräften, nimmst du mit deinem Reisebüro, dem »Globetrotter travel service« in Bern, Kontakt auf, du müssest unbedingt noch vor Weihnachten nach Indien, du würdest es in der Schweiz nicht aushalten.[35] Geflogen bist du schliesslich am 11. Januar 1991[36], vier Tage später warst du in Kovalam und bezahltest dein Zimmer für einen Monat zum Voraus.[37] Der Geschäftsführer des Reisebüros, Andy Keller, schrieb danach in seinem Nachruf: »Er war der totale Aussenseiter, der kompromisslos seinen Weg ging. Er wirkte auf mich wie ein Kind, sehr verletzlich, trotzig, eigenwillig. (…) Finanziell lebte er unter dem Existenzminimum. Dürrenmatt bezahlte ihm das letzte Ticket nach Trivandrum – kurz bevor er selber starb.« Vor dem zweiten Flug habest du noch einmal angerufen. Er, Keller, habe gespürt, wie schlecht es dir gegangen sei, und habe gedacht: »Der René fliegt jetzt zum Sterben nach Indien.«[38]

So war das Ende. Aber was ist das Ende gegen den Anfang, was der Abgang gegen all deine unvergesslichen Auftritte! Geh du noch einmal voran, noch einmal dich »an alle verschwendend / verrückt als brennende Fackel / durch dieses Leben / immer nahe der Tödin«.[39] Zeig du den Weg durch die Unterwelt, in die die Geschichte von Berns subkulturellem Treiben vor 1968 längst hinabgesunken ist. Wohlan, René E. Mueller, dein letzter Auftritt! Wer du auch seist, ob Schatten oder wirklicher Mensch, trag dein schwankendes Licht voran über die Abgründe des Vergessens.

Da geht er hin – und ich ihm auf den Fersen.

Die Ausrufung der Nachmoderne (1961/1962)

Der grösste Knall aller Zeiten und ein glimmender Pfahl in der Nacht. – Auf der Weltbühne wird Kalter Krieg gespielt: Im Westen liegt die freie Welt, im Osten der kommunistische Feind, die Schweiz ist immerwährend neutral und weiss, wohin sie gehört. Konrad Adenauer plant einen Besuch bei John F. Kennedy, und Nikita Chruschtschow beglückwünscht in einer Rede in Moskau sein sowjetisches Volk, nach siegreicher Revolution und programmgemäss absolvierter Diktatur des Proletariats nun unter seiner Führung als erstes Land der Welt zur »Errichtung des Kommunismus in den nächsten zwanzig Jahren« schreiten zu können.[1] Doch nicht diese Rede setzt die Weltöffentlichkeit in Aufregung, sondern Chruschtschows Drohung, als Reaktion auf »den Westen«, »der für die Wiederaufnahme der Kernwaffenversuche verantwortlich« sei, eine 50-Megatonnen-Atombombe zünden zu wollen.[2] Die USA bieten der Uno-Generalversammlung daraufhin die Unterzeichnung eines Vertrags zum Verbot weiterer »Kernwaffenversuche« an. Falls allerdings innert dreissig Tagen kein solcher Vertrag zustande komme, behalten sie sich das Recht vor, »ihre eigenen Atomversuche unter der Erde und in der Atmosphäre wieder aufzunehmen«, und zwar »um ihrer eigenen Sicherheit und derjenigen der Weltgemeinschaft willen«.[3] Chruschtschow erwidert: »Wir führen Versuchsexplosionen durch und vervollkommnen unsere Ausrüstung, damit die Menschheit nie die Schrecken eines Atomkrieges über sich ergehen lassen muss. (…) Wir werden über Appelle zur Liebe und Toleranz nicht erreichen, dass unsere Gegner uns in Frieden lassen.«[4] So sorgt der Propagandakrieg für tägliche Neuigkeiten, in Bern zeigt das Kino »Eiger« »Höllenkampf in Korea«, das Kino »Elite« »Division Brandenburg«.

An diesem Herbstsonntag steigen zweihundert unentwegte Patrioten zum Chutzen auf den Belpberg hinauf, machen ein grosses Feuer und führen eine »besinnliche Stunde« durch für den »beispielhaften Freiheitskampf Ungarns«, der vor fünf Jahren von der Roten Armee blutig niedergeschlagen worden ist. Der »Ungarische Verein Bern« ist dabei und die Pro Libertate; die »Aktion niemals vergessen«, die Europa-Union und der Landesverband freier Schweizer Arbeiter; die Neue Helvetische Gesellschaft, die Freunde des Schweizerischen Ost-Institutes, die Staatsbürgerliche Gesellschaft und der Verband evangelischer Arbeiter. Professor Doktor Walther Hofer, Präsident der »Arbeitsgemeinschaft für geistige Landesverteidigung«, hält eine »kurze, packende Ansprache«, und es sei hoch über dem Aaretal schlagartig »ein Bild des Grauens« entstanden, »aber auch der Schande und des Misserfolges einer totalitären Staatsform, die Ordnung und Staat nur kraft einer Geheimen Polizei aufrechterhalten« könne: »Für uns aber bedeutete und ist jene Demonstration für die demokratischen Grundrechte nicht nur ein aufrüttelndes Mahnmal; sie fordert von uns Unterstützung. Wenn die Faust des Totalitarismus Europa umklammern könnte, wäre eine freie Schweiz undenkbar.« Hehre Worte, ein hehrer Augenblick: Man ist unter sich. Hier oben gibt es keinen Professor von Salis, der eben letzthin im Lenzburger Stapferhaus in einer Rede über »Die Schweiz im kalten Krieg« von der »antikommunistischen Angstpsychose« gesprochen hat, die von sich totalitär gebärdenden Organisationen geschürt werde, um einen »politischen Konformismus, eine staatsbürgerliche Orthodoxie« herbeizuführen.[5] Nach Hofers Rede bleibt auf dem Chutzen der Berichterstatter des »Bund«, der »Unabhängigen liberalen Tageszeitung für den Kanton Bern und die Schweiz«, beeindruckt zurück: »Nachdem sich die Gruppen aufgelöst und der Platz um das Feuer leer geworden war, ragte einsam ein glimmender Pfahl in die Nacht.«[6]

Am Montag, den 23. Oktober 1961, lässt Chruschtschow im Gebiet der Insel Nowaja Semlja im nördlichen Eismeer die grösste Atombombe zünden, die im 20. Jahrhundert detoniert ist – die Explosion

entspricht jener von exakt 58 000 000 Tonnen Trotyl-Sprengstoff, und das Berner Stadtparlament verabschiedet in seiner Donnerstagssitzung eine Resolution, in der es sich »ob dieser Entwicklung sehr beunruhigt« zeigt: »Ebenfalls in unserem Land hat sich die Radioaktivität der Luft und die der Niederschläge erhöht.«[7] Beunruhigt, dass die immerwährend neutrale Schweizer Grenze nicht unbeschränkt respektiert wird, ist auch der Berner Schriftsteller-Verein. Zum bevorstehenden vierten Büchermärit betont er in einer Stellungnahme, es gehe darum, »der zunehmenden Überfremdung durch fragwürdiges ausländisches Geistesgut zu wehren und unentwegt den Kampf um eine klare schweizerische Gesinnung zu führen«.[8]

Wie Mueller ins Gefängnis kommt und ein Gedicht schreibt. – Am Dienstag, den 24. Oktober 1961, steht René E. Mueller in Bern vor dem Gerichtspräsidenten V und wird von diesem wegen Veruntreuung, Betrugs, Irreführung der Rechtspflege, unanständigen Benehmens und Nachtlärms zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt. Dazu kommen sechs Monate Wirtshausverbot in der Gemeinde Bern.[9]

»Endlich«, schreibt Muellers Vormund Alois Tuor später in seinem »Bericht« über jene Zeit, endlich sei »die schon lange fällige Bombe« geplatzt, und: »R. M. wird meiner Überzeugung nach kaum einmal in der Lage sein, ohne wohlwollende, straffe Führung und Kontrolle ein einigermassen geregeltes Leben zu führen und seine laufenden finanziellen Verpflichtungen ordnen zu können.«[10]

Was schert das Mueller? Er will gegen das Urteil appellieren, und als man ihn wissen lässt, das sei in seinem Fall zwecklos, macht er stattdessen zu seinem Vergnügen ein Gedicht:

»Das Brot ist hart, das Wasser fade,
Keine Cigaretten – schade,
Aus dem Kübel der Gestank,
Macht mich krank,
Doch auf meinem Arsche tanzen,
Quietschvergnügt zwei Dutzend Wanzen!

Eine kleine, dünne Klinge,
Und dann ist das alles aus,
Sagt der besoffne Arzt, man bringe,
Dieses Aas ins Leichenhaus.
Die Wanzen sind verloren,
Verhungert und erfroren!

Der Staatsanwalt ist ein Genie,
Sitzt jetzt bei Hummer und bei Sekt.
Bis zur nächsten Amnestie,
Ist er auch verreckt.
Ach wie schaurig,
Die Wanzen sind ganz traurig!«[11]

Darunter schreibt er: »Bez. Gef. Bern 3. Nov. 61«.

Die Macht des Wortes: Der Dichter und sein Henker. – Der Präsident des Berner Schriftsteller-Vereins, Paul Eggenberg, ist ein Tausendsassa. Er war Primarlehrer in Heiligenschwendi, wo er 1918 geboren wurde, später als Sozialdemokrat aktiv in der Parteischulung, und er reiste im Auftrag des Auslandschweizerwerks und des Politischen Departements – das später in Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten umgetauft wurde – schon früh als Vortragsredner durch die halbe Welt. Als Schriftsteller hat er 1946 Jugendbücher zu veröffentlichen begonnen, später Mundarterzählungen, Romane und Biografien, Radiosendungen und Feuilletonbeiträge für Zeitungen. Seit 1959 sitzt er für die 1955 gegründete liberale Reformpartei des »Jungen Bern« im Stadtparlament[12], und am Abend des 27. Oktober 1961 eröffnet er mit einer Rede den diesjährigen Büchermärit. Am Abend zuvor hat er als Stadtrat die »Resolution gegen die Atombomben-Explosionen« mitunterzeichnet, und vielleicht auch deshalb ruft er jetzt begeistert aus, »dass Tyrannenfurcht in allererster Linie vor der Macht des Wortes bangt«.[13]

Damit darf als gesichert gelten, dass der viel beschäftigte Eggenberg, der in seinem Leben noch dutzende von Büchern schreiben, als Geschäftsführer des Automobil Clubs der Schweiz und der ACS-Reisen

AG, als Direktor der Schilthornbahn und als Verwaltungsratspräsident der Niederhornbahn amten wird[14], zwei Tage zuvor nicht dazu gekommen sein wird, im Kleintheater an der Kramgasse 6 die Premiere des Zweipersonenstücks »Nächtliches Gespräch mit einem Ausgestossenen« seines Kollegen Friedrich Dürrenmatt zu besuchen.[15]

In diesem Stück steigt nachts ein Henker durch das Fenster in das Studierzimmer eines Schriftstellers ein und lässt sich, bevor er seines Amtes waltet, zu einem instruktiven Dialog mit seinem Opfer herbei: »Wäre der Mensch nur Leib, Herr, es wäre einfach für die Mächtigen; sie könnten ihre Reiche erbauen, wie man Mauern baut, Quader an Quader gefügt zu einer Welt aus Stein. Doch wie sie auch bauen, wie riesenhaft nun auch ihre Paläste sind, wie übermächtig auch ihre Mittel, wie kühn ihre Pläne, wie schlau ihre Ränke, in die Leiber der Geschändeten, mit denen sie bauen, in dieses schwache Material ist das Wissen eingesenkt, wie die Welt sein soll, und die Erkenntnis, wie sie ist, die Erinnerung, wozu Gott den Menschen schuf, und der Glaube, dass diese Welt zerbrechen muss, damit sein Reich komme, als eine Sprengkraft, mächtiger denn jene der Atome, die den Menschen immer wieder umprägt, ein Sauerteig in seiner trägen Masse, der immer wieder die Zwingburgen der Gewalt sprengt, wie das sanfte Wasser die Felsen auseinanderzwängt und ihre Macht zu Sand zermahlt, der in einer Kinderhand zerrinnt.«[16]

Aber wird Eggenberg mit seinem Wort von der Tyrannenfurcht vor der Macht des Wortes nicht eben die Sprengkraft dieses Wissens, »wie die Welt sein soll«, gemeint haben? Mag sein, nur ist ja entscheidend, wer dieses Wissen in die Tat umsetzt. Bei Dürrenmatt redet nicht der Schriftsteller, sondern der Henker.

Wie Mueller Dürrenmatt kennen lernt und ihm »Archibald« verkauft. – Seit René E. Mueller verurteilt worden ist, wartet er im »Amtshaus«, dem Berner Bezirksgefängnis, auf seine Überführung in die Anstalt von Witzwil. Deshalb ist er am 25. Oktober 1961 verhindert, die Dürrenmatt-Premiere an der Kramgasse 6 zu besuchen, obschon er

einen guten Grund gehabt hätte dazu: Stand er nicht tief in Dürrenmatts Schuld? Hatte er Dürrenmatt nicht schon vor mehr als einem Jahr aus Cassis in Südfrankreich einen Dankesbrief nach Neuenburg geschickt? Der »wundervolle Scheck«, der eingetroffen sei, ermögliche ihm, »leben zu können – atmen zu können«: »Dank Ihnen kann ich leben, das was ich unter leben verstehe, dank Ihnen kann ich der Wahrheit dienen, die ich als die für mich gültige erkenne, einer Wahrheit – der bürgerlichen Welt tabu – einer unschönen Wahrheit vielleicht, einer ohne jede ästhetische Harmonie, einer ungeheuren – aber eben für mich gültigen.«[17]

Kennen gelernt hatten sich die beiden im Herbst 1959 im »Atelier-Theater« an der Effingerstrasse in Bern. Mueller arbeitete dort als Inspizient, Dürrenmatt inszenierte sein Stück »Der Besuch der alten Dame« – man kam sich näher: »Die erste Notiz, die Dürrenmatt, meine Wenigkeit betreffend, äusserte: ›Welches Arschloch sitzt denn an dem Kasten dahinten?‹ Das Arschloch war ich, der Kasten das Inspizientenpult. Ich fühlte mich sehr geschmeichelt und gab eine entsprechende Antwort: ›Herr Dürrenmatt, das Arschloch dahinten wird in spätestens fünf Jahren kein kleineres sein als Sie.‹ Fortan behandelte mich D. hervorragend zuvorkommend und wohlwollend.«[18] Die Wochen der Inszenierung waren eine turbulente Zeit: »Die Proben waren streng und herrlich und alles ging meist schief. (…) Aber bei der Premiere gab ich mir alle Mühe. Zitternd vor Angst sass ich an meinem Pult. Dennoch sicher wie Gold. Als der nicht enden wollende Applaus donnerte, sackte ich zusammen und war für zehn Minuten nicht mehr auf dem Bildschirm. Es hat grossartig geklappt!!! Jetzt darfst du sterben, René!«[19]

Er starb nicht. Tags darauf »entsetzte« er mit einem kleinen Happening »die edelen Bürger der Stadt«: »Wir schleiften den Sarg, das Fass, die Kränze und weitere makabre Requisiten (…) vor das Theater hinaus auf die Effingerstrasse, arrangierten sie recht hübsch und als mittags die Banausen zu ihren Fressnäpfen hüpften, setzte ich mich auf das Fass und spielte Gitarre.«[20]

Einige Monate später telefoniert Mueller von Bern her nach Neuenburg und klagt über seine chronische Geldnot. Dürrenmatt sagt, er

solle vorbeikommen. Mueller organisiert einen Kollegen, der ihn mit dem Auto nach Neuenburg fährt, mit von der Partie ist auch die Braut des Chauffeurs: »Unten, am Pertuis du Sault, wo Dürrenmatt wohnt, sehe ich vor einer Kneipe seinen mir bekannten Wagen stehen. (…) Dürri hat eben mit seiner Frau diniert. ›Nehmen Sie Platz‹, sagt er, ›trinken Sie etwas‹. ›Ja, gern – hm, aber ich habe noch zwei draussen. Ein Freund, der mich hergefahren hat und sein Mädchen‹, sage ich etwas zögernd. Lässige Handbewegung: ›Die sollen halt auch kommen.‹ Ich hole sie. Es ist, als ob sie dem heiligen Franz begegnen. Der heilige Franz: ›Habt ihr schon gegessen?‹ ›Ja. Nein.‹ ›Was wollt ihr essen?‹ Wir studieren abwägend die Karte nach Angemessenem. ›Mögt ihr Fondue bourguignonne?‹ ›O ja! Und ob!‹ ›Also.‹«[21]

Später legt Mueller einige literarische Arbeiten vor. Dürrenmatt gefällt besonders das Gedicht von Archibald, ein frivoler Dialog zwischen Archibald und Peter, der mit den Versen beginnt: »Uh! – Ich heisse Archibald, / Doch du darfst mich Archi nennen! / Kommst du mit mir in den Wald? / Möchte dir so gern bekennen, / Wenn ich siedend dich geküsst, / dass du mein Flamingo bist!«[22]

Während Dürrenmatt in den Texten blättert, erzählt Mueller eindringlich, dass er beim »Atelier-Theater« gefeuert worden sei, kein Geld habe, die Behörden hinter ihm her seien – kurz, dass er ins Ausland wolle und müsse. »›Wieviel brauchen Sie denn?‹ ›Jedenfalls zumindest soviel, dass ich ungeschoren über die Grenze komme.‹ (…) ›Gut, ich kaufe Ihnen das Manuskript vom Archibald ab.‹«[23] Darauf habe Dürrenmatt die Brieftasche gezückt und Mueller statt der erhofften siebzig oder hundert Franken eine Tausendernote herübergeschoben. »Ich bin sprachlos und erschüttert. Am liebsten würde ich Dürri umarmen. Aber ich beherrsche mich und stottere ehrfürchtig so etwas wie heissen Dank. (…) Dann schiebe ich ihm eiligst den ganzen Stapel Manuskripte zu, den ich mithabe.«[24]

Gutmütig verfasst Dürrenmatt an jenem Abend für Mueller auch noch ein handschriftliches Empfehlungsschreiben, das er mit »Pass« überschreibt und das von Mueller noch bis weit in die achtziger Jahre

hinein als Referenz zitiert werden wird: »René E. Mueller von Boltigen im Simmental hat wohlweislich die Schweiz verlassen. Seine Lebensführung stiess auf Schwierigkeiten. Einige seiner Gedichte sind gut. Vielleicht sogar viele. Der Roman, von dem er mir freilich nur berichtete, klingt elementar. Das Wort Dichter liebt er nicht. Wenden Sie es deshalb bei ihm nicht an. Friedrich Dürrenmatt.«[25]

Anderntags hat Mueller ein Zelt gekauft und sich in den Zug Richtung Marseille gesetzt. Das war im Frühsommer 1960.

Der Keller der Junkerngasse 37: »Podium« und »Kerzenkreis«. – »So kann man als Schauspieler machen, was man will«, hat sich der junge Paul Niederhauser gesagt[26], als er auf Juni 1961[27] den Keller an der Junkerngasse 37 mietete. Zusammen mit seiner Frau Heidi begann er, den Raum zu putzen und zu tünchen, der Schwiegervater baute einen Holzboden ein, ein elektrischer Ofen wurde installiert[28] und der Raum danach mit antiken Gegenständen, Stichen und Lampen versehen. Bei der Eröffnung attestierte der »Bund«: »Stil und Atmosphäre hat der neue Keller.«[29]

Schon vor Niederhausers Eröffnungsmatinee hatte der Untermieter des Ehepaars an der Junkerngasse 37 seine Veranstaltungstätigkeit aufgenommen. Für den 28. September hatte Walter Zürcher zum 333. Abend des »Kerzenkreises« eingeladen – einer Rezitation von Goethe-Gedichten.[30] Der »Kerzenkreis« war im Frühling 1955 vom Reformpädagogen Fritz Jean Begert initiiert und ein Jahr später von Walter Zürcher übernommen worden. Mit Lesungen, Vorträgen und Gesprächen war der Zirkel Treffpunkt und Podium für kultur- und literaturinteressierte Jugendliche genauso wie für die kleine panidealistische Gemeinde Berns, die sich der Lehre des Kulturphilosophen Rudolf Maria Holzapfel verpflichtet hatte. Dem »Kerzenkreis« war auf Ende April 1961 sein Tagungslokal an der Kramgasse 16 gekündigt worden, seither hatte Zürcher nach einer neuen Bleibe gesucht.[31]

Für seine eigenen Anlässe, die Niederhauser als Schauspieler durchzuführen gedachte, taufte er den Keller »Das Podium Junkern-

gasse 37«. Seine Eröffnungsmatinee am 8. Oktober 1961 war eine Parforce-Leistung: Niederhauser rezitierte das Versepos »Enoch Arden« des viktorianischen Dichters Alfred Tennyson. »Bund« und »Berner Tagblatt«, die – neugierig auf den neuen Kulturraum – Korrespondenten zur Rezitation schickten, anerkannten vor allem Niederhausers Gedächtnisleistung: Er habe den einstündigen Vortrag frei und ohne jeden Versprecher bewältigt.[32] Zwei Wochen später, an jenem Sonntag, an dem die unentwegten Patrioten zur Ungarn-Gedenkstunde auf den Chutzen zogen, rezitierte Niederhauser in einer weiteren Matinee – »spannungsvoll hinter einer Petroleumlampe und einer Kerze postiert« – Texte von Antoine de Saint-Exupéry und Rainer Maria Rilke, erneut auswendig.[33]

Niederhausers Absicht war, das »Podium« auch jungen Schweizer Schriftstellern und Schriftstellerinnen zur Verfügung zu stellen. Deshalb reiste er in diesen Tagen nach Basel, um den Dichter Rainer Brambach zu besuchen. »Dort habe ich meinen ersten Suff aufgelesen«, erzählt er im Rückblick. »Brambach war trinkfest, ein Gärtner, ein zwei Meter grosser Mann, ein Naturbursche. Und dann kommt dieser kleine Niederhauser und lädt ihn ein ins Podium zum Lesen. Er hat Whisky und Cognac aufgestellt und danach einen Nachmittag lang geredet und geredet. Und ich bin immer tiefer im Sessel versunken.«[34] Die Lesung ist trotzdem zustande gekommen – wenn auch in Abwesenheit Brambachs. Am 10. Dezember 1961 hat Niederhauser Texte von ihm und von Gerhard Meier vorgetragen – letzterer, der anwesend war, hat ihm sein Engagement mit dem Gedicht »Im Flüsterton« gedankt, das er »Für Herr und Frau Niederhauser« in das Gästebuch des »Podiums« schrieb:

»Erde
ganz unter uns gesagt
und im Flüsterton

Lass Mahr und
Einfältige
über dich
gehen

(Deine Lieblinge
wir wissen's)

Lass herbstens
wie immer
die Schwalben
auf Drähten
stehn
(Zeugt von Gemüt)

Und verschweige
den Tapfern
dass häufig nur
Schmiede
überstehn
(von wegen der Haltung)

Erde
im Flüsterton

Erde
der Tapfern«[35]

Wie Mueller sich bis über beide Ohren verliebt. – Was soll René E. Mueller, der Anfang November 1961 Tag für Tag im Bezirksgefängnis auf seine Überführung in die Anstalt von Witzwil wartet, anderes tun, als an seinen Schatz zu denken, an seine grosse, verlorene Liebe Zora, die draussen in der Stadt ihrer Arbeit als Telefonistin nachgeht und nichts mehr von ihm wissen will?

Sein ganzes Leben hat sich ja verändert, als er am 16. Februar 1959 diese Frau zum ersten Mal gesehen hat. Nachdem er völlig abgebrannt von einer Reise durch Frankreich, Deutschland und Österreich zurückgekehrt war[36], trieb er sich in Bern herum und wurde von seinem gegenwärtigen Vormund wieder einmal unter Druck gesetzt, eine Arbeit anzunehmen. An diesem Abend sass er im »Bali«, einer milieunahen Musikbar in der Altstadt, und beobachtete jene junge Frau, die mit der Barmaid plauderte. »Das blonde Mädchen war die Ahnungslosigkeit selbst. (…) Glänzend, lang und honigblond umrahmte das Haar ein Gesicht von der Harmonie einer Olive am Zweig im Frühlicht.«[37]

Schnell einmal nannte er die damals 19-jährige Frau »Zora«, nachdem er ihr während einer Krankheit über Tage fürsorglich ihr liebstes Kinderbuch – »Die rote Zora« von Kurt Held – vorgelesen hatte. Mit bürgerlichem Namen hiess sie Lotti Zwahlen, heute Signer. Sie erinnert sich: »Ich bin mit meinen Kolleginnen von der Telefonzentrale in diese Bar gegangen, weil wir mit der Barmaid Maria befreundet gewesen sind.«[38] Mueller: »Ich sass an einem Tisch und hatte einen sitzen. Und dann kam sie und ich sah sie nur von weitem aufblitzen wie ein flammendes Streichholz. Da war's geschehen.«[39] Zwahlen: »Dort hat mir ein Mann eine Zeitungsseite überreicht, mit Gedichten, möglicherweise mit einer Foto von ihm und auf der Seite ist gestanden: ›Diese Seite widmet Pelegrin‹ – das war damals sein Pseudonym – ›der blonden Frau‹.«[40] In Muellers romanesker Schilderung der Szene ist die Zeitungsseite zu »seinem letzten Buch« geworden: »Er schrieb eine Widmung hinein: ›Der blonden Frau, von der ich in dieser Nacht träumen werde.‹ (…) Durch den Kellner liess er es Irene überbringen, zu eitel, zu feige, zu armselig, es selber zu tun.«[41] Zwahlen: »Der Kellner? Vielleicht ists der Kellner gewesen –, auf jeden Fall habe ich mit ihm abgemacht. Schon am nächsten oder übernächsten Tag hat er mich von der Arbeit abgeholt.«[42] Mueller schreibt, er habe es zustande gebracht, »mit dem Mädchen für den nächsten Abend ein Rendez-vous beim Denkmal des Lokalhelden« zu verabreden.[43] Zwahlen: »Er kam auf jeden Fall und ich freute mich, er hat mich sehr interessiert, ich habe meinen Eltern von ihm erzählt und vermutlich auch den Freundinnen.«[44] Mueller: »Irene kam zur verabredeten Zeit. Jung, blond, lachend, in einen dunkelblauen Dufflecoat gehüllt. (…) In einer Bar begannen die beiden zu ahnen, dass sie füreinander geschaffen waren.«[45]

Eine Woche nach der Begegnung im »Bali«, am 24. Februar, konnte der Vormund den Behörden melden, sein Mündel habe »nun am 23.2. eine Stelle als Casserolier im Hotel de la gare in Biel« angenommen.[46] Vom gleichen Tag datiert Muellers erster Brief an Lotti Zwahlen: »Mein Liebes / (…) Ich glaube fest, dass wir uns bald wiedersehen, in einer Zeit, die besser sein wird, denn ich werde mit meinem Blut arbei-

ten.«[47] In einem weiteren Brief schrieb er tags darauf: »Ich bin froh, dass Du so liebe Eltern und wirklich gute Freundinnen hast und will mir sehr viel Mühe geben auch so gut zu werden wie Du es verdienst. (…) Möge Gott uns für einander bestimmt haben und uns erhalten.«[48] Die erste gemeinsame Nacht mit Zora schilderte Mueller verschiedentlich: »Diese Nacht war wie ein Bild von Kinderhand gemalt. Mond zwischen Geäst des blühenden Apfelbaums, den wir vom Bett aus durchs offene Fenster sahen. Auf dem Boden brannte eine dicke, rote Kerze.«[49]

Nicht nur in der Liebe, auch beruflich hat Mueller im Frühling 1959 Glück, Casserolier ist er kaum einige Wochen. Damals habe er »gar seine ›Traumstelle‹ gefunden«, heisst es im Vormundschaftsbericht über jene Zeit, »nämlich als Inspizient am Atelier-Theater mit einer sehr guten Verdienstmöglichkeit. Diese Stelle hatte alles, was er begehrte. Er war beim Theater, er konnte gelegentlich auch selber auftreten, die Redaktion des Atelier-Kuriers mit zusätzlichen Verdienstmöglichkeiten wurde ihm anvertraut, er war nicht in ein starres Arbeitsschema gepresst.«[50] Wie er zu dieser Stelle kam? Er habe sie, schreibt er später, dem Umstand verdankt, »dass er einst mit der Sekretärin geschlafen, die wiederum ein oder zweimal beim Regisseur schlief, der mitunter seinen Lustknaben mit dem Direktor teilte«.[51]

In den folgenden Wochen legt sich der Inspizient Mueller derart ins Zeug, dass er seinen ersten nachweisbaren Auftritt als Schriftsteller verpasst: Am 29. April 1959 hätte er den 231. Abend des »Kerzenkreises« mit einer Lesung »aus einer Dichtung« bestreiten sollen. Walter Zürcher erinnert sich als Organisator der Veranstaltung, dass Mueller an jenem Abend nicht aufgetaucht ist.[52]

Ein Übungsfeld für die Jungen: Die literarischen Stunden am Kaminfeuer. – »Erst wenn ich es schreiben soll, merke ich, wie unwichtig es mir ist, wo und wann ich geboren bin. 24. März, Luzern, Schulen in Olten, Lehrerseminar Solothurn, einige Wochen auf dem Bau gearbeitet, Lehrer in Zuchwil, verheiratet, zwei Kinder, deren Erziehung mir nicht gelingt. Ich habe keine Biographie und werde wohl kaum je eine

haben.« Dies schreibt im Herbst 1961 Peter Bichsel seinem Kollegen Peter Lehner.[53] Lehner hat Bichsel um einige biografische Angaben gebeten, um die Einladung zur »Literarischen Stunde am Kaminfeuer« vom 11. November 1961 formulieren und vervielfältigen zu können.

Neben dem »Kerzenkreis« und dem neu gegründeten »Podium« ist im Herbst 1961 der »Kaminfeuer«-Zyklus für junge Autoren und Autorinnen die dritte Möglichkeit, aufzutreten. Im Rückblick hat Paul Eggenberg als damaliger Präsident des Berner Schriftsteller-Vereins (BSV) geschrieben: »Der alteingebürgerte Brauch, dass in erster Linie Jubilare zum 60. oder 70. Geburtstag mit Literaturpreisen bedacht wurden, schürte begreiflicherweise den Ärger unter den Jungen. Um dieser Entwicklung entgegen zu wirken, beschloss der Vorstand, ein Forum zu schaffen, das in erster Linie den jungen und neuen Mitgliedern reserviert sein sollte. Gemeinsam mit dem Lyceum-Club Bern wurden die ›Kaminfeuer-Stunden‹ ins Leben gerufen.«[54] Diese Darstellung ist zumindest ungenau.

Bereits am 6. November 1952 schrieb der »Bund«: »Zum erstenmal versammelte sich am letzten Samstag eine kunstfreudige Gesellschaft im Vortragsraum des Lyceumclubs zu einer Stunde ›am Kaminfeuer‹.«[55] Der Lyceum-Club ist eine alteingesessene, kulturell interessierte Berner Vereinigung gutbürgerlicher Damen, deren zwei, Bertie Biedermann und die Schriftstellerin Magda Neuweiler, die »Kaminfeuer«-Veranstaltungen angeregt hatten. An jenem 6. November wurde allerdings keine Literatur vorgetragen, sondern Barockmusik. In den Vorstandsprotokollen des BSV findet sich während des ganzen Jahres 1952 ein einziger organisatorischer Hinweis auf die neue Veranstaltungsreihe.[56] Die Protokolle jenes Jahres verweisen weder auf eine programmatische Diskussion über die neue Veranstaltungsreihe noch ein sonstwie geartetes Engagement.[57] Es scheint, als habe der BSV in der ersten Zeit ziemlich desinteressiert seinen Namen gegeben für eine Initiative des Lyceum-Clubs.

In den folgenden Jahren werden die »Stunden am Kaminfeuer« während der Wintermonate jeweils ungefähr monatlich durchgeführt.

Vor allem verdient macht sich um die Kontinuität der Veranstaltungen Magda Neuweiler.[58] Das Engagement des BSV-Vorstands bleibt über Jahre gleich bleibend gering: Man kümmert sich um Literaturpreise, bei denen man der Stadt beratend zur Seite steht, um die Organisierung der Büchermärite, Generalversammlungen und der gemeinsamen Ausflüge oder um das Gotthelf-Gedenkjahr zu dessen hundertstem Todestag 1954. Man nimmt aktive und passive Mitglieder auf und verschärft aus standespolitischen Überlegungen die Aufnahmebedingungen des Vereins, indem den Statuten folgender Passus beigefügt wird: »Aktivmitglied kann nur noch werden, wer auf Grund eines Vorstandsbeschlusses zum Eintritt eingeladen wird.«[59] Den Lesungen am »Kaminfeuer« widmet man sich bestenfalls mit Vorschlägen zur Programmgestaltung. Ein Engagement für junge Autoren ist nicht auszumachen. Geplant werden etwa Lesungen mit Rudolf Joho (*1898)[60], Magda Neuweiler (*1900)[61] oder eine »Gedächtnisstunde« für die 1935 verstorbene Lilly Haller[62]. Einen Hinweis, welchen Stellenwert der Vorstand diesen Veranstaltungen beimisst, gibt die Protokollnotiz darüber, ob die Arbeit eines Kollegen reif sei für die Öffentlichkeit: »Es werden Stimmen dafür und dagegen geäussert. Evt. für Stunde am Kaminfeuer oder in noch privaterem Rahmen innerhalb des BSV.«[63] Man sieht die »Kaminfeuer«-Veranstaltungen demnach als Übungsfeld im Grenzbereich zwischen privater und öffentlicher Lesung. Immerhin gibt es ab 1954 erstmals Hinweise auf Vertreter einer neuen Generation: Im Januar lesen Manfred Gsteiger (*1930) und Rudolf Gelpke (*1928)[64]; im Oktober Peter Lehner (*1922) und Jörg Steiner (*1930).[65]

Am 17. September 1955 tagt der Vorstand des BSV im Restaurant »Aux trois Amis« in Schernelz am Bielersee. Im Mai hatte Paul Eggenberg den bisherigen Präsidenten des Vereins, Erwin Heimann, abgelöst. Offenbar auch unter dem Einfluss des neuen Präsidenten stehen an der Sitzung – die man durchführt, bevor man zum traditionellen, gemütlichen Jahresessen des Vorstands übergeht –, zum ersten Mal etwas ausführlicher protokolliert, die »Kaminfeuer-Stunden« zur Diskussion. Es gibt ein Problem: »Für die weitere Durchführung dieser

Anlässe besteht bei den anwesenden Vorstandsmitgliedern kein grosses Interesse.« Man beschliesst: »Die Vortragskommission erhält den Auftrag, diese Frage näher zu prüfen und anlässlich der nächsten Vorstandssitzung darüber zu berichten.«[66] Dies geschieht. Einen Monat später wird ein weiterer Beschluss gefasst: »Wenn möglich, sollen für die Organisation der Kaminfeuer-Stunden junge Mitglieder beigezogen werden.« Konkret soll Präsident Eggenberg mit zwei Jungen des Vereins, Manfred Gsteiger und Wolfgang Adrian Martin, über diese Sache reden.[67] Kein Wunder, dass der damals 37-jährige Eggenberg mehr Verständnis für die Jungen hatte als sein neun Jahre älterer Vorgänger: »Ich bin 1942 in den BSV eingetreten und war viele Jahre lang der Jüngste.«[68] Sein Gespräch mit den jungen Kollegen des Vereins verlief allerdings nicht unproblematisch, was im nächsten Vorstandsprotokoll den ansonsten ausgesprochen humorlosen Vereinssekretär zum süffisanten Zwischentitel »Angebranntes Kaminfeuer« verleitete.[69]

Dieser Sekretär hiess Armin Riesen und brachte es unter den Bundesräten Eduard von Steiger, Friedrich Traugott Wahlen, Ludwig von Moos und Kurt Furgler bis zum Generalsekretär des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements. Er organisierte ab 1948 die militärische Abteilung »Presse und Funkspruch« neu und war später massgeblich beteiligt am Ausbau des gesamtschweizerischen Zivilschutzes: »Er hat sich für alle Bereiche der Gesamtverteidigung eingesetzt. Ein besonderes Anliegen waren ihm die Fragen des Staatsschutzes.«[70] Riesen gehörte also an führender Stelle zu jenen Leuten, die zur antikommunistischen Ideologie der Geistigen Landesverteidigung die Praxis des Kalten Krieges vorantrieben. Sozusagen hobbymässig behielt er als BSV-Sekretär in der Region Bern die Leute des Wortes ein bisschen im Auge. Seine Legitimation als aktives BSV-Mitglied ergab sich aus seinen Aphorismen, Gedichten und Erzählungen, die er bis zu seiner Pensionierung 1976 konsequent unter dem Pseudonym »S. Arrass« erscheinen liess – vorzugsweise in der Zeitung, bei der sein Schwager, der »Bund«-Feuilletonchef Arnold H. Schwengeler, arbeitete.[71] Aus Riesens Feder stammen zum Beispiel – unter dem Titel

»Neue Dichtung« – die Zeilen: »Zur Genüge / kennt man das alte Reimgefüge / deshalb zerschlägt man jede Norm / und fühlt sich sichtlich / non konform.«[72]

Dieser Riesen also setzte den Zwischentitel »Angebranntes Kaminfeuer«, bevor er über die Verhandlungen der Vorstandsdelegation mit den Jungen berichtete: »P. Eggenberg und E. Heimann orientieren über die reichlich schwierigen Verhandlungen mit einer Gruppe von jungen Autoren, denen die Durchführung der Kaminfeuer-Stunden übertragen werden sollte.« Der Konflikt drehte sich offenbar um die Frage, wie unabhängig vom BSV die Jungen würden auftreten dürfen. Der Vorstand beharrte darauf, dass dies unter dem Titel »Literarische Stunden am Kaminfeuer. Berner Schriftsteller-Verein und Lyceumklub Bern« zu geschehen habe.[73]

Aus den folgenden Protokollen zu schliessen, haben die Jungen in dieser Frage eingelenkt. Anfang 1956 übernahmen es drei von ihnen, die Veranstaltungen selbständig zu organisieren, und zwar Peter Lehner, Manfred Gsteiger und Sergius Golowin. Dieser schrieb später: »Die Sache pendelte sich so ein, dass jeder von uns drei Veranstaltern für seine Freunde über etwa ein Drittel der jährlichen Abende verfügen durfte – seine Wahl aber, wenn es nachträglich Zank und schlechte Besprechungen in den Blättern gab, den Gönnern gegenüber, eben dem Lyceum-Klub und dem Berner Schriftsteller-Verein, verteidigen sollte. Immerhin wurde dank dieser Einrichtung Bern, wie es u. a. Hilty [in der Literaturzeitschrift, fl.] ›Hortulus‹ feststellte, schon gegen Ende der fünfziger Jahre die Stadt mit der grössten Dichte an Dichtervorlesungen im deutschen Sprachgebiet.« [74]

Am 14. Januar 1956 liest am Kaminfeuer Adrian Wolfgang Martin, am 11. Februar Peter Lehner und Jörg Steiner, am 24. März Sergius Golowin und Manfred Gsteiger.[75] Seit damals, seit nunmehr also bald sechs Jahren, haben in Bern junge Autoren und Autorinnen die Möglichkeit, unter dem Patronat des BSV »am Kaminfeuer« aufzutreten. Die Möglichkeit ist ganz offensichtlich weit über Bern hinaus attraktiv: Seither haben zum Beispiel Hermann Kopf[76] und Hans Rudolf

Hilty[77] aus St. Gallen gelesen, Hans Boesch[78] und Erika Burkart[79] aus dem Aargau, Fritz Senft[80] aus Schaffhausen, Jean-Pierre Monnier[81] aus Neuenburg, Herbert Meier[82] aus Zürich und, im Dezember 1959, der junge Oltener Verleger Otto F. Walter[83] aus seinem eben erschienenen Erstlingsroman »Der Stumme«.

Wenn Paul Eggenberg über die »Kaminfeuer«-Lesungen spricht, erinnert er sich vor allem an die Grosszügigkeit des Professorenehepaars Neuweiler, das die Veranstaltungen im Lyceum-Club »vermutlich mit zehntausenden von Franken« unterstützt habe, »aber mit dem Verbot, ihren Namen zu nennen«. Mit Magda Neuweiler habe er als BSV-Präsident auch »ausgebrittelt«, »dass wir anfangen wollten, Lesungen mit Jungen zu machen, das heisst primär mit Jungen, man musste sie schon noch einbetten zwischen ältere. Aber mit der Zeit haben wir immer mehr auf die Jungen gesetzt. Damit haben wir ganz eindeutig auch einen neuen Kreis von Leuten angesprochen.«[84] Stimmt Eggenbergs Erinnerung, standen Lehner, Golowin und Gsteiger unter ständiger Kontrolle des Vereins.

Und nun, am 11. November 1961, liest also Peter Bichsel, »ein in Bern nahezu Unbekannter«, wie der »Bund« meint.[85] Dies ist Bichsels allererste öffentliche Lesung, wie er sich später erinnern wird.[86] Er liest eigene Lyrik und das Prosastück »Versuche über Gino«, das im Jahr zuvor als sein Erstling in einer Auflage von dreihundert Exemplaren erschienen ist. In 21 kurzen Abschnitten erzählt er darin die Geschichte von Gino, indem er »die Wahrheit mit Lügen« einkreist. Gino, ein Kaffeehausmusiker, der Frauen verführt und plötzlich nach Paris verschwindet. Oder ist er tot? Oben am Berg abgestürzt. Oder hat er sich zu Tode gestürzt? Oder fand man ihn unten am Fluss? Und hat er eigentlich jeweils »C'est très bien« oder »bene« oder »wundenbaa« gesagt? Sicher ist nur: Gino war ein »Vagabund«, ein »Vagant«, ein »Heimatloser«, der »keinen Besitz« und »keine Werte« kannte. Vielleicht war Gino auch ein »hagerer, ausgehungerter Italiener«, der sich als Ladendieb der Polizei freiwillig stellte, aber von dieser nicht ernst genommen wurde. Bichsels Wahrheit über Gino bleibt Stückwerk und in der

Schwebe: »Das Fragment ist eine Zeiterscheinung. Es gibt nur noch Wahrheit in Fragmenten. Wir haben Angst vor dem Gültigen, vor dem Endgültigen. Wir wagen nicht, die Fragmente zusammenzufügen, die Rechnung zu Ende zu führen.«[87]

Bemerkenswerter Erstling eines 25-jährigen Primarlehrers: Mit der programmatischen Postulierung der »Wahrheit in Fragmenten« demontiert er im Sinn der ästhetischen Moderne die Allwissenheit des Erzählers, auch wenn er die »Wahrheit in Fragmenten« moralisierend an eine »Angst vor dem Endgültigen« zurückbindet. Was aber, wenn auch mit aller Anstrengung die zusammenfügbaren Fragmente kein Gültiges – geschweige ein Endgültiges – mehr ergeben? »Die Rechnung« kann nicht mehr »zu Ende« geführt werden, weil lauter Unbekannte kein resultierendes Ganzes ergeben. Das ist keine Frage der Moral, sondern eine der Logik. Vielleicht hat Bichsel wegen dieser Vermengung von Ästhetik und Moral die »Versuche über Gino« zum verschollenen Jugendwerk deklariert und seinen schriftstellerischen Beginn von der kanonisierten Literaturkritik auf 1964 ansetzen lassen.[88]

Der Garten der Dichtkunst: Hans Rudolf Hiltys »hortulus«. – Am 30. November 1961 berichtet der St. Galler Hans Rudolf Hilty im »Kerzenkreis« unter dem Titel »Zwischen Poeten und Poesie-Konsumenten« über seine Erfahrungen als Herausgeber der Literaturzeitschrift »hortulus«.[89] Kein Wunder, dass neben dem Stammpublikum an jenem Abend auch die jungen Berner Schriftsteller Peter Lehner und Kurt Marti im Keller sitzen[90]: Beide haben sie Beiträge für einen kürzlich erschienenen Berner Schwerpunkt im »hortulus« geliefert. Im Editorial jenes Heftes schrieb er als Herausgeber von der »Bewusstseinsspaltung im literarischen Selbstverständnis« der Berner Literaturszene und zeigte auf, dass sowohl beim Theater als auch bei der Lyrik eine »auffallende Diskrepanz« bestehe »zwischen dem, was offiziös als ›Berner Dichtung‹ im Schaufenster liegt, und dem, was an progressiven Kräften daneben da ist«. Hierzu rechnete Hilty neben den »lebendige[n] Keller- und Kleinbühnen« auch die Podien: »Mögen auch Namen wie ›Dich-

tung am Kaminfeuer‹ und ›Kerzenkreis‹ etwas museal anmuten: die Lesungen, die unter solchen Etiketten in Bern stattfinden, erfüllen eine entsprechend erfrischende Funktion wie die Keller-Theater.«[91]

An diesem Abend spricht der 36-jährige Hilty aber über den »hortulus«, als dessen Herausgeber er sich bereits weit über die Deutschschweiz hinaus einen Namen gemacht hat. Im Sonderheft, das er Anfang Jahr zum zehnjährigen Bestehen der Zeitschrift herausgegeben hatte, erklärte er ihren Namen so: »Das geistig Lebendige, der offene Horizont: das war mit dem oft missverstandenen Namen ›hortulus‹ ins Auge gefasst. (…) Unter dem Titel ›hortulus‹ gab 1510 der St. Galler Humanist Vadian (…) eine poetische Schilderung der Gartenbaukunst heraus, die der Reichenauer Mönch Walahfrid Strabo gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts verfasst hatte. In dieser Dichtung erscheint (…) der Garten als das Offene im Gegensatz zum umschliessenden Gehäuse, als Ort der Regsamkeit im Gegensatz zur trägen Musse. (…) Im Garten ist der Mensch unbehaust – und doch in einem Raum der ›cultura‹.«[92] Diese Erklärung verrät: Hilty kam aus bildungsbürgerlichem Haus. Der Vater war Kantonsschullehrer, die Mutter Mundartdichterin, und die Grossmutter mütterlicherseits vertrat in ihrer Haltung »das st. gallisch-vadianische Bürger-Erbe«, wie er später gesagt hat.[93]

Hilty war gerade 25 und hatte als Talentprobe erst einen lyrischen Erstling veröffentlicht, als er – »ausgerüstet mit einer geringen Erbschaft und mit einem wachen Gehör für die neuen literarischen Töne«[94] – den damals 68-jährigen St. Galler Verleger Henry Tschudy überzeugen konnte von der Idee, eine Literaturzeitschrift für die jüngste Generation herauszugeben. Hilty erinnerte sich später: »Der Verleger war hilfreich für den Start der Zeitschrift; nachdem sie sich ungefähr selber trug (aber ohne dass meine Arbeitszeit honoriert worden wäre), ging das Risiko auf meine eigene Rechung.« »hortulus« erschien von 1951 bis 1956 als Vierteljahresschrift, seit 1957 zweimonatlich, hatte jeweils 32 Seiten und mit der Zeit bei einer Auflage von 1500 Exemplaren ungefähr 1300 Abonnements. Seit 1959 gab Hilty als Ergänzung zu »hortulus« die belletristische Reihe der »Quadrat-Bücher« heraus.[95]

Angefangen hat er 1951 nicht im luftleeren Raum. Ab 1948 bis Ende der fünfziger Jahre gab es in der St. Galler Subkultur den literarisch interessierten Notker-Kreis.[96] Spiritus rector war Adrian Wolfgang Martin (*1929), der während seines Studiums in Bern zwischen 1950 und 1955 vier Gedichtsammlungen in Rilke'schem Ton und 1960 unter dem Titel »Requiem für den verlorenen Sohn« einen Roman veröffentlichte.[97] Zwischen ihm und dem progressiveren Hilty sei es bald zu Spannungen gekommen, erzählt Martin. Zuerst habe auch er im »hortulus« publiziert, später aber habe Hilty versucht, ihn aus dem Tschudy-Verlag hinauszudrücken, um »seine Literatur ausschliesslich durchzusetzen«.[98] Mitglied des Notker-Kreises war übrigens auch Marcel Pfändler, der zwischen 1950 und 1956 den Eirene-Verlag betrieb, in dem zum Beispiel die lyrischen Erstlinge der Berner Peter Lehner, Manfred Gsteiger und Jörg Steiner erschienen.[99]

Als »hortulus«-Herausgeber löste sich Hilty vom Notker-Kreis und betätigte sich seither nicht nur als Herausgeber, Buchgestalter, Anreger literarischer Anlässe, Übersetzer und Entdecker von Autoren und Autorinnen – er war zusätzlich zwischen 1953 und 1956 als Junglieberaler Redaktor der »Politischen Rundschau«, der freisinnigen Monatszeitschrift für Kultur, Politik und Wirtschaft; er veröffentlichte »Den goldenen Griffel«, eine Anthologie über sanktgallische und appenzellische Literatur; er war Berater bei einer Ausstellung des Kunstmuseums St. Gallen mit dem Titel »Malende Dichter – dichtende Maler«; er wirkte als Juror, Kritiker und Veranstalter – und er hatte einen Roman in der Schublade, den er »Parsifal« nannte. Vor allem aber war er ein »sprichwörtlicher homme de lettre«[100], »ein ideenreich drängender wie doch auch seltsam scheuer, jedenfalls immer diskreter Literat«[101], der damals für die literarische Kultur in St. Gallen und weit darüber hinaus von »erstrangiger Bedeutung«[102] war.

Für jene Generation, die in den fünfziger Jahren zu schreiben begann, wurde Hilty über die Landesgrenzen hinaus zur Leitfigur. Das war die Generation der zwischen 1920 und 1930 Geborenen, von denen Hilty selber für die Schweiz Hans Boesch, Friedrich Dürrenmatt,

Eugen Gomringer, Walter Gross, Alexander Xaver Gwerder, Peter Lehner, Kurt Marti, Herbert Meier, Kuno Raeber, Jörg Steiner und Otto Friedrich Walter als repräsentativ bezeichnete. Auch sie seien, wie die Deutschen, geprägt worden von der »Nullpunkt-Situation«, der »neuen Offenheit« am Ende des Krieges 1945. Auch für sie gelte die Parole »Zwischen Vineta und Utopia«: »Damit [soll] der Ort bezeichnet werden, von dem her heutiges dichterisches Sprechen verlautet. Vineta: der Schmelz des Glaubens an das Versunkene, die (nicht mehr mögliche) Poesie, die einlullt, berückt. Utopia: die Parole, die gewaltsam von uns Besitz ergreift, das (nicht mehr mögliche) Pathos des Glaubens an ein zu eroberndes Künftiges. Zwischen Vineta und Utopia: das Wort, das, in Freiheit gesetzt, den Partner in Freiheit setzen will. Das Wort nicht als Narkotikum und nicht als Fanfare, sondern als zeigendes Zeichen. Das noch mögliche Wort.«[103]

Kurt Marti erinnert sich, »der anfänglich noch klassizistisch-betuliche (Hilty hätte vielleicht gesagt: ›gymnasiale‹) Habitus in Präsentation und Inhalt« des »hortulus« habe sich mehr und mehr verändert, »literarische und regionale Beschränkungen wurden durchbrochen«.[104] Programmatisch forderte Hilty das »Erstgeburtsrecht der Dichtung vor allem Reden über Dichtung«.[105] Obschon er immer wieder auch zu zeigen versuchte, dass das Engagement für die Moderne nicht abgekoppelt von der Tradition zu sehen sei[106], geriet der »hortulus« bald einmal unter konservativen Beschuss, nicht zuletzt im Berner »Bund«: »Einem Trupp junger Schweizer Autoren geht es auf die Nerven, dass in der heimatlichen Gegenwartsliteratur die Revolutionsparole der Nachbarn nicht durchwegs aufgenommen wird. Mit der unablässig angestachelten Kraft von Sendlingen einer Heilsbotschaft marschieren sie unter der Fahne der ›Neuen Wirklichkeit‹.« Der »hortulus« sei extravagant und betreibe »verbissene Grenzgängerei«, »Söldnerei« und »aufmüpfige Widergängerei« mit einem »unechten Überzug aus Internationalität« (Charlotte von Dach).[107]

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass der »Bund« Hiltys Auftritt im »Kerzenkreis« nicht beachtet hat. Laut »Berner Tagblatt« hat er an

jenem Abend auf die Frage, warum er den »hortulus« gegründet habe, geantwortet: »Geschäft war damit von vornherein keines zu machen.« Ihn habe gereizt, »das in der Dichtung geistig Lebendige, gleichgültig in welcher Form es sich kleidet, aufzuzeigen, als Korrektur gegen erstarrte Vorurteile und endgültige Bildnisse; mitzuhelfen, dass auch die neuen Möglichkeiten des Ausdrucks bekannt werden können, zu erspüren, was in Bewegung ist und kommt«.[108]

Die »Grenzpresse«: Guido Haas gründet einen Verlag. – Im Spätherbst 1961 sind im Berner Verlag »Grenzpresse« unter dem Titel »Passgang« Prosatexte von Guido Haas erschienen.[109] Er war der unabhängigste Geist im Umfeld des »Kerzenkreises«, ein Querdenker, der sich für Zen-Buddhismus so gut interessierte wie für Holzapfels Panidealismus, für den »nouveau roman« so gut wie für die gegenstandslose Malerei oder den abstrakten Film, mit denen er als ehemaliger Kunststudent von Fernand Léger in Paris selber experimentierte.

Nun hatte Haas sechs kurze Geschichten veröffentlicht, deren erste den Titel »Angaben zu den merkwürdigen Umständen eines Unfalls« trägt. Sie erzählt von einem Vorarbeiter, der in den Abwasserkanälen eine Leitung entdeckt, die auf keinem Plan eingetragen ist. Der Versuch, die Leitung freizulegen, nötigt zu Grabungen »in felsiges Gestein« und zum Stollenbau. Der Vorarbeiter wird dabei von einer einbrechenden Stützmauer erschlagen, und es bleibt von ihm lediglich der dunkle Ausspruch, »die betreffende Leitung führe ohne Zweifel ins ungeschmälerte Zentrum«. Diese Suche nach dem Metaphysischen in der proletarischen Unterwelt – Haas nimmt den Schauplatz von Hugo Loetschers erzählerischem Erstling »Abwässer« (1963) vorweg[110] – hat die Redaktion der Evangelischen Zeitschrift für Kultur und Politik, »Reformatio«, angesprochen – sie druckte den Text nach.[111] Konnte das »ungeschmälerte Zentrum« nicht als metaphorischer Hinweis auf Gott gelesen werden? Oder spielte Haas damit auf Holzapfels allumfassendes »Panideal« an? Haas verneint. Er sei sicher, dass er diese Metapher damals für zen-buddhistische Zusammenhänge gesetzt habe.[112] In diese

Richtung weist auch der Schluss seiner Erzählung »Grenzgänger«: Dort erklärt der Lastwagenfahrer B., die Technik der Schuttablagerung mit seinem Fahrzeug sei nur eine »Übung«: »Übe man denn, um irgend ein Ziel zu treffen? Nein, sagte er, man übe, um die Grenzen zu lösen und das Gleichgewicht zu schaffen, er meine freilich nicht das Gleichgewicht in der Symmetrie, sondern jenes im Asymmetrischen. Ob zutage liege, was er meine?«

Diese beiden Geschichten hat Haas übrigens bereits im Februar 1958 in einer »Literarischen Stunde am Kaminfeuer« vorgelesen.[113] Sie haben kontroverse Reaktionen hervorgerufen. Während Sergius Golowin für das »Oberländische Volksblatt«[114] schrieb, man spüre »die Einflüsse der Psychologie und Kafkas – aber auch eine in der jüngsten Dichtung oft spürbare, seltsam zunehmende Liebe für magische, alchemistische, mystische Sinnbilder«, wurden sie in der »Neuen Berner Zeitung« aus konservativer Sicht verrissen: »Wie gross die Gefahr ist, dass sich glatte Banalität mit einer ›modernen‹ Aussage drapiert, machten vollends die Stücke von Guido Haas deutlich. Wie verhängnisvoll doch Kafka, zur Manier geworden, bei den Jungen wirken kann! Es waren typische Beispiele jenes provinzlerischen ›Modernismus‹, der heute bei uns in charakteristischer Stilverspätung auftritt, und dem wir doch so wesenhafteres Eigenes entgegenzusetzen hätten.«[115]

Die Texte gehören zum Unverstaubtesten und Klarsten, was aus der vom »Kerzenkreis« ausgegangenen Szene junger Literaten geschrieben worden ist. Veröffentlicht hat Haas später trotzdem nie mehr. Seit 1970 lebt er asketisch bescheiden im »Fuchsloch«, einem alten Bauernhaus unterhalb des Waldes auf der Nordseite der Lueg im Emmental. Die Idee der »Grenzpresse« wäre es gewesen, sagt Haas heute, kurze alte und neue Texte billig greifbar zu machen, auch zum Beispiel Einblattdrucke auf Zeitungspapier. Der 32-seitige »Passgang« ist die einzige Publikation der »Grenzpresse« geblieben.[116]

Die »Tägel-Leistler« wollen Literaten werden: Die Arena FIERTAS. – »Aus Standortbestimmungen und Prosa der Berner literarischen

Gruppe Arena FIERTAS«: So wird die »Literarische Stunde am Kaminfeuer« vom 9. Dezember 1961 angekündigt. Gelesen haben an jenem Samstagnachmittag im Lyceum-Club sechs junge Berner: Alfred (Baschi) Bangerter, Ulrich Baumgartner, Peter J. Betts, Hans Ulrich Christen, Maurus Klopfenstein und Zeno Zürcher; eingeführt wurden sie von Sergius Golowin.[117] Ausser Betts und Christen waren alle Auftretenden seit Jahren Mitglieder des »Tägel-Leists«.

Der »Tägel-Leist« ist im Winter 1957/58 als Abspaltung des »Kerzenkreises« gegründet worden[118], seither hat er eine rege subkulturelle Aktivität entwickelt: Man feierte Feste, wie sie fielen, machte gemeinsame Wochenendausflüge, traf sich zur Arbeit in Untergruppen, in denen man sich mit Märchen, Sagen und Mythen, mit der deutschen Romantik im Allgemeinen und mit Novalis im Speziellen, mit Mozart, Nietzsche und Hölderlin beschäftigte; seit Sommer 1958 gab man für das persönliche Umfeld des »Tägel-Leists« eine eigene Zeitschrift heraus, die man zuerst »SINWEL«, später »Botti« nannte – eine zu den Tag- und Nachtgleichen und den beiden Sonnenwenden erscheinende Vierteljahresschrift.

Je mehr sich das ursprünglich reformpädagogische Engagement der Gruppe der Literatur zuwandte, desto konkreter begann man die Möglichkeiten zu diskutieren, Eigenes so zu verlegen, dass es über die Zeitschrift »SINWEL« hinaus zur Kenntnis genommen würde. Das Interesse an einem eigenen Verlag hatte vor allem Sergius Golowin, der seit 1955 in rascher Folge in verschiedenen Verlagen sechs Bändchen mit literarischen Arbeiten, vor allem Gedichten, hatte erscheinen lassen.[119] Im Frühjahr 1959 gründete er zusammen mit seinem zurzeit in Genf lebenden Cousin Niklaus von Steiger, ebenfalls ein »Tägel-Leistler«, den Sinwel-Verlag.[120] Gedruckt wurde im süddeutschen Memmingen bei Fritz Möser, der nicht nur sehr billig arbeitete, sondern auch bereit war, die Sinwel-Publikationen mit eigenen, farbig gedruckten Original-Linolschnitten einheitlich zu gestalten.[121] Dieses öffentliche Podium des »Tägel-Leists«, erinnert sich Niklaus von Steiger, habe sich lediglich als einfache Gesellschaft konstituiert, und Geld habe es »prak-

tisch null« gegeben: »Man schaute, dass man irgendwie herauskam.« Honorare und Gewinne waren nicht vorgesehen, die Ziele lagen »im Ideellen«.[122]

Zum Jahreswechsel 1959/60 machte von Steiger als Verleger in der »5. Mitteilung des Sinwel-Verlags« eine Standortbestimmung seiner »Selbsthilfeorganisation«. Darin distanzierte er sich gleichermassen von »der reinen Schönschreiberei, des ›art pour art‹« wie von Jean-Paul Sartres Forderung nach dem »engagement« des schöpferisch Tätigen, das »eine seelische Selbstverstümmelung« erzwinge. Beide Wege führten zur »Aufhebung des Irrationalen (d. h. des Unkontrollierbaren und Unerwarteten)«. Die Aufgabe der »Dichter der Gegenwart« sei es, »Mittler des Göttlichen zum Menschlichen« zu sein. Es gehe um die »Rundheit und Ganzheit« des realen Bildes, dem durch die »Vernunftkontrolle« »das Göttliche abgezogen« werde: »Das Bild verkümmert zum Begriff. (…) Vom wahren Dichter aber ergeht der Ruf an das Irrationale in uns. Ein Wort, ein Vers, in uns blitzt etwas auf, ein Bild glüht und glimmt vor uns in seiner ganzen Herrlichkeit, weckt in uns verborgene Kräfte, zwingt uns zur Tat.« Diese Bilder sollten nicht in einer zeitlos klassischen Sprache realisiert werden: »Das Rattern der Maschinen, die Losungen an den Plakatwänden zwingen den Dichter zu einer neuen Ausdrucksweise, um sich Gehör zu verschaffen. Er gestaltet seine Sprache schlagwortartig, explosiv. Der Klang ist rauh, aufreizend, aufstachelnd. Zum schrillen Ton der Motoren mischt sich das Geheul der Urelemente. Der Angriff ist gegen die verkrusteten Oberschichten des Bewusstseins gerichtet, die es zu zerschlagen gilt. Das Innere wird ausgebrannt, bis der Mensch für das Neue empfänglich wird.«[123] An anderer Stelle betont von Steiger 1962, dass das Bemühen des »Tägel-Leists« um die »Volkskultur« durchaus auch die Bemühungen des Verlags leiten sollte: »Die Dichter unseres Verlages (…) wenden sich an die Gemeinschaft von vernunftbegabten, urteilsfähigen Individuen, nämlich das Volk. Die ununterbrochene Flut von politischen und kommerziellen Reklamesprüchen droht den Menschen in einem Meere von Stumpfsinn zu ersäufen. Deshalb haben sich unsere Dichter als

Ziel gesetzt, jene Sinnbilder, die uns in unserer Kindheit so unendlich teuer waren und die wir auch im späteren Leben, vielleicht unbewusst, als Heiligstes bergen, in der Sprache unserer Zeit auszudrücken. Diese Sprache ist der Volksmund.«[124]

Der Sinwel-Verlag publiziert seine schmalen Bücher, die illustriert und grosszügig umbrochen 40 bis 90 Seiten umfassen, in mehreren Reihen: 1959 wird mit der »Sinwel-Reihe der Lyrik« und der »Sinwel-Reihe der Prosa« begonnen – pro Band werden um die 650 Exemplare gedruckt[125]; 1960 folgt die »Sinwel-Reihe der Feen-Mären«, in der Sergius Golowin seine seit Jahren betriebenen Archivforschungen thematisch geordnet zu präsentieren beginnt; 1961 kommt die »Sinwel-Reihe romantischer Neudrucke« hinzu, in der allerdings nur eine einzige Publikation erscheint: Otto Heinrich von Loebens »Die Jahreszeiten. Fragmente«. Als Band 2 geplant wäre »Die Elfen« von Ludwig Tieck gewesen.[126]

1960 publiziert der Sinwel-Verlag eine Anthologie unter dem Titel »Eigene Wege. Berner Versuche 1960. Die neue Mitte«.[127] Als Herausgeber zeichnet Henri Lauener, als Philosophiestudent »skeptischer Nonkonformist«, daneben Redaktor des »Berner Student«, wo er »wegen Linksdrall, Umtrieben mit Kommunisten« und als »Trabant von Chruschtschow« abgesetzt worden sei.[128] 1958 hat er seinen lyrischen Erstling veröffentlicht, in dessen Vorwort er schrieb, es sei ihm nicht darum gegangen, »Dinge bloss auszusagen, sondern darum, auf seltene, überaus geballte Empfindungen, die nur kurz dauern, während derer der Einzelne am Erleben des Schönen teilnimmt, durch die Suggestionskraft der Worte hinzudeuten«.[129] Für die Sinwel-Anthologie schreibt Lauener erneut ein Vorwort. Ähnlich wie von Steiger zu Beginn des Jahres grenzt er sich darin nach zwei Seiten ab, einerseits »gegen jeglichen gedankenlosen Fortschritt ›à tout prix‹«: »Wir wenden uns gegen die jungen Arrivisten, weil sie, rücksichtslos dem bloss Äusserlichen opfernd, die Kunst auf den Weg der grundsätzlichen Inhaltslosigkeit geführt haben, ohne zu bedenken, dass sie damit ihren Sinn zerstören«; andererseits gegen »jene fest eingesessenen Literatur-

bonzen, die Kraft ihrer Gewichtigkeit (besonders gesellschaftlicher und sozialer Art) alles unterdrücken, was sie mit ihrem biederen Massstab nicht zu erfassen vermögen«. Konkret gehe es gegen »St. Gallen«, wo es in Hans Rudolf Hiltys »Dichtergarten kunterbunt vermengt« durcheinanderblühe, und gegen die »vorgefassten Meinungen eines beschränkten Geistes«, wie sie »gewisse Redaktionen« beherrschten – für Bern dürfte hier vorab Arnold H. Schwengelers konservatives Feuilleton im »Bund« gemeint gewesen sein.[130]

Ungefähr gleichzeitig mit der Postulierung einer »neuen Mitte« wird im Juli 1960 die »Arena FIERTAS« gegründet.[131] Seit 1961 erscheint in den Bändchen der »Sinwel-Reihe der Prosa« jeweils ein mehrseitiger Anhang unter dem Titel »Arena FIERTAS. Diskussionspodium für neue Dichter«, der Erstdrucke kurzer, neuer Arbeiten, Kurzbiografien und gegenseitige, nicht sehr kritische Kritik innerhalb der Gruppe dokumentiert. Das Wort »FIERTAS«, das wie die lateinische Form des französischen »fierté« (Stolz, Kühnheit) aussieht, ist, wie Sergius Golowin schreibt, ein Fantasiewort, das »aus einer zufälligen spielerischen Zusammenstellung der sieben Anfangsbuchstaben von Begriffen« entstanden sei, »die alle für die hier vereinigten Dichter eine besondere Bedeutung besitzen«; »FIERTAS« bedeute folgendes:

»F Fee (im Märchen die Bringerin des Schicksals und die Hüterin aller Wunder!) = italienisch ›fata‹ (davon abgeleitet, zumindest für die Dichter der Arena FIERTAS = fatale Dichtung, fatale Generation, fataler Lebensstil).
I Innen. Für Innere Heimatsuche, Weg nach Innen, Wallfahrten nach Innen.
E Ehrlichkeit (gegen sich selber, damit auch meistens gegen den Weggefährten!)
R Reif (oder: Ring) des Lebens, der Seinsordnung.
T Traum.
A Avallon (auch: Atlantis) = Land, Zustand, Ziel der zeitlosen Sehnsucht.
S Spiel = der eigentliche Ausdruck des ›inneren Kindseins‹.«

Zur Erläuterung fügt Golowin bei: »Nicht um Feenmärchen, Träume, Kinderspiel geht es den Dichtern der Arena FIERTAS, sondern um jenes Ewige, das hinter diesen Dingen erahnbar wird, in ihnen auch für den Verstand einigermassen erfassbare Gestalt gewinnt.«[132] Selbstkritisch wird er diese »FIERTAS«-Definitionen im Rückblick kommentie-

ren: »Wir versuchten, um uns auf unsere Art irgendwie zu behaupten und zu entfalten, zu den für unsere Zeitgenossen unmöglichsten Dingen zurückzugreifen. (Genau wie ein von einem Elektronenhirn gesteuertes Gerät, das, wenn es auf einen äusseren Widerstand stösst, ›rückkoppeln‹ muss, um mit der ihm eingeplanten Bewegung weiterzufahren.)«[133]

Im Dezember 1960 veröffentlicht Hans Rudolf Egli im »Berner Tagblatt« einen grossen Essay über die »Arena FIERTAS«, in dem er unter anderem nach den Traditionen fragt, denen sich diese Gruppe verpflichtet fühle: »Unverkennbar greift sie das Erbe der Romantik auf, knüpft an altes Sagengut an. Unter den sieben Initialen des Signets FIERTAS deutet die Mehrzahl in diese Richtung (…). Die Auffassung der realen Welt als eines unmassgeblichen Vordergrundes ist ein weiteres Charakteristikum. Der Dichter weiss sich, sobald er ehrlich seine Träume gestaltet, eins mit dem Kosmos mythischer Bilder. Persönlicher ›Traumgrund‹ und der ›Sternwind‹ des Überindividuellen stehen in verborgener Beziehung, ja, Übereinstimmung. Deshalb kann der Dichter nichts erfinden, er kann nur finden, was seit Urzeiten da ist. (…) Dies (…) für den heutigen Leser sichtbar zu machen, darin sieht er seine Aufgabe.«[134]

Die Selbstcharakterisierung der »Arena FIERTAS«-Leute als Angehörige einer »fatalen Generation« gibt Egli darüber hinaus Gelegenheit zu einem Vergleich mit der damals in Europa bekannt werdenden US-amerikanischen »geschlagenen Generation«, der Beat Generation – immerhin hat der »Arena FIERTAS«-Autor Hans Ulrich Christen seinen lyrischen Erstling James Dean, einer Kultfigur der Beat Generation, gewidmet.[135] Egli zitiert aus »Wie schreibe ich moderne Prosa?«, einem programmatischen Text des Beat-Autors Jack Kerouac: »Schreibe, was aus den Tiefen deines Innern aufsteigt! Je verrückter, desto besser. Du bist allezeit ein Genie!« Diese Haltung fasst er als »poetischen Vitalismus«: »Poetisches Schaffen erscheint als Angelegenheit eines schöpferischen élan vital, Sache der unmittelbarsten Lebenskraft, wird in keiner Weise als Wille zur Form gesehen, sondern als Trieb zu schaffen, zu spielen, zu zaubern.«

Neben allen Unterschieden zwischen der Beat Generation und jener fatalen, die die »Arena FIERTAS« vertreten will, gibt es auch Parallelen: Man betont als Schreibhaltung die Subjektivität gegenüber den gängigen Schreibtraditionen. Während jedoch bei Kerouac »aus den Tiefen« ein anarchischer Individualismus aufsteigt, behaupten die »Arena FIERTAS«-Autoren die Zurückgebundenheit der subjektiven Tiefen auf ein kollektives Unbewusstes, in dem die Archetypen und Mythen als ewige Werte neu entdeckt werden müssen. Entsteht bei Kerouac die Zeitlosigkeit aus der Blitzhaftigkeit des Moments, entsteht sie in der »Arena FIERTAS« aus der ewigen Gültigkeit der »wirklichen Werte«. Beiden gemeinsam ist der Impuls, aus der Zeitmaschine der herrschenden Verhältnisse in verschiedene Richtungen ins Ungesicherte auszubrechen.

Der erste öffentliche Auftritt der Arena FIERTAS im Rahmen der »Literarischen Stunden am Kaminfeuer« stand unter einem Motto von Christen, auf das Egli in seinem Essay angespielt hat: »Traumgrund und Sternwind / sind die Hoffnungen / unserer müden Herzen«.[136] Den Rezensenten des »Bunds« haben die Lesungen weniger beeindruckt als die anschliessende Diskussion – für ihn im Zusammenhang mit literarischen Lesungen offenbar etwas Neues: »[Sie] zeigte (…), dass einen das Gehörte nicht gleichgültig lassen kann und darf. Die Arena Fiertas ist ein Podium, auf dem offen und schonungslos um Aussagen gerungen wird, die sich, auch ihrer Form wegen, hören lassen können.«[137]

Wie Mueller einen Beruf und seine Freundin verliert. – Am 16. November 1961 wird der Häftling René E. Mueller nach Witzwil verbracht[138]: »Unmittelbar nach meiner Einweisung in die Strafanstalt bin ich nach der Kiley versetzt worden.«[139] Die Kiley, erinnert sich der heutige Direktor der Anstalten von Witzwil, Rolf König, sei eine Alp zuhinterst im Diemtigtal im Berner Oberland. Bis 1974 sei man mit den Insassen zum Sömmern der Kühe des anstaltseigenen landwirtschaftlichen Betriebs auf diese Alp gezogen. Dass dort auch winters Leute gewesen seien, erstaunt ihn, allerdings sei die Kiley eine grosse Alp. Es

wäre möglich, meint er, dass im Winter eine kleine Equipe zum Rechten geschaut habe.[140]

Von Arbeit schreibt Mueller an Zora am 10. Dezember 1961 nichts, obschon er über aufgezwungene Arbeiten gewöhnlich laut und deutlich klagte. Dafür rühmt er die kleine Gruppe von Gefangenen, den gut geheizten Schlafraum und das ausgezeichnete Essen: »Ich geniesse so ziemlich die äussersten Freiheiten und Annehmlichkeiten, die einem Gefangenen zu gewähren möglich sind.« Der Brief in munterem Plauderton endet mit: »Ich denke viel an Dich und es gibt Stunden, wo Du mir fast körperlich gegenwärtig bist.«[141] Dieser Satz möchte darüber hinwegtäuschen, dass er seine Zora längst verloren hat.

Damals, als er – der Inspizient am Atelier-Theater – jungverliebt und selbstbewusst im Elternhaus seiner jugendlichen Geliebten an der Werkgasse 48 in Bern eingezogen war, hatte er sich ein Doppelleben aufzubauen begonnen. »Das (…) unschuldige Geschöpf ist sehr beeindruckt von seinem geliebten Teufel, den es zum Gott macht«, schrieb er später. Zwar klammert er sich »an die Schönheit, an die Gegenwart dieses Mädchens, an die Liebe, die sie ihm geben würde. Und nachher? Was nachher? (…) Vielleicht in häuslicher Geborgenheit einmal, da würde er ihr die Wahrheit sagen.«[142] In Zoras Elternhaus, wo er offenherzig aufgenommen worden war, markierte Mueller den Schwiegersohn in spe und glaubte wohl ab und zu selber, dass er Zora heiraten möchte, obschon dann »das Dramatische« ausgeschaltet sein würde, »das doch allein der Liebe Reiz verleiht«.[143] Daneben arbeitete Mueller zwar im Atelier-Theater für seine Verhältnisse viel, wird aber noch mehr Arbeit vorgeschoben haben, um seine Rolle in der wilden Altstadtszene weiter spielen zu können, der er damals angehört hat. In den Nächten nahm er an »ausgelassene[n] Sauforgien« teil, »wo oft die Flaschen flogen«: »Wüste Partys sexueller Höchstleistungen, Weltrekorde der Schweinereien.«[144]

Kleinere Auseinandersetzungen zwischen Zora und Mueller gab es bald einmal: »Wenn wir zusammen Streit hatten, haben danach irgendwelche Männer angerufen, Freunde von ihm, die er dazu

brachte, mir zu schildern, René sei völlig kaputt wegen mir, ich solle ihm doch dieses und jenes verzeihen.«[145] Zum ersten grösseren Konflikt kam es ausgerechnet im November 1959, als sich Mueller auf dem Höhepunkt seiner kurzen Laufbahn im Atelier-Theater befand. In diesen Tagen erschien die erste Nummer des »atelier kuriers«, auf dessen Umschlag er als verantwortlicher Redaktor zeichnete. Als Redaktionsadresse gab er die Wohnung der Eltern seiner Freundin an. Das Heft machte zwar ein bisschen den Eindruck einer dilettantischen Literaturzeitschrift, dafür hatte Mueller die meisten Beiträge selber verfasst – zum Teil unter dem Pseudonym »Pery Peregrin« oder seinem Kürzel REM.[146] Ungefähr in jenen Wochen sagte ihm zudem der Berner Viktoria Verlag zu, seinen Erstling – eine Gedichtsammlung – drucken zu wollen. Langsam, aber sicher war Mueller jemand.

Am 25. November dann als vierte Premiere der laufenden Saison 1959/60 Dürrenmatts »Besuch der alten Dame«. Anschliessend trifft man sich zur Premierenfeier im Bellevue-Palace. Mueller geht mit Zora hin und schreibt im Rückblick, er habe »sehr nervös« getan und »ein mürrisch-borniertes Gesicht zur Schau« getragen, so dass Zora habe merken müssen, »dass etwas nicht stimmen konnte«: »Einmal mehr merkte sie, dass er sich allein mit seinen Freunden immer grossartig unterhalten konnte, dass es ihm aber nur selten oder nie gelang, sich in ihrer Anwesenheit ebenso zu amüsieren. (…) An jenem Abend war er [ihr] gegenüber so rücksichtslos, dass es ihr ausreichte. Sie schickte sich an, das Etablissement zu verlassen.«[147] Mueller konnte seine Freundin zwar zum Bleiben überreden, aber für die junge Frau war der Abend gelaufen. Als es sich traf, dass Mueller während des Banketts mit dem grossen Dürrenmatt einige Worte unter vier Augen wechseln konnte, sagte ihm dieser über die schmollende Zora: »Hören Sie mal, das ist doch keine Frau für Sie.«[148] Lotti Signer erinnert sich heute: »Nach dieser Premierenfeier hat er einmal nicht gewollt, dass ich ihn irgendwohin begleite. In diesem Zusammenhang erzählte er mir, was Dürrenmatt gesagt habe. Das hat mich verletzt und beleidigt.«[149]

In den nächsten Tagen folgt Muellers grosser Absturz. Er beginnt im Jazzkeller an der Junkerngasse 1, wo sich seine Freundin bald einmal mit besseren Tänzern amüsiert, als er einer ist. Er ist eifersüchtig und säuft, geht anderntags besoffen zur Probe, säuft weiter. Die Direktion des Theaters verbietet ihm ultimativ, während dieser Saison den Jazzkeller noch einmal zu betreten. Mueller geht wieder hin. Er fliegt beim Atelier-Theater raus und kommentiert später sarkastisch: »Trunkenbolde sind schlechte Inspizienten – wenigstens einer sollte ja nüchtern sein.«[150] Bereits in der Dezember-Nummer des »atelier kuriers« findet sich kein Hinweis mehr auf seine Mitarbeit, dafür im Editorial eine ziemlich vernichtende Kritik der ersten Nummer: »Unser heutiges Anliegen nun soll es sein, nach dem ersten vagen Versuch dem ›atelier kurier‹ ein bestimmtes ausgeprägtes Gesicht zu geben.«[151]

Weil Muellers Gedichtsammlung »Poetische Aderlässe« für den Frühling 1960 angekündigt ist, muss sich jene Episode im Winter 1959/60 abgespielt haben, die in den Akten als Hinweis auftaucht, gegen Mueller sei ein Gerichtsverfahren hängig wegen »Veruntreuung von Bildern von Lindi«.[152] Henri Lauener erzählt die Geschichte so: Der Viktoria Verlag habe sich entschlossen, Muellers Gedichtband illustrieren zu lassen, und zwar nicht von irgendeinem, sondern von Lindi, dem Kunstmaler Albert Lindegger, damals weitherum bekannt, weil er an jedem Wochenende auf der Titelseite des »Bund« mit einer politischen Karikatur präsent war – seine skurril-komischen Strichzeichnungen kannten in Bern buchstäblich alle. Weil nun, so Lauener, bei der Buchproduktion die Zeit knapp geworden sei, habe man Mueller beauftragt, bei Lindi vorbeizugehen und ihn zur Eile anzutreiben. Mueller ging und liess sich vom Kunstmaler die bereits fertigen Arbeiten gleich aushändigen. Mit diesen Zeichnungen marschierte er, statt zurück in den Verlag, direkt zum Kunsthändler Dobiaschowsky und verkaufte sie. Gleich darauf begegnet ihm Lindi auf der Strasse und erwähnt, er müsse schnell beim Dobiaschowsky vorbei. Mueller wendet alle Überredungskünste auf und bringt den Kunstmaler dazu, stattdessen mit ihm in eine Beiz zu gehen. Dort zeigt sich Mueller spendabel:

Gemeinsam versaufen die beiden das Geld, das Mueller für die Zeichnungen erhalten hat. Als Lindi später die Wahrheit über diese Sauftour erfahren habe, habe er gegen Mueller geklagt. Vor Gericht habe dieser zu Protokoll gegeben, Lindi solle kein Theater machen. Immerhin habe er die Hälfte des Geldes versoffen.[153]

In diesem Winter rennt Mueller vor den Problemen mit seiner Freundin davon. Nacht für Nacht seien er und seine Kollegen nach Beizenschluss losgefahren, um »zehn Kilometer vor der Stadt am Fluss« in einem »zweifelhaften Gasthaus« weiterzusaufen: »Auf Hochtouren lief die Wurlitzer-Orgel. Manchmal wurde siedend getanzt mit Mädchen oder auch mit süssen Jünglingen, in der Hauptsache jedoch dem Trunke gehuldigt. Das Bier ward gleich fassweise bestellt!« Zum Eklat kommt es, als sich Mueller eines Nachts von seiner Zora in diese Landbeiz begleiten lässt. Wieder kommt er mit seiner Doppelrolle als fürsorglicher älterer Freund und Mitglied der Zechgesellschaft nicht zurecht. Als Präsident des Gelages mit pseudo-studentischen Trinkritualen ärgert er sich, dass seine Freundin zwar mittrinkt, aber sich über die »Bräuche um Bierehre und Etikette« lustig macht. Was als neckisches Spiel begonnen haben mag, wird blutiger Ernst: »Das hohe Präsidium fühlte sich in seiner angemessenen Würde gekränkt – man [ver]weigerte ihm den Gehorsam (…) [Mueller] liess einen Verachtungstrunk auf das weibliche Geschlecht steigen und dann noch einen speziellen auf seine Geliebte – im Hochbewusstsein dies hehre Opfer der Bierehre zu schulden (…) Korpsgeist geht vor Liebe!« Die blossgestellte und lächerlich gemachte junge Frau verliert die Fassung und beginnt sich mit einer Glasscherbe am Handgelenk zu schaffen zu machen. Dann rennt sie in die Nacht hinaus. Mueller habe noch einen Augenblick an der »Bierehre« festgehalten, dann jedoch – so seine Darstellung – »mit scheinbarer Gleichgültigkeit« die Anwesenden hinausgeschickt, die Verzweifelte zu suchen – immerhin lag die Beiz an der Aare, und es war Winter. Er selber habe, allein im Raum zurückgeblieben, »wie ein Wahnsinniger« damit begonnen, »alles, was herumstand« auszusaufen, bevor er doch auch noch nach draussen gegangen sei, um nach der Freundin zu suchen.[154]

Lotti Signer liest Muellers Schilderung jener Nacht zum ersten Mal im Herbst 1998 und bestätigt sie im Groben, obschon sie sich nur noch vage erinnern kann. Was sie allerdings ganz entschieden bestreitet, ist die abgebrühte Selbstbeherrschung, die sich Mueller zuschreibt: »Es war eine furchtbare Fuer. Es stimmt, dass ich mir mit einer Scherbe das Handgelenk geritzt habe. Er war deswegen dann plötzlich ganz verzweifelt, tat hysterisch und wollte die Ambulanz kommen lassen – oder er liess sie sogar kommen.« Die bemerkenswert toleranten Eltern von Zora waren Mueller zwar weiterhin gut gesinnt, hatten ihn aber längst durchschaut, und es wird in jenen Wochen gewesen sein, als die Mutter das Gespräch mit ihrer Tochter suchte und sie fragte, ob sie eigentlich nicht merke, wie sie von ihrem René dauernd angelogen werde. Die Tochter widerspricht zuerst heftig, hört sich dann aber die Beispiele an, die ihr die Mutter aufzählt: »So musste ich einsehen, dass es wahr war. Ich habe René von einer Minute auf die andere nicht mehr gewollt.«[155]

Ende Februar 1960 stellt sie ihn vor die Tür. Mueller begreift nichts, mischelt sich gleichentags ein Zimmer für die folgende Zeit und Geld für eine Nacht im Hotel. Auf Papier mit dem Briefkopf des Hotels »Glocke« bittet er Zora am 28. Februar, ihm »das wichtigste, Pijama, Rasierzeug und etwas Schreibpapier, ein Hemd, 1 P. Socken« vorbeizubringen. Der Brief endet mit den Worten: »Bleib mir dennoch treu – ich werde es Dir auch sein. Du hast richtig gehandelt – die ganze Schuld liegt bei mir und ich will alles gut machen sobald es geht.«[156]

Jul-Klapp im Grauholz: Der »Tägel-Leist« besucht Bottis geschändetes Grab. – Während sich der »Tägel-Leist« gegen aussen unter dem Namen »Arena FIERTAS« als literarische Szene zu profilieren versucht, lebt er gegen innen weiterhin von einer regen Gruppenaktivität, und zwar getreu dem Punkt 1 des Siebenpunkteprogramms, das sein »Obmann« Zeno Zürcher im Sommer 1961 auf der »Grundidee ›Volkskultur‹« formuliert hat: »Trennen der beiden Tätigkeitsfelder ›Vertiefung, Erkenntnis‹ und ›Ausstrahlung, Wirken nach Aussen‹.«[157]

Am 22. Dezember 1961, der Wintersonnenwende Jul, trifft man sich abends gegen Viertel vor neun auf dem Bahnhofplatz von Zollikofen. Die Einladung geht an zwanzig Leute – elf Männer und neun Frauen – und empfiehlt »sehr warme Winterkleider, gute, wenn möglich hohe Schule, Windschutz, Kerzen, Tägel und Laternen«. Vorgesehen ist, mit dem »Jul-Klapp« einen »ursprünglichen Schenk-Brauch unseres Gesittungskreises« wiederaufleben zu lassen, und zwar nicht irgendwo, sondern an würdiger Stätte: an »Bottis geschändetem Grab auf der Autobahn im Wald des grauen Holzes«.[158] So zieht an jenem Abend gegen neun Uhr ein kleiner »Fackelzug«[159] ostwärts durch den Allmitwald der Baustelle zu, wo im nächsten Frühjahr das erste Teilstück der Nationalstrasse N 1 zwischen Bern und Zürich dem Verkehr übergeben werden soll.

Es hatte schon seinen Grund, warum der »Tägel-Leist« im letzten Sommer sein Mitteilungsblatt von »SINWEL« in »Botti« umbenannt hat: Der sagenhafte Riese Botti war den »Leist«-Mitgliedern zum Symbol geworden für den aus ihrer Sicht herrschenden Fortschrittswahn: »Was kümmern die Gegenwart Traum und Hoffnung der Jahrtausende?«, fragte Sergius Golowin damals, »auf Jahrzehnte plant sie, stolz auf die Macht über die verstummte Natur, 1350 Kilometer Asphaltlinien in den Leib der Landschaft.«[160]

Hinten in der Senke zwischen dem Allmitwald und der zweihundert Meter ansteigenden Waldflanke des Grauholzes beginnt, nordostwärts abfallend, nicht nur das Schlachtfeld, auf dem am 5. März 1798 die alte Eidgenossenschaft gegen eine Armee Napoleons untergegangen ist, in dieser Senke befindet sich seit urdenklichen Zeiten »zwischen zwei etwa fünfzehn Meter auseinander liegenden Findlingen«[161] das Grab des Riesen Botti. Der Autobahnbau hatte schon vor Monaten die Versetzung der beiden Findlinge nötig gemacht – für den »Tägel-Leist« war es Grabschändung. Geschändet worden war das Grab in der Nähe des Forsthauses Grauholz freilich nach anderen Quellen bereits im 19. Jahrhundert. Damals sei, schrieben zeitgenössische Autoren, »ein riesiges Gerippe« von »20 Fuss« respektive »12 Schuh Länge« zum Vor-

schein gekommen – ein Fuss entspricht ungefähr dreissig Zentimetern.[162] Das Skelett sei, dies erzählt Zeno Zürcher, nach Heidelberg einer massgeblichen Kapazität zugeschickt worden und seither verschollen.[163]

Die Sage des Riesen Botti lautet so: Als Letzter seines Geschlechts habe er zusammen mit seiner Schwester in einer Hütte im Grauholz gelebt. Einmal, als die Schwester auf die Jagd ging, sei Botti von einem »Feind aus seiner früheren Heimat« getötet worden: »Die Schwester verfolgte den Mörder, ergriff ihn bei den Beinen und zerschmetterte ihn an einem Felsen.« Darauf habe sie ihren Bruder begraben und zu Häupten und Füssen des Toten je ein Stück jenes Felsens aufgestellt, der mit dem Blut des Mörders bespritzt gewesen sei. Danach habe sie die Hütte angezündet und sich zu ihrem Bruder in das Grab gelegt.[164]

Sergius Golowin, der die Botti-Sage nach mündlichen und schriftlichen Quellen rekonstruiert hat[165], gibt ihr einen anderen Schluss: Die beiden Toten, Botti und seine Schwester, hätten sich nämlich derart geliebt, dass der Tod nicht fähig gewesen sei, »ihre Liebe zu zerstören«: »An diesen beiden Steinen brach seine Sense.« Deshalb sei in der Gegend der Glaube entstanden, dass die beiden – und mit ihnen ihr Riesen-Geschlecht – wieder auferstehen werden: »Unmerkbar für Menschenaugen« rückten die beiden Findlinge aufeinander zu, »vielleicht nur eine Haarbreit in einem Jahr, vielleicht nur eine Haarbreit in einem Menschenalter.« Am Tag aber, an dem die Findlinge zusammenträfen, würden von der »Höhe die Hörner des grossen Gerichts« erdröhnen und »zur Wende der Zeiten« rufen: »Aus dem Schosse der Vergangenheit steigt dann die Zukunft, ein neues Goldenes Alter des Glücks. Das Paradies, das von unseren Ländern floh, weil wir seiner nicht würdig waren, senkt sich wieder auf Berg und Tal, Gerechtigkeit und Überfluss werden von neuem zu den Menschen kommen.«[166] Das also war der Skandal für die »Volkskultur«-Forschenden des »Tägel-Leists«: dass irgendwelche Fortschrittsbanausen mit modernstem Strassenbaugerät Findlinge weghoben und achtlos in den angrenzenden Wald kippten, die um ein »Haarbreit in jedem Menschenalter« die näher rückende »Wende der Zeiten« angezeigt hätten.

»Man wird uns einwenden, wir seien weiche Trottel, die nichts von der Notwendigkeit unserer Wirtschaftswundertage begriffen hätten«, schrieb Golowin im »Botti«, »um stark zu sein, brauche unser Staat nun mal breite Strassen, Staumauern, eine automatisierte, rationell-technisierte Industrie, wachsende Städte!« Aber so entstehe ein Staat, für den »man höchstens fluchend Steuern« zahle und sich von Fall zu Fall überlege, »was sich mehr oder weniger rentiert«. Was aber nicht entstehe, sei die Idee einer »Heimat«, die sich wie seit jeher mit Erinnerungen und Erfahrungen verbinde. Deshalb zögere er nicht, Dinge wie die Bottisteine »für das Leben eines Volkes für lebensnotwendig zu erklären«: »Nur dank ihnen wurden und werden noch immer Geschlechterfolgen von Menschen, aus deren Wesen unserer Gesittung immer wieder Kraft und Dauer zuströmt.«[167]

Andere »Tägel-Leist«-Mitglieder gaben damals ihrer Verbitterung über die grossflächigen Naturzerstörungen wütenderen Ausdruck. Baschi Bangerter, der einzige Jenische des »Tägel-Leists«, schrieb: »Bravo! So ist's richtig! Nur konsequent! Stampft zu Boden, baut eure Zivilisationspuffs! Radioaktiviert! Tötet alles, was grün war!«[168]

Unterdessen hat der »Tägel-Leist« Bottis Grab an der Autobahnbaustelle erreicht. Im Schein von Kerzen, Öllampen – so genannten Tägeln – und Laternen geht man zum Jul-Klapp über: Nach den gestrengen Regeln eines ausgeklügelten Zufallsprinzips werden die mitgebrachten Geschenke verteilt. Dazu gehören ironische Verse: »Klapp, klapp, klapp! / Wem leer geblieben seine Kapp, / Den liebt der Botti allsosehr, / Dass irdisch Ding genügt nicht mehr!« Später ist man Richtung Moosseedorf durch die Nacht weitergezogen, nicht ohne dem Denkmal, das an die Schlacht am Grauholz erinnert, die Reverenz erwiesen zu haben.[169] Im Rückblick kommentiert Zeno Zürcher, interessant sei, »dass trotz des Grauholz-Protests fast alle Mitglieder des ›Tägel-Leists‹ Autofans waren«: »Die von heute her gesehen übertriebene ›Heimatliebe‹ war hintergründig vielleicht als Verbitterung gegenüber einer Gesellschaft zu verstehen, die eine unaufhaltsame Tendenz zum reinen Materialismus, zur totalen Machbarkeit aufwies. Botti war das

Symbol einer Haltung, die die Welt als rätselhaftes, vernetztes System begriff, in das bedenkenlos einzugreifen unabsehbare Folgen haben kann.«[170]

Jeanne-Marie tanzt: Ninon Müllers einzige Lesung als Dichterin. – Am 13. Januar 1962 liest in der »Literarischen Stunde am Kaminfeuer« ein ungleiches Paar: Hektor Küffer und Ninon Müller. Er ist Mitglied des Berner Schriftsteller-Vereins, ursprünglich Kaufmann, später auf dem zweiten Bildungsweg Primarlehrer, zuletzt in Niederscherli und Bern[171]. Seit 1942 hat er vier Gedichtsammlungen veröffentlicht. In seinen Texten spüre man, würdigt ihn der »Bund« im gleichen Jahr zum sechzigsten Geburtstag, »die unmittelbare Zeitverbundenheit, ja das Zeitverpflichtetsein des Dichters«. Sein Engagement als Sozialdemokrat im Arbeiterbildungswesen[172] versteckt der Artikel hinter der Wendung, Küffer sei »den Armen und Ärmsten bis heute brüderlich verbunden geblieben«.[173]

Typisch für Küffer, dass er sich nicht zu gut ist, zusammen mit einer Frau aufzutreten, die, noch kaum 25, wenns hoch kommt, bisher ein, zwei Dutzend Gedichte verfasst hat. Aber hat er nicht schon vor Jahren selbstkritisch das Älterwerden seiner Generation reflektiert? »(…) / Gesetze, die wir einst verlachten, / die hängen wir wie goldne Ketten um. / Ihr wurdet alt, mitleiden uns die Jungen; / vielleicht, vielleicht auch nicht; / am Himmel ist ein Siegel aufgesprungen / und anders ist die Welt im andern Licht.«[174]

Diese spöttisch mitleidende Jugend repräsentierte Ninon Müller – die Schwester des bereits damals bekannten Clowns und Pantomimen Dimitri Müller – zweifellos. Sie arbeitete zwar damals bereits als Keramikerin und Kunstmalerin in Ascona, gehörte aber von Anfang an zum »Tägel-Leist«. Dessen zunehmendes Interesse an literarischen Fragen hatte sie nachvollzogen, nicht aber seine Formierung im Männerclub der Arena FIERTAS. Sie passte nicht ins Bild der »Tägel«-Frauen, die den Helden des Leists applaudieren sollten, damit sie dafür als »Huldinnen« verehrt würden. Den »Schwärmerkreis«, der sich im Leist

vielleicht gerade deshalb um sie bildete, hielt sie auf Distanz. Sie betörte nicht durch Hübschsein, sondern beeindruckte als unabhängige Persönlichkeit. Sie hing am »Tägel-Leist«, weil er ihr den Raum bot zur Erprobung nicht konformer Selbständigkeit.[175]

Ninon Müller hat ihre Gedichte nie als Sammlung veröffentlicht. Deshalb ist nicht bekannt, welche Texte sie an jenem Samstagnachmittag im Lyceum-Club vorgelesen hat: »Reimlos und unmetrisch«, schreibt der Rezensent des »Bund«, »sind diese kleinen, hauchzarten Gebilde, die einen Augenblick irgendeines Gefühls, einen Aufschwung des Glücks oder der Trauer, das Bild einer verklungenen Nacht oder eines spielenden Kindes festhalten.«[176] Der Kollege des »Berner Tagblatts« erwähnt präzisierend den »Tanz der kleinen Jeanne-Marie«[177] – dieser Text ist dokumentiert:

»Jeanne-Marie

Das kleine Mädchen
Jeanne-Marie
Ging in den Garten,
Wo sie,
Die Blumen zu erfreuen,
Tanzte.

Der kleine Tanz der goldenen
Jeanne-Marie
Lockte auch den Mond,
den silbrigen;
Er wollte glühn und leuchten –
Und am frühen Morgen
Im grünen Gras im feuchten
Sass
Die kleine Jeanne-Marie –
Hielt den Mond in ihren Armen.«[178]

Kurz vor dieser Lesung, vermutlich aus Anlass von Müllers Übersiedlung nach Ascona, hat René Neuenschwander, der mit Abstand älteste »Tägel-Leistler«, ein Gedicht mit dem Titel »Ninon« verfasst. Es endet mit den Zeilen: »(…) // Du schenktest Dich uns hin / Und wir gewahrten's kaum, / Doch in uns drin, / Da singst Du / und erklingst Du – //

Hältst uns in Deinem Raum.«[179] Die Keramikerin Ninon Müller, die später als Schreibende nie mehr an die Öffentlichkeit getreten ist, starb am 16. Oktober 1998 in Ascona.

Franz Gertsch im »Anliker-Keller«: Sergius Golowin ruft die Nachmoderne aus. – Seit 1948 gab es an der Gerechtigkeitsgasse 73 den »Anliker-Keller«, eine »Miet-Galerie«, die Gottfried Anliker eingerichtet hatte, um unbekannten Kunstschaffenden eine Chance zu geben, »mit ihren Werken an die Öffentlichkeit zu treten und die ersten Verkäufe abzuschliessen«. Wer ausstellen wollte, bezahlte lediglich die Lokalmiete; Verkaufsprozente waren keine zu entrichten. Dafür hatte man selber für die notwendige Propaganda und das Hüten der Ausstellung besorgt zu sein.[180]

Zwischen dem 13. und dem 31. Januar 1962 stellt der »Tägel-Leistler« Franz Gertsch im Anliker-Keller aus: Er zeigt schottische Landschaftsaquarelle und vier figurative Ölbilder, die er noch zu seiner »romantischen Zeit« rechnet, wie er heute sagt, erst kurz darauf habe er sich auf den langen Weg gemacht, der ab Mitte der sechziger Jahre durch eine vierjährige Experimentierphase mit Darstellungsweisen der Pop-Art zur realistischen Abbildung der Welt und damit zum Ausbruch aus der Subjektivität geführt habe.[181] Zusammen mit dem »Tägel-Leist« hat Gertsch damals ein Rahmenprogramm auf die Beine gestellt mit dem unbescheidenen Titel: »Erste Kundgebung nachmoderner Kunst«. So kommt die »Arena FIERTAS« nach der »Literarischen Stunde am Kaminfeuer« zu ihrem zweiten Auftritt dieses Winters. In neun Veranstaltungen lesen, jeweils zu zweit oder zu dritt: Sergius Golowin, Hans Ulrich Christen, Alfred Bangerter, Maria Meer, Niklaus von Steiger, Ulrich Baumgartner, Zeno Zürcher, Peter J. Betts und Maurus H. Klopfenstein.

Am erstaunlichsten war zweifellos Sergius Golowins Ausrufung einer Art »Postmoderne« fast zwanzig Jahre bevor dieser Begriff aus den USA kommend gleichzeitig zum nichts sagenden Modewort und zum umstrittenen philosophischen Terminus wurde. Am 20. Januar

hielt Golowin im »Anliker-Keller« einen Vortrag mit dem Titel: »Der Einbruch des Nachmodernen in das Kunstdenken der Gegenwart«.[182] Das Unmoderne, so führte er aus, stehe geradezu Modell für das Moderne, denn modern sei nur etwas, das gerade im Begriff sei, sich im Volksbewusstsein zu verankern; richtig eingedrungen, sei es nicht mehr modern. Ein Dichter sei ein Verdichter desjenigen, was sich ihm als entscheidend verkünde. Dadurch verlöre der dauernde Wettlauf nach »modern« und »aktuell« jede Bedeutung. Das flüchtig Vorhandene wie das bereits Abgestorbene erscheine gleichermassen sinnlos. Worum es gehe, sei eine nach-moderne Einstellung zum Leben: keine Flucht aus der Gegenwart, sondern der Versuch, sie aus dem Glauben an zeitlose seelische Grundlagen zu erleben, zu ver-dichten und damit zu deuten.[183]

Ist dieses Resümee des »Bund«-Rezensenten korrekt, so hat Golowin das »Nachmoderne« in seinem Referat von einem sehr eng und eigenwillig gefassten »Modernen« abgesetzt. Der Begriff bleibt ohne geistesgeschichtliche Kontur, er besagt lediglich, dass ein bestimmtes Phänomen eben daran sei, »sich im Volksbewusstsein zu verankern« – es sei demnach »aktuell« im Gegensatz zu unaktuellen Phänomenen, die dementsprechend »nicht mehr modern« seien. Steht der Begriff »modern« jedoch für bestimmte künstlerische Ausdrucksformen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, bezeichnet er keineswegs ein monolithisches Phänomen. Zwar gab es Tendenzen wie den Futurismus oder den Konstruktivismus, die eine gewisse Affinität zur Ideologie der unkritischen technologischen Modernisierung aufwiesen; es gab aber auch den Ästhetizismus oder den Expressionismus, die technische und soziale Modernisierung tendenziell ablehnten. Allen Strömungen eigen war zudem ein antibürgerlicher Impuls und von Fall zu Fall der Anspruch, Teil einer kritischen Gegenkultur zu sein – zumindest insofern ist auch Golowin und der »Tägel-Leist« selber noch Teil der Moderne.

Andererseits aber weist Golowins Postulierung einer »nachmodernen Kunst« in der Tat in die Zukunft. Denn zweifellos finden sich die

Wurzeln der späteren »Postmoderne« in den vielen Revolten, die seit den fünfziger Jahren weltweit gegen die »Kanonisierung einer entpolitisierten ›Hochmoderne‹«[184] stattgefunden haben – gegen »die fette Schicht unserer Selbstzufriedenheit«, wie Golowin in seinem Referat im »Anliker-Keller« sagt.[185] Ein Jahr später wird er übrigens an anderer Stelle schreiben: »Wir dürfen uns (…) nicht auf dem welken Laub vom Lorbeerkranz eines Modernismus ausruhen, der selbstverständlich einmal als seherische Vorschau des Geschehens unseres Jahrhunderts seine Berechtigung besass.«[186] Und im gleichen Jahr wird in der ersten Ausgabe der Zeitschrift »neutralität« der Satz stehen: »Die Neuzeit, die moderne Zeit hat sich erfüllt, eine neue Epoche, die postmoderne Zeit, kommt herauf.«[187]

Wie Mueller sein Zimmer verliert, weil er Schriftsteller wird. – Am 8. März 1962 soll René E. Mueller aus dem Gefängnis entlassen werden. Er wird für zwei Jahre unter Schutzaufsicht gestellt[188] und soll sich fürs Erste im Limmernboden bei Linthal in der Küche einer Baukantine der Firma Losinger bewähren.[189] Lohn: 400 Franken plus Kost und Logis; angeordnet wird »eine strikte Lohnverwaltung«. Vor der Entlassung wird er neu eingekleidet. Das Fürsorgeamt der Stadt Bern erteilt »subsidiäre Gutsprache« für den Kauf von »1 Paar Occasion-Schuhe / 1 Paar Blue-jeans / 1 Paar Pantoffeln / 2 Hemden / 1 Pijama / Taschentücher / und ev. 1 Koffer«.[190] Dergestalt wollen die Beamten der Administrativjustiz ihren Müller René einer nachhaltigen Besserung zuführen.

Im Winter 1959/60, als er im Atelier-Theater und etwas später bei Zora hinausgeflogen war, konnte sich Mueller die Beamten noch vom Hals halten, wenn auch nur knapp. In einem Brief informierte das Fürsorgeamt Köniz am 11. April 1960 den Vormund über den Lebenswandel seines Mündels am Dahlienweg 10, wo es seit Anfang März wohnte.[191] Fazit: Mueller säuft und macht Schulden. »Ein ganzer Kreis von wohlwollenden Personen soll sich bis jetzt bereits um den jungen Mann bemüht haben – doch alles Gutmeinen wird offensichtlich von ihm mit Füssen getreten.« Am 8. April erscheint der Alkoholfürsorger

Mühlemann zu einer »gütlich-wohlwollenden Unterredung«. Tags darauf macht sich Mueller am Dahlienweg 10 endgültig unmöglich. »Von Samstag auf den Sonntag war es 02.10, als Herr Müller mit ca. fünf Begleitpersonen, darunter offenbar zwei Damen, in sein Logis kam. (…) Am Sonntagmorgen um 05 Uhr hat sich eine ›Gesellschaft‹ inbegriffen Herr Müller aus dem Hause Dahlienweg 10 sehr lärmend entfernt. Es soll ein regelrechter ›Saustall‹ hinterlassen worden sein: Der Teppich wurde mit dem Aschenbecher verwechselt, eine Lampe war zerschlagen.« Mueller fliegt fristlos. Miete hat er bis zu seinem Abgang keine bezahlt.[192]

Was der berichterstattende Fürsorger von Köniz am 11. April 1960 wohl nicht wusste, tags darauf aber im »Bund« und im »Berner Tagblatt« hätte nachlesen können, ist der wahrscheinliche Grund für Muellers Feier: Am Samstagnachmittag, dem 9. April, hatte er seinen vermutlich ersten Auftritt überhaupt als Schriftsteller. Zusammen mit dem »Tägel-Leistler« René Neuenschwander bestritt er eine »Literarische Stunde am Kaminfeuer«.[193] Er las Gedichte aus jener Sammlung, die für die kommenden Wochen als Buch unter dem Titel »Poetische Aderlässe« im Viktoria Verlag angekündigt war.[194] Mueller hatte es geschafft! Er, der ewig Bevormundete, der sich Ende 1947 gegen eine Berufslehre sträubte, »weil er sich zu Höherem, insb. zur Dichtung und zum Schauspiel geboren fühle«, wie der Jugendanwalt der Stadt Bern damals hämisch vermerkte[195], er hatte es gegen die ganze Welt dazu gebracht, dass unter seinem Namen ein Buch erschien und er als Schriftsteller an gleicher Stelle auftrat, wo auch die unbestrittenen literarischen Hoffnungen seiner Generation auftraten. Wenn das kein Grund zum Feiern war!

Die Verse des Autodidakten Mueller sind meist paar- oder kreuzweise gereimt. Besungen wird vor allem das Reisen, das Trinken und die Liebe zu den Frauen. Der erste der vier Abschnitte, in die die Gedichte angeordnet sind, ist mit »Und ich nahm die Strasse…« überschrieben – ob in Kenntnis von Jack Kerouacs Roman »On the road«, der 1959 auf Deutsch erschienen war, ist nicht bekannt. Muellers Texte

reden »von der Strasse her«, aus einer Position der Freiheit, die um den Preis der sozialen Zugehörigkeit erkauft ist. Der amoralische Hedonismus steht als Waffe gegen die Selbstzufriedenheit der Spiesser, denen die Welt gehört: »Lebe das Leben – fordre die Welt! / Küsse und liebe so oft dir's gefällt! / Pflücke die Blumen, die da blüh'n! / Küsse die Lippen, die da glüh'n! / Ganz speziell wird Gott sich befassen / Mit den Sünden, die du unterlassen! / Der Tod sei dein Freund, sei mit ihm auf du, / Fülle den Becher und trinke ihm zu! / Hör nicht auf Spiesser und Banausen, / Die vegetierend in ihren Klausen, / Über verfaulte Knochen flennen! / Du sollst flammen, leuchten, brennen!«[196]

Wer so redet, schliesst ein Bündnis mit Liebe, Leben und Tod gegen die Zwänge der bigotten herrschenden Moralvorstellungen. »Ein Stern will ich sein / Und nach Schmerzen und Lust / In der Weltnacht verglühen!«[197] Das ist kein politisch-oppositioneller Widerspruch gegen die Welt, wie sie ist, sondern ein existenzieller – ein »existentialistischer«, wie man damals gesagt haben würde, wenn Mueller in akademischem Jargon zu reden verstanden hätte. Die Rezensenten der Lesung »am Kaminfeuer« bemängelten, der Autor verrate nicht viel »von seinem seelischen Empfinden«: »Alles bleibt vordergründig und man kann nur ahnen, dass sich hinter dieser Fassade der Lebensfreude Verzweiflung und Lebensangst verbergen.«[198] In seinen Texten schildere er »die Einsamkeit einer Jugend, die hofft, auf der Flucht sich selbst und ihr Ziel zu finden«.[199]

Gut möglich, dass Mueller diesen Satz bereits auf der Flucht gelesen hat. Nach dem Eklat am Dahlienweg 10 scheint es ihm ratsam, Bern für einige Zeit zu verlassen. Er fährt in den Ferienkurort Wengen, wo er in den letzten Jahren während des Winters verschiedentlich im Hotel »Metropol« gearbeitet hat. Von hier aus deckt er in den folgenden Wochen seine Zora fast täglich mit sehnsüchtigen Liebesbriefen ein in der Hoffnung, sie trotz des Bruchs zurückgewinnen zu können. Er will mit ihr »nach Cassis fahren. Dort werden wir uns verloben. Nachher heiraten wir.«[200] Ansonsten betont er seine schriftstellerische Arbeit: Er schreibe an einem Roman mit dem Titel »Gottes grosses Lachen«, in

dem »ein verdorbener Mann ein reines Mädchen verdirbt«[201], und meldet, dass die Arbeit »überraschend schnell fortschreitet«. Sie werde »ein Markstein« in seinem Leben werden und sei »sicher das Wesentlichste, was ich je schrieb – mit ihr werde ich stehen oder fallen«.[202] Den Roman wird er nie abschliessen. Noch 1979 wird er »Gottes grosses Lachen« unter jenen Arbeiten aufzählen, die er schreiben wolle.[203]

Spätestens am 28. April ist Mueller in Spiez, wo er für ungefähr einen Monat auf dem Bau arbeitet.[204] In dieser Zeit schreibt er sechzehn Briefe an seine ehemalige Geliebte: Er klagt (»Habe ich nicht mein ganzes Leben in Angst verbracht, in grauer Angst –, verborgen unter einem bunten Mantel?«[205]); er bezichtigt sich selber alles Schlimmen (»das Boshafte, Lügnerische, Gemeine, Verdorbene, Hässliche, das in mir lebte«[206]); er verspricht (»Wozu auch soll ich den Frevel begehen, die kostbare Zeit mit einer sicher sinnlosen Sauferei zu verbringen?«[207]); er beschwört (»Ich liebe Dich ganz wahnsinnig und weiss, dass ich nie eine andere Frau heiraten werde«[208]); er rühmt sich seines Könnens (»[Das] ›Grosse Lachen‹ (…) muss einfach ein Bestseller werden und ich werde so lange daran arbeiten, bis ich die Gewissheit habe, dass es einer ist«[209]) und er träumt (»Darum will ich arbeiten, Dir eine glückliche Zukunft zu bauen unter Sternen, wo's keine Nationen gibt und wo nichts mehr bestehen soll als unsere Liebe«[210]).

Mitten in diesem Liebeswerben gibt es Probleme: Er wird von einem »anonyme[n] Aas« als »faule[r] Hund« denunziert[211], verliert die Arbeit und sucht ohne grosse Überzeugung eine neue »auf der Werft« von Spiez: »Was tut's? Arbeiten kann man überall.«[212] Allerdings. Eine Woche später ist Mueller wieder unterwegs. Am 30. Mai schreibt er für Zora zwei Gedichte auf die Rückseite einer Menukarte des Restaurants »Madrid« in Bern.[213] Am 1. Juni ist er als Beifahrer in einem Lastwagen unterwegs und schreibt aus Basel: »Wir sind hier festgehalten, weil wir im Rheinhafen nicht mehr laden konnten.«[214] Am 3. Juni ist er in Bern, er komme eben von einer Tour »Luzern, Zug, Arth, Schwyz usw.«.[215] Die nächsten Briefe tragen die Ortsangaben »Irgendwo in der Schweiz« respektive »Poste clandestine«.[216] Am 17. Juni ist er wieder

in Bern und radebrecht: »Je peus dir seulement merci pour aujourdhui! Irgendwo – irgendwann, sehn wir uns wieder.«[217] In den nächsten Tagen muss jener Besuch bei Dürrenmatt stattgefunden haben, bei dem Mueller diesem für eine Tausendernote das »Archibald«-Gedicht verkauft hat. Noch in der zweiten Junihälfte trifft er danach in Cassis ein, stellt sein Zelt auf und beginnt zu schreiben. Seine Zora hat er nicht überzeugen können, ihn zu begleiten – sie ist mit einer Freundin nach Sylt an die Nordsee gereist.

In den letzten Junitagen hält es Mueller in Cassis nicht mehr aus. Er bricht sein Zelt ab, fährt mit Bus und Zug bis Strassbourg, mischelt sich dort neues Geld, kommt damit bis Karlsruhe, verkauft dem Süddeutschen Rundfunk Manuskripte, kommt mit diesem Geld bis Frankfurt – »Sieben Stunden Wirtschaftswunderspiesser – Spiesserwirtschaftswunder – Wunderspiesserwirtschaft – Wirtschaftsspiesserwunder – von der Gosse bis zur Presse – vom Schuster bis zur Kunst – vom Bettler bis zur Schwerindustrie.« –, dann weiter via Hamburg am 1. Juli »über den Hindenburgdamm zur Insel Sylt hinaus«.[218] Dann geht er in eisigem Wind durch die Dünen hinter Rantum, sucht den Zeltplatz und steht schliesslich vor Zoras Zelt. Lotti Signer erinnert sich: »Plötzlich war er da: ›Lottchen, Lottchen!‹ – ein Singsang, so stand er vor dem Zelt. Ich hab’s nicht geglaubt, und es hat mir gestunken. Und dann ist man trotzdem irgendwo geehrt gewesen, dass er die weite Reise gemacht hat.«[219] In Muellers Darstellung hat sich Zora »mit dem Zeigefinger an die Stirn« getippt und gesagt: »Du bist wohl verrückt?«[220] Sie kommen sich während der folgenden zwei Nächte noch einmal näher, aber nahe nicht mehr. »Zwar verlebe ich mit [ihr] himmlische Augenblicke«, schreibt er später, aber »für alle ist es besser, wenn ich wieder gehe.«[221]

Mueller fährt von Sylt via Bern, wo er sich neues Geld organisiert[222], zurück nach Cassis und schreibt an jenem Kurzroman weiter, der sich heute als 113-seitiges Typoskript im Dürrenmatt-Nachlass findet. Sein Name: »Das Mädchen mit der Regenbogenforelle«, datiert: »Rantum, Cassis – vieux château, im Sommer 1960«. In einem Brief

kündigt Mueller Dürrenmatt Ende Juli die Übersendung des Typoskripts an, in der Hoffnung, dieser werde es mit dem Gewicht seines Namens einem Verleger anbieten. Für Mueller ist dieser Text »eine Arbeit, von der ich ganz einfach erwarte, dass sie sich verkaufen lässt. (…) Die Grundidee: Ein fünfzehnjähriges Mädchen wird bei ihrem ersten Abenteuer überrascht und isoliert verliebt sie sich in eine Forelle, bei der sie anlässlich Beischlaf jämmerlich ertrinkt.«[223] Diese ziemlich unsägliche Plotidee mit der plumpen Phallusmetapher ist zum Glück nicht der ganze Inhalt des Textes. Gregor, die Hauptperson, ist nicht nur der Partner des fünfzehnjährigen Mädchens, sondern in den ausführlichen Rückblenden auch ein getreues Alter Ego von René E. Mueller, wie Lotti Signer nach der Lektüre des Textes 1998 bestätigte. Dürrenmatt hat »Das Mädchen mit der Regenbogenforelle« nie einem Verleger gezeigt. Telefonisch liess er Mueller kurz darauf wissen, »dass schon was drin sei« in diesem Text, aber er solle »endlich mit dem allzu Literarischen abfahren«.[224]

Das alles war vor anderthalb Jahren, als er noch als Schriftsteller arbeiten konnte. Und jetzt reist er von Witzwil direkt ins Glarnerland, um sich auf Befehl der Administrativjustiz im hintersten Krachen in einer Baukantine als Küchenbursche zu melden.

Wars der Töff? Der »Kerzenkreis« fliegt aus dem »Podium«. – Unterdessen hängt der Haussegen schief im Keller an der Junkerngasse 37. Am 29. Januar 1962 schreibt Heidi Niederhauser, die den neuen Veranstaltungsraum administriert, dem »Kerzenkreis«-Organisator Walter Zürcher: »Wir kündigen Ihnen den Keller auf den 15. Februar. Wenn Sie vorher schon etwas finden, wäre es uns lieb.«[225] Was war geschehen?

Sicher ist, dass das junge Ehepaar Niederhauser in angespannten finanziellen Verhältnissen lebt – nicht zuletzt, weil ihr Keller nicht, wie erhofft, Einnahmen bringt, sondern Kosten verursacht. Heidi Niederhauser erinnert sich, dass ihr Verdienst aus einer Teilzeitarbeit zur Deckung des »Podium«-Defizits draufgegangen sei: »Es war der reine Ide-

alismus.«[226] Vor diesem Hintergrund ist ihr Brief vom 18. Oktober 1961 zu sehen, in dem sie von Zürcher für die »Kerzenkreis«-Abende einen Unkostenbeitrag von 50 Franken pro Monat verlangt: »Sie müssen begreifen, dass der Keller für uns eine grosse finanzielle Belastung ist.« Offenbar war diese Aufforderung zu unverbindlich. Am 6. Dezember schickt sie Zürcher einen Vertragsentwurf, der ab 1. Januar 1962 gelten soll und die Miete, die Schlüsselübergabe, die Ordnung im Keller sowie ein Rauch- und Konsumationsverbot betrifft.[227] Warum Zürcher diesen Vertrag erst am 17. Januar 1962 unterzeichnet hat, ist nicht rekonstruierbar. Bereits eine Woche später schreibt ihm Heidi Niederhauser: »Da wir den Keller in nächster Zeit häufig brauchen, müssen Sie auf den 1. Februar ein anderes Lokal für ihre Kerzenkreis-Zusammenkünfte suchen.«[228] Als diese Aufforderung keine Wirkung zeigt, kommt es am 29. Januar zur formellen Kündigung.

Aber warum verkrachten sich diese zwei Parteien, die doch auf den ersten Blick sehr ähnliche Interessen hatten? Mit den Briefen seiner damaligen Frau konfrontiert, sagt Paul Niederhauser: »Das ist mir alles aus dem Kopf. Ich glaube, ich habe mich damals nicht sehr darum gekümmert. Das hat alles sie gemacht. Damals habe ich vor allem rezitiert.« Er vermutet finanzielle Auseinandersetzungen mit Zürcher: »Er war ein Mensch, der nicht bezahlen konnte und nicht bezahlen wollte. Er wollte einfach profitieren.«[229]

In der Erinnerung von Heidi Niederhauser war ein anderer Konflikt entscheidend: »Zürcher hatte andere Ansichten über das Führen dieses Kellers. Wir wollten literarische Veranstaltungen, er machte spirituelle.«[230] Diese Begründung könnte übereinstimmen mit jener, die Zürcher während der 344. »Kerzenkreis«-Veranstaltung gegenüber seinem Publikum abgab: Bei der Kündigung gehe es um das »Aufeinanderstossen verschiedener Ideologien«, sagte er damals.[231]

Fragt sich, was mit den »verschiedenen Ideologien« gemeint sein könnte. Einen Hinweis gibt der 342. »Kerzenkreis«-Abend, der unter dem Titel »Krieg in der neuen Dimension« am 17. Januar 1962 stattfand und dem zufällig anwesenden Bundeshausjournalisten Arnold

Fisch einen nachhaltigen Kulturschock versetzte: »Tatsächlich: so etwas Verrücktes hat man schon lange nicht mehr erlebt. Man fühlte sich in das Dadaisten-Milieu zurückversetzt.«[232] Diskutiert worden ist an jenem Abend wieder einmal über den »kommunistischen Angriff in Form des sogenannten revolutionären oder kalten Kriegs«. Das Zusammentreffen von apokalyptischer Verschwörungstheorie der beiden laut Gästebuch anwesenden unheimlichen Patrioten Peter Sager und Max Mössinger mit der panidealistischen Weltenthobenheit, mit der Walter Zürcher und Fritz Jean Begert an jenem Abend das Gespräch geleitet haben[233], kann in seiner Verschrobenheit wohl den Eindruck erweckt haben, es gehe im »Kerzenkreis« »spirituell« zu und her.

Allerdings gibt es für den Rauswurf des »Kerzenkreises« aus dem Keller des »Podiums« noch eine ganz andere Erklärung. Walter Zürcher sagt bis heute unumwunden: »Es gab keinen realen Grund für den Rauswurf«, dahinter habe eine Intrige der »Tägel-Leist«-Leute gesteckt, die ja den »Kerzenkreis« seinerzeit im Streit verlassen hatten.[234] Diese Vermutung muss Zürcher schon im Januar 1962 gegenüber dem Ehepaar Niederhauser geäussert haben, denn im Kündigungsbrief schreibt Heidi Niederhauser: »Die Kündigung hat mit dem Golowin-Zyklus absolut nichts zu tun!«[235] Tatsache ist, dass der »Tägel-Leist«, zu dem Sergius Golowin gehörte, ab dem 27. Januar 1962 im Keller des »Podiums« einen siebenteiligen Zyklus »Moderne Lyrik und Prosa« durchführen wollte. Klar ist deshalb, dass im Januar zwischen dem »Tägel-Leist« und dem Ehepaar Niederhauser Verhandlungen stattgefunden haben müssen, und klar ist auch, dass beide Parteien auf Walter Zürchers »Kerzenkreis« nicht speziell gut zu sprechen gewesen sein werden. Gut möglich deshalb, dass ein Wort das andere gegeben hat. Niklaus von Steiger erinnert sich, dass Paul Niederhauser damals jemanden suchte, der die Miete des Kellers mittragen konnte. Was bei dem Ehepaar Niederhauser sicher für den »Tägel-Leist« gesprochen habe, seien neben der weltanschaulichen Nähe auch die grösseren finanziellen Sicherheiten gewesen, Golowin habe als Stadtbibliothekar in Burgdorf gearbeitet, er selber als Bankbeamter.[236]

Waren es also finanzielle Streitereien oder ideologische Differenzen oder eine Intrige des »Tägel-Leist«? Einige Tage nach der Kündigung, als eigentlich alles bereits vorbei gewesen wäre, schrieb Paul Niederhauser einen wütenden Brief an Walter Zürcher, in dem er sich gegen Unterstellungen verwahrte, die ihm von Zürchers Seite zu Ohren gekommen waren. Bemerkenswert ist das letzte Argument von Niederhausers Replik: »Wissen Sie: Hätte ich Ihnen bei dem Handel des Mopeds nicht gleich getraut, diese 100 Franken für diesen Blechhaufen hätten Sie mir nicht abgeknöpft!!«[237] – Am Ende wars ein Töff.

Das Resultat der Auseinandersetzung: »Das Podium« führt den »Tägel-Leist«-Zyklus über »Moderne Lyrik und Prosa« durch, der »Kerzenkreis« zieht zum wiederholten Mal um. In den nächsten anderthalb Jahren lädt Walter Zürcher in den Saal des Lyceum-Clubs am Theaterplatz 7 – wo ja auch die »Lesungen am Kaminfeuer« stattfinden.[238]

Zwei jugendliche Neoromantiker: Peter J. Betts und Hans Ulrich Christen. – Der Zyklus »Moderne Lyrik und Prosa« im »Podium« ist die dritte Manifestation der Arena FIERTAS in diesem Winter. Jeweils an den Samstagen vom 17. Januar bis zum 10. März 1962 treten Peter J. Betts, Sergius Golowin und Hans Ulrich Christen je zweimal, dazu einmal Franz Gertsch auf.[239]

Am ersten Abend liest Peter John Hornbuckle Betts, geboren am 8. April 1941 im südafrikanischen Sesheke, väterlicherseits englischer – ursprünglich irischer – Herkunft. Nach dem Tod seiner Mutter 1947 wächst er in deren Herkunftsort Huttwil bei einer Pflegefamilie auf.[240] Gymnasium in Burgdorf, danach Studium an der Universität in Bern. Anlässlich eines ersten Auftritts im Rahmen der »Literarischen Lesungen am Kaminfeuer« attestieren die »Tages-Nachrichten« im Herbst 1960, der Jugendliche suche »sich hineinzufinden in den Sinn des heutigen Lebens, aus der nur scheinblendenden äusseren Existenz heraus in das wirkliche Sein der Vorstellung, des Wissens, des Traumes«.[241] Auf der Einladung zu seiner Lesung im »Podium« steht, er stehe »als

Dichter zu seiner romantischen Grundhaltung«, Träume seien »von Zeit und Ort gelöste Wunder, die dem Reich der Tiefe entsteigend uns mit ihrem Schleier der Wahrheit umhüllen«.[242]

Als mit Abstand jüngster Autor der Arena FIERTAS veröffentlicht er in der »Sinwel-Reihe für Prosa« 1961/62 zwei Bücher, »fata morgana«, eine Sammlung von Kurzprosa, und »Die Stufe. Ein Spiel in zwei Teilen«. Die Veröffentlichung seiner Texte, schrieb er später, habe der Verlag gutgeheissen, weil er »ein neoromantischer junger Dichter« gewesen sei.[243] Am Erstling »fata morgana« ist freilich mehr Adoleszentes als Neoromantisches. Im grössten Erzählstück stürzt ein Maler im Augenblick, da er die Idee zu grosser Kunst hat, bei einem Spaziergang in einsamem, unwegsamem Gebiet über eine kleine Felswand und wartet danach mit gebrochenen Beinen auf den Tod. Seine Notizen, die er sich in den Skizzenblock macht, dokumentieren seinen Weg zu naturmystischer Weisheit: »Eine Handvoll Erde – ein Rätsel, ewig verschlüsselt für menschlichen Geist, unendlicher Kreislauf Werdens und Vergehens. (…) Erst jetzt beginne ich zu fühlen die unendliche Vielfalt der Welt, beginne zu ahnen, wie arm unsere Sinne und wie viel ärmer noch unser Sinn.«[244] Auch im Theaterstück »Die Stufe« geht es um das Ethos der künstlerischen Berufung und die Schwierigkeiten, »der Welt ein Werk zu hinterlassen«.[245] Friedrich Hungerbühler – eine Karikatur von Dürrenmatt – bringt es zu Lebzeiten als Schriftsteller zu Ruhm und Reichtum, allerdings um einen hohen Preis: Er »prostituiert« sich, indem er aufhört, seiner Berufung gemäss »die guten Seiten« der Welt zu besingen. Auf Anraten seines Verlegers Archibald beginnt er, jene zynische Pseudoaufklärung zu betreiben, die das Publikum wünscht: »Der Leser will in Selbsterkenntnis machen, damit er sich nicht zu ändern braucht.«[246] Im dramatischen Höhepunkt begegnet Hungerbühler seiner künstlerischen Berufung in der allegorischen Figur einer verhüllten Fee und beschliesst, sein falsches Leben radikal zu ändern. Nach seiner Läuterung beginnt er ungefähr das zu suchen, was sich die Arena FIERTAS auf die Fahne geschrieben hat: eine neue Mitte. Betts zeigt sich in diesem Text als jugendlicher Wert-

konservativer, der sich mehr mit moralischer Empörung als mit gesellschaftspolitischer Analyse zur Wehr setzt gegen die Zumutungen einer verspiesserten Moderne.

Nach seiner Lesung im »Podium« attestierten die Rezensenten Betts »Talent« und, »einer der Begabtesten« der Arena FIERTAS zu sein.[247] Trotzdem hat er sich »ungefähr 1962/63« aus diesem Kreis zurückgezogen, weil ihn »das Insiderische und das gegenseitige Hinaufjubeln angewidert« hätten.[248] Zwar habe die Arena Förderung betrieben, »aber letztlich schlechte« – mehrere, die in der Gruppe »witerköcherlet hei«, seien schliesslich völlig ausgelaugt gewesen. Betts wird Lehrer, arbeitet als Journalist und macht von nun an einen grossen Bogen um alles, was nach subkultureller Literaturszene aussieht. Erst in den siebziger Jahren tritt er mit Theaterstücken und Prosaarbeiten erneut an die Öffentlichkeit.[249]

Neben Golowin lernt Betts in Burgdorf noch einen zweiten jungen Schriftsteller kennen. Er ist Lehrer, trägt eine Lederjacke wie der Filmschauspieler James Dean, gebärdet sich wie Dean und hat ihm sein erstes Gedichtbändchen, »Stenogramme der Nacht«, gewidmet – ein Dandy-Typ, häufig in Anzug, weissem Hemd und Krawatte.[250] Betts hat ihm später ein Denkmal gesetzt: »Wie ich den Dichter kennenlernte, weiss ich nicht mehr. Wahrscheinlich in einem Restaurant. Wahrscheinlich trank er Whisky und ich Kaffee. Wahrscheinlich trank ich später auch Whisky. Wahrscheinlich gab er mir schon am ersten Tag eine Subskriptionskarte für seinen ersten Lyrikband (…) Wahrscheinlich gestand ich ihm, dass ich auch schreibe und er sagte, ich solle nur weiterfahren, er werde mich in den Kreis einführen. Jedenfalls brachte er mir bei, wie man gut isst, mit Pernod als Apéritif, mit Mixed-Grill, Riz Casimir und Chambertin, mit Käseplatte und Kaffee-Calvados.«[251] Dieser Dichter war Hans Ulrich Christen.

Christen wurde am 6. Juli 1938 in Zürich geboren, besuchte die Schulen in Thun und Bern und war zwischen 1958 und 1961 Lehrer in Burgdorf.[252] Seinen persönlichen Standort gab er wie folgt an: »Für: Zu Träumen sublimierte Wirklichkeiten – Ehrlichkeit der persönlichen

Geisteshaltung – Wallfahrten nach Innen – Feen und Teddybären. Gegen: Alles übrige.«[253] Dem Berner Publikum war er 1959 anlässlich einer »Literarischen Stunde am Kaminfeuer« erstmals vorgestellt worden.[254] Christen las aus dem kurz darauf erschienenen ersten Gedichtbändchen »Stenogramme der Nacht« und begründete, warum er es James Dean zu widmen gedenke: »Ich möchte damit nur (…) unser unendliches Suchen bekennen (…) dieses verzweifelte Hoffen und Suchen um eine erwachsene, verinnerlichte Kindheit, die wir zu unserem Sein brauchen.«[255] Der »Bund« hat auf Christens Lesung verständnisvoll reagiert, man spüre »das Bemühen um den dichterischen Ausdruck aus einer inneren Notwendigkeit heraus«, und »die vorbehaltlose Ehrlichkeit, die aus den oft auf Andeutungen beschränkten Gedichten« spreche, dürfe positiv gewertet werden.[256] In den melancholischen Venedig-Bildern der »Stenogramme der Nacht« gelang ihm jene Formulierung, die zu einem Motto der Arena FIERTAS wird: »Sternwind und Traumgrund / Sind die Hoffnungen / Unserer müden Herzen.«[257]

Im persönlichen Umgang sei Christen so etwas wie »die Luxusausgabe von René E. Mueller« gewesen, erinnert sich Peter J. Betts.[258] Der Darstellung, Christen habe 1961 »den gesicherten Brotkorb, die Anstellung als Lehrer, in Burgdorf aufgegeben«, um sich ganz dem Schreiben zu widmen, wie die »Tages-Nachrichten« anlässlich seiner Lesung im »Podium« schreiben[259], widerspricht Zeno Zürcher: Christen habe als Lehrer in Burgdorf Sammelgelder von Pro-Juventute-Briefmarken unterschlagen. Das veruntreute Geld sei ihm zwar vom Bernischen Lehrerverein vorgeschossen worden, aber er habe es danach mit Schreibarbeiten auf dessen Sekretariat abverdienen müssen.[260]

Noch 1960 schrieb Christen ein kurzes Hörstück, dem er den Titel »Party-Time oder Seltsames um einen Teddybär« gab und den Untertitel »Ein Theater für Einzelne – auch einzeln zu spielen«. Aus der einleitenden »kleinen Regie« wird klar, dass das Stück »auf der Bühne Ihres Herzens« gespielt werden soll: »Wollen Sie den Ort der Handlung, Ihr Leben, immer mehr nach aussen verschieben, bedenken Sie, Ihre wundersamen Träume werden im Quadrate der Entfernung an Zauber-

kraft verlieren, abnehmen, bald verblassen.«[261] Auf einem TV-Bildschirm wird als Live-Reportage der erste Ferientag des »zur Zeit grössten Schauspielers Joe Fortuna« in Marina del Mare übertragen. Dabei erhält Fortuna von einer »junge(n), hübsche(n) Zigeunerin« einen »Plüsch-Teddybär[en] mit rotem Halsband«.[262] In der Folge entwickelt sich die Handlung auf zwei Ebenen, einerseits im Dialog zwischen dem Teddybären und einem Zwerg – die beiden wird man sich als innere Stimmen von Fortuna denken können –, andererseits als Dialog zwischen Mond und Venus, die beschliessen, am Abend in einem Unterwasser-Restaurant, das die »Versunkene« heisst, zu essen. Am Schluss führt der Zwerg den betrunkenen Schauspieler, der einen vergeblich warnenden Teddybären im Arm trägt, zu eben diesem Restaurant, wo er Morgana treffen soll, die ihn »zum Fest der Feen und Gestirne« geladen habe – und zwar indem er ihn »über den Ländtesteg ins Meer hinaus« stösst.

Im »Podium« hat Christen diesen Text gelesen, und dem Rezensenten der »Tages-Nachrichten« hats gefallen: »Glücklich, wer sich in diesem sinnentleerten Treiben die Fühler für das geheimnisvoll Tragende, für den Teddybären mit roter Schleife, aus der Kindheit mit hinüberrettet ins zweckbestimmte Erwachsenentun. Dies ist Christens Aufforderung. Lächelnd ergeht diese Aufforderung, wie es sich für eine ernste Sache ziemt.« Am gleichen Abend vorgelesen hat Christen einen Text mit dem Titel »Geschrei um Vera«, »eine lyrische Umschreibung des um Haltung ringenden jungen Menschen«[263]. Dieser Text wird vom Sinwel-Verlag zwar für 1962 als Buch angekündigt[264], aber nie gedruckt, der damalige Verlagsleiter Niklaus von Steiger vermutet im Rückblick finanzielle Probleme. Kurz darauf verschwindet Christen aus dem Umfeld der Arena FIERTAS, er habe sich »rarer und rarer« gemacht, sei ohne Streit oder Eklat langsam »verblasst«, gewusst habe man um seine Alkoholprobleme, gemunkelt über seine Milieunähe und Erfahrungen als Stricher.[265] Christen hat sich bis 1965 als »zunehmend verkrachte Existenz« in Bern aufgehalten und ist dann nach Zürich gezogen.[266] Am 2. Juni 1981 ist er im Zürichbiet gestorben.[267]

Lyrikerinnen im »Podium«: Gertrud Wilker und Erika Burkart. – Als am 22. Februar 1962 Erika Burkart aus dem aargauischen Althäusern bei Muri einige Tage nach dem vierzigsten Geburtstag im »Podium« aus ihrem Werk liest, darf sie als eine der bedeutendsten Lyrikerinnen des Landes gelten. 1953 hatte sie im St. Galler Tschudy-Verlag ihren ersten Gedichtband veröffentlicht (»Der dunkle Vogel«) und seither im gleichen Verlag in regelmässigen Abständen weitere folgen lassen: »Sterngefährten« (1955), »Bann und Flug« (1956), »Geist der Fluren« (1958).[268] 1960 folgten unter dem Titel »Die gerettete Erde« vier weitere Zyklen in einem Band[269] – und nun erschien bereits das nächste Buch, das »Mit den Augen der Kore« hiess und wiederum vier Zyklen umfasste: »Triptychon des Wahns«, »Landschaft im Höhlentor«, »Stationen und Exile« und »Die Wiederkunft«.[270]

Eingeführt worden ist Burkart an jenem Abend von der zwei Jahre jüngeren, in Bern lebenden Gertrud Wilker, die als Germanistin selber literarisch schrieb, bisher allerdings erst zwei kurze Erzählungen veröffentlicht hatte.[271] Daneben setzte sie sich immer wieder für die Arbeit ihrer Kolleginnen ein. Am 24. Januar letzthin hatte sie im »Kerzenkreis« über »Deutsche Frauenlyrik« gesprochen. »Es lässt sich innerhalb der deutschen Literaturgeschichte eine Entwicklung der Frauenlyrik ganz deutlich erkennen«, schrieb sie auf dem Programm, »zugleich bleiben gewisse Grundformen der weiblichen lyrischen Begabung durchweg stabil, zum Beispiel ihre Tendenz zur magischen Beschwörung der Natur, oder das merkwürdige Phänomen ihrer speziellen Neigung zu religiösen Gedichtzyklen. (…) Weshalb treten heute, in der Mitte unseres Jahrhunderts, mehr und bedeutendere Lyrikerinnen auf als je vorher innerhalb der deutschen Literatur?«[272] Wilker hat an jenem Abend ihr Thema nicht zuletzt unter dem Aspekt der Frauenemanzipation referiert: »Im Mittelalter und im Barock waren die Dichterinnen vor allem begabte Schülerinnen ihrer männlichen Kollegen. Erst die Frauen aus dem Kreis der Klassiker fingen an, sich selbständig zu entwickeln, ohne ihre Geschlechtszugehörigkeit zu verleugnen. Das zur Entfaltung drängende Selbstwertgefühl ist dabei wichtiger als der

Drang zum Dichten: Die Frauenlyrik ist zwar nicht ein Produkt der Frauenbewegung, geht aber mit ihr Hand in Hand. Noch schreiben die Frauen, um sich zu behaupten und zu emanzipieren; erst im 20. Jahrhundert ändert sich dies.« Anhand von Gedichten von Marie-Luise Kaschnitz, Erika Burkart und Ingeborg Bachmann habe Wilker an jenem Abend aufgezeigt, wie diese Frauen mit künstlerischen Mitteln persönliche Erfahrung schilderten, »wobei die Preisgabe der Innerlichkeit für die Frauenlyrik charakteristisch« sei.[273]

In der Einführung zur Lesung von Burkart führt Wilker nun deutlicher aus, was sie unter der »Preisgabe der Innerlichkeit« versteht. Sie stellt Burkarts Arbeiten vor in Abgrenzung zu jenen des vor bald sechs Jahren verstorbenen Gottfried Benn: Für ihn sei es darum gegangen, sagt sie, »dass der Dichter sich selbst ganz ausspreche. Das Gedicht handelt vom dichterischen Individuum, es kann, wenn es ehrlich sei, meint Benn, nichts anderes leisten als das Tapezieren der Wände mit sich selbst. Es entstehen aus einer solchen Grundhaltung grossartige Gedichte, die nichts wollen als da sein, vom Leser zur Kenntnis genommen, vom Zuhörer in ihrer unerlösten Vereinzelung akzeptiert werden. Sie sind monologisch.« Dagegen stellt sie Burkarts Gedichte, die »dialogisch« seien: »Obzwar sie ebensosehr in der Vereinzelung einer unbedingten, dichterischen Existenz geschrieben werden, und diese Vereinzelung weder verleugnen noch beschönigen, sprechen sie nicht allein im Namen der Dichterin, sondern ebensosehr im Namen der Geschöpfe überhaupt. (…) Ihre Gedichte tapezieren nicht die Wände mit sich selbst, sondern versuchen diese Wände abzubauen, hinter die eigenen und die fremden Wände zu blicken.«

In dieser Gegenüberstellung ist auch eine geschlechtsspezifische Differenz angesprochen, wie mit Sprache gearbeitet wird: Während in Wilkers Charakterisierung von Benns Lyrik das Diktum Theodor W. Adornos aufscheint, dass die »Gefahr der Sprache« darin bestehe, »an ihr kommunikatives Element sich zu verlieren und ihren Wahrheitsgehalt zu verhökern«[274], sind in Burkarts Sprache das Wahre und das Kommunikative vereinbar: Denn da sich ihre Gedichte, so Wilker,

»hoffnungsvoll, skeptisch, mühsam« mit dem auseinandersetzten, »was die Schöpfung einem heutigen Menschen an Aufgaben und Bedrohungen zuschiebt, sind sie mehr als eine gekonnte künstlerische Arbeit, versuchen sie, zum mindesten diese Arbeit nicht für ein einziges Wesen zu leisten, sondern für all jene, welche damit in Kontakt geraten. Gedichte also, die imstande sind, Verbindungen zu stiften, Verbindungen zwischen Kreatur und dem denkenden Geist, zwischen offenen Fragen und der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Antwort.«[275]

Die Veranstaltung im »Podium« wurde bestritten von der vielleicht wichtigsten Lyrikerin des Landes und einer Theoretikerin, die über Fragen geschlechtsspezifischen Sprachgebrauchs ebenso klug und präzis reden konnte wie zum Thema »Handwerkliches über moderne Schriftstellerei« – ein anderes ihrer Referatsthemen aus jener Zeit.[276] Aber obschon der Abend von den Medien nicht übergangen wurde – »Bund«, »Berner Tagblatt« und die »Tages-Nachrichten« brachten die üblichen einspaltigen Besprechungen[277] –, ist doch wahr, dass in jenen Jahren die Produktion von und das Gespräch über Literatur grundsätzlich Männersache blieb. Die ausserordentlich gebildete Schriftstellerin Wilker, deren weitere Bücher erst ab 1966 erscheinen konnten, blieb eine Autorin mit wenig Resonanz, und als sie am 25. September 1984 starb, schrieb die Literaturkritikerin Elsbeth Pulver in einem Nachruf: »Das Klima der Zeit war zunächst für weibliche Autoren nicht günstig; es gab Schriftstellerinnen nur als Ausnahme, in der Einzahl gewissermassen, und die Frage, ob es vielleicht auch eine weibliche Art des Schreibens gebe, hing nicht in der Luft; die literarische Welt war von Männern bestimmt – in Verlagen wie in der Kritik –, und wer nicht dem vertrauten Klischee einer romantisch-gefühlshaften ›Dichterin‹ entsprach, sondern schreibend den Intellekt einsetzte (ohne doch dessen Sklavin zu werden), der hatte es damals doppelt schwer.«[278]

Ins Gästebuch des »Podiums« hat Erika Burkart am 22. Februar 1962 ein Gedicht aus ihrer neuen Sammlung »Mit den Augen der Kore« geschrieben:

»Anstelle eines Gespräches

Warum
erfrägt nicht den Grund.
Wir sind, weil er ist.
Viele die sehen
Sind stumm.
Wissen ist eckig, Weisheit ist rund.
Wir messen nicht, was uns misst.
Alles bleibt zu bestehen
Von Erde zu Erde,
– mit-eingeknüpft in den Sinn
das laute: ich werde,
das stille: ich bin.«[279]

Wie es Mueller als Koch im Limmernboden ergeht. – Am 8. März 1962 ist René E. Mueller aus dem Gefängnis Witzwil entlassen worden. Man hat vorgesorgt: Mit Datum vom 27. Februar erliess der Regierungsstatthalter ein »Wirtshausverbot«, wonach dem »Journalisten« René Ernst Müller »der Besuch von Lokalen, in denen alkoholische Getränke verabreicht werden, für die Dauer von 6 Monaten (beschränkt auf die Gemeinde Bern) verboten« sei.[280] Bereits zuvor, am 2. Februar, hatte der Regierungsrat des Kantons Bern beschlossen, Mueller einige Tage vor dem Termin bedingt zu entlassen, dafür aber neben der bestehenden Vormundschaft eine zweijährige »Schutzaufsicht« – heute würde man »Bewährungshilfe für einen Strafgefangenen« sagen – zu verfügen.[281] Als Schutzaufseherin eingesetzt wird Hilda Schoch-Buchs, die in der Lenk im Simmental die Pension Alpenruh führt.

Seit dem 8. März befindet sich Mueller, geschickt vom Schutzaufsichtsamt, als Küchenbursche auf einer Strassenbaustelle im Limmernboden, einem Krachen im Glarnerland. Am 19. März schreibt er dem »herzallerliebsten« Schriftsteller Peter Lehner einen Brief, in dem er sich freut, »wieder einmal eine Schreibmaschine unter dem Arsch zu haben«, obschon er kaum mehr fähig sei, die Tasten zu treffen: »Zum guten Glücjk gibt es noch Leute, denen man auch da n schreiben kann, weenn man besoffen ist.«[282]

Peter Lehner und seine Frau Heidi waren damals Anlaufstelle für verschiedene mittellose Heisssporne der Berner Literaturszene. Die Sekundarlehrersfamilie in Bümpliz war ein Glücksfall: Hier kam ein gesichertes Einkommen zusammen mit dem Verständnis für die oft gefährdeten Wege jugendlicher Literaten. Im Gegensatz zum zweiten bedeutenden Bümplizer Schriftsteller in diesem Jahrhundert – zu Carl Albert Loosli (1877–1959) – hat Lehner den Schritt zum freien Autor nicht geschafft: Er überlebte seinen 65sten Geburtstag, der ihn zum Rentner und freien Schriftsteller machte, gerade um einen Monat. Am 23. Dezember 1987 ist er an einem Herzschlag gestorben.[283]

Heidi Lehner erinnert sich an die frühen sechziger Jahre: »Wir hatten drei Kinder, waren etabliert und hatten jeden Monat einen Lohn. Bei Peters Freunden herrschte manchmal schon ein wenig das Gefühl: Der hat ja, dort kann man immer holen. Aber ich musste manchmal Ende Monat mit dem Milchbüchlein Milch holen gehen, damit wir noch etwas zu essen hatten. Peter hat häufig Geld gegeben, und dann bin ich manchmal toube worde, weil ich dachte: Jetzt kann ich wieder dieses oder jenes nicht kaufen, und diese Leute gehen das Geld nur versaufen.« Sie erinnert sich auch daran, dass sie verschiedentlich um Mitternacht Suppe gekocht habe für Literaten, die nach Beizenschluss vorbeigekommen seien: »Dann wurde in unserer Wohnung diskutiert, und es ist lustig geworden – bis die Nachbarn begonnen haben zu poltern. Einmal war es schon weit nach Mitternacht, und sie wollten kein Ende finden. Deshalb habe ich unsere Jüngste geweckt, und die begann wunschgemäss zu hornen. Darauf sind die erschrockenen Männer blitzartig verschwunden.« Und Mueller? »Wenn Peter dem René Geld gegeben hat, hat mich das weniger tuuret: Der wollte wirklich jeweils nur ein Not-Zwänzger-Nötli. Überhaupt ist er immer unglaublich lieb, höflich und eher scheu gewesen. Privat war er anders als in der Clique, in der er eine Rolle spielen musste. Wenn er nicht hätte unterhalten und seine Geschichten erzählen können – die er vielleicht manchmal auch erfunden hat –, dann wäre er, so wie er gelebt hat, vermutlich versorgt worden und irgendwo in der Versenkung verschwunden.«[284]

Von den Mueller-Geschichten aus dem Spätsommer 1961 ist allerdings kaum eine erfunden: Während er in Cassis seinen Kurzroman »Das Mädchen mit der Regenbogenforelle« abschloss, ging ihm langsam, aber sicher das Geld aus, das ihm Dürrenmatt Mitte Juli überwiesen hatte. Völlig abgebrannt traf er am 19. August auf dem Schweizer Konsulat in Marseille ein und liess sich ein Bahnbillett nach Bern bezahlen. Am 20. August war er in Bern, einige Tage später erzählte er einem staunend protokollierenden Beamten der städtischen Fürsorge: »Am Montag, 22. August, wurde ich verhaftet wegen Irreführung der Rechtspflege, weil ich für einen Johann Wagner vor Gericht erschien und mich für diesen ausgegeben habe.«[285]

Worum es ging, weiss Heinz Hänni, damals Schriftsetzer in Bern, später in Zürich: Mueller sei in der Szenenbeiz »Madrid« aufgetaucht und habe dort einen alten Bekannten, den Kunstmaler Joe Wagner, getroffen, der betrunken gewesen sei und gejammert habe, er müsse vor Gericht, weil er nach einem Fest frühmorgens mit seinem Töff querfeldein grasende Kühe gejagt habe. Und nun sei er schon wieder besoffen und könne doch unmöglich so vor Gericht erscheinen. Mueller habe ihn gefragt, ob er für ihn hingehen solle. Wagner habe ihm dankbar seine Ausweispapiere ausgehändigt, und Mueller sei gegangen. Vor dem Richter habe er danach standhaft behauptet, mit dem Töff Kühe zu jagen, sei Teil der künstlerischen Freiheit, die Voraussetzung sei für die Inspirationen. Den Richter endgültig verärgert habe er aber, als er ihn nach der Verhandlung angerufen und wegen des geglückten Streichs tüchtig ausgespottet habe.[286] Mueller wurde wegen »Irreführung der Rechtspflege« angeklagt und sah sich genötigt, als Retter in der Not Dürrenmatt zu alarmieren. Dieser gab seinem Berner Anwalt Horace Mastronardi den Auftrag, die Situation zu bereinigen.

Mastronardi leistete ganze Arbeit: Kurz darauf ist die Anklage vom Tisch, und Mueller lebt in einer eigenen Wohnung, die ihm dieser in Dürrenmatts Auftrag besorgt hat.[287] Henri Lauener erinnert sich: Die Vermieterin der frisch renovierten, romantischen Altstadtwohnung sei von Mueller begeistert gewesen, weil sie sich als Mieter einen richtigen

Künstler gewünscht habe. Mueller sei kaum eine Woche in der Wohnung gewesen, als er ein Riesenfest organisiert habe, das bald einmal so weit gediehen sei, dass der kostbare Bauernschrank, der in der Wohnung stand, zu Kleinholz verarbeitet worden sei, welchselbiges man zum Entfachen eines Lagerfeuers auf dem Stubenboden benötigt habe, um Cervelats braten zu können. Als er, Lauener, tags darauf die Bescherung besichtigt habe, sei auch der Rest des Mobiliars kaputt gewesen und an den Fenstern hätten die Scheiben gefehlt. Mueller habe die Wohnung verloren, und die Kosten für die Fuer hätten sich in einer Grössenordnung bewegt, dass sogar Dürrenmatt ernsthaft ärgerlich geworden sei, bevor er bezahlt habe. Gegenüber der Hausvermieterin habe sich Mueller gerechtfertigt, auch sie habe da eine Verantwortung: Immerhin habe sie sich einen Bohème in der Wohnung gewünscht.[288]

Heinz Hänni erzählt weiter: Mueller habe in diesen Tagen in der Nachbarschaft durch das Fenster einer Beiz harassenweise Wein geklaut. Als die Sache aufgeflogen sei, habe die Polizei den geklauten Wein konfisziert. In der Folgezeit habe Mueller sich in seiner Stammbeiz, dem »Madrid«, in regelmässigen Abständen grossspurig ans Telefon gehängt, zum Gaudi der ganzen Beiz lautstark der Polizeihauptwache am Waisenhausplatz angerufen und ultimativ mitgeteilt, in zehn Minuten komme er vorbei, um die Weinflaschen zu zählen. Auf die Frage, warum er das tue, habe er geantwortet: »Sonst säuft die Polizei noch meinen Wein weg.«[289] Ein anderer »Madrid«-Gast war damals der Architekt und Pianist Franz Biffiger: Eines Tages habe Mueller aus dem »Madrid« den Stadtpräsidenten angerufen und ihm geklagt, er werde verfolgt. Auf dessen mitfühlende Frage, von wem denn, habe er geantwortet: »Vo dr Schmier.«[290]

Aus jenen Wochen aktenkundig ist dank des geplagten Vormunds immerhin so viel: »Er steht mit der Polizei dauernd auf Kriegsfuss und soll kürzlich das Mobiliar seiner ihm von Fr. Dürrenmatt und Dr. Mastronardi besorgten Wohnung kurz und klein geschlagen und teilweise im Ofen verfeuert haben.«[291] Und selbstverständlich hat Mueller Dürrenmatt die laufenden Ereignisse getreulich rapportiert. Unter dem Ab-

sender »René E. Mueller / Ohne Adresse« schreibt er am 17. Oktober 1960: »Ich liebe Sie und ich verehre Sie zu sehr, bin von Ihnen zu stark beeindruckt, als dass ich Ihnen leichtfertige, unbedachte Worte hinterlassen könnte. Dazu kommt noch, dass meine jüngste Vergangenheit scheinbar im krassen Gegensatz zu der Berufung steht, der dienen zu wollen ich behaupte –, habe ich mich doch mit meinen Ausfällen selbst überboten und gleichsam als Finale, wie ein Irrer, ein Tollhaus in Brand gesteckt und – ich gestehe es freimütig nicht ohne Stolz – ein Stück 16. oder 17. Jahrhundert mutwillig demoliert und der Verbrennung zugeführt, ohne dass das noch jemanden besonderes erstaunte oder gar entsetzte. Es waren wüsteste Festivitäten, die dennoch nicht einer gewissen – wenn auch ironischen – Grösse entbehrten, wenn ich zum Beispiel der Polizei gestohlenen Chianti offerierte und den Herren zur Entrüstung der mit Gartenwerkzeugen bewaffneten Nachbarn mit einer brennenden Kerze den Weg zum Streifenwagen wies. Bereuen? Ach was! – Damit prahlen!«[292]

Ebenfalls am 17. Oktober verfasst Muellers momentaner Vormund, Alois Tuor, seinen neuen Bericht: Bei seiner Ernennung zum Vormund sei er speziell beauftragt worden, »festzustellen, ob R. M. tatsächlich das Talent hätte, sich journalistisch oder gar schriftstellerisch zu betätigen«. Er kommt zu einer doppelten Antwort. Einerseits glaube er nach seinen Erfahrungen nicht mehr, dass Mueller in der Lage sei, »ohne wohlwollende straffe Führung und Kontrolle als Journalist oder Schriftsteller (…) seinen Lebensunterhalt finden und sein Leben selbständig gestalten zu können«. Andererseits: »R. M. hat ein überdurchschnittliches Talent zu journalistischer wie auch zu schriftstellerischer Tätigkeit, er hat Phantasie – sehr viel Phantasie! –, er besitzt trotz einer an sich eher mangelhaften Schulbildung die Gabe der anregenden, leicht lesbaren Formulierung, des geschickten Aufbaus eines Stoffes und der bildlichen Darstellung. Ich stütze mich bei dieser Feststellung u. a. auf Urteile von Dr. Schwengeler, Bund-Redaktor, von Schriftsteller Erwin Heimann und vor allem auch von Friedr. Dürrenmatt.«[293]

Zunehmend melancholisch klingen die vergeblichen Liebesbriefe,

die Mueller in diesem Herbst an seine von Sylt zurückgekehrte »geliebte Zora« schreibt: »Ich bin allein in einer kleinen, versteckten Kneipe, wo mich niemand kennt. Absichtlich suche ich die Einsamkeit, um mit Dir zusammen zu sein. (…) Ich will jetzt einfach ein sauberes Leben leben.«[294] Am 22. Oktober setzt er sich um 23 Uhr in den Zug, wartet in Brig drei Stunden auf den Schnellzug von Paris nach Milano, wechselt dort auf den »sonntäglich überfüllten Lombardei-Express«, in Brescia in einen Bus, dann wieder in einen Zug und noch einmal in einen Bus. In einem Personenwagen wird er schliesslich ins Katastrophengebiet des während eines Unwetters verschütteten Bergdorfs Gianico gefahren. Im Brief, den er noch am gleichen Abend an Zora abschickt, gibt er als Absender an: »Servizo civile internationale / Campo di lavoro / Gianico«.[295]

Freiwilligenarbeit, die er selber als sinnvoll erachtete – das war vor anderthalb Jahren. Die Realität im März 1962: staatlich verordnete Zwangsarbeit im Limmernboden. Der Vormund protokolliert im Rückblick: »Als er dort unverhofft rasch zum Koch avancierte, scheint er die Nerven verloren zu haben, schlug er doch in einem Wutanfall die Kücheneinrichtung zusammen.« Am 31. März wird Mueller in die Lenk versetzt, wo er in der Pension seiner Schutzaufseherin den Hausburschen machen soll.[296]

Die »Berner Versuche« des »Tägel-Leist«: Der Mythos im Schund. – Der 18. März 1962 ist ein wichtiges Datum in der Geschichte des »Tägel-Leist«. Nachdem man sich an diesem Sonntagmorgen zur Feier der Tagundnachtgleiche vor Sonnenaufgang beim Glasbrunnen im Bremgartenwald zu Osterspielen getroffen hat, wendet man sich am späteren Vormittag zum ersten Mal in der Leist-Geschichte mit einer Veranstaltung an die Öffentlichkeit.

Per Inserat im »Stadt-Anzeiger« wird zu einer Sonntagsmatinee in das Säli des Hotels »Wilder Mann« eingeladen. Thema: »Der Frühling in Brauch und Kunst. Ein Gespräch über Osterbräuche und den Frühling im Spiegel der Dichtung.«[297] Auf der Einladung findet sich eine ak-

tuelle Selbsteinschätzung der Gruppe: »Der seit fünf Jahren bestehende Tägel-Leist ist eine freie Vereinigung für zeitgemässe Selbstbildung. Er befasst sich im wesentlichen mit der Frage der Eingliederung des Menschen in die Welt der Gegenwart.«[298] Dieser Hinweis wird in der Berichterstattung des »Berner Tagblatts« so interpretiert, der »Tägel-Leist« habe es sich »zu seiner Hauptaufgabe gemacht, einen goldenen Mittelweg zwischen traditionellen und modernen Auffassungen zu suchen«.[299]

Das Leist-Mitglied René Neuenschwander ist als Journalist anwesend und charakterisiert in seinem Bericht das Anliegen seiner Kollegen so: »Unsere Altvorderen besassen ein sicheres Gefühl für das Ineinandergreifen des Ewigen und Zeitlichen. Es spiegelt sich dies in manchem althergebrachten Brauch, in allen möglichen uns überlieferten Vorstellungen vom Elfen- und Zwergenvolk, in Sage und Märchen. Wenn nun der Berner Tägelleist die Freude an diesem Volksgut zum Anliegen seines Studiums macht, so möchte er diese Welt eingeprägter Bilder, früher Kunden den jungen Menschen neu in die Herzen legen – als eine Stärkung gegen all die Äusserlichkeiten unserer Zivilisation –, die in einer Welt der Technisierung und Schablonisierung wieder zurückverlangen nach dem reinen Ursprung des Menschen.«[300]

Neben diesem Schritt an die Öffentlichkeit gibt es in diesen Tagen auch einen Schritt in die Gegenrichtung. Neben der »Sinwel-Reihe für Prosa«, die mit René Neuenschwanders Erzählung »Der blonde Brecht« eben das siebte Bändchen produziert, soll nun unter dem Namen »Berner Versuche« als Ersatz für die bisherige leistinterne Zeitschrift eine weitere literarische Reihe entstehen: »Der Tägel-Leist (…) gab von 1958 an die vervielfältigte Zeitschrift ›SINWEL‹ heraus. (Von 1961 an ›Botti‹.) Sie erlebte 16 Vierteljahreshefte und bemühte sich um Standortbestimmung in der Gegenwart. Von jetzt an sollen in sich abgeschlossene Erstdrucke von Versuchen herausgegeben werden, Verdichtungen dessen, was uns vorschwebt.«[301] Die Produktion der vervielfältigten Reihe übernimmt Zeno Zürcher.

Die »Berner Versuche« gliedern sich in zwei Teile. Im ersten wird

jeweils der literarische Versuch eines Leist-Mitglieds dokumentiert, den zweiten bildet das »Diskussions-Podium zu ›Berner Versuche‹« – ein Forum szeneninterner Kritik, wie es die Sinwel-Bändchen auch kennen. »Es geht uns um dies: Der Autor der Berner Versuche will sich dem Publikum stellen, vorstellen als Versuchender, als Dichtender, während, nicht nach seiner Arbeit. Er ist überzeugt, dass er etwas zu sagen hat, er ist jedoch nicht überzeugt, dass er es nicht besser sagen kann. Er liebt und sucht die Kritik, er hasst das laue Geplätscher in bewährten Schlafpillen-Phrasen, das verstehende Nichtverstehen.«[302] Um den Weg zu skizzieren, den der »Tägel-Leist« nun einschlägt, muss dieses Zitat – es stammt vermutlich von Zeno Zürcher – konfrontiert werden mit einem von Niklaus von Steiger ungefähr zwei Jahre später: »Unser vornehmstes Ziel ist nicht Sprachpflege – obschon wir uns sehr oft und eingehend mit Problemen der Sprache befassen –, sondern der Aufbau eines Podiums, wo jeder junge Mensch, der mit sich und der Umwelt ringt, sich ungehindert Luft schaffen kann.«[303] Der Weg des Tägel-Leists führt also von der (Selbst)kritik der eigenen schriftlichen Kultur zu einer mündlichen Kultur, die durch ihre »Niederschwelligkeit« schnell den Rahmen des »Tägel-Leists« sprengen und weitherum öffentlich wahrnehmbar werden wird.

Aber so weit ist es noch nicht: Wie 1959 bei der Gründung des Sinwel-Verlags macht auch bei den »Berner Versuchen« ein Text von Sergius Golowin den Anfang: die »Dichtung« »Jan Moro«. Seit seiner ersten lyrischen Publikation 1955 hat Golowin einen stark manierierten eigenen Stil entwickelt: Er schreibt Langgedichte in nicht gereimten Kurzzeilen voller Alliterationen, Assonanzen und endlosen Genitivreihungen (»Mit zehnfacher Schnelle / Des Schwingens / Der Wellen / Der Helle / Des Lichtes« dichtet er zum Beispiel, wo andere prosaisch »mit zehnfacher Lichtgeschwindigkeit« sagen würden). »Jan Moro« ist ein kulturkritischer Essay in Golowin'schen Versen: Der erste Teil bringt eine veritable Science-Fiction-Story: Jan Moro rettet als Superman mit der »Hitzefaust«, einer von ihm erfundenen Waffe, die Menschheit vor der Invasion der »Alpha-Sieben-Geschöpfe«, deren Waffen auch nicht

ohne sind: »Von Lanzenbündeln / Giftgrünen Glanzes getroffen / Verbrannten gründlich / Zu sprühendem Rauch / Die steinernen Häuser«. Jan Moro bereinigt die Sache, »Besteigt / Federnden Schrittes / Sein stahlblaues Flugzeug« und entschwindet »Im Himmel / In weissen Wolken / in Höhen«. Im zweiten Teil spricht Golowin auf einer Metaebene, kritisiert die Jan-Moro-Geschichte als Plagiat von »Verfilmten / Und billigen / Schnulzengeschichten«, holt dann zu einem kulturkritischen Rundumschlag aus und attackiert vor allem den – aufklärerischen – »Entlarver / Unserer Gesellschaft / De[n] Enthüller / Aller Versumpfung / Unsrer Kultur / Und der Fäulnis« – nicht zuletzt, weil gerade solche Leute von der kritisierten »Gesellschaft / Kunstpreis / Um Kunstpreis« erhielten. Golowins Pointe: »Ja, lieber Leser / Helden und Heilige / Stilvolle Schurken, / Opfer der Reinheit / In geilen Krallen / Des Lasters – / Das strahlende Gute / Im Kampf / Mit dem Bösen – / Besitzen wir nur, / Dies / Dank Gott / Noch zu erschwinglichem Preis, / Dank der Leinwand, / Dem Schimmer-Bildschirm / Des Lichtspiels. // Und hier, / Hinter Schmarren / Und Schlagern – / Geschaffen / Für Halbstarke / Und Kinder / Jeglichen Alters, / Die dem Zauber / Des Schwebens / Von Seifen-Blasen / Nimmer entwuchsen – / Sind / Hie und da, / Dicht, deutlich / Die Sonnenzüge, / Die Sternenlocken / Des Gesichtes / Der Fee Morgane // Der Göttin, Mutter / Der farbigen Ziele – / Der Schäume-Träume / Und Räume / Der Sehnsucht.«[304] Im Schund, mit dem die Naiven der Gegenwart eingedeckt würden, dies also Golowins These, seien, zumindest hie und da, die grossen mythischen Bilder der archaischen Menschheitsgeschichte erkennbar.

Diese für Golowin zentrale These hat er ein Jahr zuvor unter dem Titel »Der Sang von Loana« ein erstes Mal ausgeführt. Dort ist vorgezeichnet, warum sich Golowin später nicht zum Historiografen, sondern zum Mythografen entwickeln wird. Ein Ich-Erzähler berichtet, er habe diesen »Sang« in grossen Städten vernommen, in Bars mit exotischen Namen: »Aus Wortschnitzeln / Aus Satzfetzen / (…) / Ballte ein Bild sich«. Nun beginnt er die Geschichte zu rekonstruieren. Loanas Vater sei ein isländischer Seefahrer, die Mutter die letzte Fürstin von

Loalatonga gewesen. Aufgewachsen sei sie bei Nonnen, entführt worden von einem kurdischen Königssohn, später bei Zigeunern aufgenommen und von »wissenden Weibern« eingeführt in ihre Weisheit. Später sei sie »in die Stadt« gekommen, um »ein Werk / Vom Wunder / Und Weg / Ihres Lebens / Zu Schreiben«. So steigt Loana herab aus dem Mythos in die moderne Welt, und der Erzähler zieht für sie gar eine zweite, ganz und gar unspektakuläre Herkunft in Betracht: Loana heisse eigentlich Lili Meier, und ihr Vater sei »Bekanntlich / Ein Postbeamter, / Wohnhaft / Im Vorort«. Ein Dichter wird zitiert, der erzählt habe, von Loana mit nach Hause genommen worden zu sein: »Durch Gänge, / Und Treppenengen / Führte sie, / Zog sie mich / Zu der Türe. // Zeitungsblätter, / Katzenunrat / Belegten den Boden, / In Bechern / Klebte daneben / Geronnener Trank. // Gross, zerwühlt / War darinnen, / Im Raume, / Zwischen rissigen Mauern, / Ein Bett. // Ich floh (…)«. Schliesslich die Frage: »Wohin / Loana / Entschwunden?« Antwort: Sie sei nach Mexiko oder Tunesien und es »Sei selbst der Staub / Der Spuren / Loanas / Verschollen« – andere sagten, sie sei in Mailand auf einer schmutzigen Matte an Schwindsucht gestorben, dritte, sie sei in Locarno, Turin oder Livorno mit einem Arzt verheiratet, »Habe rotwangige Buben, / Einen englischen Wagen«.[305]

Würde Golowins »Sang von Loana« hier enden, könnte man auf die Parallelen zu Peter Bichsels »Versuche über Gino« hinweisen. Auch bei Bichsel zerfällt die Wahrheit der Geschichte von Gino in eine »Wahrheit in Fragmenten«, die keine von einem allwissenden Erzähler bruchlos vorgetragene Geschichte mehr zulässt. Aber der 32-jährige Golowin steht nicht, wie der damals 25-jährige Bichsel, an der Schwelle zur literarischen Moderne, Golowin hat letzthin eine »Nachmoderne« mit unübersehbar gegenmodernen Zügen ausgerufen. Gegen die Dekonstruktion der allwissenden Erzählerposition setzt Golowin die These, dass zumindest im Universum des Mythos der Erzähler allwissend bleiben könne. Deshalb führt er den »Sang von Loana« weiter, verwirft die verschiedenen Vermutungen von Loanas Verbleib und findet »Das echte Ende / Des Sangs«. Sie habe der Verlockung wider-

standen, ihr Buch von einem grossen Verlag drucken zu lassen, und sei zurückgekehrt in das selige Eiland ihrer Herkunft. Dort throne sie heute »Im Ehren-Sessel / Der Herren / Von Loalatonga«, und ihr huldigten die Tiere gleichermassen wie der Hexer, der grosse Feind ihres Vaters. So führt Golowin Loana aus der entzauberten Welt der europäischen Moderne zurück in eine Welt des Mythos: »Wer weiss noch / Wo Himmel / Und wo / Der Boden? / Als frohe Nachbarn / Reichen sich / Lächelnd / Die Hände / Der Milchstrasse Mädchen / Und braune Menschen.«[306]

Entschied sich Golowin im »Sang von Loana« für den Mythos und gegen die moderne Wirklichkeit, taucht der Mythos nun in »Jan Moro« mitten in der modernen Wirklichkeit – in der narrativen Massenproduktion der Kulturindustrie – wieder auf. Dieser »Schund« jedoch ist nicht wertlos. Er wird von der Zeit abgeschliffen werden bis auf die Substanz der »Märe«: »[…] immer mehr / Und endlich spurlos / Verlöschet, / Löst aus der Märe / Das Meer der Jahre / Die Züge, Zeichen / des Zufalls, / Die Falten des Alltags, / Des Alterns. / Die Schlacken des Scheins / Vom Wahren, / Vom Wesen.«[307]

Auf den angehängten Diskussionsseiten von »Jan Moro« skizziert Zeno Zürcher als Pädagoge Golowins Position und stellt sie in den Zusammenhang mit der Diskussion um die kulturindustrielle Massenproduktion: »Golowin sieht in der Sucht zum Schund und Kitsch nicht einfach ›Erziehungsfehler‹, die sich durch bestimmte Einflüsse korrigieren liessen, sondern vielmehr ein echtes Symptom unserer Zeit, dessen Wurzeln tiefer liegen als gemeinhin angenommen wird. Das (unterbewusste) Schlagwort unserer Zeit heisst: Flucht. Flucht vor sich selbst, Flucht vor dem faden Leben im Wohlfahrtsstaat, Flucht vor dem Fortschritt und der Technik mit Hilfe des Fortschritts und der Technik: Film, Fernsehen, Auto, Mondrakete. (…) Furcht vor dem Ungeheuerlichen, Unheimlichen, Zerstörenden, Sehnsucht nach einer ›besseren Welt‹ sind die Themen des ›Schunds‹, namentlich der (immer beliebteren) Science-Fiction-Geschichten und damit des – Märchens.«

Wachtablösung beim BSV: Peter Lehner wird Vorstandsmitglied. – Am 24. März 1962 trifft sich im Restaurant »Innere Enge« der Berner Schriftsteller-Verein zur diesjährigen Generalversammlung[308] und führt, wie die »Tages-Nachrichten« danach hervorheben, eine veritable »Wachtablösung« durch. Nötig wird sie, weil mit Paul Eggenberg der Präsident und mit Armin Riesen der Sekretär des Vereins zurücktreten. Eggenberg wird durch Hektor Küffer ersetzt, für Riesen kommt als Sekretär mit Franz Meier der Vorsteher der Verkäuferinnenschule Bern. Aber so unproblematisch, wie die Zeitungen es darstellen, ist diese Wachtablösung nicht.[309] Die vorstandsinterne Suche nach einem Nachfolger für Eggenberg, der sich damals mit der Absicht trägt, definitiv in die USA auszuwandern[310], ist schwierig verlaufen. Der bald siebzigjährige ehemalige Leiter der Stadt- und Hochschulbibliothek, Werner Juker, hat die Präsidentschaft abgelehnt.[311] Hektor Küffer, der zweite Vizepräsident des Vereins, ist nicht Mitglied des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins SSV und deshalb als BSV-Präsident anfechtbar[312]. Deshalb wird er als neuer Präsident lediglich ad interim gewählt zur Überbrückung des präsidialen »Interregnums«.[313]

Dass das BSV-Präsidium nicht begehrt war, hatte mehrere Gründe. Im letzten November hatte sich Eggenberg an einer Sitzung darüber beschwert, dass trotz vereinsinternen Kommissionen »letzten Endes alles an ihm hängenbleibe«: »Dazu kommt noch der bemühende Umstand, dass unsre Aktiven unsre Anlässe sabotieren und auf ätzende Art kritisieren.«[314] Hinter diesem Hinweis steckt ein weiteres Problem, das einem BSV-Präsidenten das Leben schwer machen konnte: der schwelende Generationenkonflikt im Verein, der sich nach dem Rücktritt Eggenbergs, der als Mittler zwischen den Generationen galt, möglicherweise noch verschärfen würde. Es ist deshalb folgerichtig, dass an der Generalversammlung »als Vertreter der jüngern Generation« Peter Lehner in den Vorstand gewählt wurde.[315] Zwar war Lehner schon vierzig, aber mit ihm war zweifellos einer der Aufmüpfigsten eingebunden.

Seit die Jungen mit den »literarischen Lesungen am Kaminfeuer«

eine eigene öffentliche Tribüne innerhalb des BSV halb sich erstritten, halb erhalten hatten, war es im Verein nicht mehr ruhig geworden. Eggenberg erinnert sich: »Die Alten sind auf mich losgekommen und haben gesagt: Sind wir eigentlich nichts mehr? Man muss wissen, dass der BSV bis in diese Jahre hinein eine festgefügte Ordnung hatte: Man konnte den Beitritt in den Schriftsteller-Verein beantragen, wenn man drei Bücher publiziert hatte. Diese Bücher wurden vom Vorstand inhaltlich gewogen, ob sie würdig seien, ob sie das nötige Gewicht hätten. Dazu kam, dass der Berner Stadtpräsident als Präsidialaufgabe auch die Kultur unter sich gehabt hat. Er verteilte die Literaturpreise und war deshalb praktisch unser Gottvater. Diese Preise waren grundsätzlich Geburtstagspreise: Zum sechzigsten Geburtstag durfte man normalerweise zum ersten Mal erwarten, einen Literaturpreis zu erhalten.«[316]

Kein Wunder, dass diese eherne Regel – Anciennität statt Qualität – den Spott der Jungen im Verein weckte. Peter Lehner hat später eine BSV-Vorstandssitzung beschrieben und dabei das Vorstandsmitglied Huber einen Antrag auf Lockerung der Aufnahmebedingungen stellen lassen: »Herr Präsident, werte Kolleginnen und Kollegen, also es geht um den Nachwuchs unseres Kartells. Jeder Verein hat eine Jugendgruppe, versucht die Heranwachsenden zu erfassen, zu gewinnen – wir nicht. Es sieht so aus, als ob wir die Jungen gar nicht gerne sähen in unseren Reihen, als ob wir die Konkurrenz der Jungen fürchteten. (Nein. Das geht zu weit. Übertreibung. Das stimmt nicht. Bravo.) Wo sind denn die Jungen? – bei uns nicht. Und warum? Unsere Aufnahmebedingungen! Leute unter 30 Jahren können sie normalerweise gar nicht erfüllen. 5 haben es geschafft, 5 von 50 Anwärtern. Und wenn Sie die 5 näher unter die Lupe nehmen, stellt sich folgendes heraus: Nr. 1 ist die Geliebte eines Mitgliedes. (Protestrufe) Doch, das ist stadtbekannt. Nr. 2 ist der Sohn eines Mitgliedes, Nr. 3 der Freund eines Mitgliedes. (Protestrufe) Ich habe lediglich Freund gesagt, und das ist ebenfalls stadtbekannt. Nur 2 also haben die Hürde ohne Sprungbrett genommen!« Dass Hubers Antrag abgelehnt wird, versteht sich von

selbst, originell ist allerdings die Begründung: Würde man die Aufnahmebedingungen lockern, würde der Vorstand mit Manuskripten von sich Bewerbenden überhäuft, wobei weniger die Jungen das Problem wären als vielmehr die »mittleren und älteren Jahrgänge, die (…) gleich mit ihren Schubladen antreten« würden.[317] Sergius Golowin seinerseits karikierte den Generationenkonflikt mit einem kleinen Dichterporträt: »Der Dichter selber? / Ist meistens / Ein Lehrer / und erschlägt / So ein Halbjahrhundert / Goldener Ferien-Freizeit, / (…) / Mit Schreiben von Zeilchen / Von Wangengrübchen / Und Liebchen / Herzchen, Röckchen / Und Löckchen. / Wird von der Gattin/ Herzlichst umwundert, / Erhält zum Geburtstag sechzig / Den Preis für gesammeltes Schaffen, / Und zum Geburtstag hundert – / Auf Gemeindebeschluss / (Am Gartenplatz! / Mit grosser Schrift!) / Den Gedenkstein.«[318]

Am 16. März 1959 hat man im BSV in einer denkwürdigen Vorstandssitzung einen ersten Versuch unternommen, die Jungen besser einzubinden. Jörg Steiner und Peter Lehner wurden nach langwierigem Hin und Her in den Verein aufgenommen und mit Manfred Gsteiger einer in den Vorstand gewählt[319], der zwar erst neunundzwanzig, aber immerhin seit drei Jahren Doktor für romanistische Philologie war. Auf die Frage, warum er in den Vorstand berufen worden sei, sagt Gsteiger heute: »Die älteren Herren wollten einen Jungen.« Und: Er sei offenbar als seriös und gemässigt genug eingeschätzt worden.[320] Dass er in diesem Gremium nie heimisch geworden ist, hat nicht zuletzt private Gründe: Bereits im Februar 1960 gibt er bekannt, dass er im Verlauf des Frühlings nach Peseux bei Neuchâtel übersiedeln werde und deshalb nicht mehr an allen Sitzungen werde teilnehmen können.[321] Die Demission am 20. Februar 1961 hat er dann mit »äusseren Umständen« begründet. Der Umzug nach Peseux sei aber nicht der einzige Grund gewesen für den Rückzug aus dem Vorstand, erinnert sich Gsteiger. Daneben habe es »eine gewisse Entfremdung vom BSV« gegeben: Er habe sich mit den dortigen Vereinsmeiern nicht verstanden. Er habe zum Beispiel kritisiert, dass der Verein zwar »Berner Schriftsteller-Verein« heisse, aber weder zweisprachig sei noch irgendein französisch

schreibendes Mitglied aus dem – damals noch bernischen – Jura habe. Die Vorstandskollegen hätten ohne Begeisterung geantwortet, man werde niemanden heimschicken, der die Aufnahmebedingungen erfülle und mitmachen wolle. Darauf habe er vergeblich argumentiert: Die kämen als Angehörige einer seit jeher diskriminierten Minderheit im Kanton nicht von selber, die Integration dieser Leute sei eine Arbeit, die Engagement erfordere. Sein Rückzug aus dem BSV sei deshalb auch ein Protest gewesen gegen diesen »Berner Heimatclub« und die »etablierte, lokale Literaturszene«, für die der BSV gestanden sei.[322] Im Vorstand wurde als Nachfolger für Gsteiger Sergius Golowin vorgeschlagen: »Es wird abgestimmt, ob man einen Nachfolger ernennen soll, doch da mit seinem Ausscheiden die statutarisch festgelegte Anzahl der Vorstandsmitglieder wieder erreicht wird, sieht man davon ab.«[323] Mit Gsteigers Rücktritt ist man im Vorstand vorerst wieder unter sich.

Erst mit der »Wachtablösung« vom März 1962 wurde das anders. Der neue Interims-Präsident Hektor Küffer war Sozialdemokrat, und mit seinem jungen Parteikollegen Peter Lehner sass nun der in jenen Jahren politisch exponierteste junge Schriftsteller Berns im Vorstand. »Das het dr Peter schon es bitzeli möge, är isch eifach z'totgschwige worde als Dichter i dere Stadt«, erinnert sich Witwe Heidi Lehner. Dafür verantwortlich war nicht zuletzt ein Vereinsmitglied: der Feuilletonchef des »Bund«, Arnold H. Schwengeler. »›Schwengler‹ war damals für uns Lehners ein Schimpfwort – heute tuuret er mich. Schwengeler gehörte zu den alten Dichtern – plötzlich sind da die Jungen gekommen, und alles, was sie einmal geschrieben hatten, sollte nicht mehr recht sein. Es ist um den Elfenbeinturm gegangen, um die Rolle der Lyrik. Für Schwengeler war Peter zu politisch, weil er sich als Parteimitglied und in der Gewerkschaft engagierte. Die andern waren zwar mit ihrer Literatur auf ihre Art auch politisch, aber Peter war schwär verbrüelet als Sozi und manchmal gar als Kommunist. Eine Zeit lang erhielten wir anonyme Telefonanrufe: ›Ab nach Moskau!‹ Wir haben beim Schriftsteller-Verein deshalb nie ganz dazugehört.« Dieser Peter Lehner wurde also im März 1962 in den Vorstand jenes Schriftsteller-

Vereins gewählt, in dem Armin Riesen, der staatsschutzversessene Chefbeamte aus dem Bundeshaus, nach seinem Rücktritt als Sekretär zwar gewöhnliches Vereinsmitglied, aber weiterhin wachsam war. Riesen habe ihrem Mann damals einmal gesagt, über ihn werde ein Dossier geführt, er solle aufpassen, erzählt Heidi Lehner: »Der einzige Schriftsteller, mit dem man damals hat politisieren können, ohne sich vorzusehen, war Mani Matter.«[324]

Wie Mueller in der Lenker »Alpenruh« den Hausburschen macht. – »Ich vegetiere wieder in der grausen Einsamkeit – zum Kotzen. Dabei würde mir der ganze Quatsch wahrscheinlich sogar Spass machen, wenn ich nicht damit so ekelhaft sklavisch Gelder verdienen würde. Phu – mich tschudderet es bei dem Gedanken! (…) Dass einem schliesslich nichts bleibt als zu onanieren, geht ja noch an und ist in Kauf zu nehmen – aber dass man sich wahrhaftig morgens durch einen Wecker höchst widernatürlich aus dem Schlaf schrecken lässt – das kann ich mir einfach nicht verzeihen, und das nagt sehr an meinem Gemüt!«[325]

Kaum ist Mueller am 31. März 1962 aus der demolierten Baukantine im Limmernboden versetzt worden in die Pension »Alpenruh« in der Lenk, klagt er, er sei »so sehr unglücklich«, dass er »zeitweise fast verzweifle«[326], denn er werde »missbraucht«[327], und die Sache im Glarnerland werde ihm »nachträglich bös angekreidet«.[328] An Peter Lehner schreibt er: »Nun sitze ich also hier in der Verbannung oder im Exil – wie Du willst. Doch für Exil ist der Zauberaufenthalt eigentlich ein bisschen zu unfreiwillig. – Staatlich gelenkt! Es ist schon so, mein Lieber: Die Strafe fängt erst nach dem Zuchthaus an! Da schenken sie dir grosszügig einen Monat – nur damit sie dich dann unter ›Schutzaufsicht‹ (phu, welch ein Wort!) stellen können – und damit hast du die Bescherung! Nun kannst du dich als wehrloses Opfer im Blute wälzen und deinem Schlächter noch ein Loblied anstimmen.«[329]

Mueller muss in diesen Tagen so vernehmlich protestiert haben, dass sich am 9. April Herr Zuber vom Berner Schutzaufsichtsamt ins Oberland bemüht. Von diesem Treffen gibt es zwei Rückmeldungen.

Auf der Fürsorgedirektion notiert man: »Anfänglich wollte Müller auch dort versagen. Bei einem Besuch will Hr. Zuber Müller gründlich angesungen haben mit dem Resultat, dass sich der Mann seither wider Erwarten gut gehalten habe.«[330] Mueller selber schreibt: »[Zuber] versuchte, mich ganz gut bürgerlich zu erpressen, indem er mich darauf aufmerksam machte, dass ich mit einem Bein noch immer im Gefängnis sei und falls mir das besser passe und eventuell noch ein bis zwei Jahre Administrativ dazu, so könne ich es ja sagen! Jedenfalls sind wir uns nicht einig geworden.«[331]

In seiner Freizeit versucht Mueller zu schreiben. Wie es scheint, muss er wieder vorne anfangen. Lehner berichtet er, was ihm im letzten Herbst passiert ist: »Ein paar Tage vor meiner Verhaftung [in Bern, fl.] war ich übrigens in Paris und da ist mir im Hotel Terminus das ganze Gepäck – zwei Koffer voller Manuskripte – unersetzliche Werte – abhanden gekommen.«[332] Sein Projekt »Gottes grosses Lachen« ist verloren oder verworfen – er kommt nicht mehr darauf zurück. Dafür tippt er in der Lenk nun »die Disposition zur ›Sintflut‹«[333] – ein ebenfalls verschollenes Projekt – und plant, eine Manuskriptsendung »nach Zürich« zu schicken.[334] Weiterhin schreibt er unverdrossen Liebesbriefe an Zora nach Bern, auch wenn ihm unterdessen klar geworden ist, dass er sie nicht mehr zurückgewinnen wird: »Wenn ich wirklich die Liebe verloren habe, so will ich mir doch die Fähigkeit bewahren, Freund zu sein.«[335]

Ansonsten macht er mit der Drohung im Genick, ein bis zwei Jahre administrativ versorgt zu werden, den Hausburschen in der »Alpenruh«. Trost ist einzig, dass ihm Zuber versprochen hat, sich dafür einzusetzen, dass er »im Herbst wieder ins Ausland« könne.[336] So schmiedet er wilde Pläne: Die Zeit bis zum September brauche er »für die Vorbereitung für das Schnippchen, das ich ihnen diesmal schlage. Es wird mein Paradestück«.[337] Danach will er weg, mehrmals taucht in den Briefen Italien auf. Dort, »im Süden«, will er sich rächen dafür, dass man ihn hier zu diesem Leben als Hausbursche zwingt; er plant »eine gloriose Party«: »Dieses Fest wird unter dem Motto stehen:

›Merde pour la Suisse‹, und dabei wird unter vielem anderem an Niederträchtigem höchst zeremoniell eine Schweizerfahne beschissen werden. Um den Arsch zu putzen werden kleine Schweizerfähnchen zur Verfügung stehen.«[338]

Gotthelfs »Rotentaler Herren« und die Eröffnung der Grauholzautobahn. – Am späten Nachmittag des 10. Mai 1962 ist im Grauholz der Teufel los. Punkt Viertel nach fünf knallt beim Forsthaus Ittigen eine Petarde. In diesem Moment werden auf der Zufahrt zur Grauholzautobahn in Bern-Wankdorf und in Schönbühl die Absperrungen beseitigt. Dann setzen sich, angeführt von je zwei Polizisten auf Motorrädern, zwei Blechlawinen in Bewegung – »eine nicht abreissende Kolonne von Motorfahrzeugen«, wie der »Bund« schreibt. Entlang dieser ersten schweizerischen Autobahn von exakt acht Kilometern Länge steht »die begeisterte Jugend, die (…) ihre Fähnchen schwenkt«, und nicht wenige der Autos werden in Schönbühl und im Wankdorf gewendet, »um das kurze Vergnügen mit einem neuen Durchlauf zu verlängern«. Beim Forsthaus musiziert die Arbeitermusik Ostermundigen, als der kantonale Baudirektor Samuel Brawand, flankiert von Bundesrat Hanspeter Tschudi und alt Bundesrat Philipp Etter, das Wort ergreift, um nach achtjähriger Planungs- und Bauzeit »diesen Erfolg mit Freude und Genugtuung zu buchen«. Erfolgreich hat man insbesondere die Strasse gegen den Willen von drei der vier Anstössergemeinden durchgesetzt, dreissig Grundeigentümer zu ihrem Glück genötigt, vier Häuser flachgelegt und, was die wenigsten interessiert, Bottis Grab verschoben. Brawand wählt die Begrüssung: »Liebe Eidgenossen«.[339]

Unter dem Titel »Grauholzstrasse und Eröffnungskitsch« schrieben »für eine Gruppe junger Berner« Franz Gertsch, Sergius Golowin, Niklaus von Steiger und Zeno Zürcher daraufhin einen Leserbrief, der im »Oberländischen Volksblatt« und im »Berner Tagblatt« abgedruckt wurde. Nach der Eröffnung des Autobahnabschnitts habe man in den Zeitungen lesen können, es sei ein Volksfest gewesen, zu dem selbst der Riese Botti, »der nach der Sage im Grauholz begraben und nun durch

die Autobahn in seiner Ruhe gestört wurde«, erschienen sei, »um Regierungsrat Brawand seine Meinung zu sagen und schliesslich an der Autobahn doch Gefallen zu finden«.[340] Dümmlich habe dieser Botti, wie Golowin an anderer Stelle schreibt, daherreden müssen: »Ig, i bi der Botti, der Letscht us em alte Riesegschlächt…«.[341] Etcetera. Die »Tägel-Leistler« stellen fest: »Dass man die vorgeschichtlichen Steinmale im Grauholz, die das Volk seit jeher ›Bottis Grab‹ nannte, wegen der Strasse verschieben musste, ist an sich bedauerlich genug. Dass eine Gestalt zeitloser Sage dabei bemüht wurde, ist nach unserer Auffassung eine Geschmacklosigkeit.«[342] En passant erwähnen die vier Leserbriefschreiber, dass der Botti-Stoff »bis in unsere Tage hinein« immer wieder seine »dichterische Neugestaltung« erhalten habe, nicht zuletzt von Jeremias Gotthelf. Hinter dieser Anspielung steckte bedeutend mehr, als die ahnungslose Leserschaft verstanden haben mochte. Angespielt wurde auf eine weitgehend unbekannte Erzählung von Gotthelf, die den »Tägel-Leist« damals samt ihrer Rezeptionsgeschichte intensiv beschäftigte.

Anfang der 1840er-Jahre hat Jeremias Gotthelf eine Serie von »Schweizersagen« geschrieben, die er in drei Abteilungen geordnet publizieren wollte.[343] Eine davon war die Erzählung »Die Rotentaler Herren«. Darin führte er zwei grosse, im Emmental bis in seine Zeit lebendige Sagen zusammen: jene des Riesengeschlechts vom Rotental und jene des »Müliseilers«, der historischen Gestalt des Veh- und Wunderdokters Andreas Moser vom Weiler Müliseilen oben auf dem Hügelzug des Chuderhüsis im oberen Emmental.[344]

Gotthelf entwirft eine Rahmengeschichte, in der Hans, »ein Greis mit schönem Silberhaar«, seinem Nachbar die Sage von den Rotentaler Herren erzählt: Vor uralten Zeiten habe im Rotental – einem heute öden, mit Fels und Gletschern bedeckten Hochtal südwestlich des Jungfraumassivs – ein Riesengeschlecht gelebt in goldenen Häusern und himmelragenden Schlössern. Es sei ihnen so gut gegangen, dass sie ihre hilfsbereite Freundlichkeit gegenüber den Menschen aufgegeben und sie im Übermut immer häufiger gefangen, gequält und getötet hätten. Zu einer

glänzenden Hochzeitsfeier hätten sie schliesslich eine grosse Jagd veranstaltet und alle eingefangenen Menschen ins Hochgebirge getrieben.

Zum Spass hetzten die Riesen am Abend des Festes wilde Tiere auf diese Menschen und begannen, mit Felsbrocken in den blutigen Knäuel zu schmeissen, dort wo er am grössten war: »Und allemal, wenn ein Felsstück zermalmend niederfuhr und neben ihm hochauf Blut und Glieder zischten, stiessen die Riesen einen Jubelschrei empor, als ob sie des Himmels Decke sprengen wollten.«[345] Noch in der gleichen Nacht habe der himmlische Herr mit Blitz, Donner und Sturmwind das Riesengeschlecht und das Rotental zerstört. Seither müssten die Riesen ihr Fest immer neu feiern und so endlos ihren Untergang erleben. Dazu würden immer wieder Menschen ins Rotental hinaufgetrieben, und zwar jene, die »ihre Kraft und Macht, Gaben aus Gottes Hand, missbrauchen, um Schwächere zu quälen«[346], also all jene Obrigkeiten, »die foltern liessen zum Spass«[347].

An dieser Stelle leitet Gotthelfs Hans zu den Ereignissen über rund um den Bauernkrieg von 1653, als die Bauern des Emmentals sich gegen die drückende Herrschaft des stadtbernischen Patriziats erhoben, jedoch zuerst diplomatisch ausgetrickst, später militärisch geschlagen und danach in einer Art drangsaliert wurden, dass in vielen Landleuten die Meinung habe Fuss fassen können, »Gott sei nur ein Herren-Gott und kein Bauren-Gott«.[348] Deshalb geschah damals ein Zeichen. Gott liess dem Müliseiler, der ungefähr zwischen 1600 und 1699 lebte, nachts, als er in einem dunklen Wald unterwegs war, einen Zug mit fetten Basler Ratsherren erscheinen, der von einem riesigen Ungetüm mit Haaren »wie Kriesäste[n]«[349] in Richtung Hochalpen getrieben wurde. Danach gab er dem Vehdokter den Auftrag, nach Bern zu gehen, die dortigen ungnädigen gnädigen Herren auf dem Friedhof abzuholen und sie ebenfalls ins Rotental zu führen.

Der Müliseiler geht, wie ihm befohlen ist, nach Bern, und wie er mit einem grossen Stock Bahn gebietend vom Zeughaus-Friedhof die Altstadt herunterschreitet, sieht ein hellsichtiges Fronfastenkind, wen er vor sich hertreibt. Die Obrigkeit gerät in helle Aufregung: Das Volk

dürfe nicht zu glauben beginnen, sie käme nach dem Tod »nicht in den Himmel, sondern einstweilen ins Rotental«: »An der Seligkeit Meiner gnädig Herren sollte das Volk nie zweifeln.«[350] Die Obrigkeit beschliesst nur knapp, den Müliseiler nicht »rädern oder vierteilen zu lassen«, sondern bei seinem Tun nach Kräften lächerlich zu machen. Dieser sei, schliesst Hans, noch manches Jahr mit den Herren von Bern, Basel, Zürich und Luzern ins Rotental hinaufgezogen.

Gotthelf lässt zum Schluss den Nachbar fragen, »ob (…) die, welche meinen, wir seien nur da, damit sie zuerst an uns saugen und hintendrein uns auslachen könnten, auch noch ins Rotental kämen? Ich möchte es ihnen gönnen, von ganzem Herzen.«[351]

Im Sommer 1841 hat Gotthelf diese Erzählung den nächsten Vertrauten zur Lektüre vorgelegt. Seine Frau findet, »die Rotentaler seien ganz misslungen«.[352] Worum es bei der Kritik vorab geht, spricht Gotthelf am 15. April 1842 im Brief an seinen Freund Johann Kaspar Mörikofer an: »Du meinst, ich hätte besondern Jux, den obern Ständen etwas anzuhängen. Wem habe ich bereits mehr angehängt, den Untern oder den Obern? Aber das meine ich, dass die Obern nicht geschont, kein Vorrecht haben sollen, dass man ihre Tünche nicht heilig halten müsse, im Gegenteil. Aber wir Schweizer haben hier noch etwas unendlich Philisterhaftes und meinen, wenn wir nach oben einen Tätsch geben, es sei fast als versuchten wir es an Gott. (…) Sobald ich einen Gux auslasse über unser Patriziat, so schreien sie gen Himmel.«[353] Werner Juker, der die Rezeptionsgeschichte der »Rotentaler Herren« untersucht hat, resümiert, Gotthelf habe in dieser Erzählung »die Gegenwart in die Kritik an der Vergangenheit einbezogen, und nicht zuletzt musste von der Gegenwart, d.h. von den noch existierenden aristokratischen Familien die Antastung der Ehre ihrer Vorfahren ›gehässig‹ aufgenommen werden. Gotthelf hörte von seinen Freunden solche Einwände und Mahnungen zur Genüge und gab ihnen mit den Jahren wohl immer mehr recht, so dass die Veröffentlichung der ›Rotentaler Herren‹ aus diesen Gründen und nicht aus literarischen und ästhetischen Erwägungen unterblieb.«[354]

Unterblieben ist die Veröffentlichung bis fast hundert Jahre nach Gotthelfs Tod. 1941 startete der Rentsch-Verlag, der zwischen 1911 und 1977 Gotthelfs Werk in schliesslich 42 Bänden herausgab, einen Versuchsballon, indem er »Die Rotentaler Herren« in einem einmaligen Sonderdruck von 1000 nummerierten Exemplaren veröffentlichte.[355] Danach ging es noch einmal siebzehn Jahre, bis Werner Juker den Text – schamhaft im zehnten Ergänzungsband zu den sämtlichen Werken versteckt – einer breiteren Öffentlichkeit bekannt machte. Unklar ist, warum »Die Rotentaler Herren« in den sieben Bänden »Kleinere Erzählungen« der Rentsch-Ausgabe, die zwischen 1920 und 1947 erschienen sind, keinen Platz gefunden haben.

Die Schwierigkeit der vier Leserbriefschreiber des »Tägel-Leist« beim Protest gegen die Art der Autobahneröffnung bestand darin, »Die Rotentaler Herren« mit dem Riesen Botti, um dessen Grab es ja im Grauholz ging, in Zusammenhang zu bringen. Es gelang, weil Gotthelf zu Beginn seiner Erzählung auf das Riesengeschlecht vom Rotental zu sprechen kommt und dann fortfährt: »Der letzte dieser Riesen soll im Grauholz begraben sein und sein Grabstein noch sichtbar. Diesen Stein hat des Riesen Schwester, die aus dem Freiburgbiet zu seinem Begräbnis gekommen, in ihrer Schürze mitgebracht.«[356] An dieser Gotthelf'schen Genealogie, die Botti dem Rotentaler Riesengeschlecht zuschlägt, knüpft nun der Leserbrief des »Tägel-Leist« an und behauptet, »am grossartigsten« sei die Sage von Botti in Gotthelfs Werk neu gestaltet worden, »nach welchem Botti der letzte der Überlebenden der ›Goldenen Zeit‹ war, jener Zeit also, in welcher in den Alpen ein paradiesisches Leben geherrscht haben soll«.[357] Botti sei im Volk zu allen Zeiten verehrt worden, sagt Zeno Zürcher heute, weil er mit seiner Schwester als Einzige ihres Geschlechts den Menschen wohlgesinnt geblieben seien. Die zehn Meter hohe Holzfigur, die seit 1498 in einer Nische des 1865 abgerissenen Christoffelturms bei der Heiliggeistkirche gestanden sei, habe deshalb für die Leute vom Land nicht den heiligen Christophorus, sondern den Riesen Botti dargestellt.[358]

Der Leserbrief endet mit der Feststellung, »dass Schöpfungen der

Volksdichtung, in denen sich das Denken vergangener Jahrhunderte spiegelt, einfach nicht dazu da sind, als Verzierung oder als Hintergrund von irgendwelchem Eröffnungsrummel zu dienen«.[359] Anders: Die Autobahn-Eröffnungsfeier habe den Riesen Botti zur domestizierten Witzfigur gemacht. Dabei habe schon Gotthelf gesagt, dass Botti zum Rotentaler Riesengeschlecht gehöre, das als Strafe Gottes bis heute dem »Müliseiler« helfen müsse, solche, die sich mitten im Autobahn-Eröffnungskitsch als gnädige Herren fühlten, ins Rotental hinaufzuführen. Und der Müliseiler habe schon ganz andere geholt als Brawand und Konsorten.

Übrigens zeigte Botti seinen Unmut über Brawands Eröffnungsrede sofort, wie der »Bund« berichtet: »War es die Nähe von ›Bottis Grab‹, jenes legendären Riesen, der in seiner Ruhe gestört wurde, dass der Himmel grollte und sich die Wolken während der Rede des Baudirektors zu entladen begannen? Es regnete so stark, dass man rasch an geschützterer Stelle Zuflucht suchte.« Knapp drei Tage später störte Botti zum ersten Mal den fortschrittlichen Verkehrsfluss. Ein schwarzer Opel Kapitän, auf grosser Fahrt auf der Überholspur unterwegs, kam beim Versuch, dem »Ausbrechen eines Wagens aus der Kolonne« auszuweichen, ins Schleudern und überschlug sich. Die Beifahrerin starb, der Fahrer wurde schwer verletzt.[360] Im »Tägel-Leist« dachte man sich seine Sache.

René Neuenschwander: Ein magischer Realist verabschiedet sich. – Schon seit einiger Zeit sucht nun der »Tägel-Leist« – halb als Volkskultur-Arbeitsgruppe, halb als junge literarische Szene – Wege an die Öffentlichkeit und Formen der Diskussion und Kritik eigener Arbeiten. Am 2. Juni 1962 will man im »Podium« unter dem Titel: »Der Dichter und sein Henker. Streit-Gespräch um Neuerscheinungen« ein erstes Mal versuchen, Öffentlichkeit und Diskussion zusammenzubringen. Auf der Einladung steht: »Wir verfechten: Aufbauende Kritik, sachliche Auseinandersetzung um Wesentliches, eindeutige Haltung. Wir verwerfen: Wohlwollendes Bekritteln, hämisches Grinsen, laue Bejahung, l'art

pour l'art.« Thema des ersten Abends soll René Neuenschwanders letzthin im Sinwel-Verlag erschienene Erzählung sein: »Musste der ›Blonde Brecht‹ wirklich gedruckt werden?«[361] Mit dieser launisch-ironischen Frage erscheint ein erstes Inserat im »Anzeiger der Stadt Bern«, zwei weitere folgen mit den Fragen: »Schätzen Sie René Neuenschwander? Ja? Dann kommen Sie (…) ins PODIUM.« Und: »Schätzen Sie René Neuenschwander? Nein? Dann kommen Sie (…) ins PODIUM.«[362] Man durfte gespannt sein auf den Abend.

Der 1911 geborene Neuenschwander war rund zwanzig Jahre älter als die anderen »Tägel-Leist«-Mitglieder. Er war ausgebildeter Gymnasiallehrer, verdiente sein Geld aber mehr schlecht als recht als freier Journalist. Er war, wie Niklaus von Steiger heute sagt, »enorm gewissenhaft, selbstkritisch« und hatte ein »immenses Wissen«; eine merkwürdige Erscheinung, von koboldhafter Kleinheit und mit einer sehr hohen Stimme[363], manchmal in einer Art zerstreut, dass ihn Zeno Zürcher als »Zeitreisenden« charakterisiert, der neben vielen anderen Sprachen Altgriechisch und – um die Edda im Original lesen zu können – Altisländisch studiert habe[364]; er habe ohne Alkohol oder andere Drogen regelrechte Trips nach weit entfernten Weltgegenden und in dunkle Vergangenheiten unternehmen können – manchmal sei es »schwierig gewesen, ihn zurückzuholen«.[365] Deshalb – und auch weil man gewusst habe, dass er als regelmässiger Kunstkritiker unter starker Farbenblindheit litt – habe er in der Kunstszene als »komisches Original«[366] gegolten und stets um seine Anerkennung als Kritiker kämpfen müssen. Er habe – vielleicht deshalb – »kein Selbstbewusstsein der eigenen Arbeit gegenüber« gehabt, und auch im »Tägel-Leist« sei er bei Lesungen nie erste Wahl, sondern bloss öfter eingesetzter Lückenbüsser gewesen.[367] Immerhin hat der Sinwel-Verlag 1960 die »Reihe der Prosa« mit seinem »Andreasch deasch Measch« gestartet – der Geschichte »von dem steinalten, stangenlangen, streitlustigen, stürmisch drauflossegelnden, sabbernden, sausenden Ururgrossonkel« Andreasch.[368] Und nun war seine zweite Erzählung gedruckt worden: »Der blonde Brecht oder die Geschichte vom eifrigen Knecht«.[369]

Motto und Leitmotiv der Geschichte ist ein Christus-Zitat aus der Bergpredigt: »Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir. Es ist dir besser, dass eins deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.«[370] Über eben diesen Vers predigt zu Beginn der Erzählung der Pfarrer in der Kirche, in der auch der blonde Brecht, der hünenhafte Knecht vom Hof des Klausjohann, sitzt: »Er sonntagte hier sommers und winters und säuberte sein Gott zugewandtes Gemüt. Er entlud es vom Schutt und Schimmel, vom Rost und Rückstand des Werktags. Er sass auf dem immer gleichen Sitz in sicherer, nicht zu zager Sicht der Kanzel und folgte getreulich dem Vortrag des geistlichen Herrn.« Als Brecht nach der Predigt die Kirche verlässt und zum Sonntagsschoppen in die Dorfschenke will, merkt er, dass er kein Geld bei sich hat. Er plündert deshalb diskret den Opferstock, mit dem Vorsatz, das Geld am nächsten Sonntag zurückzulegen. Dieser Diebstahl bringt ihn aber noch gleichentags ins Elend: Eine wahrsagende Zigeunerin, die ihm und seiner Braut die Zukunft weissagen soll, erkennt ihn als Opferstockräuber und verflucht ihn, weil man wie immer in solchen Fällen auch jetzt schon wieder im Dorf sage: »Das waren die Zigeuner.« Brecht sieht sich doppelt verurteilt: einerseits durch das Christus-Wort, das ihn verfolgt, andererseits durch den Spruch der Zigeunerin. Brechts Braut flieht, er selber wird in alpartigen Tagträumen von allen Teufeln geritten, zurück in der Schenke, gelingt es ihm nicht, im Kartenspiel das bereits verbrauchte Geld zurückzugewinnen, er betrinkt sich, gerät in eine Schlägerei mit Zigeunervolk. Spät nachts, in der Scheune seines Meisters, hackt er sich, schlaflos umgetrieben, mit einem Beil die rechte Hand ab. Durch dieses Opfer gewinnt er seine Braut zurück, die mit ihm »in die weite schöne Welt« wandert.

Das wortgewaltige, magisch aufgeladene moralische Lehrstück ist unzeitgemäss manieriert formuliert, Klang und Rhythmus sind geschliffen bis ins letzte Wort, die entworfenen Bilder holzschnittartig, ihre Archaik durch wörtliche Wiederholung von Motiven und Charakterisierungen pointiert. Klar ist zwar, dass René Neuenschwander ein

Kenner und Liebhaber der deutschen Romantik war – auf seine Anregung hin hatte sich der »Tägel-Leist« in seiner ersten Zeit intensiv mit dem Werk von Novalis befasst. Aber klar ist auch, dass ein Mann von Neuenschwanders umfassender Bildung nicht einfach Epigone der Romantiker sein wollte. Im Frühjahr 1959 verfasst er für den »SINWEL« einen Aufsatz, in dem er sich mit Sergius Golowin als Dichter auseinandersetzt. Darin spricht er von der »Neigung« und »Absicht« vieler Kunstschaffender, gegen den zeitgenössischen ästhetischen Nihilismus und die weltanschaulichen »Ideologien des Ekels« »die äussere Welt im Lichte des Unbewussten« zu sehen. Diese Tendenz habe Leonhard Forster 1949 mit dem Begriff des »magischen Realismus« gefasst: »Das Wort magischer Realismus muss zwei Bedeutungen haben: Es handelt sich entweder um Erfassung und Deutung der äusseren Welt im Lichte der Magie, oder um realistische Darstellung magischer Phänomene. (…) Beide Betrachtungsweisen sind oft unlöslich verknüpft und mit der dichterischen Gestaltung durch Mythologie und Traumdeutung verbunden.«[371] Dieser »magische Realismus« ist Neuenschwanders poetologisches Credo. Darum geht es ihm im »Blonden Brecht«, und zwar bei der Auswahl und Deutung des Stoffs gleichermassen wie in der stabreimgehämmerten Behandlung der Sprache. Letztere hat er auf entsprechende Vorwürfe in einer schriftlichen Entgegnung wie folgt verteidigt: »Der Stab: er ist ein Wagnis. In unserer Überfülle vielleicht des ›Dunklen‹ zuviel. Es ist ein Versuch (mit all seinen Tücken), die Magie der Sprache neu zu wecken, den Klang ins Bild zu bannen. Möglich, es wird da zu stark in Granit geblockt, das ›Urzeitraunen‹ zu deutlich nach vorn getrieben. Pardon.«[372]

An der Veranstaltung im »Podium« ist dann über gewisse Schwierigkeiten diskutiert worden, »magischen Realismus« in der Sprache sichtbar werden zu lassen, man habe über Neuenschwanders »Wortkünsteleien« gesprochen, und Golowin habe erklärt, »dass der Schriftsteller um die Schöpfung ewiger Typen« ringe, und »auf die bedeutende Rolle« verwiesen, »die das Sagenhafte immer mehr bei den Dichtern der jungen Generation« spiele. Aber die von Gertsch, Golowin, Zürcher

und von Steiger geführte Diskussion vor »sehr zahlreich erschienenem Publikum«[373] hatte einen Schönheitsfehler: Neuenschwander war nicht erschienen. Er verweigerte die Teilnahme an der Diskussion und brach an diesem Tag mit dem »Tägel-Leist«, den er seit dessen Gründung mit Leib und Seele unterstützt hatte. Was war geschehen?

Neuenschwander sei wegen der Inserate im »Stadtanzeiger« »unglaublich verletzt« gewesen, sagt Zeno Zürcher. Er habe sie als »Rückenschuss« empfunden und gesagt, mit so einem Verein könne er sich nicht länger identifizieren.[374] Dabei war Neuenschwander, der Anekdoten seiner legendären Vergesslichkeit und Desorientiertheit nicht selten selber lachend zum Besten gab, keineswegs ein humorloser Mensch. Aber darum ging es nicht. Es ging um die prekäre berufliche, soziale und ökonomische Situation des 51-Jährigen. Dass sich ausgerechnet der »Tägel-Leist« über ihn lustig machte, dessen Aktivitäten er immer wieder in den Zeitungen unterzubringen versuchte, obschon er wohl wusste, dass viele in Bern über Golowin und die »geistige Inzucht« des »epigonalen Golowinismus«[375] nur ein müdes Lächeln übrig hatten, verletzte ihn. Und dass die Leistler dies auch noch öffentlich taten, so dass ihm der Spott der Zeitungsleute, von denen er abhängig war, sicher sein würde – das bedrohte ihn.

Zeno Zürcher erzählt folgende Episode aus dem Leben des freien Journalisten Neuenschwander: Zusammen mit seinen Lehrerkollegen im Pestalozzi-Schulhaus habe er, Zürcher, einen Tag mit »Frühlingsspielen« organisiert, Frühlingslieder, Osterspiele, eine Theateraufführung, ein Fussballspiel, in dem die hellen Mächte des Lichts die dunklen, untergehenden des Winters – die von der Lehrerschaft markiert worden seien – mit grossem Hallo gebodigt hätten. Es sei »ein phantastischer Tag« gewesen, und Neuenschwander habe als getreulicher Chronist »tägel-leist'scher« Aktivitäten vorbeigeschaut und einen kleinen Bericht verfasst, in dem er einen Bogen zu schlagen gewagt habe zu vorchristlichem, nordischem Frühlingsbrauchtum. Der Text wurde gedruckt. Der Oberlehrer im Schulhaus schlug Alarm, protestierte aufs entschiedenste auf der Redaktion der Zeitung und verlangte, dass sich

der unbotmässige Journalist dafür zu entschuldigen habe, dass er das Pestalozzi-Schulhaus mit nationalsozialistischem Gedankengut in Verbindung gebracht habe. Die Redaktion verknurrte Neuenschwander dazu, sich entschuldigen zu gehen. Er ging, weil er auf weitere Aufträge angewiesen war. Frühlingsspiele hat es in diesem Schulhaus keine mehr gegeben.[376]

Nach der »Podiums«-Veranstaltung hat Neuenschwander zwar noch ab und zu über öffentliche Tägel-Aktivitäten berichtet, hat sich aber daran nicht mehr beteiligt. Dieser Rückzug bedeutete gleichzeitig das Ende seiner literarischen Karriere. Bis zu seinem Tod hat er, unterbrochen von Brotarbeit und quälenden Asthmaanfällen, nur noch für die Schublade geschrieben. Dem, was er unter »magischem Realismus« verstand, ist er treu geblieben. Allerdings ist er davon abgekommen, das Magische in Stil und Sprache einschreiben zu wollen. In der postum erschienenen Sammlung von neun grossen Erzählungen unter dem Titel »Die Knochenmühle. Rat Rainers magische Papiere«[377] durchwirkt Magie nicht mehr Klang und Rhythmus, sondern vor allem die Logik der Sprache. Der Ich-Erzähler Rat Rainer – ein Pseudonym, das Neuenschwander in den frühen sechziger Jahren häufig verwendete – führt durch die Geschichten auf einer »Gratwanderung zwischen der wirklichen und der vorgestellten Welt«. Diese ist voller anrührender Bilder und befremdlicher Geschichten: »Halb hermetische Symbolik, halb raffiniert konstruiertes Metapherngestöber. Alle Erkenntnis bleibt unsicher und mehrdeutig.«[378] An der Buchvernissage am 28. September 1993 hat Zeno Zürcher den Schriftsteller Neuenschwander wie folgt gewürdigt: »Er ist ein ebenso seriöser, akribischer, ja enzyklopädischer Intellektueller, wie sensibler Esoteriker. Beides sind nur Facetten einer zwar komplexen, für uns aber verwirrlichen Realität. Seine Erzählungen, die uns in ihrer Kompliziertheit vorerst kapitulieren lassen, sind sorgfältig komponiert und immer wieder von Grund auf überarbeitet. Es sind nicht abgeschlossene, endgültige Geschichten, nur Zustände von Geschichten. Was bunt dahingewürfelt und dahinfabuliert scheint, ist professionelle Massarbeit bis hin zur oft schwer errungenen Wortwahl,

zum durchdachten Rhythmus.«[379] Der gut 500-seitige Erzählband, den Neuenschwanders Familie finanziell ermöglicht hat, ist in der Flut der Bücherneuerscheinungen weitgehend unbeachtet untergegangen.

Übrigens ist nach dem Bruch mit dem »Tägel-Leist« Neuenschwanders grösstes literarisches Projekt zu einer seiner unspektakulären Lebenstragödien geworden. Seit vielen Jahren schon hatte er einen Roman über Peter Zybach geplant, den Pächter des »Grimsel Hospiz« Mitte des letzten Jahrhunderts. Nach einem Streit des erfolgreichen Pächters mit der missgünstigen Talschaft, der das Hospiz gehörte, liess es Zybach in der Nacht vom 5. auf den 6. November 1852 anzünden und wurde später als Anstifter des Brands überführt. Neuenschwander stellte über Jahre akribische Recherchen an, forschte in den Berner Bibliotheken und vor Ort im Haslital, an der Grimsel und im Oberwallis – der Text sollte die Lesenden möglichst stark in die Zeit zurückversetzen, authentisch bis ins letzte Detail. Diese Arbeit sollte darüber entscheiden, habe Neuenschwander gesagt, ob er ein Schriftsteller sei oder nicht. Es möge sein, vermutet Zeno Zürcher heute, dass Neuenschwander die Arbeiten selber immer weiter ins Unabschliessbare getrieben habe, um sich dem Urteil der Öffentlichkeit nicht stellen zu müssen.[380] Aber gearbeitet hat er am »Zybach«, immer wieder und immer weiter, jahrelang, davon erzählen viele. Die ersten beiden Kapitel des Romans lagen fertig vor, die Vorstudien, Notizen, Exzerpte stapelten sich[381] – als 1967 das Buch »Als der Brand erloschen war« mit dem Untertitel »Roman von der Grimsel« erschien. Verfasser war der Bieler Schriftsteller Otto Zinniker (*1898).[382] Das Buch war das Alterswerk eines mediokren Romanciers, konventionell in Sprache und Plot, ungeschickt in der Figurenführung, hilflos in der psychologischen Deutung des Geschehens – aber gut recherchiert. Zinniker kannte den Stoff. Als Journalist hatte er schon Jahre zuvor über die Grimsel ein Sachbuch publiziert. Nach der Lektüre liess Neuenschwander sein Projekt entmutigt liegen.

Abschied von René Neuenschwander am 13. August 1987: Das Krematorium sei von »einer unendlichen Menge von Leuten« gefüllt gewesen, sagt Zeno Zürcher, der auf Wunsch der Angehörigen gespro-

chen habe. Baschi Bangerter spielte mit seiner Gruppe »Scharotl« Zigeunermusik. Keine kirchliche Abdankung: Das habe sich Neuenschwander so gewünscht. Es habe geschienen, als ob er von allen geliebt worden sei; geliebt und bewundert als einer, der bis zum Schluss freier geblieben sei als die meisten von Konventionen und Institutionen.[383]

Geistige und kulturelle Infiltration: Der Kalte Krieg kennt keine Sommerpause. – Die »Literarischen Lesungen am Kaminfeuer« sind für diese Saison zu Ende, und auch der »Kerzenkreis« steht vor der Sommerpause. Zuvor jedoch lädt Walter Zürcher für den 22. Juni 1962 noch Werner Sticken zu einem Referat ein. Sticken sei vor seiner Flucht aus der Ostzone Dozent an einer »Karl Marx Parteischule« gewesen und daher ein »hervorragender Kenner der kommunistischen Ideologie«, schreibt Zürcher auf seiner Einladung und gibt eine Einstimmung auf den Abend: »Eines der Mittel im revolutionären Krieg ist die geistige und kulturelle Infiltration. Diese Seite des kommunistischen Angriffes muss unseren Kreis besonders interessieren, richtet er sich doch auf das von den Kommunisten als schwächstes eingeschätzte Glied der imperialistischen Kette: auf die Intellektuellen. Unter Intellektuellen versteht der Kommunismus alle Menschen, die aktiv am kulturellen Leben teilnehmen und dadurch mehr Einfluss auf die Meinungsbildung haben als andere. Die Kommunisten wollen nun nicht etwa die Intellektuellen zu Kommunisten machen, sondern gehen Schritt um Schritt vor. Sie unterstützen getarnt alle Bewegungen, Organisationen, Bücher usw., die irgendwie den Nationalismus fördern, weil sie damit hoffen, die Vereinigung Europas, von ihnen als grösste Gefahr erkannt, zu verhindern (…). Sie fördern die Pazifisten, Neutralisten und Atomgegner, um den Verteidigungswillen eines Volkes zu schwächen. Sie infiltrieren bei wissenschaftlichen und pädagogischen Kongressen und nützen die politische Naivität reiner Wissenschaftler und Idealisten hemmungslos aus. (Unterschriften sammeln für Friedens- und Koexistenzaufrufe.) (…) Wir sind noch viel zuwenig orientiert über den me-

phistophelischen Geist und die raffinierte Taktik der Kommunisten. Sachliche Aufklärung, wie wir sie im Vortrag hören werden, ist eine der besten Gegenwaffen!«[384]

Wie Mueller Polizisten plagt und einen Kronleuchter bespringt. – Mitte Mai erhält René E. Mueller in der Lenk Besuch von Joe Wagner, für den er vor Gericht gegangen war, um dem Richter zu erklären, weshalb ein Künstler am frühen Morgen mit dem Töff Kühe jagen müsse. Über diesen Besuch berichtet er, dass sie »nach der siebzehnten Flasche [Bier] und einer halben Flasche Schnaps« dem Dorfpolizisten einen Besuch abgestattet hätten: »Er musste nachts um zwei sein warmes Bett verlassen! Dann hat er fast geweint, der Ärmste –, er habe uns doch noch nichts zuleide getan, das müsse er sich nicht bieten lassen und habe er nicht verdient. Er nicht – mag sein –, aber dafür andere seiner Rasse und nun hat eben der Herr der Väter Missetaten bis ins dritte und vierte Geschlecht heimgesucht.«[385]

Zu den Polizisten hatte Mueller ein intimes Verhältnis, ob er nun Patrouillen der Berner Stadtpolizei mit Hitlergruss und lautem »Sieg heil!« begrüsste oder jenen Polizisten, der beim Loeb-Egge den Verkehr zu regeln hatte, im Vorbeigehen mit einem gebrüllten »Arschloch!« bedachte. Einmal habe er, was als grosses Sakrileg gegolten habe, erzählt Ueli Baumgartner, auf der Kreuzung beim Zytgloggeturm die Verkehrskanzel bestiegen und zum Gaudi des Publikums die »Internationale« zu singen begonnen. Als ihn zwei Polizisten herunterholten und anschnauzten, wo er herkomme, habe er treuherzig geantwortet, er sei eben vom Himmel gefallen. Mueller musste mit auf den Posten, wo die übereifrige Patrouille dann gerüffelt worden sei, weil man dort von ihm schon längst mehr als genug gehabt habe.[386] Lotti Signer, die 1959/60 als Zora häufig mit ihm unterwegs gewesen ist, bestätigt: »Mit mir zusammen ist er in der Stadt immer zu den Tschuggern hingegangen und hat zu ihnen gesagt: ›Jetzt habt ihr mit mir nichts mehr zu tun, schaut her, Freunde, das ist jetzt meine Frau.‹ Die haben nur geschmunzelt. Ihn hat damals wirklich jeder Polizist in der Stadt Bern gekannt.«[387]

Kurz nach Wagners Besuch hat sich Zora von Muellers brieflichem Bitten und Flehen so weit erweichen lassen, dass auch sie einmal ins Oberland gefahren ist – allerdings nicht allein, sondern in Begleitung ihres Vaters und des Medizinstudenten Peter Zuber, ihres damaligen Freundes. Zuber, in den achtziger Jahren ein unerschrockener Kämpfer für eine menschlichere Asylpolitik, erinnerte sich vor seinem Tod 1999 im Gespräch, die Lotti habe damals »aus ihrer Enttäuschung heraus eine unheimliche Aversion gegen Mueller entwickelt, aber der Kontakt ist immer irgendwie, und sei's über mich, geblieben«.[388]

So ist man im Frühsommer 1962 in die Lenk hinaufgefahren. Zuber habe sich in der »Alpenruh« jede erdenkliche diplomatische Mühe gegeben, für Mueller an jenem Abend freien Ausgang zu erwirken, was schliesslich gelungen sei. Zur Feier des Tages hätten alle viel getrunken. »Nachts um zwölf«, so Zuber, »hängt Mueller, niemand weiss warum, in der Wirtschaft plötzlich oben am Kronleuchter und kommt mit ihm herunter. Ich musste mit auf die Polizei, weil er verhaftet wurde und aussagte, das mit dem Kronleuchter habe nicht er, sondern ich gemacht. Hätte er's zugegeben, wäre er sofort in die Kiste gekommen. So haben die Polizisten mich gefragt, wie das mit dem Kronleuchter gegangen sei, und ich habe seine Version übernommen und gesagt, ich hätte den Leuchter in einem Wutanfall heruntergerissen. Später habe ich eine Rechnung von 800 Franken bekommen. Als armer Student, der in den Ferien mit Nachtwachen etwas Geld verdiente, rief ich in die Lenk an, ich könne das unmöglich bezahlen. Ich erhielt zur Antwort, das sei sehr einfach, dann gehe René halt in die Kiste. So habe ich auch noch die Rechnung auf mich genommen und bin seither wegen diesem Kronleuchter im Strafregister eingetragen.« Lächelnd fügt er bei: »Das war typisch René: ein ausgesprochener Feigling, wenn's drauf ankam.«

Einige Wochen später, am 8. August 1962, isst Mueller mittags in der Gaststube, als in den Radionachrichten der Tod des Schriftstellers Hermann Hesse gemeldet wird: »Ich lege das Besteck hin und habe keinen Appetit mehr und bin entsetzt über die fünfzig anderen Gäste – alles so Ferienwanderer in Hosenträgern –, und diese Säue fressen ein-

fach weiter, ohne auch nur aufzusehen und erst beim Wetterbericht unterbrechen sie das Fressen.«[389]

Urban Gwerder: Ein prädestinierter Anti-Karrierist gedenkt seines Vaters. – Für den 14. September 1962 lädt Paul Niederhauser einen gerade achtzehnjährig gewordenen Zürcher in sein »Podium« ein, der sich als Lyriker bereits einen Namen gemacht hat: Alexander Urban Gwerder.[390] Gemeinsam wollen die beiden mit ihrer Lesung an einen der bedeutendsten Schweizer Lyriker dieses Jahrhunderts erinnern, der im nächsten Frühling fünfzig Jahre alt würde, jedoch auf den Tag genau vor zehn Jahren gestorben ist: Alexander Xaver Gwerder. Urban habe an diesem Abend »des Vaters Sorgen und Nöte in eindrücklicher, wenn auch deprimierender Art« geschildert[391] und »deutlicher (…), als es Dichter in eigener Sache tun«[392]. Ins Gästebuch schrieb er: »Zum X. Todestage meines Vaters / Urban-le-Gaulois.«[393]

In der Nacht vom 13. auf den 14. September 1952 hatte Alexander Xaver Gwerder mit einer Bekannten im »Hôtel des Bains« in Arles beschlossen, gemeinsam Selbstmord zu begehen. Am Abend des 14. stirbt er im Armenkrankenhaus »Hôtel Dieu«; seine Begleiterin überlebt. Gwerder, der eine Frau und zwei Kinder hinterlässt, ist bloss 29 Jahre alt und hat als Lyriker die produktivsten drei Monate seines Lebens hinter sich. Von einem Nervenzusammenbruch und einer Angina angeschlagen, schreibt er im Sommer 1952 Gedicht um Gedicht – ohne jede Anerkennung, worunter er leidet. Im August verliebt er sich in eine zehn Jahre jüngere Frau, er kündigt seine Stelle, bietet einen Teil seiner Bücher einem Antiquar an und geht mit der jungen Geliebten unmittelbar vor dem nächsten militärischen Wiederholungskurs nach Südfrankreich. Brennend bricht er seine Brücken ab und flieht aus der Welt.[394] Alexander Xaver Gwerder war ein Grenzgänger, der von sich das Äusserste – und am Schluss mehr als das – verlangt und gegen die »wehrhaften Spiessbürger« und die biedere Borniertheit des Landes angekämpft hat als »angry young man«, dessen kämpferischer Individualismus auf die amerikanische Beat-Generation vorauswies.

Der Germanist Daniel Rothenbühler fasst den unlebbaren Widerspruch des jungen Autors in dessen eigene Formulierung: »Entweder: Sie unterwerfen sich, oder sie reagieren: Hamlet 1952!«[395] Vor diese Wahl gestellt ist Gwerder »unschlüssig wie Hamlet« verharrt. So wird er, nach Rothenbühler, zur zentralen Figur an jener Bruchstelle der schweizerischen Literaturgeschichte, an der sich der Paradigmenwechsel »von Konvergenz und ›Abseits‹« zu »Divergenz und Revolte« vollzieht. Wurden unabhängig Schreibende in der ersten Jahrhunderthälfte »im Zeichen der Konvergenz« ausgegrenzt, werden sie in der kommenden Zeit zunehmend »als Opfer sozialer und kultureller Ausgrenzung und als potentielle Rebellen gefeiert – und dadurch neutralisiert«. Die Ästhetisierung des literarischen Aussenseitertums geht über in seine Politisierung.[396] Alexander Xaver Gwerder scheiterte 1952, mit anderen Worten, am Übergang vom Dichten »im Abseits« (Dieter Fringeli)[397] zum literarischen Nonkonformismus der späteren fünfziger und der sechziger Jahre.

Und nun, zehn Jahre später, tritt im »Podium« Gwerders Sohn Urban vor das Publikum und ist öffentlich bereits bekannter, als es sein Vater je war. Urban begann, wie er selber später schreibt, kurz nach dem Tod des Vaters »als 8-jähriger zu dichten«.[398] Bereits mit fünfzehn schrieb er Gedichte, die Hans Rudolf Hilty so weit beeindruckten, dass er sie im »hortulus« dokumentierte. Eines lautete »Der lachende See«:

»Langer Hals
rasierte Gedanken
steife Kragen. Krawatten –
ich kenne sie:
Blasierte.

Militärschädel
Unter Sonntagshut
Gespiesste Bürger:
Schablone soundsoviel –
Mir graut.

Ein Kopf
Hippopotamus
Eng geschnürter Geist:

Blechmusik.
Sag, Vater,
ist's nicht so?«[399]

Die »Tat« schrieb: »Während ehmals die ›Gymnasiastenlyrik‹ durch ein Schwelgen in lyrischen Stimmungen gekennzeichnet war, fallen die Texte dieses jugendlichen Zürchers durch eine fast spröde Knappheit und durch kritische Schärfe des Beobachtens auf. Nicht ein Wunderkind, sondern ein frühreifes Stadtkind verschafft sich in diesen Versen Gehör.«[400] Aber was heisst »frühreifes Stadtkind«? Als Gwerder im September 1962 in Bern auftritt, hat er mit »Oase der Bitternis« im Arche-Verlag bereits einen ersten Lyrikband veröffentlicht[401], ist er, weil seine Freundin Tina Biveroni schwanger wurde, zum Lehrerseminar hinausgeworfen worden und seit drei Monaten Vater des Sohnes Wanja: »Um die lästige Amtsvormundschaft über uneheliche Kinder loszuwerden, stellte ich einen Antrag auf vorzeitige Mündigkeit. Dabei kam wegen meiner gespielten Naivität und der Blödheit der Beamten aus, dass ich fichiert war; die kannten meinen Freundeskreis, meine private Bibliothek, und folgerten: Künstler = schwul/russische Gedichte = Kommunist. AHA! Da war mir ein für alle Mal klar: ES GIBT NICHT DEN GERINGSTEN GRUND, RESPEKT VOR – ODER VERTRAUEN IN – STAAT ODER OBRIGKEITEN/AUTORITÄTEN IRGENDWELCHER ART ZU HABEN.« Wegen seines dichterischen Talents wäre ihm damals von den Freimaurern gar die »studiummässige akademische Anpassung« an die gesellschaftliche Norm finanziert worden. Gwerders späterer Kommentar: »Fuck you, clowns! Ich wollte viel Dichter sein und nicht Dichter phil. Der prädestinierte Anti-Karrierist mit einer Art ›Rimbaud-Syndrom‹.«[402]

Der Hinweis auf Rimbaud verweist auf die Belesenheit des Jugendlichen. Bereits im Oktober 1961 hatte er einen Aufsatz über »Die Moderne« veröffentlicht[403], in dem er neben Rimbaud Mallarmé, Char, Pound, Lorca und Majakowski als jene Schriftsteller bezeichnete, die mit ihren Arbeiten »eine ungefähre Richtschnur für die Moderne« gelegt hätten: »Die Künstler haben damals den grössten Kunstraum ge-

schaut: das Abstrakte. Die Zeichen dieser neuen Kunstformen sind: das Symbolhafte, die vom Intellekt geleitete Phantasie, das Im-Dunkel-Bleiben, das Über-die-Grenzen-Gehen und die Auflösung alter Formen. Diese Welt ist eine abstrakte, traumhafte; die Wirklichkeit tritt darin überwirklich auf und nimmt mehrdeutige Formen an.« Wie Golowins »Nachmoderne« steht auch Gwerders »Moderne« mit der Betonung der dunklen, irrationalen Seite des Lebens in Opposition zur herrschenden, eindimensionalen Ideologie von Wohlfahrt und Fortschritt. Von daher erstaunt es nicht, dass der »Bund« bereits zwei Monate nach Gwerders Auftritt im »Podium« aus aktuellem Anlass vom »Zweigespann Gwerder-Golowin« schreiben wird.[404]

Herbst-Tagundnachtgleiche: Franz Gertsch entdeckt die Ironie. – »Aus der Welt gestossen wähnt man sich in dem unendlichen Labyrinth, wo Kluft an Kluft sich reiht, Schlund an Schlund, wo Riffe und Klippen ragen, aschgraue kahle Felsen gähnen, unterirdische Wasser gurgeln, Eisbächlein in unsichtbare Abgründe stürzen, Wasserfälle rauschen und donnern und der Widerhall tausendfach an den Felszacken sich bricht. Und die steigende Sonne malt leuchtende Schneefelder und rotschimmernde Felsschroffen, geblümte Wiesen und rostfarbene Rhododendron-Felder, dunkle Wälder und schwarze Felsen und wandelt den Gletscher in ein Feenschloss mit zauberhaften Kristallsälen und stolzen Alabastertürmen, die in siebenfarbigem Glitzern die Strahlen wiedergeben.«[405] Mit diesen Sätzen Johannes Jegerlehners lädt der »Tägel-Leist« für das Wochenende vom 22./23. September 1962 zum Ausflug an den Märjelensee, um hier oben die Herbst-Tagundnachtgleiche zu begehen. »Kein Baum steht in der Nähe, kein Haus, nicht einmal ein Hirtenschlupf. Die rauhen Höhen spenden etwa noch den Ziegen ein karges Futter; denn der Boden ist grösstenteils Stein und Geröll, und die grünen Inselchen sind trügerische Oasen, die nur ein kurzes, hartes Gras hervorbringen, das sich nicht entfalten kann. Auch im August friert der See noch jede Nacht zu.«[406] In diese sagenumwobene Urweltlichkeit zieht es den Leist, umso mehr, als die

abgeschiedene Welt rund um das Eggishorn das gleiche Schicksal haben soll wie der Grauholzwald mit dem Botti-Grab. Die Bundesbehörden haben die Konzession zur Erstellung einer Schwebebahn bereits erteilt – der Bau steht unmittelbar bevor.

Solche touristische Erschliessungen zerstören mehr und mehr die »Urgründe« der »Volkskultur«, um deren Erforschung und literarische Aktualisierung sich der »Tägel-Leist« bemüht. Am 2. September hat man sich in Burgdorf in der Wohnung von Martha und Sergius Golowin zum ersten Mal im Rahmen einer Veranstaltungsreihe getroffen, die dem Thema »Volkskultur und ihre Gesetzmässigkeit« gewidmet sein soll.[407] An diesem ersten Abend ist »anhand der Überlieferung aus den Volkssagen« eine Typisierung der Volkskulturen versucht worden: »Es wurden drei Typen von Kulturkreisen herausgeschält (Elfenglauben, Zwergenglauben, Glauben an ›Wilde Leute‹), deren Entstehung drei verschiedene landschaftliche Gebiete entsprechen. Es wurde in der überaus lebendigen Diskussion öfters auf die Gefahr der Verallgemeinerung hingewiesen, die besonders in der heutigen Zeit der Überschneidungen sich unheilvoll auswirken könnte (Rassendünkel etc.).«[408]

Am frühen Nachmittag des 22. Septembers reist man nach Brig, nimmt in Mörel die Drahtseilbahn, wandert von der Riederalp durch den Aletschwald auf die Bettmeralp hinüber und steigt anschliessend zum Hotel Bettmerhorn auf. Vermutlich nach dem Abendessen und ohne Gepäck ist man weitergezogen, hinauf auf die Krete des Bettmerhorns und danach taleinwärts hoch über dem Aletschgletscher bis zum Märjelensee, wo man vor Mitternacht eingetroffen sein wird, um »mit einigen Sagen der Seelen im Gletschereis [zu] gedenken«. Damit spielte die Einladung auf den Glauben der Alpleute an, der Aletschgletscher sei das Purgatorium für sündige Seelen. Nach dem Sagenerzähler Jegerlehner soll eine dieser Seelen, die jubelte, weil ihre Zeit im Eis zu Ende gehe, einem Jäger gesagt haben: »Soeben keimte ein Arvenkorn, daraus wird ein Baum, aus diesem eine Wiege, und darein werden sie ein Kindlein betten, das, zum Priester geworden, für mich beten wird.«[409]

Ob in jener Nacht hinter dem Eggishorn auch der Tägel-Leistler Franz Gertsch das Wort ergriffen hat, ist nicht bekannt. Aber für jenen Tag wurde als drittes Heft der »Berner Versuche« Gertschs »Erlebnisse mit Elementarischen« fertig gestellt, und die zwei Erzählungen hätten sich geeignet, bei dieser Gelegenheit vorgelesen zu werden. Unterhaltend wäre das geworden, denn Gertsch konnte auch schreiben, obschon er sich, seit er siebzehn war, als Kunstmaler verstand.[410] Sergius Golowin berichtete später: »Wir sassen, beide 1930 geboren, zwei Jahre der Sekundarschule auf der gleichen Bank und schwänzten fast jeden Montag zusammen die Schule. Wir schrieben einander ab und besuchten zusammen, da wir schon damals überzeugt waren, dass man in seinem Umkreis alles einigermassen Merkwürdige kennenlernen muss, allerlei eigenartiges Volk: Sagenerzähler, Geisterbeschwörer, Naturheildoktoren, Kartenleger, Astrologen. Wir gammelten 1947 zusammen nach Frankreich, erlebten das zu neuem Leben erwachte Paris, die vom Krieg zerbombten Städte und die zeitlosen Steinmale der Bretagne.« 1950 veröffentlichte Gertsch »This und Weit«, eine Sammlung von 32 Holzschnitten, die mittels kurzen Begleittexten zur fortlaufenden Geschichte verbunden waren, eine Art Zauberreise zwischen Traum und Wirklichkeit, die, nach Golowin, fünfzehn Jahre vor dem Begriff »hippiehaft« gewesen sei: »Ein Märchenhaus wird gebaut, in welchem Blumen und drei Bäume im Schlafzimmer wachsen. (…) Aber schon naht wieder die Gegenwart. Gendarmen kommen und wollen This verhaften – für den Bau seiner Liebeshütte hat er nicht um Erlaubnis gefragt. So endet die Geschichte (…), vielleicht die verborgene, wahre Geschichte von uns allen.«[411] Gertsch bleibt dem eingeschlagenen Weg treu, den die Arena FIERTAS später als »Wiedergeburt des Romantischen mit der für diese bezeichnenden Begegnung von Märchen und Realität« feiern wird.[412] Mit »Ein Sommer« (1954), »Begegnung« (1957) und »Tristan Bärmann« (1962) verfasst er weitere Bücher, die Serien von Holzschnitten und kurze Begleittexte zu einem Ganzen zusammenfügen.

Die »Erlebnisse mit Elementarischen« sind Gertschs einzige reine Prosapublikation. Darin versammelt er die Motive, die aus den Holz-

schnittbüchern bekannt sind: eine Liebesgeschichte, idealisierte Frauengestalten, magische Weltfragmente, mit denen platte Realität verfremdet wird. »Der schnöden Wirklichkeit die Maske des Banalen abzureissen«, schreibt er, »um einer verborgenen, tieferen, fantastischen Wahrheit ins Auge zu blicken – .« In den beiden Geschichten stützt sich der Ich-Erzähler bei seinen Forschungen über die »Elementarischen« auf Textstellen von Paracelsus (1492–1541), des Mediziners, Heilers und Philosophen, der für die »Volkskultur«-Forschungen des »Tägel-Leist« allgemein von grosser Bedeutung war.[413] »Es ist aber den Elementarischen eigen«, habe Paracelsus geschrieben, »die Menschen in sich verliebt zu machen, sich mit ihnen zu verbinden, um sie in ihr Element einzuverleiben; die Sylviden der Luft, die Nixen dem Wasser, die Gnomis der Erde, die Salamander dem Feuer.« Das Bemühen des Ich-Erzählers, einer Nixe auf die Spur zu kommen respektive eine Sylvide durch einen von Paracelsus empfohlenen Tollkirschentrank verliebt zu machen, misslingt: Einmal wird er als Voyeur enttarnt, das andere Mal gelingt zwar der Liebestrank, aber die junge Frau wirft sich nach der vom Gift hervorgerufenen Krise dem herbeigeeilten Arzt an den Hals.[414]

Neu an Gertschs Sprache ist in diesen beiden Texten die sanfte Ironie, mit der er das Bemühen um die Belegbarkeit eines »fantastischen Systems« hinter der »Maske des Banalen« schildert. Mit dieser Ironie nimmt die rationale Weltsicht überhand, die sich im ebenfalls 1962 erscheinenden »Tristan Bärmann« noch mit einer magischen Weltsicht im Gleichgewicht befindet. Diese Ironie, die das bisher trotzig verteidigte neoromantische Weltbild des jungen Gertsch kippt, kann als Signal für die Krise gesehen werden, in die er damals schlittert. Privat lässt er sich von seiner ersten Frau scheiden und heiratet die »Tägel-Leistlerin« Maria Meer, künstlerisch beginnt seine Suche nach neuen Darstellungsformen: Einerseits ist sein Glaube an die Neoromantik als Königsweg zu grosser aktueller Kunst verloren gegangen, andererseits will er trotzdem die Grenze zum Abstrakten nicht überschreiten. Diese Haltung hat damals in Bern keine Chance: Die Kunstdebatten werden

dominiert von den »Modernen«, die sich im ideologischen Grabenkrieg der »Konkret-Abstrakten« und der »Abstrakt-Expressionisten« gegenüberliegen – einig nur in einem Punkt: Für beide Fraktionen bedeutet »Gegenständlichkeit (…) bereits ein Sakrileg«.[415]

Ausdruck von Gertschs langwieriger und krisenhafter Suche wird das im Frühjahr 1965 gedruckte »Tagebuch eines Malers«, ein mit Zeichnungen aufgelockerter Text, den er mit Pinsel auf Zinkfolien schreibt und anschliessend mit einer Offsetmaschine in einer Auflage von 200 Exemplaren drucken lässt. Erzählt wird die Geschichte eines Malers in »schöpferischer Krise«, dessen Credo lautet: »Sich vom Banalen lösen, indem man seinen eigenen Mythos findet – die Verschmelzung von Leben und Werk«. Geschildert wird, wie dieser Künstler zu einer neuen Inspiration findet und sich begeistert in die Vorbereitungsarbeiten stürzt für das Bild »Orpheus und Eurydike mit Tieren«. Er gewinnt die junge Kellnerin seiner Stammbeiz als Eurydike, fängt einen Hirsch, kauft einen Hasen, trägt zusammen, bis er alles hat, was er zur naturalistischen Inszenierung seines Bildes braucht: »Alles soll lebendig, in einer homogenen Staffage aufleben. Denn meine Stärke ist das Fantastische, das Bild der Sehnsucht aus nächster Nähe, aus greifbarer Distanz, mit realistischen Mitteln, gleichsam in einem magischen Spiegel einzufangen.« Der grosse Wurf misslingt, und der Künstler muss sich damit trösten, dass er seine Vorstudien »wie frische Semmeln« verkaufen kann und die Kellnerin eine gemeinsame Tochter namens Claudia-Eurydike zur Welt bringt. »Man lernt eben aus den eigenen Fehlern«, schreibt der Künstler nun hochgemut und plant bereits ein Grossformat, das zeigen soll, wie Orpheus von 67 Bacchantinnen zerissen wird – und damit zweifellos eine Wiederholung des Fehlers.[416] Wie der Künstler aus seiner Krise kommt, bleibt offen. Gertsch selber wird die seine erst endgültig überwinden, als er herausfindet, dass es für ihn nicht mehr darum geht, »das Fantastische (…) mit realistischen Mitteln« abzubilden, sondern darum, die Realität nach der Vorgabe einer Diaprojektion nachzugestalten und durch die monatelange Arbeit am Werk »energetisch aufzuladen«.[417]

Sollte Franz Gertsch also oben am Märjelensee das Wort ergriffen haben, um neben den Seelen im Gletschereis auch die »Elementarischen« zu beschwören, dann wird er das nicht ohne Ironie getan haben. Und man wird nicht fehlgehen in der Annahme, dass die Leist-Mitglieder irgendeinmal lange nach Mitternacht bei Scherzen, Spässen und Liedern einen kurzweiligen Rückweg hatten ins Hotel Bettmerhorn.

Am 5. Oktober 1962 hat sich der »Tägel-Leist« zum zweiten Diskussionsabend über »Volkskultur und ihre Gesetzmässigkeit« getroffen. Es sei klar geworden, protokolliert der Leist-Obmann Zeno Zürcher, »wie falsch und gefährlich es wäre (und ist), obgenanntes Thema ›als interessantes Hobby eines Volkskundlers‹ zu bewerten und zu entwerten. Zeitlose Gesetze wirken weiter, auch wenn wir sie nicht mehr zu erkennen im Stande sind. Vielleicht ist dieses ›Nichtmehrkennen‹ das Verhängnis unserer abendländischen Kultur. Das Wiedererkennen innerer Gesetze, die je und je die seelische Struktur aller Kulturen und damit ihre vielfältigen Äusserungen geprägt haben (und noch prägen), kann zu einem Selbsterkennen führen. Kann es in einer Zeit der Verkennung und Verleugnung eigenen Wesens Wichtigeres geben?«[418]

Bärndütsch: Das »Podium« führt einen Mundartzyklus durch. – »Bärndütsch – Muettersprach! / Voll Wermi, Klang und Farb. / E Rychtum, wo mer is wei bewahre!« Das hat Paul Eggenberg, der eingeladen worden war, einen Bärndütsch-Zyklus zu eröffnen, am 29. September 1962 ins Gästebuch des »Podiums« geschrieben.[419] Der Abend wird zum Erlebnis, denn Eggenberg versteht es als Lehrer, ehemaliger BSV-Präsident und Stadtparlamentarier, das Publikum mitzureissen: Sein urwüchsiger Dialekt lasse die beschriebenen und geschilderten Menschen unmittelbar vor den Augen der Zuhörenden lebendig werden[420], schreibt das »Emmenthaler Blatt«. Und der »Bund«: »Die Zuhörer lebten mit; sie lachten aus vollem Halse, sie schmunzelten, schwiegen und bangten mit den trefflich geprägten Personen.«[421]

Aber der Schein trügt. Die grosse Zeit jener Mundartliteratur, die

untrennbar mit der Geistigen Landesverteidigung während des Zweiten Weltkriegs verbunden ist und die als guter Sprachhandwerker auch Paul Eggenberg vertritt, ist vorbei. Es ist die Literatur, die aus der Erzählposition eines Stammtischfabulierers die Welt erklärt; die Literatur, die mit altertümelnd-geschönter Sprache idealisierte Figuren prägt und eine ländlich patriarchale Welt voller Vernunft in der Enge beschwört; es ist jene Literatur, die mit einem durchsichtig moralisierenden Set aus Gut gegen Böse, aus Vaterlandsliebe gegen weiss wer woher gesteuerter Nestbeschmutzerei die Entzauberung der Welt rückgängig zu machen versucht; jene Literatur, die das »bluemete Trögli« als Ausdruck traditioneller schweizerischer Rechtschaffenheit verteidigt gegen die unverständlichen Sprachexperimente, die unterdessen auch bereits die Jungen in Bern zu machen beginnen.

Seit Anfang des 20. Jahrhunderts gab es sowohl konservative wie fortschrittliche sprachpolitische Gründe, die Mundart als literarische Sprache zu pflegen. 1905 wurde auf Initiative des Sprachwissenschaftlers Otto von Greyerz und des Kunstmalers Rudolf Münger die »Schweizer Vereinigung für Heimatschutz« konstituiert. Ihr Ziel war es, der zunehmenden Gefährdung der natürlichen und kulturellen Eigenarten durch die Industrialisierung entgegenzuwirken. Es entstand damals eine kulturelle Bewegung, die sich der Erforschung und Neubelebung der heimatlichen Kultur und Sprache annahm. Rudolf von Tavel begann 1901 seine berndeutschen Romane zu publizieren; Carl Albert Loosli veröffentlichte zwischen 1909 und 1911 den Grossteil seiner berndeutschen Erzählungen und Gedichte; Otto von Greyerz ab 1908 die sechsbändige Liedersammlung »Im Röseligarte« und Emanuel Friedli 1905 den ersten Band seines schliesslich siebenbändigen Monumentalwerks »Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums«. Der Kunsthistoriker Marcel Baumgartner kommentiert, der Heimatschutzbewegung sei ein »merkwürdig zwiespältiger Charakter« eigen: Einerseits habe sich darin »jene oft unfruchtbare Rückwärtsgewandtheit« und »kurzsichtige Besserwisserei« gezeigt, die, zumindest in der deutschen Variante, »den Heimatschutz zu einem Herd faschistischen

Gedankenguts« habe werden lassen: »Da ist aber andererseits – und gerade das zeichnet die bernische Variante dieser konservativen Idee aus – ihre avantgardistische Sprengkraft, die sich dort zeigt, wo die Verwendung des Dialekts nicht im Rahmen provinzieller Abkapselung, sondern als Teil einer ›Internationalen des Regionalen‹ erfolgt.«[422]

Seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland 1933 gab es für fortschrittliche Schriftsteller neue sprachpolitische Gründe, in der eigenen Mundart zu schreiben. Der Schriftsteller Alfred Fankhauser hat 1935 im Auftrag der sozialdemokratischen Parteizentrale in Bern ein Theaterstück mit dem Titel »Der neue Michael Kohlhaas« geschrieben, ein »zeitbedingtes Agitproptheater«, so Charles Linsmayer, im Hinblick auf damals bevorstehende nationale Wahlen. Bemerkenswert ist, dass Fankhauser den Staatsanwalt hochdeutsch, seinen Kohlhaas, der bei ihm Siegenthaler heisst und gestohlenes Geld an Arbeitslose verteilt hat, wie auch die übrigen Personen berndeutsch reden lässt. Dem Verteidiger Siegenthalers legt er die Worte in den Mund: »Bärndütsch rede, das wott heisse, der Sach der rächt Name gäh!«[423] In der feindlich besetzten hochdeutschen Sprache, kann man daraus schliessen, lasse sich das Richtige nicht mehr sagen.

Nach dem Untergang der nationalsozialistischen Diktatur war die besetzte deutsche Sprache nicht von einem Tag auf den anderen »befreit«. Sie war bis in die einzelnen Begriffe hinein verseucht von dem, was sie zwischen 1933 und 1945 bedeutet und angerichtet hatte. So war noch Jahrzehnte später die Verwendung der Mundart oder – zum Beispiel bei Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt – einer schweizerisch-hochdeutschen Sprache, die den Helvetismen nicht auswich, unter anderem ein sprachpolitischer Akt, dessen antifaschistische Wurzeln ihrem Publikum noch bewusst waren.

Gleichzeitig gerieten nach dem Zweiten Weltkrieg jene, die mit ihrer Mundartdichtung die wieder erstarkte, nun aber rein antikommunistische Geistige Landesverteidigung fortschreiben wollten, langsam ins Abseits. Die neuen Impulse kamen von anderer Seite, zum Beispiel von Albert Meyer, dem Lehrer von Buttenried in der Gemeinde

Mühleberg. Was Carl Albert Loosli 1911 in seiner grossen Gedichtsammlung »Mys Ämmital« ausprobiert hat – klassische Versformen in den Dienst des Berndeutschen zu stellen[424] –, führte Meyer nun in epischer Dimension durch: Er übertrug in jahrelanger Arbeit sämtliche 24 Gesänge von Homers »Odyssee« in berndeutsche Hexameter; 1952 erschienen die ersten acht Gesänge, 1960 dann der ganze Text. Das literarische Publikum verfolgte die Arbeit mit Interesse, bei »Forschern und Liebhabern« erregte das »kühne, eigenartige und wohl auch einmalige Unternehmen« Aufsehen, wie der »Bund« damals schrieb.[425] Im Februar 1955 las Meyer aus seiner Arbeit im Lyceum-Club[426], im Oktober 1956 und im August 1958 im »Kerzenkreis«[427].

Meyer war kein naiver Schaffer. Er konsultierte die erreichbaren Übersetzungen von Homer ins Hochdeutsche, die Übertragungen in andere Sprachen, den Urtext und die verfügbaren Kommentare und sagte sich schliesslich: »Mit meinem Berndeutsch komme ich Homers Welt, Sprache, Meinung und Sinn am nächsten, wenn es mir gelingt, der homerischen Metapher einen ebenbürtigen, träfen und bildhaften Ausdruck gegenüberzustellen.«[428] Dass ihm das bei der Übertragung in der Meinung der Zeitgenossen gelungen ist, attestierte ihm ein Rezensent 1955 so: »[Es] kann zweifellos festgestellt werden, dass der weiche Fluss der Mundart mit den vielen unbetonten Zwischenlauten, mit der sprachbildnerischen Schmiegsamkeit, dem unerhörten Nuancenreichtum und der ganzen Naivität, die bäuerlich-archaisch zu wirken imstande ist, dem Hexameter und überhaupt der Welt Homers oft verblüffend entgegenkommt.«[429] Mit seiner Homer-Übersetzung wollte Meyer zeigen, »dass das Berndeutsch auch höhern Ansprüchen genügen konnte, ohne dass es etwas Geziertes an sich trug; im Gegenteil, das Natürliche beibehielt«[430]. Freilich war diese von Meyer angestrebte »Sprachnatürlichkeit« schon in den fünfziger Jahren eine konservative. Sie forcierte das Berndeutsche zuungunsten der damaligen Umgangssprache in die Richtung der breitmalenden Bildhaftigkeit des Dialekts, der sich ein Jahrhundert zuvor schon Jeremias Gotthelf in seinen Romanen immer wieder bedient hatte. Von den Sängern vom »bluemeten

Trögli« hat sich Meyers Umgang mit der Mundart deshalb weniger vom Sprachverständnis als von der Ideologie her unterschieden: Ihm ging es nicht um die Festschreibung dessen, was ein richtiges Schweizerleben sei, sondern um die möglichst kongeniale Widergabe von Homers Versen. Eine solche Verwendung der eigenen Sprache war damals neu. Meyers Arbeit ist – und bleibt – zwar ein Insidertipp, aber noch 1998 wird der Schriftsteller Urs Widmer in einem Aufsatz über »Literatur in der Schweiz« das deutsche Publikum auf »Albert Meyers wahrhaft geniale Übersetzung der ›Odyssee‹ ins Berndeutsche« hinweisen.[431]

Nach Eggenbergs Auftakt hat der Bärndütsch-Zyklus im »Podium« noch zwei weitere Abende umfasst: Am 18. November 1962 las Erwin Heimann eigene Arbeiten, und am 8. Dezember rezitierte alt Staatsanwalt Adolf Bähler Verse aus Meyers »Odyssee«. Wie sehr der Zyklus konservativem Mundart-Verständnis entgegenkam, zeigt die Rezension vom Heimann-Abend im »Bund«: »Wer mit offenen Ohren durch Bern streift, hört selten gutes, reines Berndeutsch. Spricht man überhaupt noch Berndeutsch in Bern? Ist unsere Alltagssprache nicht ein von importierten Prothesen gestützter Krüppel? (…) Mit seinem Vorleseabend stellte [Erwin Heimann] Zeugnis dafür aus, dass sich das Berndeutsch nicht bloss als Unterhaltungs- und Anekdotensprache eignet, dass es ebensosehr ein würdiger Mantel für ernste Probleme ist und sich als absolut brauchbar erweist für hochgeistige Auseinandersetzungen.«[432] Nicht zuletzt über die Frage, ob »reines« Berndeutsch wirklich »gutes« Berndeutsch sei, stehen die Auseinandersetzungen aber erst noch bevor.

Wie es Mueller als Katastrophenhelfer ergeht und nach Malix verschlägt. – Über René E. Muellers letzte Zeit in der Lenk ist den Akten lediglich zu entnehmen, dass sein bisheriger Vormund Alois Tuor demissioniert und man in Bern Ersatz sucht. Der damalige Lenker Gemeindeschreiber Manfred Schläppi senior erinnert sich an Mueller nicht[433], und die hochbetagte Hilda Schoch-Buchs, Leiterin der Pension »Alpenruh« und seit Frühling 1962 Schutzaufseherin von Mueller,

nimmt im Herbst 1998 zwar das Telefon ab, versteht aber die Fragen des Fremden nicht, reagiert verschreckt und hängt schnell wieder auf.[434] Als am 16. Oktober 1962 der Schriftsteller Erwin Heimann zum neuen Vormund Muellers ernannt wird, ist dieser bereits nicht mehr in der Lenk, sondern in einem Camp des Service Civil International (SCI) in Ftan im Unterengadin. Wer ihm behördlicherseits wann die Erlaubnis gegeben hat abzureisen, ist nicht bekannt.

Sicher ist, dass ihn sein Weg zuerst nach Bern geführt hat: »Eigentlich müsste ich jetzt schon in Algerien sein, doch dank den Umständen, dass ich – wie hätte es bei meiner sprichwörtlichen Dummheit auch anders sein können? – in Bern hängen blieb, habe ich einmal mehr den Anschluss verpasst, was ich nun bitter büssen muss. Nur allgemein erwiesener Toleranz ist es zu danken, dass buchstäblich im letzten Augenblick gerettet wurde, was noch zu retten war!«[435] Seit Ende September lebt er deshalb nun in diesem Camp auf 1800 Metern über Meer und weiss nicht, ob er nach Israel, Algerien, Indien, Japan oder Münchenbuchsee geschickt werden wird. Er geniesst »das allerherrlichste Wetter, das man sich denken kann«[436], und wartet mit Hazel und John aus den USA, Frauke und Hartmut aus Deutschland und zwei Jugoslawen, die »einen tollen Sliwowitz«[437] mitgebracht hätten, auf seinen Einsatz.

In Ftan lebt Mueller nicht zum ersten Mal in einem Camp des SCI – das erste erlebte er im unwetterzerstörten Bergdorf Gianico nördlich von Brescia, wo er am 23. Oktober 1961 eingetroffen war. Todmüde sei er gewesen, aber er habe, wie der Engländer und die beiden Schweden, die er in Brescia getroffen hat, nicht anders gekonnt als rasch etwas zu essen, sich umzuziehen und dann bis am Abend zu schaufeln und zu pickeln. Ausgerechnet »am Aushub eines Weinkellers« habe er sich beteiligt: »Wo einst der Dorfplatz war, ist ein Schuttabbruch von zehn Metern Höhe. Weiter oben ist es noch schlimmer – eine unübersichtliche Steinwüste. – Und es regnet weiter unablässig.« In der Unterkunft hängt »an der Wand (…) ein zerbrochenes Bajonett – wohl der einzige Fund, der nicht abgeliefert wurde – auf unserem Feldzeichen steht

PAX«. Vor dem Abendessen geschieht für Mueller »etwas ganz Ungeheuerliches«: »Unser Chef – ein kaum 20jähriger Italiener – sagt ›Silence‹, und 22 Jungen – ein halbes Dutzend Mädchen – sind eine Minute still – und respektieren die Betenden aller Religionen.« An Zora schreibt er nach dem Abendessen nach Bern: »Kannst Du es fassen? Ausser Verpflegung u. Unterkunft verdiene ich zwar nichts – (Gott sei Dank!) Aber ich arbeite!!«[438] Drei Wochen später führt er in einem Brief an Friedrich Dürrenmatt aus: »Die Arbeit ist hart und wenn ich dafür bezahlt würde, ich täte sie nicht, denn ich käme mir vor wie so ein Sklave. Aber so macht es Spass! Bin ich wirklich verrückt deswegen?«

Staunen kann man, dass Mueller nach seiner wilden Zeit in Bern mit dem Verkauf der Lindi-Zeichnungen (»Veruntreuung«), nach seinem Auftritt als falscher Joe Wagner vor Gericht (»Irreführung der Rechtspflege«) und der Fuer mit dem Lagerfeuer in seiner neuen Altstadtwohnung (unbezahlte Rechnungen für Mobiliar und Renovation: »5000 Franken«[439]) damals so einfach nach Italien kam – umso mehr, als er keinen Pass hatte.[440] Mueller gesteht denn auch: »Es war nicht so einfach wegzukommen, denn erstens hatte ich ja kein Geld und die Reise wird nicht bezahlt. Zweitens, das war noch fast schlimmer, lag mein Pass auf dem Gericht, wo man ihn sichergestellt hatte, dass ich nicht ins Ausland verduften könne. Aber es gelang mir doch, ihn zu erlisten und mich zu entstofflichen. Hahaha! Das geschah zwei Tage, bevor mich, wie mir zu Ohren kam, die Kerle meiner üblen Streiche wegen nach [der Trinkerheilanstalt, fl.] St. Johannsen einweisen wollten. Hihi, denen bin ich fein entwischt!« Dass er wegen seiner Schlaumeierei am 28. November 1960 für das Richteramt V in Bern im »Schweizerischen Polizeianzeiger« ausgeschrieben wurde[441], wird er nicht gewusst haben. Trotzdem ist ihm klar, dass er gut daran tun würde, »vorderhand die heimatlichen Gefilde zu meiden wie eine Pestquarantäne«: »Und wenn ich zurückkomme, so will ich ein respektierter Autor sein und die Bande soll zittern und nicht mehr wagen, Hand an mich zu legen. Schulden, Betreibungen, Eingriffe, Liebeskummer, Bevormundung, Misstrauen, Revolver im Genick – nein, ich habe davon genug! Natür-

lich will ich meine Schulden bezahlen – bis auf den letzten Rappen –, aber man lasse mir erst Zeit, Millionär zu werden. Dass die Trottel das nie einsehen, dass es Menschen geben kann – geben muss –, die lieber hungern und dürsten, lieber krepieren, als dass sie sich etwas von ihrer Persönlichkeit nehmen lassen, selbst wenn diese liederlich sein sollte – es ist noch besser, wenn liederliche Kerle gegen die allgemeine Verfettung kämpfen als gar niemand!«[442]

In Gianico folgten dramatische Tage. Am 9. November schreibt Mueller: »In der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag gab es wieder Alarm. Morgens um 3! Und wieder musste Mensch und Vieh über den Fluss gebracht werden, was bei dem Hochwasser nicht ungefährlich ist. Immerhin sind nicht noch mehr Häuser unbewohnbar geworden, aber die Leute sind nun so in Panik, dass viele das Dorf verlassen.« Einquartiert sind die Jugendlichen des Service Civil International in der Religionsschule: Die Schulkapelle im Erdgeschoss ist umfunktioniert in Küche und Aufenthaltsraum, die vier Klassenzimmer im oberen Stock dienen als Schlafräume. Abends fungiert Mueller als Sekretär und entwirft Briefe »an Leute, welche diese Briefe wahrscheinlich nie zu Gesicht bekommen«. Er schreibt um Unterstützung an den schweizerischen Bundesrat Paul Chaudet, an die italienische und französische Regierung »oder was Geharnischtes an die NZZ, welche dumm genug war und unverschämt genug dazu, zu behaupten, wir seien verkappte Kommunisten«.[443]

Im Dezember ist das Schlimmste überstanden. Vor Weihnachten wird das SCI-Camp aufgehoben. Mueller und ein tschechischer Flüchtling, ein Kunstmaler, bleiben mit den restlichen Lebensmitteln des Camps zurück.[444] Am 13. Januar 1961 meldet er seinem »lieben Freund und Streitgenossen« Peter Lehner nach Bern: »Leicht in Verlegenheit gebracht hat – mich Freund Dürrenmatt! Habe fröhlich auf Kredit gesoffen, doch Moneten sind nicht eingetroffen! Bin da scheints in Ungnade gefallen, na ja, so geht's den Grössen allen. Nun wirst Du kichern übers ganze Gesicht! Bacchus verlässt die seinen nicht – er liess andre Quellen laufen, und ich kann wieder weiter saufen!« Im

Übrigen habe er über den Jahreswechsel in Mailand eine Hure besucht und anschliessend zusammen mit Jo Wagner in Venedig »die Weiber gehetzt«. In Gianico, wo er sich jetzt wieder aufhalte, habe er die Giannina »defloriert«, ab und zu gehe er mit Ausilia, und nur bei der »Tochter des sindacos« sei der Erfolg bis dato ausgeblieben.[445] In Bezug auf Dürrenmatt kann er einige Wochen später an Lehner entwarnen: Dass er in Ungnade gefallen sei, sei »falscher Alarm« gewesen: Wie er eben erfahren habe, sei Dürrenmatt »wieder ins Garn« gegangen und habe die 5000 Franken Renovationsschulden in Bern bezahlt.[446]

Wie viel an Muellers Bluffergeschichten stimmt, mit denen er damals brieflich verschiedene seiner Kollegen in der Schweiz unterhält, bleibt offen. Im anderthalb Jahre zuvor verfassten, stark autobiografisch gefärbten Kurzroman »Das Mädchen mit der Regenbogenforelle« sagt der Protagonist von sich, er sei schon »immer erpicht« gewesen, »das dominierende Schwein zu sein!«[447] Er stelle sich deshalb gerne »als gewiegter Don Juan« dar, »ausgerechnet dieser Grasaffe, der bis zu seinem siebenundzwanzigsten Altersjahr nie bei einer Frau geschlafen –, bei Männern allerdings schon«.[448] Möglich deshalb, dass jener Bericht aus Gianico an sein »liebes, liebes Zorakind« von Ende Februar 1961 die Wirklichkeit genauer schildert: »Wenn ich Zeit dazu habe, so mache ich am Vormittag gerne grosse Spaziergänge durch die Kastanienhaine. (…) Die Mädchen werden hier so streng behütet, dass es oft schwer ist, auch nur eine zu Gesicht zu bekommen.«[449]

Tatsache ist, dass Mueller an einer Sammlung von Kurzgeschichten schreibt und sich auch dadurch nicht verdriessen lässt, dass ihm Zora aus Bern berichtet, seine »Poetischen Aderlässe« seien in der »Schweizer Radio-Zeitung« gnadenlos verrissen worden. Unter dem allerdings vernichtenden Titel »Die Vergoldung einer Null« hat dort der Rezensent, »Doktor« Kurt Weibel, unter anderem geschrieben: »Dass er von all den Mädchen und Frauen, die er gekannt zu haben oder zu kennen er angibt, so gar nichts gelernt hat, nicht einmal die Einsicht, dass seine Verse schlecht sind, nie und nimmer einer Veröffentlichung wert, stimmt uns wohl ein bisschen traurig.«[450]

Am 3. März sendet Mueller aus Gianico eine Sammlung von Kurzgeschichten an Peter Schifferli, den Verleger des Zürcher Arche Verlags. Im Begleitbrief schreibt er: »Wenn in meinen Arbeiten ein Gesetz waltet, so ist es allerdings nicht das einer ästhetischen Harmonie, sondern das der Wahrheit, die ich als die für mich – und einen grossen Teil meiner Generation – gültige anerkenne und für die ich mich einsetze.« Im Übrigen findet er die Geschichten »zumindest so gut wie dem Hemingway seine« und bietet sie Schifferli zum Kauf an. Für 300 bis 500 Franken würde er sämtliche Rechte abtreten und sich verpflichten, bis zum Frühherbst 1961 250 Subskriptionen beizubringen, was ihm auch bei den »Poetischen Aderlässen« gelungen sei. Bemerkenswert, dass Mueller, bevor er zu diesen selbstbewussten Sätzen findet, Schifferli durch die Schilderung seiner Berner Streiche in dramatischer Weise skizziert, was gegen ihn spreche und schliesslich signalisiert, dass er in Gianico bereits Schulden in der Grössenordnung von 400 Franken habe und das Geld für die Storys brauche, um »hier sauber wegzukommen«: »Lieber will ich sterben, als diese wahrhaft guten Menschen zu enttäuschen«, indem er bei Nacht und Nebel abschleiche. Aber er müsse weg, weil er das Angebot habe, »halbtagsweise den Sommer über in Monaco zu arbeiten«. Wie Schifferli auf die Zusendung reagiert hat, ist nicht bekannt, gedruckt hat er die Geschichten nicht.

Die damals entstandene Textsammlung – ein Durchschlag des Typoskripts liegt in Friedrich Dürrenmatts Nachlass – trägt den Titel »Fragmente des Lebens« und umfasst auf 86 Typoskriptseiten 21 Kurzgeschichten. Die ersten zehn Geschichten spiegeln Bern, fünf Gianico, vier Venedig, eine Paris, die letzte ist ein kurzer Aufruf – Wolfgang Borcherts antimilitaristischem Vermächtnis »Dann gibt es nur eins!« nachempfunden –, allerdings ausschliesslich an die Frauen gerichtet. Die Texte sind uneinheitlich in Form und im Zugang zur Wirklichkeit: Märchen, Satire, ein kurzer Einakter, eine Spiesserbeschimpfung aus der Sicht eines jungen Kunstmalers, eine journalistische Skizze der Stadt Venedig, verschiedene, teilweise mit Fiktion versetzte autobiografische Reminiszenzen, in denen gesundheitliche Probleme und der Verlust

von Zora aufscheinen; dazu Bluffergeschichten über Alkoholexzesse und Fraueneroberungen. Aufschlussreich sind die Passagen, in denen man etwas über Muellers Arbeit in Gianico erfährt: »Er klettert in einen Keller, in den die Küche gestürzt ist. Teller, Tassen, Töpfe, Besteck und zwei vierwöchige Leichen. (…) Felix schaufelt mit Todesverachtung drauflos, eine Maske vor dem Gesicht, Gummihandschuhe an den Händen, Percy schickt nach dem Service sanitaire um Desinfektion.«[451]

Zwischen dem 3. März 1961, als Mueller aus Gianico an Schifferli schreibt, und dem 11. Oktober des gleichen Jahres, als er in Bern verhaftet, in Untersuchungshaft gesteckt und am 24. zu fünf Monaten Witzwil verurteilt wird, gibt es nicht viele Spuren: Spätestens ab 30. März ist er für mindestens drei Wochen in Cassis in Südfrankreich.[452] Am 7. Juli schreibt er aus Hausen bei Offenbach am Main an Zora, er wolle lieber gar nicht erst anfangen, ihr »diese Zustände zu schildern, sie sind einfach hektisch und ebenso begeisternd wie blöd und überflüssig – es ist wie ein grosser Dauerrausch. Rauch und Raketenbetrieb – aber wenigstens kommt man nicht dazu, sich in Weltschmerz zu winden«.[453] Konkreter wird er nicht. Während am 31. Juli in Bern das Richteramt I bei der Vormundschaftskommission Muellers Akten anfordert wegen eines hängigen Vaterschaftsprozesses, der später nie mehr erwähnt wird, erscheint am 1. August in der »Frankfurter Neuen Presse« ein Bericht über den Poeten Müller unter dem Titel »Mit einem Pass von Dürrenmatt«. Derjenige, der mit diesem Pass ausgestattet sei, trage »Blue jeans und einen grünen Rollpullover, er blickt mit dunklen, glühenden Augen in die Welt – ein zorniger junger Mann aus der Schweiz«. Es sei einer der nur noch selten anzutreffenden »Bohemiens«, und das schmale Bändchen mit seinen Gedichten vereinige Verse, die »traurig und zart oder auch aggressiv, ätzend« seien: »Immer aber haben sie einen eigenen, unverkennbaren Ton.«[454]

Zu diesem Zeitpunkt ist Mueller gerade wieder einmal in Bern, telefoniert mit dem zuständigen Gerichtspräsidenten und dem Anwalt Mastronardi, ob er Gefahr laufe, eingesperrt zu werden, lässt sich vom Vormund Geld vorschiessen, um sich bei den »Zuger Nachrichten« als

Journalisten vorzustellen, verschwindet ins Ausland, arbeitet in Graz erneut drei Wochen in einem Camp des SCI, wo er eine »vertrauensselige Tochter« hereingelegt habe, indem er nicht nur ihr Herz gebrochen, sondern eine ihm zur Verfügung gestellte Schreibmaschine versilbert habe – letzteres übrigens Muellers Standardtrick, er muss in seinem Leben mindestens ein Dutzend fremde Schreibmaschinen in die Brockenhäuser getragen haben. Mit dem gelösten Geld reist er nach Paris, wo er zwischen dem 16. und 20. September im Hotel »Terminus« wohnt und sich in diesen Tagen zwei Koffer mit Manuskripten klauen lässt, zurück in Bern bewirbt er sich beim »Bund« für eine Stelle und deckt sich im Hinblick auf die neue Arbeit bei der Charles Vögele AG und beim Schuhhaus Althaus erst einmal mit neuen Kleidern ein. Aus der Stelle wird nichts, und die, wie der Vormund klagt, »sterblich verliebte Tochter aus Graz (Dr. phil.!!)« taucht in Bern auf und muss von ihm beherbergt werden, während sich Mueller »dubiosen« Geschäften gewidmet habe.

An dieser Stelle seines Vormundschaftsberichts für die Zeit vom »15.10.1960–7.7.1962« verweist Tuor auf einen Artikel im »Berner Tagblatt« vom 18. November 1961.[455] Darin wird unter dem Titel »Kleine Fische im Netz der Polizei« von einem italienischen Mann erzählt, der auf der Strasse zusammengebrochen sei und die Ausweispapiere eines Berners auf sich getragen habe. Man habe nachgeforscht und herausgefunden, dass dieser Italiener zuvor »ohne Jacke« das Haus von Landsleuten verlassen habe: »Von einem angetrunkenen Berner erhielt er mitten in der Stadt dessen Rock samt Brieftasche. Der Gipfel aber war, dass diesem Berner, weil er dem Italiener Kleidungsstücke und Schriften überlassen hatte, zwei Vermögensdelikte nachgewiesen werden konnten, was zu seiner Verhaftung führte.« Der Verweis auf diesen Artikel ergibt nur dann einen Sinn, wenn es sich bei dem »angetrunkenen Berner« um Tuors Mündel gehandelt hat.

So kam Mueller nach Witzwil und auf die Alp Kiley, dann in den Limmernboden, in die Lenk und nun also nach Ftan, wo man ihn schliesslich weder nach Algerien noch nach Münchenbuchsee weiterschickt, sondern in das Kinderheim Malix oberhalb von Chur, wo er als

Hausbursche mitarbeiten soll. Daneben bereitet er sich auf seinen bisher grössten Auftritt als Schriftsteller vor: Ende November soll in der Heimstätte Boldern in Männedorf eine »tagung für junge schriftsteller« stattfinden, wo er als Referent über »Die Stellung des jungen freien Schriftstellers in der Schweiz« referieren soll.[456] Selbstbewusst kündigt er an: »Dieser Vortrag vor einem massgebenden Auditorium soll wie eine mittlere Atombombe einschlagen.«[457]

»tagung für junge schriftsteller«: Die Schlacht von Boldern. – Am Vormittag des 22. November 1962 treffen sich gut dreissig junge Schriftsteller und Schriftstellerinnen in der »Evangelischen Heimstätte für den Kanton Zürich« auf Boldern über Männedorf am Zürichsee. Die »Arena FIERTAS«-Mitglieder Alfred Baschi Bangerter, Hans Ulrich Christen, Franz Gertsch, Sergius Golowin und Zeno Zürcher sind hier, Hans Rudolf Hilty als »hortulus«-Herausgeber, Hans Zbinden als Präsident des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins und Beat Brechbühl, Redaktor von »clou«, der »Zeitschrift junger Leute«, die zwischen 1956 und 1963 in Egnach (TG) erscheint. Aus Zürich kommen Urban Gwerder, Werner Bucher und Brigitte Meng. Aus Bern angereist ist auch Erwin Heimann, der als »verständiger älterer Kollege« eingeladen war – und aus Malix Heimanns Mündel René E. Mueller.

Angesagt war unter dem Titel »tagung für junge schriftsteller« die zweite Schriftstellertagung von Boldern. Sie stand unter der Leitung des Pfarrers Christoph Schnyder und sollte bis zum 24. November dauern. Worum es gegangen ist, zeigt ein Blick auf das Programm: von Steiger diskutierte in einer Runde mit anderen Verlegern zum Thema »Verlagsstandpunkte zu jungen Autoren – Möglichkeiten, an die Öffentlichkeit zu gelangen«; Bangerter sprach über das »Dichten als Lebensnotwendigkeit«; Hilty über »Wir Jüngeren und Ihr Jungen«; Golowin über den »Einbruch des nachmodernen Elements«; Gertsch zur Frage »Sind Feenwesen unmodern?«; Brechbühl über »Sprache – positives Abenteuer und Substanz«; Bucher über das »Kriterium der Wahrhaftigkeit« und Zürcher über »Originalität und Plagiat als Wertmass«.

Eröffnet hat die Tagung jedoch Erwin Heimann, und zwar, zumindest in den Augen des »Bund«-Berichterstatters, »mit ergreifenden Worten (…) von der Verantwortung des Dichters gegenüber der Gesellschaft und sich selber«. Das Problem erläutert hat Heimann am Beispiel der Situation des schweizerischen Schriftstellers während des Zweiten Weltkriegs. Damals hätten Schreibende im höheren Interesse der Schweiz schweigen *müssen*. Diese Argumentation, schreibt René E. Mueller kurz darauf, hätte »wie eine unheimliche Warnung« getönt: »Es gab eine Zeit, da haben die Schriftsteller geschwiegen!« Auf Boldern beging Hans Rudolf Hilty mit seiner Replik auf Heimanns Vortrag einen Tabubruch: Statt ihrer europäischen Aufgabe gerecht zu werden, habe sich die Schweiz während der Nazizeit zu stark auf eine enge Haltung versteift, und statt sich gegen den nationalsozialistischen Ungeist zur Wehr zu setzen, dessen Unduldsamkeit gegen alles »Unalemannische« übernommen. Die Schweiz habe die grosse Chance zu wenig genutzt, »während der dunklen Jahre Europas ein Hort des freien Geistes zu sein«.[458] Dem jüngsten Dichter auf Boldern, Urban Gwerder, hat diese aufbrechende Geschichtsdebatte keinen Eindruck gemacht. Im Rückblick schreibt er: »Eine zwar wohlwollend gemeinte, aber ziemlich konventionelle, fast pfadfinderhafte Veranstaltung. Dort stiess ich auf den Märchenforscher Sergius Golowin, den Geiger Baschi Bangerter und den stets provokativen Gammler-Schriftsteller René E. Mueller. Zusammen krempelten wir begeistert und respektlos das Ganze um, revolutionierten die biedere Elfenbeinturmwelt.«[459]

Sechs Jahre zuvor hatte auf Boldern – organisiert von Kurt Marti, Hans Rudolf Hilty und anderen – eine erste Schriftstellertagung stattgefunden, deren Ziel es war, Schriftsteller, Politiker und Wirtschaftsführer ins Gespräch zu bringen. Es trafen sich, so erinnert sich Marti, »von Erwin Heimann bis Eugen Gomringer, vom linken Jakob Bührer bis zum sehr rechten Armin Mohler, von Jörg Steiner bis Hans Zbinden, von Rainer Brambach bis Hugo Loetscher: über 40 Autoren«.[460] Damals hatte ausgerechnet einer der Ältesten, der sechsundsechzigjährige Adrien Turel, der eben seine »Bilanz eines erfolglosen Lebens«

hatte erscheinen lassen[461], angekündigt, mit seinem Referat »eine Bombe zünden« zu wollen. Kurt Marti hat protokolliert: »Die staatliche Wohltätigkeit der Kunst gegenüber beweise, dass diese vollständig überflüssig geworden sei, doch daran seien die Künstler selber schuld, weil sie angesichts der modernen Technik in Panik gerieten, anstatt das heisse Eisen zu ergreifen, gerade jetzt, da die Nuklearphysik dabei sei, die Sonne anzufassen. Die Massen fühlten instinktiv, dass es sich nicht mehr lohne, Bildungsgut und Bildungsbetrieb des 19. Jahrhunderts weiterzupflegen, deshalb träten sie in den Bildungsstreik. Von der Seite der Schriftsteller sollte dem ein Erfolgsstreik entsprechen, wir dürften nicht weitermachen, weiterschreiben wie bisher, müssten uns dem Erfolg, dem Markt, dem Staat verweigern.«[462]

Nicht um Verweigerung ist es dann allerdings tags darauf gegangen, sondern im Gegenteil um das Gespräch über »Möglichkeiten der Literaturförderung durch die Industrie«. Die angereisten Industriellen wurden von Hans Zbinden respektvoll begrüsst, kurz darauf aber von Friedrich Dürrenmatt als »Snobisten« beschimpft und von Max Frisch gefragt: »Warum überhaupt seid ihr hierher gekommen? Was eigentlich wollt ihr von uns? Hat die Industrie die Literatur nötig?« Marti bilanziert: »Erreicht wurde wohl nichts, bewirkt auch nichts.«[463] Ähnlich schätzt im Rückblick Hilty dieses Treffen ein: »Die Bolderntagung ist in meinem Bewusstsein ein behaftbares Signal einer Phase der offenen Annäherung, die schon wenige Jahre später als historisch empfunden wurde.«[464] Und Dürrenmatt schreibt lakonisch: »Die Schriftsteller witterten eine Möglichkeit. Irgendwie wollten sie Geld, ohne es fordern, irgendwie wollte die Industrie kein Geld geben, ohne es abschlagen, und irgendwie wollte die Kirche noch etwas Höheres, ohne es verkünden zu müssen. Die Begegnung hatte etwas Frivoles und Bemühtes, etwas von einem frommen Puff.«[465]

Nun, an der zweiten Schriftstellertagung auf Boldern, war es René E. Mueller, der »Die Stellung des jungen freien Schriftstellers in der Schweiz« mit dem Anspruch behandelte, damit eine »mittlere Atombombe« zünden zu wollen. Der »Bund«, der unter dem Titel »Die

Schlacht von Boldern« berichtete, musste zugeben: »Der Liebhaber des Skandals und der gepfefferten Formulierungen wurde nicht enttäuscht!« Mueller versuchte zweierlei: Einerseits wollte er die aktuelle Schweiz als »ein reiches Land in geistiger Armut«[466] darstellen, andererseits wollte er die Situation der »jungen Schriftsteller« darlegen, die er abgrenzte von Hobbyautoren und -autorinnen, die alle recht gut lebten, »aber nicht vom Schreiben«.[467] Es gebe, sagte er über sein Land, viel zu viele, »die eine Gefährdung der geordneten Verhältnisse in einer mit viel Mühe und Sorgfalt durch und durch ökonomisierten Demokratie durch die freie Kunst sehen«: »Deshalb tut diese Demokratie, die ihren Grundfesten offensichtlich nicht immer ganz traut, so ziemlich alles, was erlaubt oder gut getarnt möglich ist, einen Durchbruch dessen, was jenseits der Mauern ihrer Masken stehen könnte, zu verhindern!«[468] Um hinter diese Mauern zu sehen, genüge die Feierabendschreiberei nicht: »Phantasie allein reicht heute nicht mehr, man muss das Laster kennen, es von nahem besehen haben, Kaviar unter Kristallleuchtern gespiesen und am Tisch des Bauern bei Petrollicht Kartoffeln geschält haben. Ein Autor muss sich auskennen in dem, was er zu schildern hat. Eine gutbürgerliche Tätigkeit steht ihm nicht nur schlecht an, sondern ist der beste Garant für ein gründliches Versagen.«[469] Nur ein professioneller könne demnach ein richtiger Schriftsteller sein: »Wo steht der freie Schriftsteller in der Schweiz? Meine Damen und Herren – ich fürchte, dass er überhaupt nicht steht – nicht einmal auf verlorenem Posten. Er siecht dahin, auf den barmherzigen Samariter angewiesen, der gelegentlich des Weges kommt. Meistens aber kommt er nicht! Dafür kann es geschehen, dass eines Tages die blauen Jungen kommen, um ihn hohnlächelnd im Polizeigriff abzuführen, dorthin wo man solche Querschläger und Psychopathen am liebsten sieht –, in sicheren Gewahrsam, als schändliches Wrack, als Alkoholiker, Rauschgiftsüchtiger, moralisch sittlich und ökonomisch gefährdet – pfui pfui! Grosse Entrüstung!«[470] Wenn er aber wirklich in einem Land lebe, das seine Schriftsteller »dem Schinder« überlasse, »dann lieber mit fliegenden Fahnen zum Teufel, als auch nur ein Jota

vom gewählten Weg abgewichen, dann mit Pauken und Trombonen ins Nirwana gesegelt, wo es gewiss auch nicht grausiger stinken und qualmen kann als unter diesem glänzenden Parkett, auf dem wir den Kriminaltango pausbäckig und ahnungslos tanzen«. Mueller kritisiert auch sich und seine jungen Kollegen und Kolleginnen: »Hätten wir mal damit angefangen, uns als Beatniks zu gebärden (…), wären wir nicht selbst träge und mit fetter Seele ausgestattet, nicht das Ebenbild derer, denen unsere Vorwürfe gelten –, die Situation wäre eine andere.«[471]

Muellers Rede machte sogar dem »Bund«-Berichterstatter Eindruck: »So chaotisch und wild die Anklagen waren, nur wenige vermochten sich der Wirkung dieses vulkanischen Ausbruchs zu entziehen. Hier sprach vielleicht kein ›Dichter‹ – auf alle Fälle aber kein Literat, sondern ein Mensch, der viel Unrecht und Leid sah und ertrug und der, durch eigene und fremde Schuld, jeden Schmutz der Gegenwart miterlebte.«

Nicht der salbungsvolle Zuspruch des Kulturphilosophen Hans Zbinden oder der freundschaftlich-paternalistische des Sozialdemokraten Erwin Heimann machten nach der Tagung Schlagzeilen, sondern das Aufbegehren von jungen nonkonform-antiautoritären Nowbodys: »Das Zweigespann Golowin-Gwerder schwelgte in Bildern einer ›echten‹ Dichtung, die es ungehemmt aus mythischen, romantischen und ultramodernen Elementen zu erzeugen versucht. Mueller rief ›Der Kongress tanzt auf dem Vulkan!‹ und versprach drohend, mit gewissen ihm unsympathischen Tagungstendenzen öffentlich abzurechnen.«[472]

Im Laufe der Tagung habe sich die Mehrheit der Anwesenden »gegen die herrschenden Zustände« ausgesprochen.[473] Mit der eigenen Schriftstellerei statt staatstragend gesellschaftskritisch wirken zu wollen, wird in der jungen Generation für viele zur Leitidee.

Der alte Indienfahrer
Muellers achtziger Jahre

Da gehst du hin – aus dem Meer zurückgekehrter Ascheschleier, halb Schatten noch, halb wieder Mensch – und ich dir auf den Fersen. Langsam steigst du, hinkend mit schmerzenden Hüften, hinab in die Zeit; langsam, blicklos und stumm in der kargen, kalten Landschaft deiner letzten Lebensjahre; der Weg gesäumt von Aktenstössen, Spur eines Sozialfalls an der langen Leine von Behörden, denen nun erlaubt ist, menschlicher zu handeln. Wege sinds durch Ämter aller Art, Arztpraxen, Krankenzimmer, unterbrochen bloss von Indienfahrten Dezember für Dezember, die dich alten kranken Mann befreien von vielem, nur nicht von dir.

Noch einmal gehst du nun voran: einsame Fahrten in der Eisenbahn durchs Mittelland, Stunden unter Fremden in den Altstadtbeizen Berns, Wochen und Monate aus Verlorenheiten, Jahre im Thurgauer Exil. Ein Ausgemergelter mit grauer Mähne und weissem Vollbart bist du nun in deinem Arbeitszimmer mit sechs Fenstern, Blick übers Land, das Schreiben ist mühsam geworden, du kränkelst – der Magen, der Rücken, die Hüfte –, du haust lustlos Bettelbriefe in die Maschine, kurz, verbissen, dringlich. Die Werke, die du von deinem Schreibtisch her ankündigst, bleiben ungeschrieben, was noch gedruckt wird, ist jahrzehntealt. Weiter unten im Zeitschlund gehst du dann aufrechter, Cavigliano, Golaten, Luino, Lauenen, Savigny und immer wieder Bern, von dem du nicht loskommst, seit du im Frühjahr 1980 aus Formentera zurückgekehrt bist. Hier lass uns rasten in den Klüften deines verlorenen Lebens, schau, Mueller, da geht noch einmal der Blick in die Zukunft: dein letztes Jahrzehnt!

Das war doch noch einmal ein neuer Aufbruch, damals, als du heraufkamst von Lausanne am ersten April 1980 auf das Hochplateau

zwischen Savigny und Mollie-Margot, wo sich der Weiler »La Branche« befindet mit dem anthroposophischen »institut pédagogie et socio-thérapie«, ein »Dorf«, wie du schriebst, »wo behinderte Kinder sind, die ein bisschen geführt, betreut und geliebt sein wollen«.[1] Dein tausendster Neuanfang, wie meist ermöglicht durch eine junge Frau. Gekannt hattest du B. B. schon seit Anfang der siebziger Jahre, eine vierzehnjährige Steiner-Schülerin damals, die die Neugier in die Szenenbeizen Berns trieb, in den »Falken« und in das »Pyri«. Die Beziehung sei, erzählt die Frau heute, »zärtlich« gewesen: Das Schöne an dir sei trotz der zunehmenden Verwahrlosung immer wieder aufgeblitzt als Leuchten in deinen Augen, »warm, lieb und gütig«. Immer seist du zärtlich gewesen, zu nichts habest du sie gedrängt. Nur in Anwesenheit deiner Kollegen sei es jeweils gewesen, als ob du deine Menschenfreundlichkeit unterdrückt hättest als lärmender Kauz. Mit ihr jedoch habest du deine Regungen als väterlicher Freund gelebt.[2]

In »La Branche« steckt B. B. 1980 in der Ausbildung zur Heilpädagogin. Sie ermöglicht dir die Anstellung in der Gärtnerei. Es sind noch einmal Tage der guten Vorsätze: »Nun habe ich alle Brücken hinter mir abgebrochen und mich zu neuen Ufern aufgemacht«, schriebst du, »seit ich hier bin, habe ich keinen Schluck Alkohol getrunken und keine Sekunde irgend ein Bedürfnis danach verspürt (…) – als ob ich nie getrunken hätte.« Tage sind das, in denen noch einmal alles möglich scheint: »Gerade blüht der erste Löwenzahn. (…) Unser Gartensommer wird kurz sein und umso mehr müssen wir Hand anlegen. Gestern pflanzte ich die ersten Blumen ins Freie.«[3]

Dann beginnt der Alltag. Der Frühsommer ist feucht und über die Waadtländer Hochebene geht ein kalter Wind. Du klagst über dieses »Land für Eisbären«.[4] Die Schule sei damals, erinnert sich B. B., »einseitig anthroposophisch« ausgerichtet gewesen, voller »ziemlich dogmatischer Leute«.[5] Du schreibst: »Das Lustigste wäre ufgumpen und verplatzen. Statt dessen mampft man Steiner's Kekse und schlürft eurythmischen Sirup. Dabei lernt man emsig klagen ohne zu leiden. Nicht mal recht Lust auf Lust. Scheisse.«[6] Du sehnst dich weg, weils dir

stinkt, auch noch in der Freizeit »hier die Milch der frommen Denkungsart zu lappen«.[7]

Dazu kommt ein gravierender gesundheitlicher Zwischenfall: Du seist zusammengebrochen und habest »literweise« Blut erbrochen. Man habe dich mit einem »Loch im Magen« in das Spital von Lausanne gebracht. Zwei Tage später habe eine entnervte Krankenschwester angerufen und ultimativ gefordert, man solle diesen unmöglichen Typen sofort abholen. B. B. erzählt, sie habe dich, tobend trotz der körperlichen Schwäche, in einem Putzkämmerchen des Spitals angetroffen und mit nach »La Branche« genommen. Obschon du dir weitere Betreuung durch das Spital oder einen Arzt strikt verbeten habest, sei es langsam aufwärts gegangen, und kaum seist du auf den Beinen gewesen, dies: Mit einem Berner Kollegen habest du dich auf eine Sauftour durchs Waadtland begeben; später habest du unter B. B.s Fenster Liebeslieder gegrölt und dich damit unmöglich gemacht. Noch jahrelang warbst du um die 27 Jahre jüngere Frau – sie jedoch sei zunehmend überfordert gewesen von deinen »verrückten, übergeschnappten Momenten« und dem Ekel vor deiner zunehmenden Verwahrlosung.[8]

Zwischen dem 1. November 1980 und dem 31. März 1982 hast du in Lauenen hinter Gstaad gelebt, zuhinterst im Berner Oberland. Du hast dich auf ein Zeitungsinserat gemeldet und die einfache kleine Wohnung im dunkelbraun verwitterten Holzhaus bekommen.[9] In Lauenen lernst du, allein zu sein. Du schreibst an zwei grossen Texten, der eine soll »Metamorphose einer Nonne« heissen[10], der andere »Der grosse Baal«: »Die Geschichte der Schweiz (ziemlich verschlüsselt) vor, während, nach dem Zweiten Weltkrieg und unmittelbar vor dem Dritten, aus meiner Sicht und meinem Erleben.«[11] Die beiden Projekte erwähnst du in den folgenden Jahren immer wieder, abgeschlossen hast du sie nie. Und sonst? Du liest Bücher, die du per Post bestellst – mit den Rechnungen bringst du deinen Holzofen in Gang.[12] Du schmiedest Reisepläne: Eine Fahrt nach Indien, die im letzten Sommer scheiterte, weil das Visum zu spät kam, spukt dir weiterhin im Kopf herum.[13] Du fährst nach Bern, wo dich kaum mehr jemand kennt oder kennen will.

Du gehst deine Adresskartei durch und schreibst an Freundinnen von früher. Du verfasst Kurzrezensionen für den Feuilletonchef des »Bund«, Charles Cornu, der ab und zu etwas druckt und dir Gratislesestoff zukommen lässt. Du beobachtest durchs niedrige Stubenfenster die Gämsen, die am gegenüberliegenden Hang im Schnee eine Grasnarbe freizuscharren versuchen.[14]

In der ersten Zeit habest du dich noch bemüht, die Miete zu bezahlen, erinnert sich die Vermieterin Dora Brand. Später nicht mehr. Sie habe deshalb in Bern bei deinem Vormund, dem Bauunternehmer Peter Krüger, vorgesprochen, der sich jedoch auf den Standpunkt gestellt habe, die Miete in Lauenen sei deine Sache. Deshalb hat Brand dir dann gekündigt, »allerdings human, auf das nächste Jahr«, wie sie sagt.[15]

Am 5. November 1981 hast du dich an die Schreibmaschine gesetzt, um deinem Mäzen der siebziger Jahre, dem Waffenindustriellen Dieter Bührle, der dich immer wieder mit tausenden von Franken unterstützt hat, »den längsten Brief [d]eines Lebens« zu schreiben: »Es gibt nun mal keinen Menschen auf dieser Welt, dem ich mehr Dank ›schulde‹ als Ihnen.« Es gehe dir darum zu betonen, dass du nicht »primär dem Millionär, Mäzen, Förderer, einem der ›berühmtesten‹ Männer hierzulande, der mir die Ehre gewährt, ihn kennen zu dürfen« dankest: »Vor allem gilt mein ganzer Dank dem Menschen Dr. Dieter Bührle, (…) dem grossartigsten Menschen, der mir begegnet ist.« Seite um Seite füllst du mit Arschkriechereien für jenen Bührle, den du 1969, als er noch nicht dein Mäzen gewesen ist, für einen »Kriegsverbrecher« gehalten hast.[16] Du hoffst, den richtigen Ton zu treffen, wenn du, ohne es gelesen zu haben, das zuvor erschienene Buch »Die Bührle Saga«[17] – eine Gegenfestschrift zum sechzigsten Geburtstag des Grossindustriellen – »zum Kotzen« findest: »Da stellt sich nicht mal mehr die Frage, wie gerecht oder nicht – das [ist] einfach eine Hasstirade, abgefasst von miesen Neidlingen – von wem auch immer angeregt und finanziert.«[18] Aber diesmal lässt dich dein psychologisches Gespür im Stich. So eitel wie dein Brief devot, ist nicht einmal dein Mäzen. Bührle

schreibt postwendend: »Lieber Herr Müller, ich habe Ihren Brief vom 5.11. bekommen und auch gelesen. Weitere ›Fortsetzungen‹ werde ich aber nicht mehr lesen und ich schreibe Ihnen das jetzt gerade, weil ich Sie von einer unproduktiven Tätigkeit bewahren möchte. Der Grund für meine Haltung liegt darin, dass ich es aufgegeben habe, zu glauben, aus unseren Kontakten werde noch etwas Positives (wie ich es verstehe) entstehen. Vielleicht ist das kurzsichtig oder egoistisch, aber ich will einfach unser Gespräch nicht mehr weiterführen. Ich wünsche Ihnen – ehrlich – Erfolg und Befriedigung! Dieter Bührle.«

Mitte Februar 1982 liegst du mit einem Magengeschwür mehrere Tage im Spital von Saanen, danach ziehst du – nicht zum ersten Mal – nach Golaten, einem kleinen Dorf keine drei Kilometer vom Atomkraftwerk Mühleberg entfernt, zu deinem alten Kollegen Arsène Waldvogel. Den Sommer verbringst du, wie früher, unterwegs, im Juli schriebst du aus der Camargue: »Hier bin ich Mensch – hier kann ich's sein! Die Sonne hat mir das Schnäbi verbrönnt. Gut Bums! Husch, husch ein Negerweib! Es gammelt! Schööön!«[19] Drei Wochen später bekommst du einen kurzen Brief von Mariella Mehr, der du eines deiner Bücher verkaufen wolltest: »dein buch kann mich nur beleidigen«, schreibt die Schriftstellerin, »genau so wie deine wette, die du vor zwei jahren mit mir eingegangen bist. erinnerst du dich noch? Du sagtest mir wörtlich: ›wetten wir, dass ich innerhalb eines jahres mit dir vögeln werde.‹ Ich nahm die wette an, das jahr ist längst vorbei, die tausend franken bist du mir bis heute schuldig geblieben. gammlerehre? kindischer phallokratismus? bäurischer sammlertrieb?« Sie schenkt dir stattdessen das neue Buch einer amerikanischen Feministin: »männer wie du sind nur durch solche bücher überhaupt noch erträglich. ansonsten bleibt nichts als der krieg.«[20]

Für andere Männer immerhin taugst du ab und zu auch jetzt noch als Projektionsfigur. Im September 1982 bringt dir Alfred A. Häsler in der »Weltwoche« als Unbehaustem, Unstetem, Fahrendem eine Huldigung dar: »Gehen auf langen Strassen. Fahren in zugigen Güterwagen. Unterwegs auf Schiffen. Lieben, einen Sommer lang, oder eine Woche,

oder eine Nacht. Unter Sternen. Unrasiert und ungewaschen, wenn's nicht anders geht. Berauscht vom Wind, vom Wein und vom eigenen Wort. Schuldner der Domestizierten und Versicherten. Schnorrer – gegen Geschichten, erzählte und geschriebene. (…) Ich mag seine hemmungslose Ehrlichkeit, die Zärtlichkeit und die völlige Hingabe, wenn er liebt. Und er liebt immer, bis zur Selbstaufgabe. (…) Kinder lieben ihn. Und die besitzen ein unzweifelhaftes Gespür für Echtheit.«[21]

Einige Tage zuvor, am 30. August 1982, hat dein Vormund Krüger die Aufhebung der Vormundschaft beantragt: »[Ich] bin der Meinung, es wäre nun an der Zeit, Herrn Müller wieder als vollwertig in die Gesellschaft einzugliedern und ihm die volle aktive und passive Verantwortung als Bürger wieder zu geben.«[22] Am 20. Dezember 1982 folgt der Regierungsstatthalter II von Bern Krügers Antrag: »René E. Mueller ist in seinem Wesen einmalig. Einmalig sollen deshalb auch das Wiederbemündigungsverfahren und damit auch die vorliegenden Erwägungen sein. (…) René E. Mueller, als Gesellschaftskritiker, soll von dieser Gesellschaft ertragen und verdaut werden. Ihm soll der Zugang geöffnet werden. Für ihn selber wird aber die Schwelle hoch sein, und er wird sie kaum zu überwinden vermögen oder überhaupt überwinden wollen.«[23] Es wird einige Zeit gedauert haben, bis dir zu Ohren gekommen ist, du seist im Alter von bald 54 Jahren zum vollwertigen Schweizer Bürger erhoben worden. Denn diesmal hat es geklappt: Über den Jahreswechsel bist du in Indien. Und von nun an fliegst du jedes Jahr vor Weihnachten dorthin, insgesamt neun Mal. Meistens ermöglicht dir Friedrich Dürrenmatt die Reise mit einem Check über ein- oder zweitausend Franken.[24]

Im folgenden Jahr lebst du bei Waldvogel in Golaten und versuchst, mit dem Einzelverkauf deines 1976 erschienenen »Antiromans« »Engel der Strasse« ein bisschen Geld zu verdienen. Deine werbenden und mahnenden Briefe beginnen nun häufig mit Sätzen wie dem folgenden: »Die Stunde drängt, dem Mann muss Hilfe werden! (…) Es schwebt bedrohlichen Flügelschlags der Pleitegeier über meinem edlen Bardenhaupt.«[25] Zwischen dem 21. Juli und dem 2. August wird

ein Aufenthalt im Berner Zieglerspital nötig. Am 6. August hast du Gelegenheit, dich in der »Berner Zeitung« als Schriftsteller in Erinnerung zu rufen. In einer Kolumne berichtest du über deine Lebensverhältnisse als freier Schriftsteller: »Wir leben zwar und noch nicht einmal ganz so schlecht, wie wir auch noch könnten, aber gewiss nicht vom Schreiben. Schon eher vom Betteln.« Es sei »peinlich erniedrigend, mit seinen eigenen Büchern hausieren zu müssen« und doch die einzige Möglichkeit, mit Schreiben Geld zu verdienen. Um aber überhaupt zu Ramschpreisen an seine Bücher zu kommen, müsse zuerst »die Mafia der Verleger«, die »das arbeitende Volk der Schriftsteller« ausbeute, Konkurs gehen. Dein Schluss: »Nun, ich schreibe weiter (…) [und] habe nur einen frommen Wunsch: Hoffentlich macht mein Verleger Konkurs!«[26]

Nach deiner nächsten Rückkehr aus Indien lebst du im Frühling 1984 einige Zeit im italienischen Luino am Lago Maggiore. Den zwanzig Jahre jüngeren Schriftstellerkollegen Beat Sterchi fragst du brieflich an, ob du allenfalls einmal seine Wohnung »requirieren« könntest, um »ein paar Tage, eine Woche vielleicht in Bern zu verbringen«: »Übrigens fahnde ich schon seit zwei Jahren nach einer Absteige in der Schweiz, werde aber kaum eine finden, weil ich einfach zu anspruchsvoll bin: Ein grosser Raum, heizbar, Kochmöglichkeit (auf's Bad kann ich gut verzichten) sehr ruhig und doch nahe bei einem Verkehrsmittel, ein Gärtchen zum Blumen begiessen dabei wäre schön, aber nicht Bedingung und das Ganze dürfte allerhöchstens 200 Fränkli kosten. Allerhöchstens!«[27] Mausarm bist du geworden, und ausser bei Dürrenmatt, Waldvogel und der jungen Angiolina Termignone, die mit dir seit Mitte der siebziger Jahre ab und zu eine Reise unternommen hat, kannst du nirgends mehr anklopfen.

Im November 1984 – du lebst wieder einmal in Golaten – bekommst du einen Brief vom Sekretär für kulturelle Fragen der Stadt Bern: Die Stadtregierung habe auf Antrag ihrer Literarischen Kommission beschlossen, dir »einen Werkbeitrag für die Fertigstellung des Romans ›Der grosse Baal‹ in der Höhe von Fr. 3000.– zu gewähren«.[28]

Aber nicht nur das: Der Kanton Bern und das Bundesamt für Kulturpflege steuern ebenfalls je 3000 Franken bei. In diesem Winter brauchst du Dürrenmatt nicht, um nach Indien zu kommen.[29]

Am 1. April 1985 sitzt du in der Casa Solidarietà, dem Ferienzentrum des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks in Cavigliano, bist wieder pleite und versuchst, dich von einer Grippe zu erholen – »Fieber, Husten bis zum Ersticken, schlimmes Schlummern und das Schlimmste: jeweils aufwachen mit fast tödlichen Angstzuständen«. Du schreibst an Dürrenmatt: »Du bist für mich der liebste Mensch auf dieser Welt und der einzige den ich als Genie anerkenne und bewundere.« Sarkastisch geworden ist die Selbsteinschätzung: »Niemand hat mich gezwungen, ein erfolgloser Schriftsteller zu werden.« Zum Schluss das alte Lied: »Du weisst es seit der ersten Zeile (…): Ich möchte Dich bitten, mir etwas Geld zu geben. Von einem Kredit mag ich schon gar nicht reden, weil ich zu genau weiss, dass eine Rückzahlung in absehbarer Frist höchst unwahrscheinlich möglich ist.«

Körperlich bist du unterdessen schwer angeschlagen. Der Arzt Attila Fabyan in Kerzers, der dich bereits seit 1979 immer wieder gratis behandelt, skizziert in einem Brief an den Sozialdienst der Stadt Bern deine Leiden so: »Oberbauchbeschwerden bei Status nach Magenoperation wegen Ulcerusperforation, rezidivierenden Blutungen aus dem oberen Gastrointestinaltrakt bei Ulcus ventriculi rezidiv und ulceröse Refluxösophagitis«: der Magen. Dazu: »Chronisches Lumbovertebralsyndrom bei Spondyloarthrose und (…) zunehmende Coxarthrosebeschwerden«[30]: der Rücken, die Hüfte.

Du bist zum medizinischen Fall geworden, und nun wirst du auch zum Sozialfall. Helga Ramstedt vom Sozialdienst der Stadt Bern notiert sich am 2. Juli 1985: »Herr Müller wird [von der] Vormundschaftsverwaltung bei uns gemeldet.« Du seist über die Aufhebung deiner Vormundschaft »gar nicht glücklich« und möchtest »am liebsten wieder einen Vormund haben, der [dir] etwas die ›profanen Dinge‹ vom Leibe hält«.[31] Du, der stolze, neuerdings mündige Mueller, der für Behörden nie etwas anderes als Häme und Spott übrig hatte, hast Hilfe gesucht

bei den Vormundschaftsgewaltigen. Sie weisen dich an den Sozialdienst weiter, der dich seither betreut und unterstützt.

In dieser Zeit hast du dich auf ein Inserat in der Alternativzeitschrift »Tell« gemeldet. Angeboten wurde eine Wohnmöglichkeit im Bauernhof Spitzenreute oberhalb von Amriswil im Thurgau. Ernst Roth, der dieses Inserat aufgegeben hat, erinnert sich: Zu dritt hättet ihr nun einen Männerhaushalt geführt, neben euch beiden habe damals ein Jugoslawe im Bauernbetrieb mitgearbeitet. Das Abkommen habe gelautet, dass du keine Miete bezahlen, dafür ab und zu mitarbeiten würdest. Du seist jeweils am Mittag aufgestanden und habest Mittagessen gemacht, was gewöhnlich geheissen habe, dass du den Inhalt der Speisekammer auf den Tisch gestellt habest. Fast täglich seist du in eine der beiden Beizen in der Nähe gegangen, ins »Alperösli« oder in den »Hecht«. Du habest dort die Zeitungen gelesen und getrunken. Schnaps und Bier habest du auch auf das Zimmer genommen. Daneben seist du Kettenraucher gewesen. Ernährt habest du dich lediglich »picknickmässig«. Zu Hause seist du in keiner Weise auffällig gewesen, lediglich in der Beiz habest du ab und zu auf Bürgerschreck gemacht. Du habest dich zwar als Schriftsteller verstanden – es gibt sowohl Visitenkarten wie Briefpapier mit aufgedruckter Amriswiler Adresse und der Berufsbezeichnung »Schriftsteller SSV BR« –, geschrieben habest du aber kaum mehr. Termignone hat dich zwei-, dreimal besucht. An andere Frauenbesuche kann sich Roth nicht erinnern. Amriswil habest du als dein Exil bezeichnet, und alle vierzehn Tage seist du nach Bern gefahren.

Von Bern bist du noch jahrelang nicht losgekommen. Der Sozialdienst hilft und bezahlt. Seit dem 1. September 1986 erhältst du eine 50-prozentige Invalidenrente.[32] Der Berner Schriftsteller-Verein unterstützt dich verschiedentlich mit einigen hundert Franken, obschon du nicht Mitglied bist.[33] Nachdem du jahrelang Termignones Wohnung als Berner Adresse verwenden konntest, organisiert dir der Sozialdienst im Herbst 1988 eine eigene Wohnung an der Badgasse 47, die du kaum brauchst, weil du meistens in Amriswil lebest.[34]

1986 versuchtest du dir als Schriftsteller ein letztes Mal Gehör zu verschaffen. Nach einer Lesung in der Grabenhalle in St. Gallen im Juni[35] trittst du am 26. September im Hotel Bahnhof von Amriswil auf. Der »Amriswiler Anzeiger« weist im redaktionellen Teil auf den »Autorenabend« hin.[36] Jedoch: »Ausser dem Veranstalter, dem Verleger, der Presse und dem Autor selbst gähnte der Saal vor Leere.« Zuhanden des anwesenden Journalisten beschimpfst du Amriswil als »Kaff von Analphabeten«.[37] Aber so einfach wie früher steckst du die Enttäuschung über die eigene Erfolglosigkeit nicht mehr weg. Ein halbes Jahr später schreibt Doktor Fabyan, körperlich sei dein Zustand zwar unverändert, »aber der psychische Zustand hat sich verschlechtert«. Du seist »verbittert, als Schriftsteller nicht anerkannt zu werden«, du fühltest dich »unverstanden und allein«.[38]

Im Sommer 1987 kommst du zu deinem letzten öffentlichen Auftritt als Schriftsteller: Die Stadt Bern verleiht dir für das im Jahr zuvor von Ernst Roth in Amriswil im Selbstverlag herausgebrachte Gedichtbändchen »Geliebte Tödin«[39] einen Buchpreis: »Die Trennung von Kunst und Leben –, in René E. Muellers Gedichten scheint sie noch einmal aufgehoben«[40], würdigt man deine Texte – du hast auf Arbeiten aus den Jahren 1963/64 zurückgreifen müssen, um das prämierte Bändchen füllen zu können. Bei der Preisverleihung spielst du noch einmal jene Rolle, die du auch jetzt noch meinst Bern schuldig zu sein: den Bürgerschreck. Auf dem Gruppenbild der Preisträger und Preisträgerinnen fehlst du: Du habest dich geweigert, schreibt der »Bund«, »entschädigungslos fotografiert zu werden«.[41] Für die Presseunterlagen verfasst du eine Kurzbiografie, in der du schreibst, du seist ein »miserabler Schriftsteller«: »Höhepunkt der Karriere: Literaturpreis der Stadt Bern als deren Opfer, das sich in seinem Blute wälzt und dem Schlächter noch ein Loblied anstimmt.« Dieses Loblied folgt anschliessend: Du fändest »Bern die schönste Stadt auf der Welt« und bleibe »mit Leib und Seele Berner« – wo immer du auch seist.[42]

Im Frühjahr 1989 empfiehlt dir der Berner Sozialdienst anlässlich einer Aussprache, dich in Amriswil anzumelden und dich vom dortigen

Sozialdienst betreuen zu lassen.[43] Du zögerst Monat um Monat, obschon du jetzt kaum mehr in Bern bist. Aber du hast Angst, protokolliert Ramstedt am 12. Mai 1990, »ganz nach Amriswil zu zügeln«, weil du nicht wissest, was dich dort erwarte[44] – obschon dir Roth ein unbeschränktes Wohnrecht in seinem Haus zugesagt hat. Du bist alt, ängstlich und leidend geworden. Zwischen dem 15. März und dem 15. Mai 1990 liegst du wieder im Zieglerspital.[45] Ende Juli meldest du dich dann doch auf der Gemeinde von Amriswil an. Der Berner Sozialdienst organisiert den Umzug – viel ist es nicht. In Amriswil erhältst du nun täglichen Frauenbesuch von den Gemeindeschwestern, die nach deinen offenen Beinen sehen. Mit Dürrenmatts Hilfe beginnst du dir im Herbst 1990 deinen letzten Trip nach Indien zu organisieren.

Der Streit um den geistigen Nullpunkt (1962–1964)

Verwehte Spuren: »Wortwaage« und »Schwarze-Tinte-Werkstatt«. – Es gibt eine vervielfältigte Einladung zu einer Lesung von Hans Mühlethaler für den 29. Januar 1964 unter dem Zyklentitel »Wortwaage«.[1] Mühlethaler sagt, dass er diese Einladung zwar in seinen Unterlagen auch finde, sich aber nicht an die Veranstaltung erinnern könne; den Begriff »Wortwaage« bringt er mit Peter Lehner in Verbindung.[2] Im Nachlass von Lehner finden sich zwei weitere »Wortwaage«-Einladungen, eine für den 30. März 1963 mit Peter Bichsel und eine mit Ernst Eggimann für den 1. Dezember 1962.[3] Eine Zeitungsrezeption der Veranstaltungen ist bisher nicht nachweisbar.

Heidi Lehner, Peter Lehners Witwe, kann sich an die »Wortwaage« »überhaupt nicht erinnern, weder an den Gründungs-Grund, noch an die -zeit oder die Trägerschaft dieser Lesungen«.[4] Ernst Eggimann vermutet einen Zusammenhang mit dem Berner Schriftsteller-Verein.[5] In die gleiche Richtung weist ein Nebensatz auf der ersten »Wortwaage«-Einladung, diese werde »künftig der ›Post‹ beigelegt werden«[6]. Aber was ist die »Post«? Vermutlich die »BSV-Post«, ein internes Mitteilungsblatt, das aber im Archiv des Berner Schriftsteller-Vereins nur noch zum Teil vorhanden ist. 1998 hat es die Bibliothekarin Helen Raunhardt geordnet und dem Schweizerischen Literaturarchiv übergeben. Ihr Befund: »Die Korrespondenz der Jahre (…) 1958 bis 1968 fehlt. Die Protokolle 190–253 (März 1962–Mai 1968) fehlen.«[7] Wieso das? Paul Eggenberg erinnert sich, dass einerseits ein Teil des Archivs in einem Keller in Ittigen überschwemmt worden sei – dort sei vor allem die Erstausgabensammlung verloren gegangen –, anderer-

seits habe das ehemalige Gewerbemuseum im Berner Kornhaus das vom BSV eingelagerte Material weggeworfen.[8]

Deshalb lässt sich aufgrund der Hinweise auf den drei Einladungen über die Veranstaltungsreihe »Wortwaage« lediglich sagen: Peter Lehner hat, vermutlich unterstützt vom BSV, unter diesem Titel eine Reihe von »Vortrags- und Diskussionsstunden« organisiert, die »vor allem für junge Autoren« gedacht war. Aber weshalb? Waren die vom BSV unterstützten Auftrittsmöglichkeiten für junge Schreibende nicht die »Literarischen Stunden am Kaminfeuer«, die Lehner ja mitorganisierte?

Am 26. Oktober 1969 stellt Ernst Eggimann im »Bund« die »Schwarze-Tinte-Werkstatt« vor, ein Lesezyklus, der »in erster Linie die jungen Schriftsteller zusammenbringen soll«: »Nach den ›Literarischen Stunden am Kaminfeuer‹ und der von Peter Lehner gegründeten ›Wortwaage‹ wäre das ein weiterer Versuch des Schriftsteller-Vereins, sich um die Jungen zu kümmern«, schreibt Eggimann damals. Die erste dieser Werkstätten sollte am 4. November 1969 mit Paul Michael Meyer stattfinden.[9] Wie ist diese Geschichte weitergegangen? Oder ging sie gar nicht weiter, weil die Alternativbeiz »Schwarze Tinte« kurz darauf wegen Drogengeschichten polizeilich geschlossen worden ist?[10] Eggimann vermutet es, erinnert sich aber nicht mehr genau.[11] Verwehte Spuren.

Bern zeichnet einen jungen Schriftsteller aus: Jörg Steiner. – Im grossen Saal des Konservatoriums übergibt am Abend des Chlausentags 1962 Schuldirektor Paul Dübi in einer Feierstunde die diesjährigen Literaturpreise der Stadt Bern. Der Saal ist bis auf den letzten Platz gefüllt, was zeige, schreibt der »Bund«, dass die in diesem Jahr erstmals praktizierte öffentliche Ehrung »einem echten Bedürfnis« entspreche. Gewürdigt werden Fritz Strich, der frühere Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur an der Universität, Christian Lerch, der ehemalige Adjunkt im Bernischen Staatsarchiv, und Karl Uetz, ehemaliger Lehrer und Mundartdichter; dazu kommen zwei junge Autoren,

ein populärer und ein moderner. Der populäre heisst Guido Schmezer, ist Ressortchef der Abteilung Unterhaltung bei Radio Bern und Redaktor beim »Nebelspalter«. Unter dem Pseudonym »Ueli der Schreiber« hat er mit seinen gefällig gereimten, pointierten Versen unter dem Titel »Ein Berner namens …« »den bernischen Bestseller des letztjährigen Büchermarktes« geschrieben.[12] Der andere ist ein 32-jähriger Lehrer aus Biel, der früher in der Jugenderziehungsanstalt Aarwangen gearbeitet hat, heisst Jörg Steiner und trägt an diesem Tag Anzug und Krawatte. Als ihm Dübi zur Preisübergabe die Hand reicht, blickt er – das belegt ein Pressebild[13] – halb unsicher, halb unwirsch zu Boden.

Was Dübi bei dieser Gelegenheit in seiner Ansprache sagte, ist nicht übermittelt, wohl aber, dass seine Worte »im gleichen Geiste« gewesen seien wie jene Arnold H. Schwengelers, der als »Bund«-Feuilletonchef die Gelegenheit zu einem Kommentar über die Preisvergabepolitik der Stadt wahrnimmt. Um den »moralischen« und »propagandistischen Wert« der Auszeichnungen zu erhöhen, müsse insbesondere gegen die »Subventionitis« vorgegangen werden, »die meines Erachtens auf keinem Gebiet verderblicher ist, als auf dem der Kultur. Denn Kultur und Kunst haben nichts mit den üblichen Spielregeln der politischen Demokratie zu schaffen. Sie besitzen den Rang einer Elite (oder Aristokratie) auch im demokratischsten Staat. Es wäre die Stärke (und Einsicht) dieser Demokratie, daraus die Folgerungen zu ziehen – zu ihrem Vorteil! (Die Diktaturen jeder Färbung haben sie stets zu ziehen verstanden).«[14] In diesem Geist also soll auch Dübi gesprochen haben. In der Preisrede, die er ein Jahr später aus gleichem Anlass halten wird, bleibt allerdings von Schwengelers Vision einer Kunst- und Kulturdiktatur nicht viel übrig: In einem Rückblick auf die Preisvergabepolitik der letzten 25 Jahre teilt Dübi die ausgezeichneten Autoren in drei Kategorien ein: in »Heimatdichter«, »Grossräumige« und in »Neutöner«. Es habe sich erwiesen – »man wird dies bedauern müssen«, schreibt der »Bund« dannzumal –, dass »die Blüte der Mundartliteratur am Abklingen« sei, »während der Kampf um neue Formen und Gehalte sich immer mehr ausprägt«: »In Zukunft wird mehr das Einzel-

werk als das Gesamtschaffen eines Dichters und Schriftstellers ausgezeichnet werden und der Akzent wird sich auch eher auf Gruppe 3 verschieben.«[15] Langsam beginnt Schwengelers Stern zu sinken.

Aber zurück zur Feierstunde vom 6. Dezember 1962. Jörg Steiner erhält den Preis von 1000 Franken für seinen ersten Roman »Strafarbeit«, und zwar mit der Begründung, der Roman wandle »das Problem des Ausbruchs aus den Banden der Gesellschaft« ab: »Überraschende Assoziationsketten, eine eigen-sinnige Sprache und ein subtiles Formgefühl charakterisieren seine Prosa.«[16] Nach einem längeren Ausbruch aus der Erziehungsanstalt Brandmoos schreibt der Insasse Rudolf Benninger als Strafaufgabe die Geschichte seiner Flucht. Diesem Plot gibt Steiner eine Form, deren Modernität auf der inhaltlichen Ebene eine klar nachvollziehbare Funktion hat. Subversiv verweigert der jugendliche Aussenseiter Benninger den obrigkeitlichen Auftrag einer »wahrheitsgetreue[n] Schilderung in dem (…) erhofften Sinne des Bekenntnisses«[17], indem er seine Flucht in inkongruenten Varianten schildert. Alles, kommentiert der Literaturkritiker Heinz F. Schafroth, »was die Flucht an Faktizität beinhaltet, [bröckelt] im Verlauf der Erzählung ab«.[18] Steiner selber schreibt damals in der Zeitschrift »du« kommentierend, ihm sei der Gedanke wichtig, »Wirklichkeit als Summe vieler Möglichkeiten aufzufassen«: »Nur durch diese Fiktion wird die beschriebene Identitätsverschiebung glaubwürdig sein.«[19] Verschiedene Wirklichkeiten entsprechen nach Steiner also verschiedenen Identitäten: von beiden gibt es von oben dekretierte und subjektiv eigensinnige. Am Schluss von Steiners Roman fragt Benninger: »Wenn die Behörde mir meine Wahrheit nicht abnimmt, wie will sie die ihre stützen?«

Auch hier, wie bei Peter Bichsels »Versuche(n) über Gino«, gibt es keine endgültige Wahrheit mehr. Bei Bichsel bleibt es bei einer »Wahrheit in Fragmenten« aus »Angst vor dem Endgültigen«, bei Steiner bleibt Benningers Wahrheit ohne Beweiskraft, weil sie von den Behörden abgelehnt wird. Während Bichsel die Unmöglichkeit, Wirklichkeit in Sprache »wahr« abzubilden, zurückbindet auf die moralische Kate-

gorie der Feigheit, das »Endgültige« anzuerkennen, macht sie Steiner fest am Machtkampf zwischen zwei Diskursen: Die Wahrheit eines eingesperrten Jugendlichen ist nur dann wahr, wenn sie den Behörden passt: Wahrheit kann nicht erkannt, bloss anerkannt werden.

In Biel gilt Jörg Steiner damals übrigens nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Verleger. Seit 1956 betreibt er zusammen mit Jean Henri Sommer den »Verlag Vorstadtpresse« – ein »naives Unterfangen«, wie er heute meint. Publiziert werden in Hunderterauflagen Texte von Kurt Marti, Walter Helmut Fritz, Franz Xaver Erni oder Fritz Billeter. Das letzte Bändchen dokumentiert einen Vortrag des Literaturwissenschaftlers Jonas Fränkel über Heinrich Heine, und zwar, wie Steiner sagt, weil in den fünfziger Jahren Fränkel und Heine als Juden gleichermassen verfemt gewesen seien. Der »Verlag Vorstadtpresse« ist schnell eingegangen: »Wir hatten ja nichts, keine Infrastruktur, keine Sekretärin. Wir haben alles selber gemacht und sahen schnell, dass es so nicht geht und dass es bereits Verlage gibt.«[20]

In Bern war Steiner als Schriftsteller seit bald zehn Jahren ein Begriff: Bereits im Herbst 1954 hatte er in der »Literarischen Stunde am Kaminfeuer« ein erstes Mal vorgelesen[21], seit dreieinhalb Jahren war er Mitglied des Berner Schriftsteller-Vereins[22], im »Kerzenkreis« las er seit 1956 regelmässig[23] – und im »Podium«[24] und »am Kaminfeuer«[25] hatte er eben letzthin aus dem Roman »Strafarbeit« vorgelesen. Trotzdem habe er sich, wie er sich heute erinnert, damals in Bern nicht sehr wohl gefühlt: »Für mich ist das alles sehr zweischneidig gewesen, sowohl Kaminfeuer wie Kerzenkreis.« Er hörte damals »Voice of America« und las die Zeitschrift »Down beat«: »Charly Parker und Kerzenkreis, das geht irgendwie nicht zusammen. Zum Jazz gehört Neon, dazu gehört unsere damalige Betoneuphorie, helle Möbel gegen die schweren Eichen zuhause. Wohnbedarf war ein Thema. Harry Szeemanns Kunsthalle in Bern war ein Thema. Ich habe immer gedacht: Etwas stimmt nicht mit der Entwicklung von Kunst und Architektur verglichen mit der Literatur: Die Literatur ist retro. An einem flackernden Kaminfeuer lesen wir da einer Handvoll Leuten irgendwelche Sachen

vor – das ist doch eigenartig, oder nicht?« Für ihn sei damals die Galerie Handschin in Basel wichtig gewesen oder der junge Otto F. Walter, der 1956 im Oltener Walter Verlag damit begonnen hatte, neue Literatur zu verlegen.[26] Damals habe man das Gefühl gehabt, es sei »sehr viel möglich. Und es ist auch tatsächlich sehr viel möglich gewesen«. Dass er in Bern geradewegs antimoderne junge Leute angetroffen habe, will er nicht bestätigen: »Die haben es einfach nicht gepackt, dass da etwas Neues passiert.«

Vielleicht drückt Steiners Blick beim Händedruck mit dem Berner Schuldirektor Dübi weder Unwirsches noch Unsicherheit aus: Vielleicht schaut er einfach drein wie einer, der weiss, dass er im falschen Film sitzt und wegen der 1000 Franken gezwungen ist zu bleiben.

Wie Muellers Vulkan eine Maus gebiert. – René E. Mueller hat auf Boldern keine leere Drohung ausgestossen, als er sagte, »mit gewissen ihm unsympathischen Tagungstendenzen« unter dem Motto »Der Kongress tanzt auf dem Vulkan!« abrechnen zu wollen.[27] Der »Podium«-Leiter Paul Niederhauser, der selber auf Boldern anwesend gewesen war[28], lud ihn ein, diese Abrechnung in seinem Keller an der Junkerngasse 37 vorzutragen. Seither arbeitete Mueller in Malix an diesem Referat – »in langen, sehr einsamen Nächten«, in denen er sich »mit kleinen, weissen Tabletten wach gehalten« habe, wie er schrieb.[29] Ein Hinweis auf seine Amphetamin-Sucht.

Am 9. Dezember 1962 reist Mueller aus Graubünden nach Bern. Das 59-seitige Typoskript, das er mitbringt – es liegt heute im Nachlass von Friedrich Dürrenmatt –, trägt den Titel »Der Kongress tanzt – auf dem Vulkan«.[30] Auf der Einladung wird der Referent wie folgt angekündigt: »René E. Mueller (…), eine Nervensäge für alle Betroffenen, (…), Vergangenheit schockierend, Gegenwart gutbürgerlich, Zukunft fragwürdig, Bildung durchschnittlich mangelhaft, (…), bewundert vor Eitelkeit den eigenen Schatten (…) enthüllt die Wahrheit über den helvetischen Kultur…«[31] Arsène Waldvogel erinnert sich, dass Mueller an jenem Tag bei ihm vorbeigekommen sei: »Man muss wissen, dass René

wahnsinnig Angst gehabt hat vor jedem Auftritt. Deshalb hat er jeweils zuvor gesoffen, quasi den ganzen Tag.«[32]

Abends um acht dann ist das »Podium«, schreibt der »Bund«, »bumsvoll«, und Muellers Auftritt fällt durchaus standesgemäss aus: »[Er] erschien, wie sich's gehört, eine halbe Stunde zu spät, bezog am Rednerpult Stellung, entledigte sich seines Mantels und bekleidete sich an dessen Stelle mit einer Handwerkerschürze.«[33] Niederhauser: »Er wollte sich schützen, weil er meinte, ganz genau zu wissen, dass an diesem Abend Eier fliegen würden.«[34] Mit der Anrede »Meine Damen, meine Herren, – verehrte Freunde, heissgeliebte Feinde –, gnädige Gläubiger« begann er danach die »Marathonlesung«[35] , die um die vier Stunden – den verspäteten Beginn und die Pause eingerechnet also ungefähr bis morgens um eins – gedauert haben muss. In einer Einleitung wies er darauf hin, dass ihm der öffentliche Vortrag schwer falle und er sich zwingen müsse, sich zu äussern »trotz allem Ekel und jeder sichtbaren Hoffnungslosigkeit«.

Solche Töne wollte man vom Hofnarren der Szene an diesem Abend freilich nicht hören. Niederhauser erinnert sich, Golowin sei auf dem vordersten Stuhl gesessen und habe eine Flasche Schnaps bei sich gehabt, die er Mueller immer wieder angeboten habe.[36] Mueller soff, schluckte Tabletten und las: Nach der Einleitung wiederholte er seinen Vortrag von Boldern integral, um sich danach in einer weitschweifigen, dunklen Schilderung des »helvetischen Kultursumpfs« zu ergehen, über den er laut Programm die Wahrheit enthüllen wollte.

Während eines kurzzeitigen Stromausfalls verzogen hat sich im Dunkeln ungefähr an dieser Stelle der mit ironischer Distanz durchaus wohlgesinnte »Bund«-Berichterstatter: Mueller habe sich zunehmend »in Lyrismen zu verstricken« begonnen, und noch seien »an die zwanzig Manuskriptseiten (…) ungelesen auf der rechten Seite« vor dem Autor gelegen.[37] Etwa eine halbe Stunde später muss Mueller den Schluss des ersten Teils seines Referats erreicht haben. An dieser Stelle hat er eine zehnminütige Pause vorgesehen, »um allen Gelegenheit zu geben, sich diskret abzusetzen«.[38]

Dem zweiten Teil der Lesung zu folgen, wurde zunehmend schwieriger, weil Mueller immer undeutlicher sprach. Paul Niederhauser sagt heute, die an jenem Abend zahlreich erschienenen Freunde des Autors – »dräckigi Kärline« – hätten über den verladenen Clown gelacht und ihn immer weiter angespornt, weil er »Sachen zu tun und zu sagen gewagt hat, die sie nie gewagt hätten«.[39] Mueller polemisiert nun gegen die Doppelmoral der kleinbürgerlichen Voyeure, die ihm auf Boldern in die Nase gestochen ist: »Wenn wenigstens nicht diese ewige verdammte Heuchelei mit im Spiel wäre! O – ich schlage mir auf die Brust – diese Zumutung – o ich bin schockiert – wie obszön – wie ordinär – wie defaitistisch – Dekadenz –. Aber immerhin – unter uns Pfarrerstöchtern, nicht wahr – das neue Buch von Mueller – hm – das müssen Sie unbedingt kaufen – Seite sechsunddreissig, dritte Zeile von unten – hihi –übertrifft selbst Archibald. Was aber öffentlich wird, ist Entrüstung, Empörung – an den Galgen mit Mueller!«[40] Diese Doppelmoral führe dazu, dass sich umgekehrt die »Autoren über das Publikum lustig« machten und sich nach dem Motto zu verkaufen versuchten: »Wenn sie nur von mir sprechen – was, ist egal!« Er könne sich nicht des Eindrucks erwehren, fuhr er fort, »dass man heute gar nicht schlecht genug schreiben kann, um einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen – wichtig ist, dass wir mit den Tabus unserer Altvordern geschickt jonglieren! Ich bin überzeugt, wenn ich in Bern nicht so verrufen wäre –, wenn man hier nicht wüsste, dass meinem Leumund auch mit einer chemischen Reinigung nicht mehr beizukommen ist –, ich würde hier heute vor leeren Stühlen sprechen.«[41]

In Muellers Gelalle und dem Gegröl seiner sauberen Freunde weitgehend untergegangen sein wird das Plädoyer dafür, dass zwar »ein Schriftsteller (…) asozial sein« dürfe, jedoch von ihm »eine durch und durch soziale Dichtung« gefordert werden müsse. Untergegangen sein wird die Würdigung jener Kollegen, die ihm auf Boldern die Stange gehalten haben – Hans Ulrich Christen, Alfred Bangerter, Sergius Golowin und Urban Gwerder.[42] Und untergegangen sein wird sein Bekenntnis zur »Neoromantik«: »Liebe Freunde – was spielt denn das vor dem

unendlichen Sternenzelt für eine Rolle, dass wir versumpfen, unfehlbar dem Untergang geweiht sind? Wer will denn wissen, welch künftiges Blühen wir sichern? (…) Begreift, welcher Funke euer Leben ist – und dann seid lieb und sterbt mit Anstand!«[43]

Als Schluss der grossen »Standortbestimmung«[44] hat Muellers Typoskript die berühmten Schlusszeilen des Hörspiels »Träume« von Günter Eich vorgesehen: »Nein, schlaft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind! / Seid misstrauisch gegen die Macht, die sie vorgeben für euch erwerben zu müssen! / Wacht darüber, dass eure Herzen nicht leer sind, wenn mit der Leere eurer Herzen gerechnet wird! / Tut das Unnütze, singt die Lieder, die man aus eurem Mund nicht erwartet! / Seid unbequem, seid Sand, nicht Öl im Getriebe der Welt!«[45]

Der Abend sei, so Paul Niederhauser, »ausgeartet in eine Orgie«. Die Unentwegten im Publikum werden auf dem Heimweg lange nach Mitternacht schulter- und schenkelklopfend gelacht haben über die Tiraden des abgesoffenen Bürgerschrecks. Mueller hätte an jenem Abend einige Argumente gehabt – aber er hatte zu viel Angst, um sie so vorzutragen, dass er sich nicht zum Narren gemacht hätte. Der »Bund« setzte über seine Berichterstattung den Titel »Der Vulkan hat eine Maus geboren«.

Auf der Suche nach dem neuen Leben: Hiltys Roman »Parsifal«. – Im Nachlass von Peter Lehner findet sich ein handschriftlich korrigiertes Typoskript mit dem Titel: »Hans-Rudolf Hilty: ›Parsifal‹, Podium, 15. Dezember 1962«. In diesem Einführungsreferat hat Lehner festgehalten: »Hans R. Hilty hat mit seinem Roman ›Parsifal‹ ein Zeitdokument geschaffen. (…) Der Roman hat echt literarischen Rang. Er ist nicht nur inhaltlich, sondern auch in seiner Form dermassen heuteträchtig – dass er Bestand haben wird vor der Zukunft. Ich stütze diese meine Feststellung unter anderem auf die Reaktionen derer ab, die sich durch dieses Buch betroffen fühlen. Die Kritik der Betroffenen zeigt, wie genau Hilty getroffen hat.«[46] Lehner hat sich getäuscht: Der Roman erlebte nie eine zweite Auflage und ist heute vergessen.

Aber als Hans Rudolf Hilty damals nach Bern reiste, um im »Podium« aus seinem im Kindler Verlag in München eben erschienenen Roman vorzulesen, tat er es zweifellos in der Hoffnung, als Schriftsteller vor dem Durchbruch zu stehen. Kurt Marti erinnert sich, dass Hilty bereits 1960 im Gespräch »launisch heiter die private Utopie eines unabhängigen Schriftstellerdaseins im Tessin oder sonstwo im warmen Süden« entworfen habe.[47] Und nun hatte sich der »hortulus«-Herausgeber und literaturpolitische Hans-Dampf-in-allen-Gassen mit seinem fast vierhundertseitigen Roman »Parsifal« in die Gruppe jener jungen Schriftsteller eingereiht, die um 1960 mit dem neuen Ton ihrer erzählerischen Arbeiten »eine eigentliche Befreiung vom Provinz-Alptraum«[48] einleiteten, wie Dieter Fringeli später schreiben wird: Herbert Meier mit »Ende September« (1959), Otto F. Walter mit »Der Stumme« (1959), Hans Boesch mit »Der junge Os« (1957) und »Das Gerüst« (1960), Jürg Federspiel mit »Orangen und Tode« (1960), Kurt Marti mit »Dorfgeschichten« (1960) und Jörg Steiner mit »Strafarbeit« (1962).

So unberechtigt war Hiltys Hoffnung nicht. Mit seiner Lesung beeindruckte er: »Die herausgegriffenen Kostproben weckten die Lust, das ganze Buch zu lesen; spannend, aktuell und anregend, fein beobachtet und selbstkritisch vollzieht sich das Geschehen in diesem modernen Roman, in einer pointierten, geschliffenen Sprache. Hier hatte man das Gefühl, einem Schriftsteller aus Berufung begegnet zu sein.«[49]

Hilty hat einen ambitionierten modernen Roman geschrieben: Durch den Verzehr einer schwach radioaktiv verseuchten japanischen Thunfischkonserve wird der schöngeistige Klavierlehrer Ekkehard Gilg zur Auseinandersetzung mit seiner Welt gezwungen. Er beginnt, Tagebuch zu führen, »auf dass in diesem Atomzeitalter die Kraft der Phantasie der Macht des technischen Verstandes die Waage halte«, wie er schreibt.[50] Dieses Tagebuch, das zum »Protokoll einer Häutung«[51] wird, zeigt das Leben des vierzigjährigen Gilg über etwa ein halbes Jahr. In dieser Zeit vermittelt ihm ein ehemaliger Studienkollege, der es als liberaler Lokalpolitiker zu Einfluss gebracht hat, den Auftrag, für das örtliche Theater die Musik zu einer Ballettinterpretation von An-

toine de Saint-Exupérys »Der kleine Prinz« zu verfassen. In die junge Tänzerin Rahel Aubépine, die für die Hauptrolle vorgesehen ist, verliebt er sich sofort, als er sie zum ersten Mal tanzen sieht. Sie erscheint ihm als »›vierdimensionaler Mensch‹, ein Wesen mit einer Dimension mehr als die andern«[52], und verbindet sich in ihm mit dem Dante-Wort: Incipit vita nova – hier beginnt das neue Leben. Nach einem wechselvollen Sommer, während dem die Tänzerin für ihn unerreichbar bleibt, fährt Gilg nach Paris, um die Ballettmusik zu schreiben. Dort trifft er Rahel wieder und verbringt schliesslich die erste Nacht mit ihr – soweit der Plot, den der Literat Hilty mit seinen weltanschaulichen und essayistischen Ambitionen belädt und passagenweise überfrachtet.

In Dialogen, Referaten und teilweise mehrseitigen Fremdtext-Zitaten bricht das Heute eines vielseitig interessierten und informierten Zeitgenossen in den Text ein. Kernphysik, die so genannt friedliche Nutzung der Atomtechnologie[53], Fragen der Weltraummedizin[54] und ethische Probleme, die sich bei der Diskussion von »Freiheit und Verantwortung im Atomzeitalter«[55] stellen, kommen genauso zur Sprache wie der politische Alltag in einer Kleinstadt – man darf sich St. Gallen vorstellen – zwischen liberalen Sonntagspredigten und alltäglicher Vetternwirtschaft.[56] Ästhetische Reflexionen um die Suche nach dem »Eigenen« des künstlerischen Ausdrucks[57] wechseln mit zeitgeschichtlichen Fragen von der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg[58] bis zu den ideologischen Auseinandersetzungen zwischen der kapitalistischen BRD und der realsozialistischen DDR.[59] Neben diesen abgrenzbaren Themenkomplexen wimmelt es im Text von Anspielungen auf damals aktuelle Themen: Die physikalischen Reflexionen sind durchsetzt mit Anspielungen auf die vierdimensionale Welterfahrung, den so genannten »Quaternismus«, des Schriftstellers Adrien Turel[60] (von dem Hilty 1960 einen Gedichtband herausgegeben hat[61]), angespielt wird auf Psychosomatik[62] und Homosexualität[63], Frauenstimmrecht[64] und »Elektronenmusik«[65]. Zusammengehalten wird das auseinander driftende Material mit Rückblenden auf Gilgs Liebesleben und den aktuellen Episoden seines ziemlich promisken Wartens auf Rahel, als deren

Vorbilder der Literaturkritiker Jürgen Egyptien Jean Anouilhs Antigone und Odysseas Elytis' knabenhafte Areté-Gestalt sieht.[66] Mindestens so nahe liegend scheint der Verweis auf die Tänzerin Julika Stiller-Tschudy, die Gattin von Stiller im gleichnamigen Roman von Max Frisch (1954).

Das hervorstechendste Charakteristikum des Junggesellen Gilg – sieht man von seiner leichten Entflammbarkeit für jüngere Frauen ab – ist sein mit liberaler Ideologie grundierter Fortschrittsoptimismus: »Warum nehmen wir, ganz allgemein, gegen die Schwierigkeiten der Gegenwart immer die Vergangenheit zu Hilfe und nicht die Zukunft?«, fragt Gilg.[67] Als hilfreiche zukünftige Perspektiven erscheinen ihm die technologische Entwicklung des Atomzeitalters, der er, so Egyptien, »positive und quasi metaphysische Aspekte abgewinnt«[68], sowie die Entfaltung zum »être soi-même« (Anouilh) durch »Begegnung statt Institution«[69]. Auf der politischen Ebene führt diese Weltanschauung zur Abrechnung mit Karl Marx, an dem zwar imponiere, wie er »die Gegenwart von (…) der Vision der ›klassenlosen Gesellschaft‹ her« habe »bereinigen« wollen. Jedoch: »Wenn er dieses Freiheitsziel durch Klassenkampf zu erreichen trachtete, blieb er (…) in der Wahl der Mittel im Vergangenen stecken, ein reaktionäreres Rezept lässt sich nicht denken.«[70] Zugespitzt: Être soi-même und Atomtechnologie statt Klassenkampf. Eine erstaunliche politische Quintessenz für einen Mann, der in fünf Jahren auf der Liste der sozialdemokratischen Partei für den Nationalrat kandidieren wird.

Walther Kauer: Der Romancier mit den meisten Biografien. – Er war eine schillernde Gestalt – so sehr, dass es von ihm schon früh mehrere gab: neben Walter Kauer mindestens drei Walther Kauer, wobei ihnen oft fast nur das Geburtsdatum gemeinsam war: der 4. September 1935.

Für die akademische deutschsprachige Literaturkritik gibt es erstens den kanonisierten Schriftsteller Walther Kauer, wie ihn Bruno H. Weder für das Kritische Lexikon der Gegenwartsliteratur geschaffen

hat. Dieser Kauer hat die »Ecole des Arts et Métiers« in Neuchâtel besucht, sich in Aberdeen zum Heilpädagogen ausbilden lassen, an der Freien Universität in Berlin studiert und sich als Volontär und Redaktor einer journalistischen Ausbildung unterzogen. Kindheit und Jugend hat er keine gehabt, und seine Karriere als Schriftsteller beginnt mit der Veröffentlichung des Romans »Schachteltraum« 1974 in Ostberlin.[71]

Dann gibt es jenen Walther Kauer, den dieser von Fall zu Fall aus sich machte, wenn er der Presse Auskunft über seinen Werdegang geben sollte: »Ich bin ein Arbeiterkind. Mein Vater fiel im spanischen Bürgerkrieg. Ich wuchs auf dem Land bei meinem Grossvater auf, glücklicherweise, sonst wäre ich ›verdingt‹ worden, wie Tausende von anderen Kindern. Mein Grossvater war Bauer. Ich habe zum Glück einen guten Lehrer gehabt. Mein Grossvater war nämlich bildungsfeindlich. Er fand, wer nicht nach Mist stinke, sei ein Arschloch. Dank dem Einsatz dieses Lehrers konnte ich auf die Mittelschule gehen. Ich wusste nachher zwar nicht, was ich studieren sollte. Zuerst studierte ich Germanistik und Soziologie. Aber ich hatte bald die Nase voll. Durch einen Zufall wurde mir deutlich, dass ich mich mit Kindern gut verstand. So liess ich mich in Aberdeen zum Heilpädagogen ausbilden, mit Praktikum und Diplom. Zurück in der Schweiz arbeitete ich in Strengelbach in einem sogenannten ›Adaptationszentrum‹. Da muss man den Leuten möglichst schnell beibringen, für Standard (ITT) Stecker zusammenzuschrauben. (…) Dies war in den fünfziger Jahren.«[72]

Den dritten Walther Kauer hat Christoph Bircher 1989 in seiner Dissertation über den Erzähler gleichen Namens gezeichnet unter dem Titel: »Eine Gratwanderung in einer gastlosen Welt«. Weil Bircher kein schriftliches Material vorfand, das Kauers Biografie erhellt hätte, hat er sie zu rekonstruieren versucht aus Gesprächen mit den Eltern, den Ehefrauen, Freunden und Bekannten.[73] Kauer wurde demnach in Bern geboren als Sohn von Rosalia Kauer-Beer und Walter Kauer (der nicht im spanischen Bürgerkrieg fiel, sondern 1962 eines natürlichen Todes starb). Der Vater war Maurer und während der Kindheit des Sohns verschiedentlich arbeitslos. Die Familie lebte zuerst in der Lorraine, spä-

ter in einer Sozialwohnung im Murifeldquartier. Die Mutter arbeitete als Serviertochter, der Vater nach dem Krieg beim Bau der Grimselwerke – zuhause zeigte er sich immer seltener, und wenn, dann war er offenbar betrunken. 1948 wurde die Ehe geschieden, die Mutter bekam einen Beistand. Der aufgeweckte Sohn Walter wurde aus disziplinarischen Gründen von der Sekundarschule in die Primarschule zurückversetzt. Gemeindeschreiberlehre in Heiligenschwendi. Mädchengeschichten. Versetzung nach Ersigen. Abbruch der Ausbildung nach einem halben Jahr wegen erneuter Affären. Gärtnerlehre in Boudry, in dieser Zeit »Ecole des Arts et Metiers«, zu deutsch: Gewerbeschule. Nach anderthalb Jahren Abbruch dieser Lehre. 1955 Rekrutenschule, anschliessend Unteroffiziersschule, Korporal, die Hoffnung auf eine militärische Karriere als Instruktionsoffizier zerschlägt sich, warum, ist offen. Am 4. Januar 1958 wird Kauer Vater, Heirat mit der Mutter des Sohns Patrick, Nelly Morard. Schnelle Scheidung. Die beiden übergeben das Kind Kauers Eltern, diese übernehmen die Elternrolle und später die Vormundschaft des Kindes. Kauer arbeitet nun als Hilfsgärtner, verdingt sich bei Bauern in Südfrankreich, taucht wieder in Bern auf, führt ein »Lotterleben in den Kneipen, zwischen Künstlern, versoffenen Clochards, abgetakelten Huren, der grossen Legion der Lebenskünstler, die sich durchzuschlagen wussten, ohne sich je durch viel Arbeit zu ermüden«, wie er später das Leben eines Roman-Protagonisten skizziert.[74] Übrigens hält Christoph Bircher in seiner Darstellung fest, Vorbildcharakter für Kauer habe damals der sechs Jahre ältere René E. Mueller gehabt.[75]

Und dann gibt es eben noch einen vierten Kauer, Walter Kauer ohne »h«, der im Januar 1963 in den Kellern der Berner Altstadt auftaucht. Am 12. Januar liest Gertrud Zahnd »aus der Werkstatt des jungen Berner Romanciers Walter Kauer«. Vorgestellt wird vor allem der »noch ungedruckte, aber abgeschlossene Roman ›Die savoyardische Hochzeit‹«[76], der »im kommenden Herbst (…) bei Herbig in Berlin« erscheinen solle.[77] Der Plot: »Zwei junge Freunde aus der Grossstadt [versuchen], den rückständigen Bewohnern von Lovagny, einem Berg-

dorf in den Hochsavoyen, ein Geheimnis zu entlocken. Dieses Geheimnis und die daraus resultierende Angst scheinen das Leben, das Lieben und Hassen der Dorfbewohner zu diktieren. Durch Enthüllungen des alten Pfarrers lüftet sich langsam der Schleier. Furchtbar ist für die beiden Idealisten die Erkenntnis der Tatsachen. Sie verlangen ihr persönlichstes Handeln, ein wahrlich christliches Anliegen, das ihre menschliche Aufgabe schlechthin wird. Sie werden daran erstarken oder zu Grunde gehen.«[78] Diese Inhaltsangabe ist deshalb interessant, weil der Roman »Die savoyardische Hochzeit« nie erschienen ist. Der Kauer-Spezialist Bircher sagt heute, weder auf das Typoskript gestossen zu sein noch je den Titel »Die savoyardische Hochzeit« auch nur gehört zu haben.[79] Kauer kommentierte damals die Arbeit so: »Mein Roman ›Die savoyardische Hochzeit‹ ist keineswegs avantgardistisch. Er deckt sich vielmehr mit meiner tiefinnersten Überzeugung, dass ein feiner Hauch von Romantik unserem materiellen Zeitalter sehr vonnöten ist. Nachdem nun jahrelang alle gefühlsmässigen Werte mehr und mehr entwertet wurden, fand ich es an der Zeit, eine urwüchsige Geschichte zu schreiben (…): Dem himmelstürmenden Idealismus eines Jeannot steht die ganze konservative Dorfelite gegenüber. Seine Ideale werden verwirklicht – aber seine Person wird durch diesen Kampf vernichtet.«[80] Diese Hinweise sind alles, was über den ersten Roman Kauers bekannt ist.

Kurz nacheinander hat er damals auch zweimal selber vorgelesen: am 22. Februar 1963 im »Kerzenkreis«[81] und am 30. März zusammen mit Reinhard Frosch und Beat Brechbühl wiederum im »Podium«.[82] Klar, dass er bei diesen Gelegenheiten wieder ein bisschen am Seemannsgarn seiner Biografie gesponnen hat: Er sei ein Kaufmann aus Jegenstorf, hat er damals einem Journalisten weisgemacht.[83] Und: »Manchen Beruf habe ich im Laufe der Jahre – meist vagabundierend auf den Landstrassen Europas – ausgeübt. Ich war Gärtner in Holland, Landwirt in der Provence, im schönsten Winkel der Cevennen, Sekretär in einem Kurort der ›Haute Volée‹, Pferdeknecht bei einem Loire-Kanalschiffer etc.«[84]

»Ich habe gekostet vom bitteren Kraut«: Die Lyrikerin Brigitte Meng. – Am 26. Januar 1963 trifft sich René Neuenschwander als Journalist mit einer jungen Frau aus Zürich. Sie heisst Brigitte Meng und wird am Abend im »Podium« eigene Gedichte lesen. Dem Journalisten erzählt sie aus ihrem Leben: Geboren 1932 in Frankfurt am Main, ihr Vater Heinrich Meng ist Professor für Psychotherapeutik und floh 1933 nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, aufgewachsen deshalb in Basel. Bildungsbürgerliches Elternhaus, in dem zum Beispiel die Schriftsteller Adrien Turel und Hans Zulliger verkehrten. Nach dem Gymnasium Studien am Institut für angewandte Psychologie, Titel der Abschlussarbeit: »Beitrag zur Psychologie des Vaterproblems im Leben und Werk von Franz Kafka«. Reisen nach Italien und Paris; längerer Aufenthalt in München, seit 1952 ansässig in Zürich, Brotarbeit in einer Bibliothek. Meng schreibt Lyrik, kleine Prosa und Dramen.[85] An diesem Abend liest sie unter anderem aus jenen Gedichten vor, die 1965 in ihrer ersten Buchpublikation unter dem Titel »Spürst du die Schatten?« erscheinen werden:

> »Spürst du die Schatten?
> Sie fallen steinern auf mich.
> Rühr mich nicht an!
> Von meinen beiden Herzen
> ist eines aus Glas.
>
> Ich habe gekostet
> vom bitteren Kraut.
> Den König trägt man
> mit Szepter und Krone
> tot vor mir her …«[86]

Brigitte Meng ist in ihrer Generation nicht nur die lyrisch begabteste, sondern vermutlich auch die gefährdetste Autorin. Sie lebt über Abgründen, kämpft gegen die Magersucht und – so die Schriftstellerin Barbara Traber – mit der »dunkle[n] Gestalt ihres eigenen Vaters«.[87] So tief wie dieser Schrecken reicht das Benennen nicht: »Namenloses geschieht: / ungenannter schleichender Mord.«[88] Alles, was festzumachen ist, ist unbeeinflussbar und Schuld: »Ich: sonnenverflucht / ster-

neverstossen, / nachtauserwählt.«[89] Die Sprache ist erst viel später gekommen und schafft nichts als ängstigende Bilder: »Lang war ich blind, / länger stocktaub, / lernte den ersten Schritt mit gut zwanzig. / Käuzchen gebären das kann ich, / Nachtraben und Fledermäuse die Fülle.«[90] Und weiterhin gilt: »Hüte dich vor der Erinnrung / ihr Stachel dringt durch die Haut.«[91] Der Preis dafür, das Vergangene mit Sprache zu zwingen, ist gross: »Früher war ich mit meinem Schatten eins. / Nun läuft er so sonderbar neben mir her.«[92] Wer so gefesselt ist, muss sich selber zerbrechen, um freizukommen: »Die Bäume voller Sehnsuchtsschnee. / Auf mir die schwere Hand.«[93] Versteinerte Gegenwart: »Mein Herz ist auf ewig entlaubt.«[94]; das Entronnensein bleibt Illusion: »Wir: die scheinbar Geretteten / verlieren uns tiefer.«[95] Und alles Wesentliche bleibt namenlos: »Was jetzt noch geschieht, / geschieht stumm.«[96]

Natürlich kann man Mengs frühe Gedichte ganz anders lesen. Neuenschwander sah in ihnen »das Leben von heute« gespiegelt, »die Verlassenheit und Unsicherheit der Menschen, ihre Nöte und Ängste«: »Brigitte Meng leidet unter der Blindheit des Menschen, der mehr und mehr die nährende Verwurzelung mit der Natur verlor, sie bangt um die Selbstzerstörung, um die Ausweglosigkeit in einem kommenden Chaos.«[97] Und ein anderer Rezensent schreibt, Meng beginne »mit Vorliebe dort, wo Verstand und Wille sich ihre Welt errichten, in Tageshelle und fester Fügung der Dinge, und entwickelt sich alsdann in Bereichen beweglicher Grenzen, in Räumen, wie wir sie im Traume erfahren (…). Der Traum umgekehrt nimmt bei ihr eine Wendung auf das gelebte Leben, die Tageswirklichkeit hin, wie dies seit der Romantik – der geschichtlichen des 19. Jahrhunderts – sonst nur selten mehr zu beobachten ist.«[98]

Neben diesem Abend im »Podium« hat Meng zwischen 1961 und 1966 vier Veranstaltungen im »Kerzenkreis« bestritten.[99] Der Organisator jener Veranstaltungen, Walter Zürcher, erinnert sich an eine »übergrosse, schlanke, knochige Frau«. Vor der ersten Lesung habe man sich in Zürich in einem Spunten getroffen und über Lyrik geredet. Meng sei eine Intellektuelle gewesen, zurückhaltend und kühl. An ein

persönliches Gespräch kann er sich nicht erinnern. Sie sei sehr zuverlässig gewesen und jeweils noch am Abend nach der Lesung wieder nach Zürich zurückgefahren.[100]

Am Rand der Öffentlichkeit hat Brigitte Meng seit damals als Schriftstellerin gearbeitet. Bis 1990 sind von ihr an die zehn Bücher erschienen, 1989 der autobiografische Roman »Das schwarze Zimmer«. Da nahm sie wegen ihrer psychischen Krisen schon seit längerem Neuroleptika. Mariella Mehr erinnert sich an eine Lesung von Erica Pedretti in Lugano, während der man die beschämte Zuhörerin Meng hinausführte, weil sie – eine Nebenwirkung der Psychopharmaka – für das sensible Publikum zu hörbar mit den Zähnen geknirscht habe. Über ihre persönlichen Treffen sagt Mehr: »Sie hat jeweils ein mokantes Lächeln aufgesetzt, wenn sie gesehen hat, wie ich mich ums Leben bemüht habe.« In ihren letzten Jahren war Meng in der Psychiatrischen Klinik Rheinau interniert. Zuletzt habe man sie zwangsernährt.[101] Am 29. November 1998 ist sie gestorben.

Ein Jungverleger haut drei Jungautoren in die Pfanne. – Nach der Veranstaltung vom 9. Februar 1963 hat der »Bund« über die »Literarische Stunde am Kaminfeuer« unter dem Titel »Verfrühtes Auftreten« einen ungewöhnlich scharfen Verriss veröffentlicht: »Im Lyceum-Klub stellte Sergius Golowin drei junge Skribenten vor. Wie wir es von ihm gewohnt sind, entledigte er sich dieser Arbeit mit Charme, naivlächelnd, ob seinen grossen Worten wohl selbst staunend, die je nach Gelegenheit für den von der Gefahr des Atomkrieges gezeichneten Dichter zeugen oder für ›empfindsame Idyllen-Romantik‹ schwärmen. Wo sich Golowin nicht selber mit neuen Arbeiten vorstellen kann, sucht und findet er auch stets aufs neue ›junge Autoren‹. Rührend nimmt er sich deren ›Werke‹ an, seien sie noch so klein, noch so bescheiden. Dass damit den ›jungen Autoren‹ (…) mehr geschadet als genützt wird, erkennen die Verantwortlichen nicht. Die Namen der drei jungen Männer tun nichts zur Sache. Wenn diese es mit ihrer Dichtung ernst meinen, so lassen sie ihre Arbeiten erst einmal eine Zeit lang gären, was

nicht ausschliesst, dass sie einander ihre Werke ›vorlesen‹ – an die Öffentlichkeit sollen sie aber noch nicht damit!« Gezeichnet ist die Meldung mit dem Kürzel »pik.«.[102]

Bei den »drei jungen Männern« handelte es sich um Peter Klein, Alfred Bangerter und Beat Brechbühl. Auf der Einladung angekündigt waren sie als »drei Berner Autoren, die zu den jüngsten Referenten der ›Tagung für junge Schriftsteller‹ in Boldern gehörten!«[103], und in der Einleitung schlug sie Golowin der Einfachheit halber alle drei der »Arena FIERTAS« zu. Ironisch merkte das »Berner Tagblatt« an: »Neu an dieser Gruppe ist, dass sich die Mitglieder nicht mehr gegenseitig als geniale Dichter bezeichnen, sondern schlicht als Autoren, ein sehr erfreulicher Fortschritt.« Klein las »mit gewolltem, leider jedoch unbeholfenem Zynismus« eine Geschichte über »Geburt und Tod und die dazwischen liegende Nebensächlichkeit«; Bangerter »eine programmatische Satire gegen Hilty«; Brechbühl eine »Novelle von beachtlicher Länge«.[104]

Gegenüber dem freundschaftlich ironischen Ton des »Berner Tagblatts« fällt die humorlose Schärfe des »Bund«-Verrisses doppelt auf: Wer war dieser »pik.«? Am 16. Februar 1963 schrieb Zeno Zürcher dem literarischen Redaktor des »Bunds«, Arnold H. Schwengeler, eine »persönliche Stellungnahme«. Zur Verteidigung des »Tägel-Leistlers« Sergius Golowin wies er die Anmassung des Rezensenten zurück, »einen immerhin um die bernische Literatur nicht unverdienten Schriftsteller als Trottel hinzustellen«, und protestierte gegen dessen »hochmütige« Weigerung, »sich mit drei jungen Autoren (…) auseinanderzusetzen«. Dann ging er zum Gegenangriff über. Er erinnerte Schwengeler daran, dass sich »pik.«, damals noch Buchhändlerlehrling, vor weniger als drei Jahren im »Berner Tagblatt« »natürlich mit Photo als Verleger und Herausgeber« habe abfeiern lassen: Grossspurig habe »pik.« damals seine Mansarde an der Schwarztorstrasse als »Pro Lypros Verlag« ausgegeben, »einen Literaturpreis für junge Autoren« angekündigt, ohne Geld zu haben, und von einer »neuen Zeitschrift« geredet, von der eine einzige Ausgabe in der Auflage von 100 Exempla-

ren erschienen sei. Der Artikel habe damals mit den Worten geendet: »›Mit dem verbreiteten Dilettantentum in konventioneller und moderner Form aufzuräumen, ist unser Ziel‹, summiert der tatkräftige junge Verleger, der nicht allein Buchhändler sein möchte, sondern die Welt der Dichtung selber tätig gestalten helfen will.«[105] In der Tat habe »pik.« dann damit begonnen, die Dichtung tätig zu gestalten, zum Beispiel mit folgenden Versen, die er unter dem Pseudonym Klaus Pirmann habe erscheinen lassen: »Man sitzt sich gegenüber, / spricht, / lacht, / säuft // und dann brummt einer, / Cummings / sei ein Dichter. // (Cummings *ist* ein Dichter.)«[106]

Zürcher schliesst seine Zuschrift mit den Worten: »Ich schlage Kritikern wie Egon Ammann frei nach pik. vor, ›dass sie einander ihre Kritiken vorlesen –, an die Öffentlichkeit sollen sie aber noch nicht damit!‹«[107] Der »Bund« hat Zürchers »Stellungnahme« nicht gedruckt, und Ammann wird weder Dichter noch Literaturkritiker. Aber 1967 wird er den »kandelaber-Verlag« gründen.

Wie Mueller dem schweizerischen Literaturbetrieb den Krieg erklärt. – Es gab Tage, an denen in der subkulturellen Literaturszene Berns Hochbetrieb herrschte. Am 9. Februar 1963 zum Beispiel fand nicht nur die denkwürdige »Kaminfeuer«-Lesung statt, die zur Kontroverse mit dem »Bund«-Kritiker »pik.« führte, für diesen Tag war ein weiterer Auftritt René E. Muellers im »Podium« angekündigt, und zwar mit einer Einladung, die »pünktlichen Beginn« versprach und dass der Vortrag »NICHT über zwei Stunden dauern« werde. Das Typoskript dieses Vortrags ist verschollen, das Thema des Abends jedoch ist bekannt: »Literarische Kriegserklärung (Der Vulkan gebiert einen Saurier). Der Schweizer Autor muss zur Selbsthilfe greifen«.[108] An diesem Abend hat Mueller eine veritable schriftstellerische Selbsthilfeorganisation proklamiert. Der Rezensent des »Berner Tagblatts« berichtet: »Mueller verlangt Anerkennung, Ruhm und finanziellen Erfolg für die junge Schweizer Literatur. Die Unbekannten und Unterdrückten möchten sich unverzüglich an die Zentralstelle der ›Gruppe 63‹ in Malix

(Müller) wenden.« Seinen Vortrag habe er mit »sentimentale[n] Briefstellen«, Theaterszenen und »gute[r] Lyrik, die allerdings zum grössten Teil nicht von Müller stammte«, angereichert: »Das Publikum amüsierte sich sehr, bezahlte aber mit viel Geduld.«[109]

Es gibt ein nicht unterzeichnetes Typoskript, das im Ton einer Agenturmeldung auf diese Veranstaltung Bezug nimmt: »Das ›böse Kind der Schweizer-Literatur‹, René E. Mueller, hat am Wochenende in Bern die ›Gruppe 63‹ ausgerufen. Im Rahmen einer ziemlich turbulenten Kundgebung, oft durch Zwischenrufe unterbrochen, im randvollen ›Podium‹ erklärte Mueller den Schweizer-Literaturbetrieb für korrupt, Preisvergebungen würden von einigen Bonzen bestimmt und das Schaffen der jungen Schriftsteller würde systematisch unterdrückt. Besonders wandte sich der Berner-Autor gegen die veralteten Vorstellungen und traditionellen Machenschaften des [Schweizerischen, fl.] Schriftsteller-Vereins (…). In der Schweiz, führte René E. Mueller aus, würden die deutschen Autoren der ›Gruppe 47‹ laufend gemanagt, dieweil für die einheimischen Schriftsteller kaum etwas getan werde. ›Wir greifen zur Selbsthilfe‹, rief er und verkündete das Bestehen einer eigenen Monatsschrift und eine literarische Revolution. Die erste Tagung der ›Gruppe 63‹ soll im Mai in Burgdorf stattfinden, der im Herbst ein ›Jahrmarkt des Geistes‹ folgen soll.«[110] Verfasser dieser Meldung war höchstwahrscheinlich Mueller selber, ob sie an die Presse gelangt ist, ist nicht bekannt.

Am 15. Februar 1963 tippt Mueller in Malix eine erste »Literarische Dokumentation« der »Gruppe 63«, in der er die öffentliche Kritik an seinem Auftritt im »Podium« genüsslich resümiert und den »Pegelstand« seiner Gruppe bekannt gibt: »1. Sergius Golowin; 2. Urban Gwerder; 3. Alfred Bangerter.« Am 26. Februar bittet er Zeno Zürcher auf einem Briefpapier mit vorgedrucktem Briefkopf »Literarische Dokumentation« um »Hinweise, Belege, Anregungen, Neuerscheinungen« und Beiträge aus seiner Feder für die geplante Zeitschrift: »Wir schrecken vor nichts zurück – wenn es gut ist!«[111] Am 8. März meldet der Zürcher »Tages-Anzeiger«: »Zur Standortbestimmung und allfälligen

Förderung junger Schweizer Schriftsteller ist von einigen Autoren eine Zentralstelle geschaffen worden mit der Aufgabe, ein einschlägiges, umfassendes Archiv anzulegen: die ›Literarische Dokumentation‹ in Malix (GR). Diese wird ab Mitte März eine eigene Monatsschrift, ›Compendium‹, herausgeben, die vorwiegend jungen Schweizer Autoren offenstehen soll. Die Dokumentation vermittelt auch literarische Arbeiten an Presse, Radio und Verlage. Mit der Leitung der neuen Institution ist der Berner Schriftsteller René E. Mueller betraut worden.«[112]

Weitere Spuren der »Gruppe 63« fehlen, die »Literarische Dokumentation« ist nie aktiv geworden, die Monatszeitschrift »Compendium« nie erschienen, die Tagung in Burgdorf und der »Jahrmarkt des Geistes« haben nie stattgefunden. Aber in Bern hat Muellers Vortrag immerhin etwas bewirkt: In den nächsten Tagen verfassen drei junge Autoren – Walter Kauer, Jean-Marc Fahrni und Arsène Waldvogel – einen »Offenen Brief« mit einem Angriff gegen den Referenten, der als »geistiger ›Führer‹« der »Gruppe 63« bezeichnet wird: »Betrachtet sich René E. Mueller vielleicht selber als neuen Literaturpapst – oder war am Ende doch das ganze mystische Getue um die ›Gruppe 63‹ ein blosses Ventil für Muellers übertriebene Geltungssucht?«[113] Die drei Kritiker, die, wie sie schreiben, »das Gefühl haben, dass es auch heute noch Kunst im wahren Sinne gibt« und »dass man zwischen Kunst und Nichtkunst besser unterscheiden sollte«, künden ihrerseits an, eine Zeitschrift gründen zu wollen, in der jedem die Möglichkeit gegeben werden solle, »zu sagen, was er zu sagen hat. Über Theater, Malerei, Literatur etc. soll einmal ganz frei und aufrichtig gesprochen werden können. (Wir garantieren, dass wir jede Richtung und Meinung ungekürzt und ohne Kommentar abdrucken werden).« [114] Auch von dieser Zeitschrift, die den hochgestochenen Titel »Post tenebras lux« tragen sollte, ist nie ein Exemplar erschienen.[115]

Nichts als ein unbedeutender Jungmännerhahnenkampf also, ausgelöst von einer offensichtlichen Hochstapelei Muellers? Man kann es so sehen. Aber auch so: Paul Niederhauser erinnert sich, dass Mueller an der Bolderntagung vor allem mit Hans Zbinden, dem damaligen

Präsidenten des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins, gestritten habe. Die Lancierung einer literarischen Selbsthilfegruppe kann deshalb als Versuch gesehen werden, die literarische und weltanschauliche Kontroverse, die Manfred Gsteiger, Peter Lehner und Sergius Golowin in den letzten Jahren im Berner Schriftsteller-Verein zu führen versucht haben, auf der nationalen Ebene anzustossen. Muellers Vorgehen war so dilettantisch, dass man den Vorstoss nicht ernst zu nehmen brauchte. Trotzdem bleibt wahr, dass Mueller das Unbehagen der jungen »rebellierenden Schriftstellergeneration« (Hans Mühlethaler) mit der Politik des SSV öffentlich gemacht und zur Selbsthilfe aufgerufen hat sieben Jahre bevor gerade auch Autoren aus der Region Bern zur Spaltung des SSV und zur Gründung der »Gruppe Olten« Entscheidendes beitragen werden.[116] Doch davon später.

Rechtsbelehrung für Anfänger: Der »Tägel-Leist« übernimmt das »Podium«. – Seit Anfang 1963 habe sich das »Podium« in einem »langsamen Übergang« befunden, wie sich Paul Niederhauser erinnert: »Ich habe mich zurückzuziehen begonnen.« Damals sei Jost Krippendorf, Assistent des Direktors der Migros-Klubschule in Bern, ab und zu an seine Veranstaltungen gekommen und habe ihn bald einmal engagiert für Rezitationen und Redeschulungen. Als Krippendorf dann überraschend zum jüngsten Professor der Schweiz an die Universität Bern ernannt worden sei, habe er dessen Posten übernehmen können: »Das war ein sehr schneller Entscheid und ich hatte danach für das ›Podium‹ nicht mehr viel Zeit.«[117] Dank seiner Beziehungen in der Kulturszene wurde Niederhauser zum Verantwortlichen für die Verteilung des so genannten Migros-Kulturprozents in der Region Bern. Als »Mann, der Millionen verschenkt« wird er 1995, kurz vor seiner Pensionierung, jährlich rund siebeneinhalb Millionen Franken verwalten.[118]

Blättert man das Gästebuch des »Podiums« durch, wird deutlich, dass die Veranstaltungstätigkeit des Ehepaars Niederhauser 1963 immer mehr abnahm. Der letzte von ihm veranstaltete Abend war am

23. Juni 1963 dem Andenken der chilenischen Literatur-Nobelpreisträgerin Gabriela Mistral gewidmet.[119] »Die Ablösung ist über längere Zeit gegangen. In dieser Zeit ist der Keller zweispurig gelaufen«, sagt Niederhauser.[120] In dem Mass, in dem er sich zurückgezogen habe, sei der »Tägel-Leist« in die Lücke getreten.

Bereits um »Mittsommer 1961« hatte der Obmann Zeno Zürcher anlässlich einer Perspektivediskussion »Ausstrahlung« und »Wirken nach Aussen« als eines der »Tätigkeitsfelder« des »Tägel-Leists« festgelegt. Aber für junge Leute, die erst noch nichtkonforme Ideen hatten, gab es keine Kulturräume, in denen ein Kontakt zur Öffentlichkeit möglich gewesen wäre. Erst seit Ende Januar 1962 konnte der Leist – allerdings nicht unter eigenem Namen – im »Podium« ab und zu eine Veranstaltung durchführen. Aber als man am 18. März 1962 zu einer ersten, mit Inseraten öffentlich angezeigten Veranstaltung einlud, musste man das Säli im »Wilden Mann« mieten. Deshalb war es für den »Tägel-Leist« ein Glücksfall, dass er in der ersten Hälfte des Jahres 1963, vorerst als Untermieter des Ehepaars Niederhauser, den Keller an der Junkerngasse 37 immer häufiger benützen konnte.

Die Stadt Bern hat den neuen Veranstalter sofort zur Kenntnis genommen. Als der »Tägel-Leist« am 28. Februar 1963 ein Referat Golowins unter dem Titel »Bilder aus archaischen Volkskulturen der Alpen« durchführte und für den Anlass im »Stadt-Anzeiger« inserierte, wurde der »Chef der Sektion Billettsteuer« der Steuerverwaltung der Stadt Bern aktiv. Mit Brief vom 1. März verfasste er eine Rechtsbelehrung: »Gemäss Inserat im Stadtanzeiger wurde von den Besuchern für die rubr. Veranstaltung kein Eintrittsgeld, dagegen ein freiwilliger Unkostenbeitrag erhoben. § 3 Absatz 2 der ›Verordnung über die Erhebung einer kantonalen Billettsteuer‹ (…) lautet wie folgt: ›Werden keine Eintrittskarten ausgegeben, sondern wird das Entgelt für die Veranstaltung durch Sammlung bei den Besuchern (…) erhoben, so bezahlt der Unternehmer der Veranstaltung an Stelle der Besucher einen Pauschalbetrag als Steuer.‹«[121] Treuherzig wies Zeno Zürcher im Antwortschreiben auf das Defizit der Veranstalter hin: »Zur Unkostendeckung führ-

ten wir eine Kollekte durch, die den Betrag von Fr. 28.- ergab. (…) Die Unkosten dieses Abends (Inserat, persönliche Einladungen, Beitrag an Licht und Heizung, Telephone) betrugen ca. Fr. 40.-. Das Manko wurde von mir und einigen Freunden übernommen. Es wohnten ca. 20 Personen der Veranstaltung bei.«[122] Der Chef der Sektion Billettsteuer reagierte prompt: »Gestützt auf Ihre Angaben haben wir die Billettsteuer wie folgt festgesetzt: (…) Kollekte Fr. 28.-, Besucher ca. 20, Durchschnittsentgeld pro Person = Fr. 1.40. Gemäss beiligender Liste beträgt die Billettsteuer bei einem Entgelt von Fr. 1.40 = 25 Rp., d.h. für 20 Personen somit = Fr. 5.–.« Im Übrigen wurde Zürcher belehrt: »Defizite haben grundsätzlich keinen Einfluss auf die Steuerpflicht einer Veranstaltung.« Und: »Ferner machen wir darauf aufmerksam, dass derartige Veranstaltungen mit Kollekten zur Deckung der Unkosten künftighin rechtzeitig bei der unterzeichneten Amtsstelle anzumelden sind.«[123]

In den gleichen Tagen einigt sich das Ehepaar Niederhauser mit dem »Tägel-Leist«, dass der Unkostenbeitrag an Licht und Heizung pro Veranstaltung 15 Franken betragen solle. Leicht auszurechnen ist bei diesen Zahlen, dass es sich die Leist-Mitglieder in den kommenden Jahren etwas kosten lassen wollen, an der Junkerngasse 37 Veranstaltungen durchzuführen.

Wie Mueller in Malix dichtet und lebt. – Am Tag, nachdem René E. Mueller Mitte Oktober 1962 als neuer Hausbursche im Kinderheim des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks in Malix eingetroffen ist, berichtet er in einem Brief an Peter Lehner über seinen Aufenthalt im Camp des Service Civile Internationale in Ftan und schliesst mit der Bemerkung: »Mir wurde freundlicherweise ein Job in Deiner Familie zugewiesen. Ich habe mir das gleich gedacht, als ich den Namen des hiesigen Heimleiters erfuhr.«[124] Dieser Leiter heisst Arnold Lehner und ist Peter Lehners Onkel.

Arnold Lehner hat in Thun 29 Jahre lang als Lehrer gearbeitet – zeitweise als Kollege des »Kerzenkreis«-Gründers Fritz Jean Begert –

und hat in dieser Zeit mit den »Roten Falken« die örtliche Organisation der sozialistischen Jugend aufgebaut und geleitet. 1949 übernahm er das Kinderheim in Malix und zog mit seiner Familie deshalb in den Kanton Graubünden. In der ersten Zeit betreute er Flüchtlinge aus dem Ostpreussischen; später Kinder aus Manchester und Liverpool und solche, die von der deutschen Arbeiterwohlfahrt zugewiesen wurden, noch später dann zum Beispiel so genannt »schwierige Kinder« aus der ganzen Schweiz, die wegen Verhaltensauffälligkeiten in Ferienkolonien nicht tragbar gewesen wären.[125]

Im Brief an Peter Lehner kommt Mueller ins Schwärmen, allerdings weder über das Kinderheim noch über die freundschaftliche Aufnahme durch seinen Gastgeber: »Deine Kusine – Peter – ich bin hingerissen –, aber das sage ich ihr natürlich nicht (…). Ich möchte keine Komplikationen.« Diese Cousine lebt heute als Kindergärtnerin in Urdorf bei Zürich und heisst Therese Utzinger-Lehner. Sie arbeitete damals bereits im Unterland, besuchte aber häufig ihr Elternhaus. Sie erinnert sich: »Die Aufgabe des Hausburschen wäre es zum Beispiel gewesen, die WCs zu putzen. Schnell einmal haben aber die Frauen gefunden, dem René E. Mueller könne man das nicht zumuten. Irmi Müller, die Köchin, und meine Mutter haben deshalb begonnen, die WCs selber zu putzen. Den René müsse man schreiben lassen, der sei derart begabt. Wenn ich in Zürich war, konnte er aus seinem kleineren Zimmer in meines, das grösser war, hinaufzügeln und hatte dort oben Morgensonne. Zu seiner Aufgabe hat auch gehört, Essen aus dem Dorf heraufzuholen, das Kinderheim lag oben auf dem ersten Maiensäss. Das bedingte einen Fussmarsch von etwa zwanzig Minuten hinunter ins Dorf – und einer knappen halben Stunde hinauf, je nachdem, wie voll man die Krätze hatte. Und er hat zum Beispiel mitgeholfen, im Garten eine Mauer zu erneuern. Ein bisschen hat er also schon mitgearbeitet –, aber schnell einmal war er der bedeutende Dichter, der bisher einfach nie Zeit gehabt hatte, den grossen Wurf zu schreiben.« Dass er sich seinen Status erschwindelt habe, könne man allerdings nicht sagen: »Geblufft hat er nie. Er hatte eine Ausstrahlung. Und er konnte erzählen.

Wir hatten in Malix Telefonrundspruch, das waren fünf Radiosender, und dazu gab es einen Winter lang René E. Mueller. Der war der interessanteste.«

Für seine Verhältnisse hat Mueller in Malix schriftstellerisch intensiv gearbeitet. Er bereitete seinen Auftritt an der Boldern-Tagung vor und die Referate, die er am 9. Dezember 1962 und am 9. Februar 1963 im »Podium« in Bern hielt. Und er schrieb ein Theaterstück, aus dem er im zweiten »Podiums«-Referat vorlas: Die pornografischen Szenen, ärgerte sich das »Berner Tagblatt« bei dieser Gelegenheit, hätten »sehr peinlich« gewirkt, »weil Kleinbürger, auch wenn sie sich noch so sehr anstrengen, wohl pervers, nie aber wirklich unmoralisch sein können«.[126]

Worum geht es? Das Stück existiert in zwei 61-seitigen Typoskriptfassungen und heisst »Caroline 13. Protokoll einer tragischen Komödie.« Die eine Fassung ist »Sergius Golowin gewidmet« und ist datiert mit »Malix, den 4. Jan. 1963«, die andere trägt den Hinweis: »Malix, Kinderheim, Weihnacht 62/Neujahr 63«. »Caroline 13« – der Name verweist auf die Adresse einer Art Wohngemeinschaft – ist in einen kurzen Prolog und drei Bilder gegliedert. Das erste Bild spielt »kurz vor dem 3. Weltkrieg«, das zweite »unmittelbar vor dem 3. Weltkrieg« und das dritte »sieben Tage nach dem Ende«. Ort der Handlung ist die »Hauptstadt von Zumbanien«. Als Bühnenbild vorgesehen ist ein »Zimmer, einigermassen modern, aber genial verwahrlost. Zwei, drei sehr bequeme Sessel, vielleicht Gestelle mit Büchern, herumliegende Schallplatten, Telephon, diverse Flaschen unordentlich verteilt, ein niederes Bett, Radio, Plattenspieler.« Mitwirkende sind die drei »jungen Schönen« Pia, Tony und Trix – letztere beide verbindet eine Liebesbeziehung –, sowie die beiden »jungen Säufer« Pery und Ep, ein junger Schriftsteller. Dazu kommt im zweiten Bild – neben der Haushexe, einer sprechenden Katze und einem sprechenden Teddybären – Wunnibald Trotti von der »Staatspolizei«, Abteilung Spionageabwehr, und im dritten Bild ein »Marsmensch: Vollendet elegant gekleidet – tip-top geschalt. Taucherbrille, Sauerstoffflasche und zwei Falter-ähnliche Fühler.«

Wenn das Licht erlischt, ertönen Trompetensignale und eine Lautsprecherstimme: »Wenn die Trompete schmettert, stehst du im Rampenlicht. – Beifall! – Verlachter Mensch! – Am Schrei deiner Ekstase säugt sich die Spannung – Wohlgenährt, spottend deiner Verachtung. (…) Du ziellos Leidender!« Danach wird es hell, und man befindet sich im Zimmer einer Gruppe von »Infernalisten« und »Infernalistinnen«, die so hedonistisch wie nihilistisch in den Tag hineinlebt und sich vor allem von Whisky und Pillen ernährt. Heilig ist nichts und Zukunft gibt es keine.

Im ersten Bild fordert Pia von Pery als Liebesbeweis, dass er ihr eine tödliche Spritze verabreiche, weil sie an diesem Tag sterben möchte. Als Pery das nicht schafft, tötet sie sich selber, indem sie zum Fenster hinausspringt. Zu Beginn des zweiten Bilds dementiert der zumbanische Landessender via Radio, dass ein »Staatsgeheimnis« abhanden gekommen sei. Selbiges wird von Tony mit der lakonischen Bemerkung »Das hat viel Liebe gekostet!«[127] alsogleich hereingetragen. Es handelt sich um eines der Plakate, von denen »eine Million Exemplare, fein säuberlich gestapelt (…) im Parlamentskeller« liegen und folgenden Aufdruck tragen: »Die Armee hat sich ins Reduit zurückgezogen. Die Bevölkerung wird angehalten, sich den Anweisungen der Besatzungsmacht zu fügen!«[128] Nun erscheint Kommissär Trotti – früher Rauschgiftdezernat, jetzt Spionageabwehr – auf der Suche nach dem Plakat. Er ist süchtig, und für sein Gift macht er alles. Folgerichtig wird er gezwungen, alles zu machen: Er tanzt wie ein Bär, wiehert wie ein Pferd und macht Striptease. Schliesslich erhält er die Droge, die er braucht, allerdings in einer Überdosis. Trotti stirbt. Zu Beginn des dritten Bilds schildert der Sprecher auf Tonband die weltpolitische Entwicklung, die zum Atombombenabwurf auf Zumbanien geführt hat. Nach einem »wahnsinnigen Tohuwabohu von Blitzen, unmenschlichen Schreien, Explosionen, Krach, Gebrüll etc.« öffnet sich der Vorhang zum dritten Bild. Die Schauspieler und Schauspielerinnen sind umgeschminkt, »so dass sie nichts Menschliches mehr an sich haben, gelb, grün, bläulich etc.«[129] – atomar verseucht eben. Ep und Trix werden

von Tony beim aus gesundheitlichen Gründen mühsam gewordenen Liebesspiel überrascht, Tony erschiesst aus Eifersucht ihre Geliebte, der auftauchende Pery bietet Ep an, ihn zu erwürgen, was dieser dankend annimmt. Schliesslich erhalten die zurückbleibenden Pery und Tony Besuch vom Marsmenschen, der die »Direktive« hat, auch noch die letzten Überlebenden des Atomschlags zu töten. Mit seiner laserartigen Waffe bestreicht er zuerst die Publikumsreihen, dann tötet er Pery und Tony. Danach sagt er: »Das war das Ende! – das Ende einer Menschheit, die nicht begriffen hat –, einer Menschheit, die wider besseres Wissen degenerierte.« Doch der Auftrag des Marsmenschen besteht schliesslich nicht nur darin, alle zu töten, sondern ihnen danach »noch eine Chance [zu] geben«.[130] So bestreicht er Publikum und das Bühnenpersonal ein zweites Mal mit seiner Waffe, und schwupps, ist die infernalistische Szene wieder munter und feiert die Auferstehung als »Caroline 14«, während eine Lautsprecherstimme bereits wieder warnt: »Bitte Schutzraum aufsuchen – Aktentasche über den Kopf halten …«[131]

Muellers Theaterstück hat zwei herausragende Eigenschaften: Erstens unternimmt es alles, um das Publikum durch Tabubrüche zu erschrecken und durch rhetorische Attacken der Spielenden zu beschimpfen. Als Tabubrüche gegolten haben dürften damals die Darstellung von Geschlechtsverkehr auf offener Bühne, das Motiv der beiden Lesben, die Hinweise auf männliche Selbstbefriedigung mit einem Staubsauger, auf Kannibalismus, Sodomie und Sex mit Leichen, dann diverse Gotteslästerungen, die motivlose Tötung eines Kollegen, der sadistische Mord an einem Staatsschützer, die Verspottung der Reduit-Idee, die Darstellung von Leben nach der Atombombenexplosion und die symbolische Exekution des Publikums. Zweitens führt Mueller eine Metaebene ein, die seine Person selber zum Bestandteil des Stücks macht. Die fünf ProtagonistInnen sind sich jederzeit bewusst, dass sie Geschöpfe René E. Muellers sind, der sich »aus lauter Eitelkeit durch seine eigenen Stücke schleifen« lasse.[132] Sie reden häufig über ihn und sein Stück, in dem sie agieren, seinen Auftritt in Boldern, sein Verhält-

nis zu Dürrenmatt, seine Feigheit etc. Tony kommentiert zum Beispiel den Einfall mit dem Reduit-Plakat als Ausgeburt »der schmutzigen, verdorbenen Phantasie des René E. Mueller«.[133]

Die Kritik des »Berner Tagblatts«, dass das Stück »wohl pervers, nie aber wirklich unmoralisch« sei, hat etwas für sich. Hinter all den forciert aneinander gereihten Tabubrüchen ist der moralisch vollständig Frustrierte erkennbar, den die bigotte Gesellschaft, als deren Opfer er sich fühlt, zum Lästerer gemacht hat. Als Pery dem Marsmenschen Whisky anbietet, antwortet dieser: »Danke nein. – Wir leben! – Wir brauchen keine Laster!«[134] Das könnte ungefähr heissen: Wer richtig lebt, braucht weder Gift noch all das, was zuvor jeweils als Tabubruch zelebriert worden ist. Und umgekehrt: Perversionen und Obszönitäten sind nicht nur Abbild der herrschenden Wirklichkeit, sondern Ausdruck und Folge des falschen Lebens, wie es die Leute hier und heute führen. – Ob Mueller das Stück je einem Theater angeboten hat, ist nicht bekannt. Aufgeführt worden ist es nie.

In Malix bleibt Mueller vorderhand Hahn im Korb. Therese Utzinger-Lehner: »Wenn ihm der Vater 200 Franken gegeben hat, um Winterschuhe zu kaufen und eine rechte Windjacke, dann ist er zwar mit Jacke und Schuhen zurückgekommen, aber die hat er auf Rechnung genommen und dafür in Chur unten eine Beige Brecht-Bücher gekauft.« Mueller habe damals viel gelesen, neben Brecht »Die Blechtrommel« von Grass, Werke von Henry Miller und von Moravia. Der abstinenten Familie Lehner natürlich aufgefallen sei, dass er oft nach Alkohol gerochen habe. Die Köchin habe jeweils gesagt: »Gäll René, mir hei's wider e chly uf em Mage«, bevor die beiden dem Kirsch zugesprochen hätten. Seine Einkauftouren im Dorf unten habe er gewöhnlich mit einem Restaurantbesuch verbunden. Daneben habe er regelmässig das Amphetamin »Preludin« geschluckt – bezogen habe er die Tabletten von der Köchin, die sie gegen ihre Fettleibigkeit gekauft habe.[135]

Natürlich hat Mueller in jenem Winter seine Gefühle für die Cousine von Peter Lehner nicht lange verheimlicht, schnell einmal gab er

der stachligen Schönheit den Übernamen »Silberdistel«. Man habe sich füreinander interessiert – vor allem wegen der gemeinsamen Interessen an der Literatur, sagt Therese Utzinger-Lehner im Rückblick. Es sei eine »seltsame, schwärmerische« Beziehung gewesen, ohne dass es je »zum Geschlechtsakt« gekommen wäre. Ihre vielen Briefe, die sie von Mueller in der folgenden Zeit erhalten hat, habe sie vor ihrer Hochzeit weggeworfen: »Später hat Peter Lehner jeweils gespottet, dass ich mit den Briefen wahrscheinlich das einzig Literarische von René vernichtet hätte. Die Briefe waren eine Mischung aus viel Rilke, etwas Hesse und einer Prise Henry Miller, durchaus mit literarischem Anspruch.«

Im Frühling 1963 sind die guten Leute in Malix der Meinung, Mueller komme einfach zu wenig zum Schreiben, wenn er immer das Essen aus dem Dorf heraufholen müsse. Deshalb vermittelt man ihm in Thun bei Verwandten der Familie Lehner ein Zimmer, in dem er gratis leben kann. So könne er sich endlich in Ruhe hinsetzen und »den grossen Wurf« schreiben. Am 7. Juni 1963 ist Mueller in Thun und schreibt in einem launigen Brief folgende kleinen Dialog: »A: Komm, lass uns dichten! B: Also los! A: Mein Stern ist fern. Mein Herz voll Schmerz! B: Zapfen ins Arschloch! A: Das reimt sich doch nicht! B: Nein, aber es dichtet.«[136]

Maskerade des »Tägel-Leists«: Die Dichter und ihre Figuren. – Zur Tag-und-Nacht-Gleiche des Frühlings 1963 lädt der Obmann des »Tägel-Leists«, Zeno Zürcher, zu einer »Maskerade« in den Keller des »Podiums«. Auf die schriftliche Einladung setzt er folgendes Zitat: »Ihnen, die aus eigener Anschauung oder aus Geheimberichten wissen, was in den Laboratorien vorbereitet, was in den streng bewachten Rüstungsfabriken bereits hergestellt wird, erscheint der Alltag in seiner wiederhergestellten Normalität und Prosperität manchmal wie ein grosser Maskenball, dessen Teilnehmer zwar so tun, als ob alles im Grunde doch recht heiter und erfreulich wäre, aber doch den Gedanken an einen Aschermittwoch nie ganz verscheuchen können.« Das Zitat stammt vom Futurologen Robert Jungk, und dass der »Tägel-Leist« sei-

nen privaten Wiederbelebungsversuch der Berner Fasnacht unter dieses Motto stellt, ist beste Leist-Tradition: Es geht, auch hier, um die Reaktivierung untergegangenen Volkskulturguts zur Spiegelung der aktuellen »Normalität und Prosperität«. In der Einladung werden die Leist-Mitglieder aufgefordert, als Verkleidung eine Gestalt auszuwählen, »die in Werken von Tägel-Dichtern« figuriere. Die Maskerade soll während der ganzen Nacht dauern und am Morgen enden »mit dem Holen des Osterwassers am Glasbrunnen [im Bremgartenwald, fl.] vor Sonnenaufgang (6 Uhr 23)«.[137]

Während die »Tägel-Herren« mit ihren »Huldinnen« zwischen Traum und Rausch ab elf Uhr abends die lange Nacht vom 23. auf den 24. März also als keltische Feen, als Tristan Bärmann oder als Teddybär begehen, ist es Zeit, die neuen Werke der Tägel-Dichter zur Kenntnis zu nehmen. In der Reihe der »Berner Versuche« sind nach Golowins »Jan Moro« und Gertschs »Erlebnisse[n] mit Elementarischen« Arbeiten von Zeno Zürcher, Ueli Baumgartner und Peter Klein erschienen, im »Sinwel«-Verlag solche von Niklaus von Steiger und Alfred Bangerter.

Zeno Zürchers »Heimaterzählung« heisst »Die Schrattenleute«. Darin verarbeitet er eine wichtige Erfahrung seiner Junglehrer-Zeit in Habkern: den unüberbrückbaren Bruch zwischen Hochkultur und Volkskultur. »Im ›Schermen‹ traf man sich, leerte und füllte den Kropf, sprach über dies und jenes, kaum von Chruschtschow und Eisenhower (man war etwas gehemmt wegen der Aussprache), ein weniges von Schulmeister und Pfaffe (man sprach sich ungehemmt aus), viel von Kühen und Kälbern (man entdeckte in sich die poetische Ader).« In dieser Welt lässt Zürcher den Junglehrer Beat auftreten, der mit dem Motorroller ins Unterland fährt, um sich eine Schallplatte mit Mozarts Singspiel »Bastien und Bastienne« zu erstehen. Zur Feier des Geburtstags des Komponisten, für den sich Beat begeistert, will er das »Kulturbewusstsein« seiner Schulkinder heben, das ungefähr vom »Kuhfutter« bis zum »Kuhmist« reiche. Natürlich scheitert der Versuch, so genannte Hochkultur zu vermitteln, die Kinder können mit Mozart nichts anfan-

gen. In der Folge begegnet Beat Fragmenten einer untergehenden Volkskultur: Er wird Zeuge eines archaischen Hochzeitsbrauchs und danach in der Beiz aufgeklärt über die alten Bräuche der Totenbestattung. Auf dem nächtlichen Nachhauseweg erlebt er schliesslich einen magischen Augenblick: Er sieht den aufgehenden Mond als »halbe Scheibe« für einen Augenblick auf dem dunklen Grat der Roten Fluh sitzen bleiben: »›Das kann nicht sein‹, durchzuckte es Beat: ›Es wäre das Ende unserer Uhrenindustrie.‹«[138]

Ebenfalls 1962 hat der Bankbeamte Niklaus von Steiger, der sich damals als »Dilettant, Berufsträumer« und »Amateurverleger« bezeichnet, Erlebnisse seines Ausbildungsaufenthalts in England zur Erzählung »Die Mähre« verarbeitet. Ein Ich-Erzähler, der an Liebeskummer leidet, wird von einem alten Bekannten eingeladen, ihn auf das Landgut seines Onkels zu begleiten. Dieser Onkel hat »im äussersten Nordzipfel Englands« eine Pferdezucht, ist Kavallerieoberst und derart radikaler Frauenverächter, dass auf dem Landgut ausser Hazel, der 17-jährigen Nichte des Obersten, kein weibliches Wesen lebt. Der Ich-Erzähler erholt sich bei Starkbier, Whisky und den rabiaten Sprüchen des Obersten gegen »Weiber, Schotten, Irländer, Franzosen, Deutsche, Amerikaner, Italiener, Kommunisten, Nazis und das übrige ausländische Gesindel«, bis die junge Hazel eine Zuneigung zu ihm fasst. Nach einem weiteren Besäufnis, in dem sich der Erzähler als Tafelmajor vollständig betrinkt, kommt es zu einem nächtlichen Verfolgungsritt hinter der fliehenden Hazel her, der an prähistorisch kultischem Ort mitten in einem Hexensabbat endet, der von »Matronen, Familienmütter[n], Gattinnen prominenter Leute aus der Umgebung« begangen wird. Nach diesem Ausbruchsversuch in eine matriarchale Gegenwelt ist der Erzähler auf den Landgut nicht mehr erwünscht, und Hazel wird in ein Frauenkloster geschickt. [139]

Alfred Bangerter, der Kunstmaler, jenische Aussteiger und Geiger des »Tägel-Leists«, schreibt 1963 unter dem Titel »Asphalt und Traum« drei Kurzgeschichten, deren mittlere die Begegnung des Ich-Erzählers in einer »alten Schenke« mit einem »Zigeunergeiger« schil-

dert. Der Erzähler wird durch dessen Spiel stark berührt, beginnt aus »Fernweh« zu trinken, steigert sich immer weiter in die Musik hinein, bis es an die Tür poltert und die erboste »Schlummermutter« Ruhe verlangt: »›Habe ich gespielt?‹, ich konnte es kaum fassen«, fragt sich der Erzähler. Die anderen beiden Geschichten sind überladen mit den Ressentiments eines naturnahen Aussteigers, für den das Stadtleben ein Pfuhl der Sünde ist, voller »akademisch studierte[r], versumpfte[r] Wegglibuben«, die mit »klassischer Verbildung (…) ihren Huren (…) imponieren«. Der letzte Satz der dritten Erzählung kann wohl als damalige Lebensmaxime Bangerters gelesen werden: »Es ist besser, als Künstler zu scheitern, als mit tagesüblichen Mitteln im Überfluss zu degenerieren.«[140]

Der Grafiker Ueli Baumgartner, der in den SINWEL- und BOTTI-Heften des Tägels nicht nur regelmässig Holzschnitte, sondern immer wieder magische Naturlyrik in freien Versen beigesteuert hat, verfasst als vierten »Berner Versuch« die Erzählung »Die Hängematte und eine Wanderung«: Drei Männer sind wandernd unterwegs. Nach der Mittagsrast am Waldrand begeben sich zwei von ihnen in das nahe gelegene Dorf, um ein Bier zu trinken. Der dritte, Albert J., spannt eine Hängematte zwischen die Bäume und macht einen Mittagsschlaf. In einem Grenzbereich zwischen Traum und Erinnerung rekapituliert er nun sein Leben: verträumtes Mitglied einer Jugendszene von »Verschwörer[n] wider die bestehende konforme bürgerliche Ordnung«; erste unerfüllte Liebe; kaufmännische Ausbildung und Rekrutenschule; Arbeit in der Firma »Kramer, Zeithaber & Co. AG«; Aussprache mit dem Personalchef, der ihm vorwirft, zu sensibel zu sein; Entsensibilisierungskurs in einem Institut für Betriebspsychologie; danach Abschied von bildender Kunst, Literatur und Theater; Karriere zum Vize-Bürochef; Heirat einer ungeliebten Frau; Prokura, sein Übername im Geschäft wird »Hässig«; zunehmender Stress; schliesslich Herzinfarkt. Hier geht die Darstellung in einen Alptraum über, der sich erst löst, als Albert J. vor seiner Hängematte eine junge Frau gewahrt, hinter der her er aus dem Wald in den strahlenden Sommertag hineingeht. Als die

beiden Kollegen von ihrem Bier zurückkommen, um Albert J. abzuholen, finden sie ihn in seiner Hängematte tot.[141]

Am Tag, als der »Tägel-Leist« seine Maskerade feiert, erscheint schliesslich als fünfte Ausgabe der »Berner Versuche« der Text »Die Spirale« von Peter F. Klein, Dekorateur und Kunstmaler, der später unter seinem Künstlernamen »Timmermahn« bekannt werden wird. Ein surrealistischer Text: Ein Mann wird vor einem Fernsehgerät nicht nur gewaltsam am Sessel festgeschnallt, sondern nach und nach ein Teil dessen, was auf dem Schirm abläuft. Dabei hat er nur die Alternative, zu einem Opfer zu werden oder einem Schläger: »Seine Hand ist nun auch mit dem Eisenstab verwachsen. Er schlägt immer besser. Manche meinen, er brächte es bald zum Hauptschläger. (…) Er ist vorsichtig mit der Wahl [der Opfer, fl.]. Denn er weiss: Ist ein Opfer einmal geschlagen, sucht es immer wieder zurück nach dem Stab.«[142] Gelesen werden kann der Text als Vision der Indifferenz des Fernsehens gegenüber dem menschlichen Leben: Das scheinbar Lebendige auf dem Schirm ist technisch hergestellte Totheit – wer sich ihr aussetzt, wird Teil von ihr.

So unterschiedlich die Stoffe und die Machart der Texte sein mögen, so ähnlich sind sie sich in der grundsätzlichen Thematik. Junge Männer, die mehr oder weniger klar als Alter Ego der Verfasser erkennbar sind, werden zu Grenzerfahrungen geführt, in denen sie konfrontiert werden mit magischen und mythischen Bereichen der Wirklichkeitswahrnehmung. Als Katalysatoren solcher Erfahrungen dienen bewusstseinsverändernde Medien und Einflüsse: magische Rituale und Erzählungen bei Zürcher, der Alkohol bei von Steiger und Bangerter, die Todesnähe bei Baumgartner und das damals noch unberechenbar neue Fernsehen bei Klein. Diese Katalysatoren ermöglichen die Konfrontation von intellektueller Hochkultur und emotional gebundener Volkskultur (bei Zürcher), den Rücksturz zu prähistorischem Hexenzauber (bei von Steiger), die Darstellung der Raum und Zeit überwindenden Magie der Musik (bei Bangerter), die Lebensrekapitulation (bei Baumgartner) oder das Verschwinden des Rezipienten im Medium (bei Klein). Wenn man diese Versuche zusammennimmt mit Sergius Golo-

wins Texten »Der Sang der Loana« und »Jan Moro«, den »Erlebnissen mit Elementarischen« von Franz Gertsch, dem sprechenden Teddybären Hans Ulrich Christens in »Party-time« und Hungerbühlers Zusammentreffen mit einer verhüllten Schicksalsfee in Peter J. Betts' Stück »Die Stufe«, dann ist der Horizont der Arena FIERTAS aufgespannt: Junge Schriftsteller versuchen mit dem Medium des Schreibens die eindunkelnden Grenzen einer überbelichteten Realität ins Bild zu bekommen, um die Welt aus Licht *und* Schatten erst erkennbar zu machen.

Im Frühjahr 1963, in den Tagen der Tägel-Maskerade also, haben sowohl Niklaus von Steiger als auch Zeno Zürcher Standortbestimmungen zur Arbeit der Arena FIERTAS verfasst. Von Steiger schrieb zur Frage, warum man sich im Zeitalter des Films überhaupt noch die Mühe machen solle, Sprachbilder zu entwerfen, »die raffinierte, technische Wirkung« des Films versetze »auch den gebildeten Skeptiker in unschöpferische Passivität«. Deshalb sei »Lyrik und lyrische Prosa von grösster Bedeutung, weil nur sie allein schöpferische Bilder in uns erwecken können. Dazu brauchen wir strengste Zucht im geschriebenen Wort; nur sorgfältigste Formulierung verleiht dem dichterischen Ausdruck magische Kraft, um unserem ureigensten Wesen zum Durchbruch zu verhelfen.«[143] Und Zeno Zürcher versucht sich im Anschluss an die »pik.«-Kritik im »Bund« in einem längeren Aufsatz klar zu werden über die Frage des verantwortungsbewussten Veröffentlichens und umreisst noch einmal die Absicht der »Berner Versuche«: »[Sie] möchten die ehrliche und offene Diskussion um das schriftstellerische Schaffen anregen. Es soll nicht um ›Cliquen‹ und ›Richtungen‹ gehen, die zu fördern oder zu bekämpfen sind, je nachdem sie Dingwörter gross oder klein schreiben, in ihrer Aussage zeitloser Märenwelt oder utopischen Raumraketen verpflichtet sind etc. Es sind dies nur Kulissen, hinter oder vor denen sich ehrliches Ringen um tiefere Erkenntnisse abspielen kann. Wir wollen nicht Fronten, die bestehen, verwischen, wir wollen aber vermeiden, Fronten dort zu errichten und zu finden, wo sie nicht sein können.«[144]

Als die Festgemeinde nach der langen Nacht im »Podium«-Keller durch die Länggasse zum Bremgartenwald hinaus wandert, um noch vor Sonnenaufgang am Glasbrunnen das Osterwasser zu schöpfen, können die Tägel-Dichter sich auf dem bisherigen Höhepunkt ihrer schriftstellerischen Arbeit und am Anfang zu Grösserem wähnen. Es ist anders gekommen: Wie sich das Interesse des »Tägel-Leists« nach 1958 vom reformpädagogischen Engagement zum literarischen Experiment verschoben hat, verschiebt sich nun mit der Möglichkeit, das »Podium« zu übernehmen, das Interesse hin zur Initiierung der Diskussion im öffentlichen Raum. Es hat keine sechste Ausgabe der »Berner Versuche« mehr gegeben – mit Kleins Text »Die Spirale« ist die Tägel-Zeitschrift endgültig eingestellt worden. Und auch die literarischen Publikationen im Sinwel-Verlag, dessen Leitung in diesen Monaten von Niklaus von Steiger zu Maurus Klopfenstein übergeht, sind – bis auf eine letzte Sammlung junger Dichtung im kommenden Jahr – abgeschlossen. Insofern signalisierte die Maskerade der Tägel-Dichter im Frühjahr 1963 den Höhepunkt und das Ende ihres Wirkens zugleich.

Von »Entartung« und »Kulturboykott«: Der BSV tagt. – Noch bevor sich der »Tägel-Leist« am 23. März 1963 zu seiner Maskerade versammelt, tritt im Restaurant »Innere Enge« der Berner Schriftsteller-Verein zu seiner diesjährigen Generalversammlung zusammen. Vor einem Jahr war mit Peter Lehner ein profilierter Linker in den Vorstand und mit Hektor Küffer ein Sozialdemokrat zum Präsidenten ad interim gewählt worden. Heute nun gibt Küffer bekannt, dass der Vorstand mit den Herren Otto Zinniker, René Gardi und Hans Rudolf Hubler (Durchschnittsalter: 53 Jahre) komplettiert worden sei. Allzu schnell sollen die Jungen denn doch nicht an Einfluss gewinnen.

Der Höhepunkt der heutigen Versammlung ist nach den ordentlichen Traktanden[145] der Vortrag des in Polen geborenen und in Brig lebenden Schriftstellers Edzard Schaper. Sein Thema: »Christliche Endzeit – Kommunistische Weltzeit«. Es sei ein »tiefschürfender Vortrag«[146] gewesen, der »begeisterten Beifall«[147] des zahlreichen Publi-

kums erhalten habe. Schaper zelebrierte Antikommunismus mit sozusagen exquisiter Subtilität: Er sprach über die »faszinierenden Entsprechungen zwischen christlicher Endzeiterwartung und kommunistischer Weltzeiterwartung«, obzwar »sich vom Christentum nicht irdisch, vom Bolschewismus nicht himmlisch reden« lasse.[148] Trotz dieser prinzipiellen Unvereinbarkeit setzte er Christentum und Kommunismus parallel, indem er den »wissenschaftlichen dialektischen Materialismus« zur »antireligiösen Religion« erklärte. Die anwesende BSV-Dichterschaft wird an dieser Stelle tiefsinnig genickt haben: Forschte nicht auch sie nach solchen Formulierungen, wenn sie bedeutungsschwer sein wollte, ohne etwas sagen zu müssen? Dichtkunst: O Alchimie des Metaphorischen! Antireligiös, hat Schaper laut den mitschreibenden Journalisten ausgeführt, sei die Religion des Kommunismus deshalb, weil sie die christliche Endzeithoffnung, »die nur im transzendenten Sinne aufgefasst werden« könne, zu einer diesseitigen Hoffnung auf ein in ihrem Sinne besseres Zeitalter umdeute. Dies aber sei »eine Entartung« respektive »eine säkularisierte Eschatologie«[149]: »Die Weltrevolution kommt für den Kommunismus – wie für den Christen die Wiederkunft Christi – mit der Sicherheit und Unabänderlichkeit eines Naturgesetzes.« Da es mit der Sicherheit und Unabänderlichkeit solcher Naturgesetze schon immer so eine Sache war, wollte sich der »Bund«-Berichterstatter nicht weiter festlegen: »Der Gedankengang ist einfach und komplex zugleich, so dass den Ausführungen Schapers im ›Bund‹ bald breiterer Raum gegeben werden soll.«[150] Wir aber wollen es damit bewenden lassen.

Am Abend – schon oblag man dem Programmpunkt »zwangloses Beisammensein« – überbrachte Hans Zbinden als Präsident des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins seine Grüsse und, man höre, »Protestwünsche«: »… solche nämlich, die (…) den Streik des geistig Schaffenden in Erwägung zogen, wenn beispielsweise eine nationale Expo 1964 in Lausanne bei weitgehender Verkennung kultureller Wertabstufungen dem künstlerischen Wirken der Schweiz neben den wirtschaftlichen Errungenschaften nur eine Zwergenecke einzuräumen ge-

denkt.« Die »Anregung« sei »natürlich je nach Temperament und Einsicht individuell verschieden aufgenommen« worden. Das darf man glauben. War es nicht allerhand, dass der SSV-Präsident einen veritablen »Kulturboykott« androhte für den Fall, dass der Staat im kommenden Jahr dem künstlerischen Wirken im Allgemeinen und der Literatur im Speziellen einen prominenten Auftritt verweigern würde?

Das Ewige und die Beatniks: Der Mythograf Sergius Golowin. – »Verschiedene westeuropäische Theoretiker betrachten den russischen Bolschewismus noch immer als eine mehr oder weniger gut angewandte Wirtschaftstheorie«, schreibt Sergius Golowin auf der »Tägel-Leist«-Einladung zu seinem Vortrag vom 2. Mai 1963 über »Volksreligiöses im heutigen Kommunismus. Der Sowjet-Mensch auf dem Wege zu einer modernen Mythologie«: »Ein billiger Antikommunismus sieht in der Oberschicht der Oststaaten eine sich ausschliesslich durch Terror an der Macht haltende Verbrecherclique.« Eine Auseinandersetzung mit sowjetrussischer Literatur zeige jedoch, »dass gerade die Beschwörung bestimmter irrationaler (mystischer, seelischer) Werte« dem »Marxismus östlicher Prägung immer wieder begeisterte, geradezu religiös fanatisierte Anhänger« zuführe.[151] Vermittelt würden diese »modernen mystischen Seinswerte« mit dem utopischen Roman, der Dichtung und der »utopischen Wissenschaft«. Die alten russischen Volksmärchen seien vom Kommunismus übernommen und für den modernen Sowjetmenschen zurechtgebogen worden. Damit habe der Kommunismus, resümiert der »Bund« Golowins Ausführungen, »eine gewisse Erfolgschance«, und es sei falsch, in ihm »nur eine Wirtschaftstheorie zu sehen«.[152]

Auf der Suche nach der alle Menschen verbindenden »Sehnsucht nach dem Ewigen« ist Sergius Golowin als Stadtbibliothekar von Burgdorf in den letzten Jahren zu einem beneidenswert belesenen Mythographen geworden. Er sammelt Sagen, Mären und Mythen, vergleicht sie und stellt motivische Zusammenhänge her, die er zu deuten versucht. Die Analogien und Parallelen, die er herausarbeitet, machen ihn

zum Überflieger von Raum und Zeit – die US-amerikanische Science-Fiction-Literatur ist für ihn so spannend wie das utopische Schrifttum des Kommunismus oder die über Jahrhunderte mündlich tradierten Mären von Feen, Zwergen und Riesen. Seine These: »Stets nach den gleichen Gesetzmässigkeiten wirken (…) in der Stille die schöpferischen, immer gleichbleibenden Kräfte der Volkskulturen, schaffen darum Werke, die, mögen zwischen den Tagen ihrer Entstehung bedeutende Zeiträume liegen, zwangsläufig auf mannigfaltige Weise miteinander verwandt sind.«[153]

»Golowin möchte«, hat das »Berner Tagblatt« bereits 1956 geschrieben, »die allzu nüchtern und geistfern gewordene Welt aufs neue mit Märchen und Sagen erfüllt sehen, die bildhafte Aussagen über Geistiges sein sollen.«[154] Deshalb äussert er sich immer wieder gegen den forcierten Rationalismus der Aufklärung, der alles Unvernünftige als Aberglauben bekämpft und dabei, aus der Sicht Golowins, auch Wertvolles zerstört hat. Freilich war es wohl weniger die Aufklärung als die industrielle Revolution, die durch die Zerschlagung der ländlichen Subsistenzkultur auch die mündlich tradierte, in Geschichten geronnene Volksweisheit diskreditierte. Deshalb stellten »bereits die Dichter und Denker des ausklingenden 18., des beginnenden 19. Jahrhunderts«, wie Golowin schreibt, »überall in Europa das Verschwinden von Märchen, Lied und Brauch fest«: »Hinter dieser Erscheinung ahnten sie eine innere Verödung und haben auch gewisse Übel, die nach ihrer Ansicht späteren Geschlechtern daraus erwachsen sollten, zum Teil überraschend richtig vorausgesehen. Heute steht der Vorgang des Zerfalls der Grundlagen jeder Volkskultur zweifellos vor seinem Abschluss.«[155] Im Zentrum von Golowins Interesse ist lange die (deutsche) Romantik, weil sie als Oppositionsbewegung gegen den kruden aufklärerischen Rationalismus der Volksweisheit zu ihrem Recht verhalf. Viele Romantiker haben aus mündlichen Quellen geschöpft und ihre Funde publiziert. Golowin spricht deshalb vom »Weckruf der Romantik«, der damals die Augen der dafür empfänglichen Menschen geöffnet habe »für die Werte in heimischen Sagen und Mären«.[156]

Seit seinen Novalis-Studien 1958 hat der »Tägel-Leist« diesen oppositionellen Gestus der Romantik gegen den Zeitgeist neu kultiviert. Dazu gehörte auch die Betonung einer gewissen Kollektivität gegenüber dem Wahn des Individualismus, der in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts zum Geniekult und in der kulturindustriell bedienten Massengesellschaft des 20. Jahrhunderts zur Verehrung von saisonal auswechselbaren Stars geführt hat: Die »Lichtbringer für das Volk« wurden zu »Feuerwerker[n] für die Elite« (Robert Mächler[157]). Dagegen wächst aus dem »Tägel-Leist« mit der Arena FIERTAS eine Gruppe von Schreibenden, deren Botschaft es ist, dass erst das Engagement am Gruppenprozess die intellektuelle Arbeit des Einzelnen in einen sinnvollen Zusammenhang stelle. Golowin schreibt: »Falsch erschien mir schon oft die in gewissen Untersuchungen nie überschrittene scharfe Abgrenzung zwischen der Dichtung des Volkes und dem Werk der grossen Einzelnen, das doch oft nachweisbar Ver-dichtung von Leitgedanken der Gesamtheit darstellt.«[158] Dass der »Bund« damals im Zusammenhang mit der Arena FIERTAS das Wort vom »epigonalen Golowinismus«[159] prägt, kann deshalb auch auf ein Rezeptionsproblem hinweisen: Mediale Öffentlichkeit scheint weitgehend unfähig zu sein, kollektive Prozesse anders denn als star-zentriert zu verstehen.

Wahr ist andererseits, dass die »tägel-leistsche« Neoromantik – mit den Eckpfeilern Kollektivität, Volkskulturnähe, Mythografie und literarisch-aktualisierende Verarbeitung des gesammelten Materials – massgeblich von Golowin geprägt und gefördert worden ist. Wirft man einen Blick auf dessen Jugend, erstaunt das nicht. Nach seinem Jahr an der Handelsschule in Neuenburg begann er 1947 als Siebzehnjähriger durch Europa zu ziehen und sich für die Geschichten zu interessieren, die die Leute ihm erzählten. 1950 folgte die Ausbildung zum Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Bern: »Auch wenn einem diese Gesellschaft im Grunde recht wenig behagt, ist man doch mitunter gezwungen – aus reinem Selbsterhaltungstrieb –, sich ihren Spielregeln zu unterwerfen.«[160] 1953 schloss er die Ausbildung ab mit einer bibliografischen Diplomarbeit über den Berner Lokalhistoriker Adolf

Fluri (1865–1930). In dieser Zeit hatte er seine mythografische Forschertätigkeit bereits aufgenommen: Im gleichen Jahr stellte er jene Texte zusammen, die er zehn Jahre später unter dem Titel »Mären um den lieben Gott« veröffentlichen sollte.[161] Er entwickelte eine rege Vortragstätigkeit, sprach mehrere Dutzend Male im »Kerzenkreis«, trug später seine Erkenntnisse regelmässig im »Tägel-Leist« vor, leitete Volkskultur- und Märengruppen, organisierte seit seiner Wahl zum Stadtbibliothekar von Burgdorf auch dort regelmässig öffentliche Veranstaltungen und notierte laufend, was er fand und – nicht selten aus seinem Publikum – erfuhr.

1959 beginnt er, seine Erkenntnisse zu publizieren: Er veröffentlicht seine aus Märchen, Volksbüchern und neueren Nachdichtungen kondensierte Fassung der russischen Heldensage von »Ilja von Murom«.[162] 1961 lanciert der Sinwel-Verlag die »Reihe der Feen-Märe«, die ausschliesslich vom Herausgeber Golowin bestritten wird. Dabei übernimmt er die zweiteilige Form, die er schon beim »Ilja« verwendet hat: Er fügt einem ersten Teil, der Quellenmaterial mehr oder weniger bearbeitet präsentiert, einen ausführlichen, mit vielen Fussnoten versehenen Kommentar bei. Der erste Band der Reihe ist den »Volkssagen aus dem Bernerland« unter dem Titel »Von den Erdleutlein und dem Goldenen Alter« gewidmet. Dokumentiert werden zwei in Hexametern verfasste Versdichtungen von Johann Rudolf Wyss (1781–1830), die sich mit Bergmännchen und Zwergen befassen.

In seinem Kommentar erzählt Golowin folgende Geschichte: Weil Jeremias Gotthelf in seinem gleichnamigen Roman »Käthi, die Grossmutter« ausführlich habe von Erdleutlein erzählen lassen[163], habe er die »Tägel-Leistlerin« Maria Meer, die Ende der 50er-Jahre als Lehrerin auf der Gumm in Oberburg, in der Nähe von Gotthelfs Pfarrgemeinde Lützelflüh, arbeitete, gebeten, Nachforschungen anzustellen. Meer habe daraufhin jenen Bauernhof besucht, von dem Gotthelf gesagt habe, er stehe als Einziger noch in der Gunst der Erdleutlein. Sie trug prompt drei mündliche Zeugnisse von damals 60- bis 70-Jährigen zusammen, die von ihren Vorfahren alle noch erzählen gehört hatten

von diesen magischen Wesen.[164] Diese Episode belegt nicht nur, dass Fragmente mündlich tradierter Volksweisheit in den sechziger Jahren noch auffindbar waren, sondern auch, dass der längst zum konservativen Vorzeigechristen kanonisierte Jeremias Gotthelf als Pfarrer Albert Bitzius bei seinen Besuchen auf den Bauernhöfen auch bei jenen Geschichten nicht weghörte, die von ungebildeten Leuten und aus nichtchristlichen Wurzeln stammten.

Wie weit gespannt Golowins Interesse in der Welt der Sagen, Mythen und Mären ist, zeigt ein Überblick über die Titel der von ihm betreuten »Sinwel-Reihe«, in der zwischen 1961 und 1966 schliesslich zwölf Bändchen erscheinen werden: »Von Heldentaten und Hexenwerken. Aus russischer Volksdichtung« (1961); »Vom Volke der ewigen Jugend. Erzählungen aus dem keltischen Irland« (1962); »Von den seligen Jagdgründen. Nordamerikanische Indianermythen« (1962); »Theophrastus Paracelsus im Märchenland. Aus der Volksüberlieferung des ausgehenden Mittelalters« (1962); »Die Mächte des Hochlands. Aus serbischer Überlieferung« (1963); »Slowakische Sonnensagen. Aus westslawischen Mythen« (1963); »Vom Berg des Lebens. Eine Geschichte aus der Kinderstube unserer Urgrossväter« (1964); »Vom Weisen Salomo, dem König der Geister. Nach orientalischen Quellen« (1964); »Die Geschichte von den Siebenschläfern. Eine morgenländische Legende« (1964); »Der Turm der Zigeuner und Hexen. Vergessene und neue Phantasien um rätselhaft Volk« (1966) und »Alte Zigeuner-Romantik fürs Volk« (1966).

Golowins Kommentar in diesem letzten Bändchen ist in doppelter Hinsicht interessant: Einerseits kommt er ausführlich auf das Pro Juventute-»Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse«[165] zu sprechen, das seit 1926 mit staatlicher und privater Unterstützung daran ist, Kinder von Fahrenden »in erzieherisch günstiges Erdreich [zu] verpflanzen und sie zur Sesshaftigkeit an[zu]halten«, wie der Leiter des »Hilfswerks«, Alfred Siegfried, 1964 geschrieben hat.[166] Diese Kritik an diesen Kindswegnahmen ist eine der ganz seltenen Belegstellen öffentlichen Protests gegen diese soziale, kulturelle und in der Konsequenz

physische Eliminierung einer Bevölkerungsminderheit, bevor das »Hilfswerk« 1973 auf Druck des »Beobachters« geschlossen werden musste.

Andererseits schlägt Golowin in diesem Kommentar einen Bogen vom Zigeuner »als de[m] ewige[n] Träger einer zeitlosen, aus Sternenwelten stammenden Gesittung, der alle bisherigen Kultur-Untergänge überstand«, bis zu den »modernen ›heimatlosen Fahrenden‹«, zu denen er »die Angehörigen der ›Beat Generation‹, die Beatniks [und] die Gammler« rechnet. Der Versuch, die zeitlosen Werte der Mythen mit den aktuellen soziokulturellen Entwicklungen zusammenzudenken, führt Golowin und mit ihm den »Tägel-Leist« sukzessive zur Annäherung an jene Jugend, die damals eine internationale Revolte gegen die Wohlstandsgesellschaften der hochindustrialisierten Welt zu inszenieren beginnt.

Wie Mueller zum »Blick« kommt und seine Schreibmaschine fliegen lernt. – Es gibt Leute, die erzählen, seinen grössten Coup habe René E. Mueller 1963 gelandet, als er als Redaktor des »Blick« den Papst Johannes XXIII. habe sterben lassen – drei Tage vor dessen tatsächlichem Tod.

Wahr ist, dass der »Blick« am 1. Juni 1963 – dem Pfingstsamstag – auf der Titelseite schrieb: »Ein grosser Papst ist gestorben.« Ein peinlicher Lapsus: Der Papst stirbt erst am Pfingstmontag, abends um 19.30 Uhr. Weil dieser Montag Feiertag ist und der »Blick« deshalb nicht erscheint, kann er die Ente vom Samstag erst am Dienstag richtigstellen. Nun hat der »Blick« zwei Meldungen auf der Titelseite: Einerseits meldet er erneut: »Ein grosser Papst ist gestorben«, weil der ja unterdessen wirklich gestorben ist, und andererseits druckt er die Entschuldigung dafür, dass man den Papst bereits am Samstag irrtümlicherweise für tot erklärt habe. Die publizierte Begründung für den Lapsus: Weil man an jenem Samstag stündlich habe mit der Todesmeldung aus Rom rechnen müssen, habe man zwei Titelseiten vorbereitet, eine mit der Schlagzeile »Ein grosser Papst liegt im Sterben« und eine mit der Variante »Ein grosser Papst ist gestorben«: »Aus einem unver-

ständlichen Eifer heraus benützte der Rotationsmaschinenmeister einen Papierrollenwechsel dazu, ›bessere‹ Platten für die Seite 1 einzuhängen. Er tat dies, ohne von irgendeiner Seite dazu ermächtigt worden zu sein und ohne Rückfrage bei der Redaktion.«[167] Die Papst-Ente war ein »journalistischer GAU« und ein »Super-Flop«, wie der nachmalige Chefredaktor des »Blick«, Peter Uebersax, später in seinen Erinnerungen betonen wird. Jedoch: »Per saldo brachte dieser GAU dem ›Blick‹ einen Auflagengewinn von 25 000 Exemplaren.«[168]

Aber was hat das alles mit René E. Mueller zu tun? Eigentlich nichts. Ausser dass man in Bern im Sommer 1963 gehört haben wird, Mueller arbeite jetzt in Zürich beim »Blick«, und daraus seine Schlüsse zog. Möglich ist auch, dass sich Mueller, wenns dafür ein Bier gab, damit gebrüstet hat, die Falschmeldung selber eingerückt zu haben. Tatsache ist aber, dass er am 7. Juni, dem Freitag nach Pfingsten, noch in Thun war und von dort einen Brief an Peter Lehner schickte. Wie lange sein Aufenthalt in Thun gedauert hat, bleibt unklar.[169]

Mueller findet also Arbeit beim »Blick«, lebt in einem Zimmer in Adliswil[170] und sucht eine Bleibe in der Stadt. Deshalb taucht er beim Architekturstudenten und Jazzpianisten Franz Biffiger auf, einem Bekannten aus Bern. Biffiger, der am Rindermarkt 6 im Niederdorf haust, vermittelt den Besucher an seinen Nachbarn Nold Egenter, ebenfalls Architekturstudent: »Egenter fand Mueller wahnsinnig lustig, ich schon nicht mehr so sehr«, sagt Biffiger heute.[171] Das Haus am Rindermarkt 6 hiess in der Szene »Hudlihus«, war eine Liegenschaft, die man aus spekulativen Gründen zerfallen liess, bestand aus der »Hudlibeiz« – einer »verrufenen Knelle« – im Parterre und aus Wohnungen, die vor allem von Architekturstudenten bewohnt wurden. Das »Hudlihus« habe sich organisch ins damalige Niederdorf eingefügt, sagt Egenter heute, dieser Teil der Zürcher Altstadt sei ein ausgegrenzter Bereich gewesen, viel billiger Wohnraum, viele Originale, Atelierfeste, eine dichte Atmosphäre. Überdreht gewesen seien damals alle, ein »hektisches Herumsein«, aber Mueller sei der Extremste gewesen: »Er gab sich völlig aus an das Leben«, er habe »keine Wurzeln« gehabt. Die Nacht habe er ge-

arbeitet, und tagsüber sei er irgendwo unterwegs gewesen, geschlafen habe er kaum.[172]

Mueller hat auf der »Blick«-Redaktion im Nachtdienst gearbeitet, der jeweils von abends neun bis morgens um sieben gedauert habe; sei neben dem Ticker gesessen, habe die Meldungen der United Press und der Depeschenagentur abgerissen und beim Desk vorbeigebracht, habe das Telefon gehütet und bei ausserordentlichen Ereignissen den damaligen Chefredaktor Werner Schollenberger wecken müssen.[173] Für die Zeitung geschrieben hat er nicht.[174] Mueller sei ein Pillenfresser gewesen, Pervitin, immer grauenhaft nervös und gespeedet, dabei ernsthaft, er habe Substanz gehabt, sei kein Bluffer gewesen, sagt Pietro Ott, einer der damaligen Gestalter der Zeitung.[175] Auch der Schriftsteller Arthur Honegger, damals Inlandredaktor, erinnert sich an den »Nachtmüller«, wie er ihn nennt: ein bärtiger Typ, ein Spinner, aufbrausend, wenn etwas gewesen sei, aber nicht gefährlich, »e chly en arme Siäch«, eine Randfigur. Er erzählt von einem Gespräch, in dem Mueller gesagt habe, er habe halt niemanden, kein Zuhause.[176]

Am 6. September 1963 meldet Erwin Heimann als Vormund von Mueller dem Städtischen Vormundschaftsbüro in Bern, er könne den fälligen Bericht über sein Mündel noch nicht abschliessen, weil dieses die »Belege über die bezahlten Schulden« in Malix habe liegen lassen. Im Übrigen sei Mueller »gegenwärtig in Zürich in Stellung« und habe ein Einkommen von »800.- monatlich«. Ende September setzt sich Mueller sonntags an die Schreibmaschine, um mit der Anrede »Geliebte Gemeinde« einen Kollegen über den Lauf der Dinge zu unterrichten: »Im übrigen – was tut man? – Stipendiengelder versaufen –, sich in Monika verlieben – das Leben leben –, sich des Daseins freuen – und – – – foggen (…) Wir haben soeben wieder geflaggt, – grosses, weisses Leinentuch mit den überwältigenden, erschütternden Spuren jüngster Defloration –, hängt mitten in die Gasse runter – wunderbar flattert sie im Herbstwind (…) Kinder – das Leben ist doch sooo schööön – wenn auch die Welt mit lauter Arschlöchern bepflastert ist – und es auf der Welt weitaus mehr Pferdeärsche als Pferde gibt!«[177]

Irgendeinmal in den nächsten Wochen kommt es zu einem Streit im fünften Stock am Rindermarkt 6, in dessen Verlauf Mueller Egenter in einer Weise beleidigt, dass dieser in einem Wutausbruch seinen Untermieter zur Wohnung hinauswirft, in dessen Zimmer stürmt und das gesamte Mobiliar aus dem Fenster in die enge Gasse hinunterschmeisst.[178] Biffiger im sechsten Stock, der wegen des Lärms ans Fenster eilt, erinnert sich an die »fliegende Aussteuer« Muellers, an »allerhand Buntes«, das in die Gasse hinuntergesegelt sei, und an die krachend zerschellende Schreibmaschine als krönenden Abschluss.[179]

Nach diesem Eclat kommt Mueller bei Heinz Hänni unter, einem Schriftsetzer, den er 1958 in der Migros in Bern angequatscht hatte mit dem schlagenden Argument, er solle ihm einen Kaffee bezahlen, vielleicht lebe er bereits morgen nicht mehr. Unterdessen lebte Hänni in Zürich. Heute erinnert er sich, dass Mueller jeweils am Morgen früh zum Schlafen vorbeigekommen sei. Danach sei er entweder in die Stadt gegangen, um zu saufen, oder auf den Zug nach Bern. Abends sei er wieder auf dem »Blick« gewesen.[180]

Das letzte Lebenszeichen aus Muellers Zürcher Monaten ist ein Brief an Lotti Zwahlen, seine nach wie vor verehrte Zora, den er in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober beschwingt und beschwipst im »Fernschreibergerassel« heruntertippt: »Aktualitäten fallen als tot geborene Antiquitäten in den Papierkorb, wenn wir, eine Flasche hebend, an Dich denken.« Er verbringt diese Nacht nicht allein, sondern mit dem Journalisten Alexander Beck, einem späteren NZZ-Redaktor, den er von Bern her kennt: »Zwei alte Kumpane lassen Vietnam Vietnam sein, die Kämpfe in Kabylien Kämpfe in Kabylien, wenn sie Deiner gedenken, immer Brecht, den alten, im Ohr, mit dem Lied [von] der sexuellen Hörigkeit.«[181] In diesen Tagen hat Heinz Hännis damalige Frau, eine Norwegerin, Mueller im hohen Norden eine Hütte vermittelt, in der er ungestört an seinen literarischen Projekten schreiben können sollte. Ungefähr Mitte November ist Mueller in Norwegen eingetroffen.

Lederjacke und Mähne: Der Schriftsteller Arsène Waldvogel. – Aber am 19. Juni 1963 hat der aus Schaffhausen stammende 21-jährige Schriftsetzer Arsène Waldvogel im »Podium« Gedichte und kurze Prosa vorgelesen. Dem »Oberländischen Volksblatt« präsentiert er sich bei dieser Gelegenheit als einer, der zupacken wolle, »wo eine Arbeit sich findet«: »Damit steht Waldvogel im Gegensatz zu manchen anderen jungen Talenten, die sich selbst als Genie entdeckt haben und vor lauter Staunen darüber nicht mehr zurückfinden in den Alltag der gewöhnlich Sterblichen.«[182] Ihn interessierten die Probleme der Menschen, sagt Waldvogel, in einer Zeit, in der »Psychiater überbeschäftigt« und die Heil- und Pflegeanstalten »mit jungen Zeitgenossen besetzt« seien.[183]

Letzthin hat er zusammen mit Kollegen den »Offenen Brief« gegen René E. Muellers »Gruppe 63« unterzeichnet, nun liest er im »Podium«, und in einem Jahr wird der Sinwel-Verlag unter dem Titel »In schwarzer Lederjacke« ein Dutzend Prosastücke von ihm drucken, die im Staccato-Ton ein Lebensgefühl auf den Punkt zu bringen versuchen: Ein tanzender Schwarzjackiger. »Wilde Mähne verdunkelt das Gesicht. Die Augen sind nur noch Irrlichter.« Er wechselt von Dorfschönheit zu Dorfschönheit: »Um ihn ist die Jugend. Um ihn das Leben. Er lächelte immer. Sein Lachen heilt.« Den letzten Tanz tanzt er mit einem »einfachen Mädchen«, einem »Mauerblümchen«. Im dämmernden Morgen geht er in den Wald, »der grünt und duftet«: »In der Morgenröte finden sie ihn. Allein. Leblos.«[184] Noch ein zweites Mal setzt Waldvogel auf den kaum zwanzig Druckseiten das Wort »leblos«: »Die Glocke schlägt Mitternacht. Leblose Gestalten schweben über dampfende Asphalte. Schwatzen Dummheiten. Etwas betrunken. Dafür sprechen sie wie Götter. Manchmal wahr. Wirkliche Menschen suchen sie. Sterne, die nicht vergehen.«[185]

Eine Lesung, ein Büchlein, mehr gibt es nicht vom Schriftsteller Waldvogel. Später hat er, als einer der Treusten, Mueller beherbergt und Kauer unterstützt, wann immer einer der beiden bei ihm aufgetaucht ist.

Wozu taugt Schund? Vom »magischen« zum »phantastischen« Realismus. – Obschon sich der »Tägel-Leist« seit Jahren zunehmend für Literarisches interessiert, hat ihn der damalige Aufbruch junger Schriftsteller und Schriftstellerinnen merkwürdig kalt gelassen. Jene, die heute als die Bedeutenden gelten – von Erika Burkart bis Kurt Marti, von Gertrud Wilker bis Jörg Steiner –, bestritten zwar Lesungen im »Kerzenkreis«, in Niederhausers »Podium« oder am »Kaminfeuer« des Berner Schriftsteller-Vereins, aber nie wurden sie vom »Tägel-Leist« eingeladen: Sein Podium sollte jenen Personen und Themen gehören, die sonst keines gefunden hätten. Ihn interessierte Literatur als Medium für das, was er unter »Volkskultur« verstand, nicht als Selbstzweck. Ihm galt das literarisch Bedeutendere deshalb nicht von vornherein als das Interessantere. Mittelmässig geschriebene Arbeiten konnten für die Rekonstruktion von »Volkskultur« von grösserer Bedeutung sein als artistische Bravourstücke von Bildungsprivilegierten.

In einem Vortrags- und Diskussionsabend nimmt sich der »Tägel-Leist« am 4. Juli 1963 »Das Problem der modernen Schundliteratur« vor. Als Beispiele sollen »Leseproben aus dem Science Fiction-Massenschrifttum« dienen. Sergius Golowin fragt in der Einladung: »Gegen die ausgesprochenen Fortschritte der sogenannten Schundliteratur kämpft man vielerorts mit Verboten – kann man aber damit jene Voraussetzungen beseitigen, die dieses Schrifttum aufkommen lassen?« Der Gemeinderat von Steffisburg habe letzthin folgenden Aufruf erlassen: »Die Laden- und Kioskbesitzer werden dringend gebeten, dafür zu sorgen, dass in ihren Lokalitäten keine Schnapsschokolade und Schundliteratur an Schulkinder verkauft wird.«[186] Und die neuste Rekrutenprüfung habe unter anderem ergeben, dass die »Leser mit Sekundarschulbildung« bei der regelmässigen Lektüre von so genannten Schundheften »bedeutend höher vertreten sind als etwa Primarschüler«.[187] In Anbetracht solcher Tatsachen stellt Golowin lakonisch fest: »Man kann z. B. einem Weinenden die Tränen verbieten. Hat aber damit kaum die Ursache seiner Trauer beseitigt.«[188] Auf einer anderen Einladung wird er drei Monate später schreiben: »An Stelle verlorener

Werte sucht auch der Mensch unserer Tage unermündlich nach Notbehelf. An Stelle der Feen-Märe hat er dank Fernsehen, Kino, Presse die ›Star‹-Anbetung. Schlagermelodien sind raschabwechselnder Ersatz für das verlorene Lied. Der Brauch, dank dem der Mensch einmal seine Bindung an das Ewige erlebte, findet seine oft recht zweifelhafte Entsprechung in tausenderlei neuzeitlichem Aberglauben.«[189] Damit entwickelt er die These weiter, die er zwei Jahre früher bereits im »Jan Moro«[190] vorgestellt hat: Mit dem »Schund« werden Archetypen und alte mythische Motive transportiert, die im breiten Publikum offensichtlich ein Bedürfnis zu befriedigen vermögen. Insofern ist Schund »Ausdruck der Sehnsucht des Menschen des technischen Zeitalters nach dem Märchenhaften«.[191]

Dieses Argument verweist auf eine Diskussionslinie, die im »Tägel-Leist« 1959 im Umfeld des Begriffs »magischer Realismus« beginnt und 1965 endet im Umfeld des Begriffs »phantastischer Realismus«. 1959 hat sich René Neuenschwander in der Zeitschrift SINWEL in einem Aufsatz mit Golowins Erzählung »Zwischen Abend und Morgen« auseinander gesetzt und dabei folgende Passage Golowins hervorgehoben: »Es ist des Künstlers Aufgabe, den Menschen zu beweisen, dass ihr grauer Umkreis Schein, Täuschung ist, dass sie nur verblendet, verzaubert, stumpfsinnig, dauernd durch Paradiese, Märchenreiche, Feengärten stolpern. Das Gedicht, jedes Werk soll Abbild der wahren Welt sein, Weiser und Weg für alle, für die es geschaffen, Anleitung zum richtigen Sehen und Sein.«[192] Diese quasi mythische Ideologiekritik der modernen Wirklichkeit kommentiert Neuenschwander mit den Worten: »Über und neben der rationalen Welt west der andere, magische Bereich« und schlägt für dessen literarische Gestaltung den Begriff des »magischen Realismus« vor, der gleichermassen die »Erfassung und Deutung der äusseren Welt im Lichte der Magie« und die »realistische Darstellung magischer Phänomene« bezeichnen soll.[193]

In der gleichen Ausgabe des SINWEL hat Niklaus von Steiger die Frage, ob »noch eine magische Welt möglich« sei, mit »ja« beantwortet. Lange Zeit habe »reine Kunst den letzten Hort der magischen Wirk-

lichkeit« gebildet: »Den ersten folgenschweren Schritt beging sie, als sie sich der realistischen Nachbildung der äusseren Wirklichkeit zuwandte. Jahrzehnte – Jahrhunderte lang zerfloss ihr Gehalt, bis sie an der Sackgasse von sinnlosen Linien anprallte.« Von Steiger – man darf annehmen, in Diskussion mit Franz Gertsch – sieht also die abstrakte Kunst als einen Endpunkt und – »wenn nicht alle Zeichen trügen« – als Gegenbewegung »sich wieder magisches Wesen« regen. Aber »das junge Lebensgefühl in der Kunst« erwache »erst hie und da«, und noch laste »auf uns wie ein entsetzlicher Aberglaube« sowohl »bürgerlicher Liberalismus« wie »sozialistische Entwicklungslehre«.[194] Mit derart weit reichenden weltanschaulichen Implikationen versucht der »Tägel-Leist« 1959 den Begriff des »magischen Realismus« für sich zu besetzen. Von nun an ist er für die Diskussion und die eigenen schriftstellerischen Versuche wichtig. Noch Anfang 1964 wird Golowin unter dem Titel »Magische Gegenwart« einen Band mit »Forschungsfahrten durch modernen Aberglauben«[195] veröffentlichen und kurz darauf in Kandersteg eine Tagung des Berner Schriftsteller-Vereins organisieren zum Thema »Der Dichter und das Magische«.[196]

Andererseits ist es ebenfalls Golowin, dessen Interesse sich zuerst und am nachdrücklichsten zu verschieben beginnt von einer magischen Durchdringung der Wirklichkeit hin zu Entwürfen phantastischer Gegenwelten, deren Grundzüge er vergleicht mit überlieferten Mythen. Ein erstes Mal thematisierte er die mythischen Möglichenkeiten der Science-Fiction-Literatur in der Dichtung »Jan Moro«. Und am 8. Januar 1963 führte er im »Podium« unter dem Titel »Vom ›Märchen‹ zum ›Kosmischen Roman‹« eine Gedenkstunde zum 100. Geburtstag von Paul Scheerbart (1863–1915) durch und signalisierte damit sein zunehmendes Interesse am Phantastischen. »In Scheerbart durchdringen sich ein kräftiger Nachhall alter Märchen-Wirksamkeit und ein lustvolles Schwelgen in Zukunfts-Utopien«, fasst das »Berner Tagblatt« die damaligen Ausführungen des Referenten zusammen.[197] Später wird Golowin neben Scheerbart auch den Franzosen Alfred Jerry (1873–1917) oder den US-Amerikaner Howard P. Lovecraft

(1890–1937) erwähnen, wenn er den »wunderlich-wunderbare[n] Übergang von den Märchen alter Volksbücher zu den Werken der Science Fiction und des phantastischen Realismus von heute« beschreiben will. Interpretieren wird er ihn als »Rückbesinnung auf einen sehr menschlichen Grundtrieb (…) – auf den ewigen Dichter in uns, (…) der in jeder Stunde Tausende von Bildern, von in allen Regenbogenfarben schillernden Seifenblasen, von bunten Utopien erschaffen kann: Wolken farbiger Träume, ebenso vergänglich, wie die Lichtspiele im Morgendunst; Träume, die aber doch immer den Abglanz des Unvergänglichen in sich tragen – Spiegelungen des gewaltigen, berauschenden Reichtums der Möglichkeiten, Ordnungen des für unseren Verstand grenzenlosen Weltenraumes.«[198] In einem »Bund«-Artikel über die Arena FIERTAS im Sommer 1965 wird von »magischem Realismus« nicht mehr die Rede sein: »Weitab jeglichen Aktuell-Seins« suchten die Mitglieder der Arena »nach beständigen Werten in der Form ›phantastischer Realitäten‹. Der ›phantastische Realismus‹ ist eine Bewegung, die heute in den verschiedenen Teilen der Welt auftritt und sich mit den phantastischen Erscheinungsformen beschäftigt, die hinter allen Realitäten verborgen liegen.«[199]

Auf dieser Entwicklungslinie vom »magischen« zum »phantastischen Realismus« ist der »Tägel-Leist«-Abend vom 4. Juli 1963 zum »Problem der modernen Schundliteratur« eine Wegmarke. Aus der Berichterstattung der Zeitungen zu schliessen, stand an jenem Abend zur Diskussion, dass die qualitativ an sich kaum diskutable belletristische Massenproduktion unbestreitbar einem breiten Bedürfnis entspreche. René Neuenschwander, der über diesen Abend in den »Berner Nachrichten« eine ausführliche Besprechung veröffentlichte, charakterisierte den »Schund« als »Bankrott des Menschen, der seinen ursprünglichen Gott verloren hat und nun auf die abenteuerlichste Weise Hilfe erhofft ›von aussen‹«. Weil den »Schund« zu verbieten nichts bringe, habe man an jenem Abend auf »Schule und Erziehung« gehofft, die den Menschen »neu in seiner Erde, in der angestammten Heimat verwurzeln« und ihm ermöglichen sollten, »geistige Substanz aufzuneh-

men – als Kind beispielsweise Märchen tief zu erleben«: »Sie müssten in ihm [dem jungen Menschen, fl.] den Sinn erwecken für den organischen Zusammenhang alles Seins, ihn hinlenken zu den wirklich geleisteten und immer wieder von neuem unternommenen geistigen und physischen Abenteuern unserer grossen Ärzte und Erfinder, unserer Helfer, Dichter und Sänger, all der kühnen Pfadsucher in noch unerschlossenem Gebiet, der sozialen Helden und Former unserer Gesellschaft und ihrer Einrichtungen. (…) Ein kräftiges Anpacken des Lebens und seiner Aufgaben – ist es nicht das grösste und interessanteste aller Abenteuer?«[200]

Als Kritiker betont Neuenschwander als Rezept gegen den »Schund« demnach die vertiefende Darstellung dessen, was wirklich ist – billig gemachte Gegenweltphantastik verwirft er als »Füllsel (…) seelisch und geistig Zurückgebliebener«. Während Golowin – und mit ihm der »Tägel-Leist« – sich dem Mythenreservoir der literarisch geschaffenen »Gegenweltphantastik« noch vermehrt öffnen wird, insistiert Neuenschwander auf der magischen Vertiefung der Wirklichkeit.

Das Aarbergerbott: Nicht alle finden Kleinkaliberschiessen lustig. – Der Berner Schriftsteller-Verein hat von Anfang an um gesellschaftliche Anerkennung gerungen. Deshalb zählte er zu seinen Mitgliedern früh nicht nur Schriftsteller und Schriftstellerinnen, sondern als Passivmitglieder auch Stützen der Gesellschaft aus Armee, Politik und Verwaltung – zum Beispiel Heinrich Rothmund, während des Zweiten Weltkriegs Chef der Polizeiabteilung und der Eidgenössischen Fremdenpolizei, der am 27. April 1959 in den BSV aufgenommen worden war.[201]

Der Mann, der sich für die Anerkennung des Vereins vor allen anderen einsetzte, hiess Eugen Wyler, als Schriftsteller ein Geistiger Landesverteidiger, im Beruf Leiter des »Publizitätsdienstes der Schweizerischen Zentralstelle für gesunde Wirtschaft«. »In seinem Büro an der Laupenstrasse«, schrieb Erwin Heimann später, »liefen viele Fäden aus dem wirtschaftlichen und politischen Leben zusammen. Diese Verbin-

dungen wusste er zu nutzen, um dem Berner Schriftsteller-Verein einen tragfähigen Freundeskreis zu schaffen.«[202] Als Kopf dieses Kreises durfte jahrzehntelang Hans Müller gelten, Bauingenieur und Inhaber des Bauunternehmens Müller & Co. AG in Aarberg, freisinniger Nationalrat und Oberst im Generalstab.[203] Bereits im Herbst 1940, noch vor der formellen Gründung des BSV im Mai 1941, hatte Müller »die Schriftsteller mitsamt Anhang« zu einem ersten geselligen Treffen in die »Krone« nach Aarberg geladen. Seither war diese alljährliche Einladung, gewöhnlich an einem Sonntag im September, unter dem Namen »Aarbergerbott« zur Tradition geworden. Heimann: »[Das Bott] war weit mehr als eine blosse gesellschaftliche Zusammenkunft. Es diente vorab dem Zweck, die seeländische Bevölkerung mit dem Schaffen der bernischen Schriftsteller bekannt zu machen. Darum begann es jeweilen mit einer literarischen Feierstunde in der Kirche Aarberg. Als Fortsetzung folgte meistens ein kameradschaftliches Wettschiessen mit den Aarberger-Schützen im Kleinkaliberstand – das wir natürlich regelmässig verloren –, bevor man sich dann zur Preisverteilung und zum Bankett in der ›Krone‹ zusammenfand.«[204]

Am 22. September 1963 findet das Kleinkaliberschiessen »mit dem Ordonnanzgewehr auf 50 Meter« unter dem Motto »Federvieh kämpft gegen Schützengruppe Aarberg« bereits am Sonntagvormittag statt. Nachmittags um halb vier begibt man sich zur literarischen Feierstunde in die Kirche, in der in diesem Jahr drei Junge des Vereins – Peter Lehner, Kurt Marti und Jörg Steiner – lesen sollen. Dem »Bund«-Redaktor Arnold H. Schwengeler, zwischen 1941 und 1945 erster BSV-Präsident, hat die Lesung nicht gefallen. Jörg Steiner, der »ohne das unbedingt notwendige einführende Wort aus dem Zusammenhang gerissene Partien seines Romans ›Strafarbeit‹« vorgetragen habe, und Peter Lehner mit »bildhaft verdichtete[n] Slogans als ›Lyrik‹« seien nicht verstanden worden: »Dass daran nicht die (vorzügliche) Akustik der Kirche die Schuld trug, bewies dann Kurt Marti, dessen bald gereimte, bald ungereimte Wortspielereien und Kinderverse, selten von gedanklichem Ballast beschwert, mühelos das Ohr erreichten.«[205]

Vielleicht wäre Schwengeler gnädiger gewesen mit den 33- bis 42-jährigen Jünglingen des Vereins, wenn nicht passiert wäre, was beim gemütlichen Teil in der »Krone« danach passiert ist. Kurt Marti erzählt: »Beim Essen ist ein schönes Gästebuch von diesem Hans Müller herumgegangen, in dem sich alle Anwesenden verewigen sollten. Jörg Steiner hat von uns als erster statt seinen Namen ›Friedrich Dürrenmatt‹ geschrieben und dessen Unterschrift nachgemacht. Ich habe anschliessend mit ›Jörg Steiner‹ unterzeichnet. Item. Als das Buch schliesslich zu Müller zurückgekommen ist, hat er es überflogen und verblüfft im Raum herumgeschaut, ob Dürrenmatt plötzlich anwesend sei. Als er begriff, dass wir uns lustig gemacht haben, ist er schtärnsverruckt geworden.«[206] Solche Kindsköpfe müsse man heutzutage bereits als Schriftsteller gelten lassen, wird sich Schwengeler gedacht haben, als er tags darauf sein Berichtchen tippte. Und Lehner, Steiner und Marti werden sich, als sie an jenem Abend die »Krone« verliessen, geärgert haben, solche Kindsköpfe, die zuerst mit Gewehren in der Welt herumballerten, um danach in der Kirche literarische Feierstunden abzuhalten, müsse man heutzutage nach wie vor als Schriftsteller gelten lassen.

Auch Hans Rudolf Hubler – Radioredaktor für Mundarthörspiele und volkstümliche Beiträge und seit 1962 Vorstandsmitglied des BSV – bezeugt, dass das »Aarbergerbott« mehr als einmal zum Katalysator für den Generationenstreit geworden sein muss: An einem dieser Anlässe in Aarberg habe sich Hans Müller »weit auf die Äste hinausgelassen« und die »zornigen Jungen« innerhalb und ausserhalb des Vereins »sehr abschätzig tituliert«. Dies habe in der nächsten Vorstandssitzung zu einem Streit geführt. Einer der Jüngeren – wer sonst als Peter Lehner? – habe damals gedroht, wenn in Aarberg kein oppositionelles Wort mehr möglich sein solle, so werde er nie mehr dorthin kommen.[207] Keine weltbewegende Drohung aus heutiger Sicht – aber ein Hinweis auf den Charakter des Konflikts: Ärgerliche Väter streiten mit aufbegehrenden Söhnen darüber, wie man sich aufzuführen habe, wenn man aufs Land zum reichen Götti fährt.

Konkrete Poesie: Ein Berner Brückenkopf in der Moderne. – Man könnte denken, Claus Bremer hätte ein Heimspiel gehabt, als er am 12. Oktober 1963 in der »Literarischen Stunde am Kaminfeuer« Beispiele seiner konkreten Poesie gezeigt und besprochen hat.[208] Immerhin war er zwischen 1960 und 1962 Dramaturg am Berner Stadttheater gewesen[209], und die konkrete Poesie gilt der Literaturgeschichte heute als einzige Innovation aus jener Zeit, die sowohl in gewissem Mass mit dem Standort Bern verknüpft ist als auch innert kürzester Zeit internationale Resonanz erlangt hat. Im April 1953 hatten die Künstler Marcel Wyss und Dieter Roth zusammen mit dem literarischen Redaktor Eugen Gomringer unter dem Titel »spirale« die erste Ausgabe ihrer »internationale[n] zeitschrift für junge kunst« herausgebracht, deren Konzept es war, »nicht Information über, sondern Information durch Kunst« zu bieten.[210] Gomringer, ein 1925 im bolivianischen Cachuela Esperanza geborener Schweizer, der in Rom und Bern Nationalökonomie und Geschichte studiert hatte, steuerte für die erste »spirale« eigene Gedichte bei. »avenidas« gilt heute als paradigmatisches Gedicht der konkreten Poesie:

> »avenidas
> avenidas y flores
> flores
> flores y mujeres
> avenidas
> avenidas y mujeres
> avenidas y flores y mujeres y
> un admirador«[211]

1954 ging Gomringer nach Ulm, wo er an der Hochschule für Gestaltung Sekretär von Max Bill wurde. Mit seiner Reduktion der Sprache auf eine literarische »minimal art«, die in letzter Konsequenz das Gedicht auf ein einziges isoliertes Wort reduzieren würde[212], ist er später mit dem Ehrentitel »Vater der konkreten Poesie« bedacht worden.[213]

Bremer hatte am 12. Oktober 1963 trotzdem kein Heimspiel: Dass er seine grafischen Notate kommentierte, galt dem »Bund«-Berichterstatter als Versuch, »seine Dichtung zu legitimieren«: »Aus der Not

heraus fürchtend, das Ohr sei bestechlich, muss dieser Dichter seine ›Kunst‹ dem Auge offenbaren: und das schon stellt sein ganzes Schaffen in Frage. Bremer nämlich konnte seine Gedichte nicht bloss lesen; er musste sie besprechen und optisch, mit Hilfe von Diapositiven, erläutern.« Das nun war für den Journalisten entschieden nicht das Vorgehen eines richtigen Dichters: »Wir brauchen wohl Experimentatoren der Sprache, die sich das Heil in formalistischen Exzessen erhoffen; aber diese Schreiber sollen sich nicht Dichter nennen (…) und sich darüber klar sein, dass ihre Arbeit magischen Quadraten und Kreuzworträtseln näher steht, als einer wahrhaft schöpferischen Kunst, die sich bemüht, Sprache zu gestalten.«[214]

Bremer wird über die ästhetischen Vorstellungen des »Bund«-Rezensenten gelächelt haben. Unterdessen war er Dramaturg und stellvertretender Intendant am Ulmer Theater und ebendort Dozent an der Hochschule für Gestaltung. Er war zwar Schweizer, jedoch 1924 in Hamburg geboren worden. Zwischen 1945 und 1949 hatte er in Hamburg und Freiburg im Breisgau Altphilologie, Philosophie, Literatur- und Kunstgeschichte studiert. Anschliessend arbeitete er als Regieassistent in Freiburg und in Darmstadt.[215] Dort wurde sein ästhetisches Denken unter anderem geprägt vom US-amerikanischen Komponisten John Cage, der in jenen Jahren an der Darmstädter Musikhochschule Kurse leitete. Cage habe damals gefragt: »›Sind Töne Töne oder sind Töne Webern‹«, schrieb Bremer später, »sind Töne Töne oder sind Töne eine Schule, Teile einer Schule, was Luigi Nono auf den Plan rief, Marxisten durften sich so einen Satz wie den von Cage nicht gefallen lassen.«[216] Die Frage war also: Ist das künstlerische Material nichts als das, was es in den Augen der Kunstschaffenden zu sein scheint, oder ist das künstlerische Material aufgeladen mit Bedeutungen, die von Schule zu Schule variierten? Bremer neigte Cages Position zu: »Für mich waren Töne zunächstmal Töne, Material, mich kennenzulernen (…), um so direkt als möglich Reaktionen hervorzurufen.«[217] Dieser Materialbegriff, den Bremer auf die Sprache übertrug, führte ihn 1958 zur strikten Definition: »Die konkrete Dichtung ist ihr Material. Ihr Inhalt ist restlos Form, ihre Form ist restlos Inhalt.«[218]

Als Dramaturg experimentierte Bremer damals mit dem, was er »Mitspiel« nannte – »Zusammenspiel der Darsteller miteinander und mit dem Publikum«. Er strebte ein »ehrliches und zeitgemässes« Theater an ohne feste Grenzen zwischen Zuschauerraum und Bühne, das von allen Anwesenden gleichermassen persönliches Engagement und Mitverantwortlichkeit für die jeweilige Aufführung verlangte.[219] Als Verfasser konkreter Poesie führte er diese Idee der Mitbestimmung mit seinem strengen Materialbegriff zusammen und versuchte so eine »›Demokratisierung‹ der Poesie« als »poetische Antwort auf den Faschismus in der Kunst«.[220] Es sei damals darum gegangen, schrieb er später, »die Diktatur des Ich in der Poesie zu brechen, das Hinweggehn über andere«; konkrete Poesie als »Liberalisierungsversuch«, als »Lektion in Freiheit«.[221] Dieser weltanschaulichen Offenheit entspricht die Öffnung des Texts vom Produkt hin zum Prozess: »Die konkrete Dichtung liefert keine Ergebnisse. Sie liefert den Prozess des Findens. Die konkrete Dichtung ist nicht monumental. Nicht statisch. Sie ist Bewegung. Ihre Bewegung endet im Leser auf verschiedene Weise.«[222]

Ende der fünfziger Jahre hat Bremer damit begonnen, Gedichte in Tabellenform darzustellen, zum Beispiel die »Tabelle ›NE‹«:

»NE	SCHI	MA
NE	MA	SCHI
SCHI	NE	MA
SCHI	MA	NE
MA	NE	SCHI
MA	SCHI	NE«[223]

1960 sind Bremers »Tabellen und Variationen« von Eugen Gomringer nicht nur herausgegeben, sondern auch mit dem Kompliment bedacht worden, seine eigene Idee der konkreten Poesie habe »bis heute allein in den versuchen von claus bremer, in seinen gedichten in tabellenform, eine wirkliche erweiterung« erfahren.[224] Bereits 1954 hatte Gomringer unter dem Titel »Vom Vers zur Konstellation« seine Theorie der konkreten Poesie skizziert: »das gedicht in versform ist entweder eine historische grösse oder, wenn heutig, eine kunsthandwerkliche re-

miniszenz. ein lebendiges ordnungsprinzip der sprache ist der vers nicht mehr.« heute gehe es nicht mehr darum, Rezepte abzugeben über die »›allzumenschlichen‹, sozialen und erotischen probleme«: »wenn diese probleme nicht weitgehend im leben gelöst werden können, gehören sie vielleicht in die fachliteratur.« Sache der konkreten Poesie sei einzig und allein das Material. Die »verknappung und vereinfachung der sprache«, die zur Zeit stattfinde, bedinge eine »neue dichtung«, die »zum seh- und gebrauchsgegenstand: denkgegenstand – denkspiel« werden könne. Gomringer nennt seine Arbeiten »konstellationen« und definiert: »die konstellation ist die einfachste gestaltungsmöglichkeit der auf dem wort beruhenden dichtung. (…) in ihr sind zwei, drei oder mehr, neben- oder untereinandergesetzten worten – es werden nicht zu viele sein – eine gedanklich-stoffliche beziehung gegeben, und das ist alles!« Der »dichter« bestimme den »spielraum, das kräftefeld«, der »neue leser« nehme »den spielsinn auf und mit sich«.[225]

Die konkrete Poesie habe »ihre ersten Impulse auffallend vielen Schweizern« zu verdanken, erwähnt Claus Bremer später und nennt Max Bill, Eugen Gomringer, Dieter Roth, Daniel Spoerri und André Thomkins. Ein weiterer Schweizer hat sich schon sehr früh intensiv mit ihr auseinander gesetzt: Kurt Marti, damals noch Pfarrer im aargauischen Niederlenz. In einem Aufsatz nahm er 1956 Gomringers Postulat, das Gedicht müsse ein »gebrauchsgegenstand« sein, zusammen mit jenem vom Gedicht als »spielraum«: »Die Konstellation ist mithin nicht Darstellung von etwas oder Aussage über etwas, sondern ein aus Worten gebildeter Seh- und Denkgegenstand, der entweder zum Spiel oder zur Meditation gebraucht, nicht nur genossen und nachempfunden, sondern wirklich ›gebraucht‹ werden kann. (…) Der Dichter, so scheint mir, wird hier seiner Priesterwürde entkleidet und zu einem primus inter pares im allgemeinen Priestertum der Wort- und Denkspieler gemacht.« Der Verzicht auf den »traditionellen Gedicht-›Inhalt‹« hänge bei Gomringer »aufs engste zusammen mit seiner Auffassung von der gesellschaftlichen Funktion des Dichters«. Zwar werde hier die Parole »l’art pour l’art« wieder aufgenommen, aber nicht als

Argument für den Rückzug in den Elfenbeinturm, sondern »als Werkparole desjenigen Dichters, der sich mitten in die Gesellschaft unseres technischen Zeitalters gestellt« sehe »mit dem Auftrag, Spielmeister des Wortes, Provokateur selbsttätiger Freiheit, Erzieher zum homo ludens zu sein«.[226]

Die Wurzeln der konkreten Poesie sah Gomringer in den Werken von Arno Hotz, Stéphane Mallarmé und Guillaume Apollinaire, im Futurismus, Dadaismus und Expressionismus und bei den US-amerikanischen Schriftstellern Edward E. Cummings und William C. Williams.[227] Insofern verstanden sich die konkreten Poeten als Teil einer exklusiven internationalen Avantgarde. Hätten die Mitglieder der »Arena FIERTAS« Bremers Auftritt im Oktober 1963 überhaupt zur Kenntnis genommen, hätten sie allenfalls gefragt, mit wem man denn überhaupt noch ins Gespräch kommen wolle, wenn man eine Sprache spreche, die das Volk sicher nie verstehen werde. Und Bremer, für den seine Spracharbeit »poetische Entnazifizierung«[228] war, hätte die Gegenfrage gestellt, wer denn nach allem, was gewesen sei, noch von »Volk« zu reden wage? Die Wörter – hätte er vielleicht beigefügt – haben eben doch eine Geschichte.

Peter Lehners Weg vom Elegiker zum Bürgerschreck. – Die Auftritte des Lyrikers Peter Lehner haben einen Nachteil. Obschon er zur Zeit bereits seine vierte Gedichtsammlung zum Druck vorbereitet, als Mitarbeiter von Hiltys »hortulus« seit 1954 nach und nach über die Landesgrenzen hinaus zum Insidertipp avancierte[229] und als Vorstandsmitglied des Berner Schriftsteller-Vereins eine Persönlichkeit ist im kulturellen Leben der Stadt, werden seine Auftritte von den Zeitungen kaum zur Kenntnis genommen: Lehner ist ein Roter. Der einzige Hinweis auf seine Lesung am 372. Abend des »Kerzenkreises« vom 25. Oktober 1963 ist die Einladung.[230]

Sicher ist, dass dieser Lehner-Abend vom Publikum höchste Aufmerksamkeit erfordert hat. Seit der Autor ein Jahr lang als Werbetexter gearbeitet hatte, sind seine Verse noch knapper und pointierter ge-

worden: Für das Jahr 1960 hatte er einen einjährigen unbezahlten Urlaub als Sekundarlehrer eingegeben und sich um finanzielle Unterstützung bemüht, um an seinem ersten Roman arbeiten zu können. Der Urlaub wurde ihm zugestanden, der Werkbeitrag jedoch abgelehnt. So musste er Geld verdienen. Er liess sich von der Werbeagentur Cohen – heute Advico Young & Rubicam AG – in Gockhausen bei Zürich anstellen und machte Werbung für Autos, Walliser Weine und Zigarren. Nach einem Jahr musste er sich entscheiden: entweder zurück in die Schule oder bei der Agentur bleiben und seine Familie in den Kanton Zürich nachkommen lassen. Er hat sich für den Lehrerberuf entschieden.[231]

1963 steht Lehner mit seiner Schriftstellerei an einem Wendepunkt. Den Gedichtband, den er zur Zeit vorbereitet und der im kommenden Jahr in der Reihe von Hiltys Quadratbüchern unter dem Titel »Fase Kran« erscheinen soll, kündige, wird später das »Kritische Lexikon der Gegenwartsliteratur« festhalten, einen »Paradigmawechsel in der Lyrik Lehners an, den man als Politisierungsschub bezeichnen könnte«.[232]

Freilich war Lehner politisiert von Kindsbeinen an. Er stammte aus einer Lehrerdynastie: Sein Vater war Lehrer, seine Mutter war Lehrerin, seine Schwester wurde Lehrerin und heiratete einen Lehrer. Schwägerin, Schwiegermutter und Onkel arbeiteten im gleichen Beruf. Er selber wurde Lehrer, und er heiratete Adelheid Henzi – eine Lehrerin.[233] Schon sein Vater Fritz war früh politisiert worden: »Den Generalstreik 1918 erlebte er als Sanitätssoldat in Thun, während sein Vater als Mitglied des örtlichen Streikkomitees unter Hausarrest stand.« Fritz Lehner wird später kommentieren: »Ich war 45 Jahre lang Schulmeister; da muss einer ja verblöden, wenn er nicht noch was anderes tut.« Mit 26 Jahren sass er deshalb für die Sozialdemokraten bereits im Thuner Stadtparlament und kämpfte dort gegen die einheimischen Fröntler. 1942 wurde er in die Regierung der Stadt gewählt.[234]

In den dreissiger Jahren machte Peter Lehner bei den »Roten Falken Thuns« mit, die von Arnold Lehner geleitet wurden, der später das Kinderheim in Malix übernehmen würde. Bei dieser Jugendorganisa-

tion lernte er seine spätere Frau kennen, die sich erinnert: »Damals gab es ein Falken-Versprechen, in dem es hiess: ›Ich bin stolz, ein Arbeiterkind zu sein.‹ Kultur und Bildung waren damals die grossen Anliegen der Bewegung.« Nachdem Lehner 1948 das Diplom für das Höhere Lehramt erworben und nach einigen Jahren journalistischer Tätigkeit 1953 die Lehrerstelle in Bümpliz angenommen hatte, musste er zusammen mit seiner Frau zusehen, wie die Utopie der frühen Jahre unterging: »Man hatte in den dreissiger Jahren noch gemeint, die Arbeiter müssten die Bildung nachholen – aber es gab eben keine andere als die bürgerliche«, sagt Heidi Lehner. »Zwar entstanden Arbeiterbibliotheken und Arbeiterturnvereine, die Naturfreunde und die Arbeiterjodlerchöre. Aber nach dem Zweiten Weltkrieg wurde klar, dass die Leute gar keine eigene Kultur mehr wollten. Das war eine Idee aus den zwanziger und dreissiger Jahren. Sie wollten die gleiche Kultur, die die anderen hatten. Sie wollten dazugehören. Heute hat man eigentlich erreicht, was man in den fünfziger Jahren gewollt hat. Nur die Solidarität ist nirgends mehr.«[235]

Diese Entwicklung, während der die Arbeiterschaft nach dem Zweiten Weltkrieg ihre in Ansätzen vorhandene eigene Kultur fahren liess, um sprachlos Teil der allgemeinen Wohlfahrt zu werden, hat den Schriftsteller Lehner skeptisch gemacht. 1972 wird man ihn fragen, ob das schriftstellerische Werk durch Bewusstmachung verhindern könne, dass sich »schlimme Vorkommnisse der Vergangenheit« wiederholen würden. Seine Antwort: »Wenn man an die Vergangenheit denkt, dann könnte man sehr skeptisch sein.« Auf die Nachfrage, ob man aufgrund der Erfahrungen seiner Generation in diesem Punkt jede Hoffnung aufgeben müsse, wird er antworten: »Nein, sonst könnte ich ja überhaupt nicht mehr schreiben. Man weiss zwar, dass sich die Macht immer wieder der von Dichtern gelieferten Slogans bedient, um diese in den Dienst ihres Willens zu stellen. Trotzdem besteht die Hoffnung, dass auf lange Sicht etwas von dem, was der Schriftsteller erklären, bewirken wollte, im Bewusstsein der Menschen haften bleibt. Vielleicht geht die Saat erst in späteren Generationen so richtig auf.«[236]

Am ehesten noch in den ersten Gedichtzyklen wird ab und zu etwas sichtbar von der Hoffnung auf die Veränderbarkeit der Welt. Das Gedicht, mit dem er 1955 seine erste Sammlung, »rot grün«, eröffnet, liest sich wie ein Kommentar zur Auseinandersetzung um die Einschätzung des künstlerischen Materials zwischen John Cage und Luigi Nono, den Claus Bremer 1954 in Darmstadt mitverfolgt hat. Auch Lehner neigt Cages spontaneistischem Materialverständnis zu – mindestens die Bausteine des eigenen Werks sollten »rein« sein:

»Worte, die ein jeder kaute
Und verächtlich von sich spie,
lose Silben – leere Laute,
die der Strassenkrämer schrie,
leben wieder auf – genesen –
brechen ihren Zotenzwang,
und wie auferstandne Wesen
reifen sie zu reinem Klang.«[237]

Die Zyklen der fünfziger Jahre – nach »rot grün« folgen »Asphalt im Zwielicht« (1956) und »Ausfallstrasse« (1959) – umkreisen den unversöhnbaren Bruch zwischen der Natur und dem zivilisatorischen und technischen Fortschritt. Neben die »Termine«, die den Tag »zerhacken«, stellt Lehner den Wind, der »durchs offene Fenster« mit den »leichten Gardinen« spielt; die im Nebel verschwimmenden »Lichter der Strasse« neben die »krasse[n] Gerippe« der Bäume, und »hoch im Stahlgerüst« des Krans »verfängt sich die Sichel des Monds«.[238] Im Sinne einer »neuen Arbeiterkultur«, einer »neuen sozialistischen Volkskultur«, wie Zeno Zürcher sagt[239], bemüht sich Lehner zwar um die Ästhetisierung der modernen Arbeitswelt, ohne aber die Kehrseite dieser Art von Naturbeherrschung zu übersehen, die Hybris der Naturzerstörung:

»Seit wir vom Herde der Götter
das Feuer gestohlen,
sind wir betört von den Flammen,
vom Rauche berauscht,
getrieben zu immer grösseren Bränden:
Werkzeug im Sold der erkalteten Erde,

vorgespannt ihrem Willen,
wieder Sonne zu sein.«[240]

Auf der Einladung zum »Kerzenkreis«-Abend vom 25. Oktober 1963 findet sich ein Gedicht, das Lehner erst 1967 leicht überarbeitet in eine Buchpublikation aufnehmen wird. Es belegt, dass er damals die sloganartig zugespitzte Ideologiekritik bereits beherrscht und dass der »Politisierungsschub« weg vom wohlgesetzten elegischen Ton, der sich im Buch »Fase Kran« 1964 öffentlich erst ankündigen wird, in Lehners Schreiben bereits Jahre zuvor eine wichtige Rolle gespielt haben muss:

»Landeshymne: Man nehme
eine gut mit Gott durchzogene
Urgrossente,
eine Dolchspitze Hauswurz,
ein vollgerüttelt Mass Schmalz
zu Schaum geschlagen
und gebe das ganze
durch den Wolf eines Männerchors.«[241]

Wie Mueller in Norwegen einen Roman vollendet. – Spätestens seit Mitte November 1963 lebt René E. Mueller in einem Haus in Åsen über dem Lysefjord in Südwestnorwegen. »Seltsam, so aus dem Fenster zu schauen und weit und breit kein Licht zu sehen. Was mich aber am meisten verwundert, dass ich überhaupt keine Angst empfinde. Als ich hierher kam, war ich nämlich überzeugt, dass ich mich fürchten würde – und nun ist es so, dass ich nicht mal die Türe verrammle und direkt lächelnd auf das Geheul der Wölfe lausche. (…) Wenn das Wetter gut ist (…), dann scheint sogar für fast zwei Stunden die Sonne und es ist lange genug hell, dass ich mit dem Nachbarn im Fluss fischen gehe oder auf die Jagd. Aber wenn das Wetter schlecht ist – und das ist es ja meistens, dann ist es fast den ganzen Tag über finster.«[242]

Er habe sich in die »Einöde nordischer Wälder« zurückgezogen, um einem Buch »seinen letzten Schliff« zu geben, und er komme »ausgezeichnet« voran.[243] Das allerdings sei auch nötig, »denn schlussendlich haben schon drei namhafte Verleger ebenso namhafte Vorschüsse

auf ein und denselben und immer noch nicht fertigen Schunken geleistet«. Er habe zwar Schifferli in Zürich angeboten, unter dem Titel »Die Unvollendete« einen Prachtband mit lauter leeren Seiten zu machen – der habe aber abgewinkt. So wolle er nicht knausrig sein und »ganz gerne hin und wieder ein paar Zeilen pissen«.[244] Er schreibe viele Gedichte, und wenn er hier »noch einige Wochen« durchstehe, so werde er »auch gleich noch eine Sammlung nordischer Lyrik herausgeben können«.[245] An welchem Buchmanuskript er arbeitet, erwähnt er nicht. Vermutlich aber handelt es sich um den Roman »Wenn die Bösen lieben«, aus dem er zwei Monate später in Bern vorlesen wird.[246] Das Typoskript ist verschollen.

Er habe das Haus für drei Monate gemietet, hoffe aber sehr, »noch vor Weihnachten den Kahn südwärts zu besteigen«[247] und »über Weihnachten und Neujahr ein paar Tage im altvertrauten Venedig zu verbringen«.[248] Bei der Herfahrt habe er übrigens »in Bilbo's Hafenspelunke am Kuhdamm in Berlin« Henry Miller getroffen, der ihm gleich sein »Haus in Epidauros (…) vom Frühling an und den ganzen Sommer zur Verfügung« gestellt habe.[249] Dorthin lädt er grosssprecherisch seine ehemalige Geliebte Zora ein und schildert ihr dramatisch sein Dichterleben in der norwegischen Einsamkeit. Relativiert wird diese Klage drei Tage später in einem Brief an Peter Lehner immerhin insoweit, als er seiner Verwunderung darüber Ausdruck verleiht, dass man »den nordischen Schönheiten immer Gefühlskälte und sexuelle Kartoffelsackerei andichtet –, dabei ist genau das Gegenteil der Fall – ich habe im Süden kaum feurigere Temperamente gefunden«.[250]

Mueller ist in der Tat in den Weihnachtstagen zurück in der Schweiz – von einer Weiterreise nach Venedig ist allerdings nicht mehr die Rede, und ob er den Termin seiner Abreise in Norwegen selber wählte, bezweifelt Heinz Hänni, dessen damalige Frau Muellers Aufenthalt ja vermittelt hatte: Erstens habe Mueller, soviel er gehört habe, ein 15-jähriges Mädchen vergewaltigt und zweitens sei in der Hütte, die er bewohnt habe, der Boiler in die Luft geflogen. Den Schaden von 700 Kronen habe er, Hänni, berappen müssen. Seine Frau sei später

einmal nach Bern gefahren, habe auf der Suche nach Mueller alle einschlägigen Beizen abgeklappert und ihn, als sie ihn schliesslich gefunden hatte, wegen dieser Norwegen-Geschichte »vor versammeltem Publikum gottsjämmerlich zusammengeschissen«.[251]

Am 29. Dezember 1963 schreiben »Mammi & Peps« Zwahlen in Bern ihrem ferienabwesenden »Liebe[n] Lottilein« – Muellers Zora – einen Brief mit den besten Wünschen für das neue Jahr. Darin findet sich als Postscript in Muellers Handschrift einer seiner Standard-Kalauer: »Und schlägt der Arsch auch Falten, wir bleiben stets die Alten.«[252]

Wer schrieb und wer schwieg im Zweiten Weltkrieg? Die »Nullpunkt«-Debatte. – Für den 16. Januar 1964 lädt Sergius Golowin als Stadtbibliothekar von Burgdorf in den Lesesaal seiner Bibliothek zu einem Streitgespräch mit dem Thema: »1945 – ein geistiger Nullpunkt?«[253] Haben die Schreibenden während des Zweiten Weltkriegs wirklich im höheren Interesse der Schweiz schweigen müssen, oder hat die Schweiz in jenen Jahren die Chance verpasst, ein Hort des freien Geistes in Europa zu sein? Worauf können sich die Nachgeborenen stützen? Gibt es eine respektierbare literarische Tradition, oder stehen die Jungen wie in Deutschland auch in der Schweiz nach 1945 an einem »geistigen Nullpunkt«? Unter Golowins Gesprächsleitung führen die Schriftsteller Erwin Heimann (55) und Hans Rudolf Hilty (39) jene Diskussion weiter, die sie im November 1962 an der Bolderntagung aufgenommen haben. Beide hatten sich in letzter Zeit schriftstellerisch intensiv mit dem Thema auseinander gesetzt.

In seinem Roman »Parsifal« liess Hilty den Protagonisten Ekkehard Gilg über die Anpassung der Schweiz an Deutschland vor 1945 nachdenken: »Hinterher erkannte ich (…), in welchem Masse man sich bei uns die Denkformen vom Gegner hatte diktieren lassen, man hatte den Ungeist homöopathisch abgewehrt, im Appell an die ›gesunden Urkräfte des Volkes‹, hatte gegen das Germanische das Alemannische aufgeboten, nicht das Europäische, man nahm gegen die bedrohliche Gegenwart die Vergangenheit zu Hilfe, nicht die Zukunft. Am unheilvollsten

wirkte sich diese Haltung in der Flüchtlingspolitik aus. Dass man in der Zeit, da unser Land von den Achsenmächten umgeben war, diese nicht unvorsichtig reizte, mochte ein Gebot politischer Klugheit sein; dass man schon vorher aus Angst vor einer ›Überfremdung‹ in der Aufnahme von Emigranten allzu zurückhaltend war und dadurch zahlreichen Juden die Flucht vor den Gaskammern versperrte, kann nur mit einem schwelenden Antisemitismus auch in unserem Land erklärt werden, vielleicht unbewusst war man von der Nazi-Propaganda angesteckt.«[254]

Erwin Heimann schrieb eben in diesen Tagen das Vorwort zur Buchfassung der Radiohörfolge »Sturmzyt«, in der er die Kriegsjahre nachgezeichnet hatte: »Die Generation, die die Jahre 1930–1945 wissend miterlebt hat, sucht heute nach einem Überblick über Geschehnisse, der im Wirbel der Zeit oft genug verloren ging. Und die folgende Generation ringt um ein Erkennen ihres Standorts, sie ringt auch um ein Verstehen der Ältern und Eltern, die sich immer wieder auf Erlebnisse und Erfahrungen berufen, von denen sie geprägt wurden, die aber den Jungen völlig fremd oder nur in zusammenhanglosen Stichworten bekannt sind.«[255] Anderthalb Jahre später wird Heimann anlässlich einer Fernsehdiskussion die Veröffentlichung des vom Bundesrat unter Verschluss gehaltenen Berichts des Historikers Edgar Bonjour über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg fordern: »Die historische Wahrheit über jene Zeit wissen wir alle nicht. Ich habe gerade bei der Abfassung der ›Sturmzyt‹ unendliche Schwierigkeiten gehabt, eine Wahrheit zu finden. Vielleicht würden heute einzelne getroffen durch die Veröffentlichung des Berichts Bonjour, aber ich fürchte, die Kränkungen für das Schweizer Volk sind grösser, wenn der Bericht nicht veröffentlicht wird. So entsteht heute das Misstrauen der jungen Generation gegen jene Generation, die den Krieg durchgetragen und die Vorkriegszeit erlebt hat – das Misstrauen, wir hätten versagt, weil wir die hohen Prinzipien der Schweiz nicht durchgehalten hätten.«[256]

Für Heimann war der Verbalradikalismus der Nachgeborenen wohlfeil. Wer, wie er, als gelernter Mechaniker in den dreissiger Jahren mit Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit, Stempeln, mit unerschwing-

lichen Mieten und grossen materiellen Einschränkungen hatte leben müssen, sah im Rückblick auf jene Jahre mehr die Zwänge als die falschen Kompromisse und ungenutzten Möglichkeiten. Das machte ihn, den man einst als »Arbeiterdichter« und »Tendenzschriftsteller« tituliert hatte, in den Augen der Jungen zum Konservativen und zum »rechten Flügel« in den Diskussionsrunden.[257] Trotzdem war er ein jederzeit respektierter und geachteter Gesprächspartner. Sein Mündel René E. Mueller hatte zwar auf Boldern gegen viele gepoltert, aber über Heimann hatte er gesagt, dass dieser »im Rahmen seiner Möglichkeiten keine Taten scheut, um uns zu fördern und es nie bei Worten bewenden lässt, obwohl (…) er uns kennt wie kaum ein Zweiter«.[258]

Heimann bemühte sich in diesen Jahren auch schriftstellerisch um die junge Generation: Er schrieb den Essay »Jung und alt. Das Jugendproblem in heutiger Sicht« (1960)[259], und er verfasste für das Radio eine siebenteilige Hörfolge unter dem Titel »Der Prozess«, der die damals aktuelle Geschichte einer in Bern überführten Jugendbande zugrunde lag: »Eine Bande junger Menschen, die gestohlen und eingebrochen hatte, um neben dem normalen ›ihr‹ Leben zu leben. Es waren – zur grössten Bestürzung der Umwelt – lauter Söhne und Töchter aus sogenannt guten Familien.« Er habe darin, schreibt Heimann, nicht nur »harte Massnahmen« gegen die »Verwilderungen und Zügellosigkeiten« der Jugendlichen gefordert, weil »der Sinn für Recht und Gesetz nicht unterhöhlt werden« dürfe, er habe auch »das Versagen der Elite« gebrandmarkt, »den Nihilismus in der Literatur, in der bildenden Kunst und in der Kunstkritik«, »das Modegeschwätz über die Psychologie« und die »Scheinfrömmigkeit«.[260] Heimann war ein proletarisch geprägter Wertkonservativer, der nach der Maxime lebte, die er 1935 seinem Erstlingsroman vorangestellt hatte: »Die Konflikte zwischen Menschen, zwischen Klassen und zwischen Völkern sind nur deshalb so tief und unüberbrückbar, weil das eine fehlt: Der Wille zum Versuch, den andern zu verstehen.«[261]

Den Disput mit den Jungen liebte er. Am 6. März 1963 hatte er zum Beispiel im »Podium« mit den Arena-FIERTAS-Autoren Alfred

Bangerter, Peter Klein, Niklaus von Steiger und Zeno Zürcher über deren Selbstverständnis als Schriftsteller diskutiert.[262] Ironisch kommentierte ein Rezensent: »Wer um Erwin Heimanns Angriffigkeit weiss, war nicht erstaunt, dass er die vier Jungen, die seine Kollegen sein wollen, gehörig aus dem Busch klopfte. Gehörig, jawohl, aber nicht ohne Verständnisbereitschaft!«[263]

Dass Heimann nach Burgdorf kam, um mit Hilty zu diskutieren, war demnach selbstverständlich. Hilty eröffnete, indem er Parallelen zog zwischen der Situation der deutschen und der schweizerischen Literatur vor 1945. In der Abwehr des Fremden sei für die Geistige Landesverteidigung in bedenklicher Weise die kulturpolitische Terminologie des Dritten Reichs übernommen worden. Auch in der Schweiz habe man von »Volk und Boden«, »destruktiv«, »entartet« und »dekadent« gesprochen. Man habe das Fremde schlechthin abgelehnt und eine »autarke Réduitliteratur« aufgebaut in der Annahme, was schweizerisch sei, sei »eo ipso gut«. Deshalb habe auch in der Schweiz 1945 eine »Nullpunktsituation« geherrscht. Heimann entgegnete, dass »unsere Schriftsteller« damals vor der Alternative »Bewahrung der Treue zur Schweiz oder Bewahrung der Existenz« und vor der Frage gestanden seien: Schreiben für den nationalsozialistischen deutschen Markt, ja oder nein? »Haben wir versagt, wenn von über 300 Schriftstellern und Dichtern drei oder vier abtrünnig wurden?« Viele Schriftsteller hätten sich mutig gegen Nazideutschland gestellt – Simon Gfeller zum Beispiel habe 1937 den Alemannischen Literaturpreis zurückgewiesen.

Für wen man denn heute schreibe, leitete Golowin in die Gegenwart über. Heimann antwortete ohne Umschweife, er schreibe für »das Volk« und wolle »den Leser« erreichen. Deshalb habe er sich in Form und Sprache an dessen Fassungsvermögen zu halten, und das gelinge am besten mit dem Realismus der »Heimatdichtung«. Hilty attackierte den »beschönigenden Realismus des ›Völkischen‹«. Heimann verwahrte sich dagegen, »ein verkappter, hinterbliebener Nazi zu sein«, nur weil er gewisse »moderne literarische Tendenzen« ablehne. Hilty konterte: Von den Altvorderen sei nichts mehr zu lernen, es gehe heute

darum, die Sprache experimentell weiterzuentwickeln, damit sie überhaupt wieder fähig werde, die Welt abzubilden.[264]

Spätestens seit diesem Abend in Burgdorf zu Beginn des Expo-Jahres ist klar, dass es beim Generationenstreit in der Zunft der Schreibenden nicht nur um diffuse standespolitische Ressentiments, sondern um zeitgeschichtliche, kulturpolitische und ästhetische Fragen geht. Ihre Brisanz wird in den kommenden Jahren zunehmen.

Der »Tägel-Leist« eröffnet das Diskussionspodium »Junkere 37«. – Im Berner »Stadtanzeiger« erscheint am 4. Februar 1964 ein unscheinbares Kleininserat: »Junkere 37 / Diskussionspodium / Keller Junkerngasse 37 / Mittwoch, den 5. Februar 1964, 20.15 Uhr / René E. Mueller / Erstvorlesung aus dem Roman: / ›Wenn die Bösen lieben‹ / Unkostenbeitrag Fr. 1.75«.[265] Bereits kurz zuvor hatte man auf einer »Tägel-Leist«-Einladung die dunkle Ankündigung lesen können: »›Das PODIUM‹ wird in den nächsten Tagen von einem neuen Mieter übernommen werden. Aus diesem Grunde werden möglicherweise Umstellungen in unserm Programm erfolgen, besonders, was den Zeitpunkt unserer Veranstaltungen betrifft. Wir werden über die nächsten Abende berichten, sobald die Lage geklärt ist.«[266]

Seit dem Juni 1963 hatten Heidi und Paul Niederhauser in ihrem »Podium« keine Veranstaltungen mehr durchgeführt. Der Keller wurde lediglich noch vom Untermieter »Tägel-Leist« für seine monatlichen Veranstaltungen benutzt. Nach dem Abend zum »Problem der modernen Schundliteratur« im Juli[267] nahm im August Niklaus von Steiger unter dem Titel »Erster August – einmal anders« eine Neubewertung der Begriffe »Patriotismus«, »Nation« und »Heimat« vor[268], im September sprach Zeno Zürcher zum Thema »Schule und Lehrer – heute«[269], im Oktober Sergius Golowin über den »Aberglauben der Gegenwart«[270], im November der Pädagoge Willi Grossenbacher über »Pestalozzi und die ›Begabtenförderung‹«.[271] Am 12. Dezember stellten Golowin, Zürcher und Maria Meer, die neuerdings Gertsch hiess, unter dem Titel »Weihnachten zwischen gestern und morgen« Experimente für

eine »zeitgemässe Weihnachtsgestaltung« vor.[272] Als Zürcher sein »zeitgemässes Krippenstück« zwei Tage später auch am »Kaminfeuer« vorliest[273], reagiert der »Bund« ungehalten: »Politische und soziale Probleme, die schwerwiegende Frage der Menschenrechte unserer Tage, ja ganze Gedankenkomplexe, die bedeutende Männer der Vergangenheit nur Schritt für Schritt zu behandeln wagten, wurden hier durcheinander und in geballter Form in wenigen Sätzen dem Hörer entgegengeschleudert.«[274] Offensichtlich begann die Art, wie der »Tägel-Leist« volkskulturelle Tradition zu aktualisieren versuchte, vermehrt Widerspruch zu erregen: Es wurde Zeit, selber an die Öffentlichkeit zu treten und die Diskussion mitzubestimmen.

Nach Verhandlungen mit dem Ehepaar Niederhauser im Herbst 1963 übernahm der »Tägel-Leist« auf Februar 1964 den Mietvertrag für den Keller an der Junkerngasse 37.[275] So wurde hier nicht der »Kerzenkreis«, der ihn ja zu Beginn mitgenutzt hatte, sondern der Zirkel der »Kerzenkreis«-Abtrünnigen vom »Tägel-Leist« heimisch. Dass damit die Leute um seinen Bruder Zeno über einen eigenen Veranstaltungsraum verfügten, hätte Walter Zürcher, der mit eisernem Fleiss weiterhin »Kerzenkreis«-Abende organisierte, vermutlich mehr geschmerzt, wenn nicht auch er gerade in diesen Tagen wieder einen Veranstaltungsraum hätte mieten können: »Seit Mitte Januar ist Bern um einen Keller reicher, der nicht mehr dazu dient, köstliche Weine, verstaubte Akten oder wertlosen Kram zu hüten, sondern für künstlerische Veranstaltungen herausgeputzt wurde. Der ›Keller 15‹ hat seine Türe an der Gerechtigkeitsgasse 15 und steht in erster Linie dem von Walter Zürcher betreuten Kerzenkreis zur Verfügung.«[276]

Während Walter Zürcher mit Lesungen von Brigitte Meng[277] und Jörg Steiner[278] seinen Betrieb am neuen Ort sofort aufnimmt, kämpfen die »Tägel-Leistler« mit Startschwierigkeiten. Sie planen, von nun an wöchentliche, öffentlich angezeigte Veranstaltungen durchzuführen, und wollen den Keller zu diesem Zweck renovieren. Dazu braucht es Geld, das nicht vorhanden ist. Die gute Seele, die man sucht, findet sich schliesslich in der Person von Kurt Gaugler, dem Gründer der Privat-

schule »Sunny Dale« in Wilderswil bei Interlaken. Dieser stellt ein Darlehen von 1000 Franken zur Verfügung.

Damit ist für den »Tägel-Leist« der Weg offen, in Bern ausserhalb anerkannter Institutionen jenes Experiment nachzuvollziehen, das Sergius Golowin in der Burgdorfer Stadtbibliothek schon seit 1958 sporadisch und seit Herbst 1963 mit Erfolg »sozusagen wöchentlich« durchführte[279]: »Regelmässig fanden unter der Bezeichnung ›Bücherstunden in der Stadtbibliothek‹ Besprechungen alter, neuer und neuster Richtungen des Schrifttums statt.« Er habe sich zu diesen Veranstaltungen entschlossen, obschon vieles dagegen gesprochen habe. Einerseits klagte zum Beispiel damals Biels Literarische Gesellschaft: »Es ist schwer zu sagen, wo der Grund für den steten Rückgang der Besucherzahl unserer Autorenabende zu suchen ist. Liegt es am Überangebot ›konfektionierter‹ Kultur? Lohnt es sich nicht mehr, einen Abend dem Kontakt mit einem Unberühmten, vielleicht sogar Unbekannten zu opfern?«[280] Andererseits gab es den wohlfeilen Spott der Hochkultur, zum Beispiel im »Bund«-Feuilleton: »Was haben wir seit ein paar kurzen Jahren selbst in unserer guten, hartbodigen Stadt Bern mit einemmal für eine Dichterblüte! ›Arenen‹, ›Rampen‹, ›Podien‹, ›Kaminfeuerplätze‹ aller Art wetteifern mit der Vorstellung jungen Musenvolkes.«[281] Aber Golowin weiss, was er will: »Ein Volk besitzt Kultur nicht, wenn irgendwo in der grossen Hauptstadt und durch grosszügigen Einsatz heutiger Propagandamittel einige wenige Wissenschaftler oder Künstler Weltgeltung erhalten, sondern wenn bis in die kleineren Gemeinden hinein geistige Werte neu geprägt werden und solches Schaffen die Anteilnahme weiter Kreise der Bevölkerung (…) erweckt.« Das eben sei eine »lebendige, fruchtbare Volkskultur«, schreibt er und gibt bei dieser Gelegenheit einen Hinweis zur Etymologie des Begriffs: »Das Wort tönt etwas nach östlich-volksdemokratisch, ist aber von Pestalozzi.«[282] 1969 wird Golowin schreiben, er habe in Burgdorf »allein nach 1963 (…) 220 öffentliche Zusammenkünfte« mit »heimatkundlichen Begegnungen« durchgeführt.[283]

Vermutlich im Januar 1964 treffen sich die vier »Tägel-Leistler«

Franz Gertsch, Sergius Golowin, Niklaus von Steiger und Zeno Zürcher in der »Schwarzen Tinte«, einer Szenenbeiz an der Kramgasse, zu einer Sitzung. Man einigt sich, einen Vertrag abzuschliessen, der vorsieht, dass jeder der vier Vertragspartner für die gesamte Mietdauer des Kellers an der Junkerngasse 37 monatlich 40 Franken zu bezahlen habe. Vom Vertrag solle erst dann zurückgetreten werden können, wenn das gesamte Darlehen an Gaugler zurückbezahlt sein würde. Ein spezieller Paragraph hält fest: »Sollte ein Partner in finanziell aussichtlose Lage geraten, versuchen die andern Vertragspartner für eine begrenzte Zeit dem Nichtzahlenden Vorschuss zu gewähren. (Soweit es den Keller angeht.)«[284] Nach der Regelung des Finanziellen wendet man sich der Frage zu, welchen Namen der Veranstaltungsraum tragen solle. Zuerst seien Fantasienamen im Gespräch gewesen, dann plötzlich der neutrale Strassenname, erinnert sich Zeno Zürcher. Zu hitziger Diskussion habe die Frage geführt, ob der Keller hochdeutsch »Junkerngasse 37« respektive »Junkern 37« heissen solle oder mundartlich »Junkere 37«: Verwies ein berndeutscher Name nicht allzusehr auf Heimatschutz, Denkmalpflege und geistige Landesverteidigung? Schliesslich wurde Franz Gertsch doch beauftragt, die Mundartversion als Schriftzug grafisch zu gestalten.[285]

1990 ist Niklaus von Steiger in einem Interview gefragt worden, was der Unterschied gewesen sei zwischen dem »Kerzenkreis« und der »Junkere 37«. »Die ›Junkere‹ war ideologisch viel weniger fixiert auf etwas Bestimmtes«, hat von Steiger geantwortet: »Der Kerzenkreis war sehr schöngeistig, sehr elfenbeinturmhaft, auf eine Art sehr elitär. Die Leute wollten nur das Schöne und Gute. In der ›Junkere‹ versuchten wir möglichst kontradiktorisch alles einfliessen zu lassen, sei es literarisch, sei es politisch.«[286]

Den ersten »Junkere 37«-Abend stellt man unter das Motto »Literarisches Labor 1964« und lädt René E. Mueller zum Vorlesen ein. Auf der vervielfältigten Einladung, die von nun an von Zeno Zürcher wöchentlich produziert wird, schreibt Sergius Golowin: »Alles redet heute von der ›Notwendigkeit des Experiments‹ – umschreibt aber damit

häufig das Schwören auf den Lehrsatz der eigenen Küche (…). Wir brauchen (am besten sogar in mehrfacher Ausgabe!) ein ›Literarisches Laboratorium‹, wo man sich unverbindlich begegnet und voneinander lernen kann – ›Zornige‹, ›Avantgardisten‹ und ›Heimatschriftsteller‹, ›Neo-Romantiker‹ und ›Neuro-Romantiker‹… Eine Kultur entsteht schliesslich aus dem Zusammenspiel aller schöpferischen Möglichkeiten, nicht aus der Abkapselung, Inzucht von (mehr oder weniger) ästhetischen Zirkeln.«[287]

Wie Golowin an jenem ersten Abend das Publikum begrüsst hat, ist nicht überliefert. Drei viertel Jahre später jedoch lief ein Tonbandgerät, als er den 29. »Junkere«-Abend wie folgt eröffnete: »Es gibt bekanntlich verschiedene Arten der Begegnung mit Autoren. Man kann sie vorlesen lassen, und weil sie bestimmte Lieblingsstücke haben, können sie sie mit der Zeit ganz gut vortragen. Solche Abende sind dann jeweils einigermassen schön. Es gibt aber eine andere Möglichkeit, Begegnungen mit Autoren zu organisieren. Das ist die lebendige Aussprache, die Diskussion. Solche Abende sind eigentlich nie schön, das heisst, sie können komplett misslingen – die Schuld liegt aber dann gewöhnlich bei allen, nicht nur beim Autor – oder sie können sehr anregend werden. Interessant ist, dass viele Leute gerade jene Diskussionen als gut bezeichnen, die im Grunde genommen schlecht sind, weil in denen ganz genau das erzählt wird, was sie gerne glauben. So finden sie sich bestätigt und sagen, das sei ein schönes Gespräch gewesen. Und es gibt Diskussionen, die sie als misslungen oder schlecht bezeichnen, weil Dinge gesagt worden sind, die sie aufregen, aber eben doch zu einer Standortbestimmung, mit anderen Worten: zum Denken zwingen.«[288]

Zu Muellers Auftritt vom 5. Februar 1964 nur so viel: Fast bedauernd schreibt der Berichterstatter des »Bunds«, Mueller habe »keines seiner beliebten ›Manifeste der Gruppe 63‹« verlesen, »sondern schlicht und einfach eigene Prosa, die er merkwürdigerweise ›Wenn die Bösen lieben‹ betitelt. Man konnte nur staunen, wie lieb, unrevolutionär und gefühlsbetont das eigentliche, dichterische Schaffen des

›zornigen jungen Mannes‹ Mueller ist!«[289] Am 8. Februar hat er übrigens an der ersten von vielen inoffiziellen und deshalb kaum dokumentierten Veranstaltungen in der »Junkere 37« gleich noch einmal vorgelesen, diesmal Gedichte – mag sein, aus der »Sammlung nordischer Lyrik«, die er im November 1963 aus Norwegen angekündigt hat.

Ein Soziologieassistent als literarischer Ausbruchskünstler: Urs Jaeggi. – Am 8. Februar 1964 liest in der »Literarischen Stunde am Kaminfeuer« ein junger Mann, der auf der Fotografie, die kürzlich von der Berner Presse veröffentlicht worden ist, aussieht wie ein Bankbeamter: oval geschnittenes Gesicht mit leicht gequältem Lächeln, Stirnglatze, schwere, dunkle Hornbrille, Anzug, weisses Hemd, Krawatte.[290] Anlass für das Bild war die Verleihung der Literaturpreise der Stadt Bern, deren einen dieser junge Mann erhalten hat. Sein Name: Doktor Urs Jaeggi, 32 Jahre alt, verheiratet, eine Tochter. Dass er auf dem Bild einem Bankbeamten ähnlich sieht, ist kein Zufall: Bevor er das Studium der Soziologie und der Nationalökonomie aufnahm, hatte er mehrere Jahre als Bankkaufmann gearbeitet. Danach studierte er in Genf, Bern und Berlin, schloss 1958 in Bern ab, war Assistent an der Sozialforschungsstelle in Dortmund und seit 1961 am Soziologischen Institut der Universität Bern.[291]

Ein Karrierist? Das Zeug dazu hätte er. Aber vermutlich steckt in der Warnung an eine seiner Romanfiguren Autobiografisches: »Du hast das Gedächtnis und die Liebe zum Detail eines Historikers sowie den klaren und unbestechlichen Verstand eines Mathematikers, nur deine Ideen musst du zügeln. Du schweifst zu leicht ab, dein Hang zum Träumen kann dir verhängnisvoll werden.«[292] Auch dem jungen Jaeggi kam irgendwie immer das Leben dazwischen, wenn sich die akademischen Lehren allzu widerspruchsfrei zu Welterklärungen runden wollten. In Jaeggis Roman »Brandeis« von 1978 wird der Protagonist, ein Alter Ego des Autors, gefragt: »Erinnerst du dich an Bern, 1961, als du zu dozieren anfingst?« Brandeis antwortet: »Was tut man schon (…), die Anforderungen mögen zwar hoch sein, jeder versucht, einen Schritt

weiter zu gehen, jeder steckt sich ein Terrain ab, mühsam schustert er sich ein paar Begriffe zurecht, versucht, sich ins Reich der Reinheit zu schmuggeln, jeder hat seinen Acker, den er hegt, abgegrenzt und eingezäunt. Deine Feinde werfen dir Steine drein, aber als Spezialist bist du abgeschirmt, es kann dir nichts mehr passieren. Man redet sich die Objektivität ein, die Modelle siegen über das Leben. Die mit deinen Begriffen belegte Sprache verdrängt die Realität.«[293]

Anfang der sechziger Jahre hat sich Jaeggi mit zwei soziologischen Studien über »Die gesellschaftliche Elite« und den »Angestellte[n] im automatischen Büro« einen Namen gemacht.[294] Trotzdem wird es nicht zuletzt sein Misstrauen gegen den akademischen Betrieb gewesen sein, das ihn zum literarischen Schreiben gebracht hat. Für seinen Erstling, den Erzählband »Die Wohltaten des Mondes«, hat ihm der Berner Schuldirektor Paul Dübi 1963 einen Preis von 1000 Franken überreicht. In der Laudatio heisst es: »Ihre skurrilen Erzählungen sind ins Phantastische projizierte Deutungen des Lebens und gewähren sozusagen einen Blick auf die Rückseite der Wirklichkeit.«[295] Ein merkwürdiges Kompliment für einen Soziologieassistenten der Universität – eines, das eigentlich ebensogut für einen »Tägel-Leistler« hätte gebraucht werden können.

Um zu begreifen, wie wenig Jaeggi mit dem »Tägel-Leist« zu tun hat, ist es nützlich, in seine »Lesung am Kaminfeuer« hineinzuhören. Aus dem Zeitungsbericht über die Veranstaltung[296] ergibt sich, dass er mit Sicherheit aus dem Roman »Die Komplicen« vorlas, der noch im gleichen Jahr in München erschien. Es gehe um »das Problem des Aussenseiters, der um die Freiheit von den Fesseln der Konvention kämpft und dies teuer, bis in die letzte tragische Konsequenz hinein, bezahlt«, resümierte das »Berner Tagblatt«: Josef Hügi kommt als Junglehrer in eine fremde Stadt und nimmt sich ein Zimmer in einem Gasthof. Das ist der Anfang einer kleinen Karriere: Beruflich klappt alles, er passt sich an das bürgerliche Milieu an, heiratet Madeleine, die Tochter des Wirts, sie bekommen einen Sohn. Dann gerät Hügi ohne äusseren Anlass in eine Krise: »[Er] blieb (…) überall viel zu leicht Sie-

ger; es fehlte der Widerstand, den er sich so sehr herbeiwünschte.«[297] Deshalb entschliesst er sich auszubrechen: »Das Kapital an Güte und Geduld nicht länger ohne Gegenleistung ausbeuten; die fieberhafte Unruhe ausnützen!«[298] Er verlässt die Familie, trifft den seit einiger Zeit vermissten Freund Franz, der ihn für einen Wanderzirkus begeistert. Dort bringt er es vom Inspizienten zum Regisseur und ist nach sieben Jahren so weit wie zuvor: »Josef hatte damals, bei seinem Ausbruch, gespürt, dass es ums Ganze ging, ohne dass er wusste, was dieses Ganze war, und er wusste es auch heute noch nicht.«[299] Er bricht ein zweites Mal aus, zieht mit Frederike, einer Zirkusangestellten, und dem alten Freund Franz durch die Gegend, bis Franz stirbt und Frederike spurlos verschwindet. In einer alptraumartigen Schlusssequenz kehrt Hügi ins Gasthaus zurück, erschiesst die »einzige Geliebte«, seine Frau Madeleine, seinen Sohn und schliesslich sich selbst.

Jaeggi, der exakt denkende Akademiker, der Hügi den Schulbetrieb mit den Worten kritisieren lässt: »Lern und gehorch: Genauigkeit und Logik. Unterwerfung!«, malt in seinen Texten mit breitem Spachtel und sucht das expressiv Mehrdeutige, passagenweise überwachsen die Bilder die verbindende Logik; Tag und Traum vermischen sich. In diesem Text, schreibt der Rezensent des »Berner Tagblatts«, wechseln »lange abstrakte Wiederholungen, verworrene Reflexionen mit dichterischem Stammeln von unheimlich schöner Bildkraft«.[300] Jaeggi ist einer, der mit Wörtern auszubrechen fähig ist, weil er klarer als die meisten damals die Unterwerfung durchschaut, die ihre gesellschaftlich anerkannte Verwendung erzwingt. Er ist aber auch einer, der es trotzdem zu etwas bringen und sowohl als Soziologe wie als Schriftsteller öffentlich mitreden will. So einer gilt schnell einmal als gefährlich.

Ist die Welt denn ein stinkendes Bschüttloch? Ein konservativer Zwischenruf. – »Es macht den Anschein, als gehöre es im literarischen Gespräch der Gegenwart nachgerade zum guten Ton, den Schriftsteller, der sein Glück nicht im verschrobenen Experiment sucht, des Spiessbürgertums und der lächerlichen Verrunzelung zu zeihen. Bald zählt

beim Geschriebenen, Gedichteten allein noch, was sprachlich und auch gedanklich so verschlüsselt und verrenkt ist, dass sich nur ein verwegener Hirnakrobat oder ein Mensch von hysterischer Phantasie vom Gelesenen eine Vorstellung zu machen vermag. Und bald gilt nur noch das verkrüppelte Wort dessen, der die Welt als stinkendes Bschüttloch und die Menschheit als im Morast dahinsiechende Mistviehherde schildert.« Am 29. Februar 1964 ist dem »Tages-Nachrichten«-Redaktor Ernst W. Eggimann der Kragen geplatzt. Als Titel über seinen Kommentar setzte er »Schriftsteller auf dem Armsünderbänklein«.[301]

»Man wirft uns stilistische Schwierigkeit vor, Experimentiersucht bis zur völligen Unverständlichkeit«, hat die junge Schriftstellerin Gertrud Wilker schon 1959 in einem Referat die landläufige Kritik an der jungen, »modernen Schriftstellerei« zusammengefasst, »noch heftiger jedoch wird das Düstere, das Beängstigende, Negative unserer Stoffe angegriffen. ›Keine Helden mehr‹, heisst es, ›sondern Läuse mit Menschengesichtern, was ihr darstellt. Weshalb hört Ihr nicht auf uns Leser, weshalb dreht Ihr nicht ein bisschen die Höhensonne des Trostes und der poetischen Verklärung an?‹ (…) ›Wir Leser‹, heisst es, ›lieben das Beglückende, die Beruhigung, und ihr Modernen kommt uns dabei überhaupt nicht entgegen! Wir lieben eine gehobene erbauliche Sprache, und Ihr bietet entweder schnoddrigsten Alltagsstil, Angleichung an die Allerleutesprache oder dann eine Art von Wort-Akrobatik, die wir weder begreifen können noch wollen.«[302]

Und 1962 hat auch Otto F. Walter unter dem Titel »Das Positive und die zeitgenössische Literatur« die Argumente der konservativen Literaturkritik versammelt: »Warum so negativ? Warum niederreissen in einer an Trümmern ohnehin reichen Welt? Wo bleibt das Schöne? Wo das Positive? Wo bleibt die Antwort der Dichter? (…) Diese [zeitgenössische, fl.] Literatur ist nihilistisch, zynisch, krank, schizophren, intellektuell, aufklärerisch, revolutionär, sie ist linksstehend, ist Asphaltliteratur, gibt Unsinn statt Sinn, gibt Diagnose ohne Therapie, gibt Trümmer statt Form, gibt Unruhe statt Ruhe, gibt Unmoral statt Moral.« In vierzehn »Binsenwahrheiten und Thesen« antwortet Walter auf

diese bildungsbürgerlichen Vorurteile. Unter anderem sagt er, zeitgenössische Literatur dokumentiere, »dass es innerhalb der Zeitlichkeit keine objektive Welterfassung oder Weltdarstellung, sondern lediglich ein subjektiv gebrochenes Welterlebnis geben kann«; diese Literatur entstehe dort, »wo die Grenzen der zur Zeit gegebenen Formenwelt in irgendeiner Weise überschritten« würden; sie sei »wesensmässig gesellschaftskritisch« und habe einen »Hang zur Tabu-Zerstörung«. Es gebe für Literatur »keine moralische oder unmoralische Kunst«: »Es gibt nur gute oder schlechte Bücher.«[303]

Die Kritik, die Wilker parodierend skizziert, Walter thesenartig widerlegt und Ernst W. Eggimann vom Hochsitz des patriarchalen Polterers herunter doziert, ist jene, die ihre endgültige Formulierung am 17. Dezember 1966 erhalten wird: »Man gehe die Gegenstände der neueren Romane und Bühnenstücke durch. Sie wimmeln von Psychopathen, von gemeingefährlichen Existenzen, von Scheusslichkeiten grossen Stils und ausgeklügelten Perfidien. Sie spielen in lichtscheuen Räumen und beweisen in allem, was niederträchtig ist, blühende Einbildungskraft.«[304] Mit diesen Worten wird der renommierte Germanist Emil Staiger anlässlich der Verleihung des Zürcher Literaturpreises an ihn die zeitgenössische Literatur geisseln und damit den »Zürcher Literaturstreit« entfesseln.

Aber kehren wir zu Eggimanns Kommentar zurück. Sein Thema ist, etwas verspätet, die Burgdorfer »Nullpunkt«-Diskussion von Heimann und Hilty: Bemühender noch als das zynische Zäpfeln der jüngeren gegen die ältere Schriftstellergeneration seien »die bitteren Vorwürfe«, wozu er insbesondere Hiltys These einer »Nullpunktsituation« nach 1945 für die junge Schweizer Literatur rechnet. Eggimann verteidigt Heimann: »Die Schriftsteller, die jetzt von ihren jungen Kollegen aufs Armesünderbänklein gesetzt und als spiessbürgerliche Heimatdichter verschrien werden, haben an Bewährungsprüfungen mehr durchgestanden und bestanden als ihre Ankläger. Wir fragen uns, ob es bei der Verbreitung des Schlagwortes von der Nullpunktsituation nicht einfach darum geht, für ein weithin sichtbares Ungenügen und Unver-

mögen eines Grossteils der jungen Schriftstellergeneration billig einen bequemen Sündenbock zu finden. Man will doch wohl sagen: Diejenigen, von denen man hätte sollen lernen können, haben versagt; wie kann man von den Jungen jetzt etwas anderes erwarten als das literarische Experiment?« Dieses aber sei in diesem Jahrhundert »ein Sorgenkind«, weil es vielfach »unmerkliches und unbemerktes Mitlaufen Unfähiger und Unwürdiger, Verunglimpfung der Heimat, Hinmetzelung von Sprache und Denkformen« bedeute. Eggimann rief die »jungen Heisssporne« dazu auf, sich zu bescheiden: »Mögen sie herabsteigen von einer zu hoch gebauten Bühne auf den Boden des einfachen Menschen – und sie werden nicht nur etwas leisten, sondern auch etwas wirken in einer Welt, die gescheite geistige Führer nötiger hat denn je.«

Im »Tägel-Leist« wird man Eggimanns Kommentar mit gemischten Gefühlen gelesen haben. Einerseits ist es eine Frechheit, wie er mit den Jungen umgeht, andererseits ist einem Heimanns Wille – was auch Eggimann wieder hervorhebt – »für das Volk« schreiben zu wollen, näher als Hiltys Plädoyer für das avantgardistische Sprachexperiment, das der adäquaten Abbildung der Welt die Kommunikation mit dem Publikum zu opfern bereit ist. Wozu gäbe es die »Junkere 37«, wenn man die Diskussion um diesen Widerspruch nicht öffentlich zu inszenieren versuchen würde?

Wie Mueller in Rom Max Frisch kennen lernt. – Am 14. Februar 1964 wird René E. Mueller aufgefordert, sich im Vormundschaftsbüro der Stadt Bern einzufinden. Die Aktennotiz, die an jenem Tag angefertigt wird, ist kurz: »Mit René Müller wurde heute die Angelegenheit Egenter besprochen und ihm ein Arbeitshausantrag in Aussicht gestellt, wenn weitere Klagen gegen ihn eingehen sollten. Müller hat von dieser Verwarnung Kenntnis genommen und versprochen, sich in Zukunft zu halten.«[305] Da hat ihn eine alte Geschichte eingeholt: der Rausschmiss bei Nold Egenter am Rindermarkt 6 in Zürich im letzten Herbst. Für ihn war die Sache längst erledigt gewesen.

Für Egenter nicht. Am 7. Januar 1964 schickte er an Muellers Vor-

mund Erwin Heimann einen Brief mit Kopie an den Vorsteher des Berner Fürsorgeamtes, Gemeinderat Klaus Schädelin. Mueller habe, schrieb Egenter, seine Freundin »um ihre ersparnisse von 2150.- fr. gebracht«, »um seine exzesse in norwegen zu finanzieren«, er habe Schulden bei ihm und seinem Freund in der Höhe von 500 Franken nicht zurückbezahlt, er habe von seinem Schuldenberg von rund 4000 Franken überhaupt nur dann etwas abgetragen, wenn es ihm »an den kragen ging, (…) obwohl er während der blick-zeit verhältnismässig hoch bezahlt war«. Er halte »rené für krank« und sei »nach wie vor der meinung, dass man ihn nicht unbeaufsichtigt umherlaufen lassen sollte, da er sich immer wieder in ähnliche situationen hineinmanöveriert«.[306]

Am 21. Januar antwortete die Berner Vormundschaftsbehörde: »Wir kennen Müller und wissen, dass er nach guten Phasen immer wieder rückfällig wird. Es handelt sich um einen Psychopathen, dessen Charakter wohl kaum mit irgend welchen Massnahmen geändert werden kann. Für eine dauernde administrative Versorgung fehlen die gesetzlichen Grundlagen. Vielleicht kommt der Strafrichter einmal dazu, ihn für längere oder für unbestimmte Zeit zu verwahren. Wir hätten Verständnis dafür, wenn Sie gegen Müller Strafanzeige einreichen würden.«[307] Egenter hat darauf verzichtet.

In diesem Januar arbeitet Mueller, um Geld zu verdienen, als Hausbursche im Palace Hotel von Wengen, nachdem er aus Norwegen kommend zwischen Weihnachten und Neujahr bei Zoras Eltern in Bern vorbeigeschaut hat. Bereits nach wenigen Tagen ist er »erbost« über den »Missbrauch«, ihn »12–13 Stunden am Tag« arbeiten zu lassen: »Hier ist alles Scheisse! Und ich verfluche den Tag, als mich der Teufel ritt und ich Scheriff in diesem Nest wurde! Ein ganz übles Bordell! Ich habe sehr das Gefühl, dass ich mich schon im Februar nach dem Süden absetze!! Ohne Rücksicht auf Verluste!«[308] Als man ihm den Arbeitsvertrag zum Unterschreiben gibt, überreicht er seine Kündigung.[309]

Nach seinem Besuch bei der Vormundschaftsbehörde ist es für Mueller Zeit für die Reise in den Süden. Am 22. Februar schickt er ers-

te Grüsse in die Schweiz – die Postkarte zeigt die Fontana del maderno auf der Piazza San Pietro in Rom.[310] Diesen Tag hat er später ausführlich beschrieben: Den Vatikan besucht habe er, weil er im Gespräch mit deutschen Ordensbrüdern zu einer journalistischen Story zu kommen gehofft habe. Ein Reinfall. Er setzt sich in ein Strassencafé und versucht, seinen berühmten Kollegen Max Frisch anzurufen, von dem er weiss, dass er zur Zeit in Rom »im Exil« lebt, »wie er selber gerne zum Besten gibt, indessen, seine Häuser im Tessin und in Zürich hat er noch nicht veräussert«. Frischs Name steht nicht im Telefonbuch, dafür die Adresse der Schriftstellerin Ingeborg Bachmann, von der er zu wissen meint, dass sie mit Frisch zusammen lebe. Dort erhält er die Auskunft, Bachmann sei in Deutschland und mit Frisch habe sie sich »längst entzweit«. So ruft er bei der Schweizer Botschaft an und bläst sich als Kollege Frischs auf, der mit Grüssen Dürrenmatts reise.

Frisch lebt, wie Mueller kurz darauf feststellt, »in einer irr schönen, unwahrscheinlich geräumigen Dach-Atelierwohnung«: »Ich läute und er öffnet so schnell, als ob er hinter der Tür auf mich gelauert und gewartet hätte, und wie er da so vor mir steht und mich mit nervösen, einladenden Gesten willkommen heisst, wird mir schon ein bisschen kurlig, und ich bin fast perplex, auf eine eigentlich enttäuschende Art überrascht. Ich habe mir einen Max Frisch grösser, stattlicher, männlicher vorgestellt, aber er wirkt eher klein und die Äuglein, die hinter dicken Gläsern lebhaft und unruhig funkeln, erinnern nicht an einen grossen Schriftsteller, vielmehr an eine ältliche Kaffee-Klatschtante. Er geleitet mich in ein grosses Zimmer, eine Art Wohn- und Arbeitsraum, und das erste, was mir auffällt, Modelle von Architekturen. Ach ja, Frisch ist ja Architekt. Schon beim Einfahren fordert er mich übertrieben lebhaft auf zu erzählen, zu berichten, stellt neugierige Fragen, wie sie einem Schriftsteller wohl anstehen würden. Zwischendurch fragt er auch, was ich trinken möchte, doch die Auswahl ist ziemlich geizig und lässt kaum eine Wahl – Rossi oder Martini? (…) Wenn ich da an den Whiskyfluss, die Weinschwemme, die Ginflut bei Dürrenmatt denke! (…) Dieser Frisch ist auf ganzer Linie enttäuschend. Zuhören kann er

zwar, aber selber etwas von sich geben, zur Freude, zum Lachen, zum Lernen – i wo! Da ist ihm Dürri weit voraus. Nicht nur da.« Viel ist für Mueller offenbar nicht zu holen. Immerhin kommt plötzlich »das deutsche Girl«, »ein sehr junges, busperes Mädchen« herein, »das auf den ersten Blick überhaupt nicht zu ihm passt« und mit Mueller »ein müdes Lächeln« getauscht habe, das quasi verschwörerisch gewesen sei: »Wir wissen beide, wie wurst uns das ist, was der alte Mann da von sich gibt.« Schliesslich fragt er Frisch, welchen Ort er ihm empfehle, um »an einem Buch herumzubasteln«. Dieser empfiehlt Fiumicino, Roms alter Fischer- und neuer Flughafen am Meer.[311]

Seither lautet Muellers Adresse: La Perla / Via Torre Clementina 214 / Fiumicino.[312] Am 24. Februar 1964 schreibt er an Zora nach Bern: »Max Frisch hat ein Mädchen, das so jung ist wie Du und ich muss den alten, sympathischen Bock sehr beneiden. Aber sonst mag ich ihn recht gut. Allein, wenn ich so denke, dass man mich jetzt machen will und ich das Erbe von ihm und Dürrenmatt antreten soll, scheint mir solch Sein mitunter fraglich. – Aber da kann man wohl nichts dagegen machen.«[313] Zwei Tage später übermittelt er an Peter Lehner den vermutlich wichtigsten Grund, warum er von Frisch nicht begeistert ist: »Der Maxi Frisch / Das ist kein grosser Fisch, / Wollte nicht so richtig beissen / Liess sich nur 25 Mille reissen«[314] – vermutlich Lire, nicht Franken.

In Fiumicino nimmt Mueller einen neuen Anlauf, den Roman, dessen baldigen Abschluss er immer wieder ankündigt, fertig zu schreiben: »Von meiner Arbeit bin ich ganz befriedigt und hoffe, dass es die andern auch sind. Aber dieses Buch heisst nicht ›Wenn die Bösen lieben‹, sondern ›Am Ende einer Reise‹ und wickelt sich in Cassis ab!«[315] Das Typoskript ist verschollen. Dafür gibt es im Nachlass Friedrich Dürrenmatts ein anderes mit dem Titel »Frühling in Fiumicino. Ein lyrisches Tagebuch«, das Erwin Heimann gewidmet ist und 48 zwischen dem 15. Februar und dem 31. März 1964 datierte Gedichte enthält – zehn von ihnen nimmt er fast ein Vierteljahrhundert später in überarbeiteter Form in den Band »Geliebte Tödin« auf, der Rest bleibt un-

veröffentlicht. Muellers Frühling in Fiumicino: Turnen am Strand, die Arbeit der Fischer, freundliche Carabinieri, tagsüber schreiben, junge Frauen, mit denen sich flirten lässt, abends Muscheln, Fisch, Spaghetti, dazu Rotwein mehr als genug. Einmal wird, was ihn in mehreren Gedichten beschäftigt, in einem Kanal die Wasserleiche eines Kommandanten der US-Navy geborgen, und einmal versetzt ihn ein Sonnenuntergang in »höchsten Gefühlsüberschwang«[316]:

»Vor landenden Flugzeugen,
Swissair und TWA,
stürzen Möven ins blaugrüne Meer,
die Sonne sinkt, wie eine gleissende Muschel,
in ihr eigenes Blut,
unter den schwarzen Strich des Horizontes.
Über den Netzen, an ragenden Knarren der Mole
Wolkenschiffe,
ein Himmel wie ein billiges Gemälde,
und hoch über allem,
silberweiss,
wie eine jungfräuliche Perle,
der Mond –, la luna!«

Die letzte Zeile »Sicher gibt es einen Gott!« hat er durchgestrichen und handschriftlich ersetzt durch eine Reverenz an Hans Ulrich Christen: »Ein Teddybär sitzt darauf«.[317]

Anfang April 1964 ist Mueller in die Schweiz zurückgekehrt.

Walter Zürcher erfindet das Internet. – Am 1. April 1964 stellt Walter Zürcher im »Kerzenkreis« das »Telektronenvisophon« vor – Untertitel seines Referats: »Vom Massenmedium zum Individualmedium oder die Revolution im Informations- und Vermittlungswesen«. Die technische Seite seines Aprilscherzes skizziert er wie folgt: »Man kombiniere das Telephon, das Radio und Fernsehen mit der Elektronik und den neuesten technischen Entwicklungen (Laser-Strahlen, künstliche Satelliten, Transistoren, Mikrophotos, Fernsehtonfilmbänder usw.) und man erhält einen kleinen Apparat, das Telektronenvisophon, das jedem Besitzer erlaubt, über ein riesiges Zentralarchiv (Menschheitsgedächtnis) zu

der von ihm gewünschten Zeit durch blosses Aussprechen jedes beliebige Dokument, das optisch und akustisch gespeichert werden kann (Reproduktionen, Texte, Filme, Musik, Kurse, Vorträge, Vorlesungen, wissenschaftliche Daten usw.) erscheinen zu lassen.«

Im Referat widmet sich Zürcher den gesellschaftspolitischen Folgen der Erfindung: »Wie soll das Zentralarchiv organisiert sein? Wie weit werden die jetzigen Mittler (Radio, Fernsehen, Bibliothek, Schallplatten, Bücher und Zeitungen, Kinos, Propaganda) sich noch halten können? Welchen Einfluss wird es auf das Schulwesen, auf die totalitären Staaten, auf die Freizeitgestaltung usw. haben? Wird sich das Bildungsniveau heben oder senken? Lässt sich damit erst das Recht auf Bildung universell realisieren? Wird die Gefahr der sogenannten ›Vermassung‹ dadurch gebannt werden?« Wirtschaftlich schwebt dem Antibolschewisten Zürcher eine erstaunlich kommunistische Lösung vor: »Von privaten Unternehmen aus soll das Gerät vom Staat übernommen und zu einer internationalen Informations- und Vermittlungsinstitution ausgebaut werden.«[318]

Im Gegensatz zu Golowins Auseinandersetzung mit »Schund« und Science-Fiction geht es Zürcher nicht um das Aufspüren neuer Mythen in einer entzauberten Welt, sondern um eine technologische Vision, deren Realisierung er keineswegs ausschliesst. Prophetisch liest sich der letzte Satz auf der Einladung zu diesem 382. »Kerzenkreis«-Abend: »Ich möchte vor allem über die produktiven Möglichkeiten dieses Gerätes, das vermutlich zum wichtigsten Hilfsmittel der zukünftigen Geistesarbeiter werden wird, sprechen.«[319]

Die Sache mit den Gespenstern: Mythische Metaphorik oder okkulte Realität? – Es liegt auf der Hand, dass alle Arten von Geschichten über Gespenster den »Tägel-Leist« brennend interessierten. Als Schilderungen von unerklärlichen, »aussersinnlichen« Phänomenen spielten sie in jenen Grenzbereichen der Wirklichkeit, die von der herrschenden bornierten Vernünftigkeit ignoriert wurde. Und überhaupt, sagte Golowin gerne, gebe es neben Bern »kaum eine andere Stadt auf der Welt

(…), in der so viel über dieses Thema publiziert worden wäre«. Das hänge einerseits mit Berns Nähe zum Oberland zusammen: Berggebiete seien schon immer »Träger des Aberglaubens« gewesen.[320] Andererseits habe sich Bern im 19. Jahrhundert unter dem Einfluss des Zoologie- und Anatomieprofessors Maximilian Perty (1804–1884) »vorübergehend in einen Ort der Begegnung der Okkultisten, Spiritisten, Seher und Medien aus allen Ländern« gewandelt.[321]

Aber nicht nur in der Stadt wusste man von Gespenstern. 1921 veröffentlichte Hans Zulliger, Schriftsteller und international anerkannter Psychologe, »Mundartgeschichten aus dem Bantigergebiet« unter dem Titel »Unghüürig«.[322] Und bereits 1845 hatte Jeremias Gotthelf in seinem Roman »Der Geltstag« geschrieben: »Unghürig sollen, wie man unter der Hand sich sagt, gar viele Häuser im Lande sein, unruhige Geister sollen wohnen da, unwirscher die einen, harmloser die andern. (…) Der harmloseste ist doch wohl der, welcher Haselnüsse aufdoppelet auf einem Treppentritt; schalkhafter sind schon die, welche den Mädchen an der Decke zupfen oder gar an der grossen Zehe; dann kommen die, welche mit Ketten rasseln Trepp auf, Trepp ab als blasse Totengesichter, vor die Öfen schleichen, am prasselnden Feuer sich wärmen oder gar zu Lebendigen ins warme Bett feucht und eisig sich legen an des Schlafenden warme Seite. Am ärgsten sind jedenfalls die, welche einem über Nacht den Hals umdrehen, dass am Morgen blitzblau das Gesicht im Nacken steht und die Zunge eine Elle lang über die Brust hinunterhängt.«[323]

»Berner Gespenster – Mythos oder Wahrheit?« Dies ist am 8. April 1964 das Thema des 8. Abends in der »Junkere 37«. Sergius Golowin diskutiert mit der Schriftstellerin Susy Langhans-Maync, die im letzten Jahr unter dem Titel »Der Fluch von Lourmarin« fünf »unheimliche Geschichten« veröffentlicht hat[324], und mit dem Parapsychologen Peter Ringger.[325] Die Debatte geht darum, ob Geister wirklich immer Erzeugnisse des Geistes von Lebenden, also Halluzinationen, Projektionen oder ähnliches seien, oder ob sich nicht auch Tote, vermittelt über ein Medium, bemerkbar machen könnten.[326]

Im Publikum sitzt an jenem Abend mit Friedrich August Volmar ein Spezialist – ein nüchterner Geist, der zum Thema Spuk seit Jahren Materialien zusammenträgt. In seinem Buch über den »Berner Spuk«, das 1969 erscheinen wird, kommt er auf diesen »Junkere«-Abend zurück: Ringger habe geltend gemacht, schreibt Volmar, »dass einigen (…) Berner Gespenstergeschichten okkulte Geschehnisse zugrundeliegen könnten. Zu dieser an sich diskutablen und in einigen Fällen vielleicht sogar nahe liegenden Hypothese bemerkte der die ›Junkere 37‹ mitleitende Sergius Golowin, es handle sich bei den meisten Gespenstergeschichten doch wohl nur um spontane Projektionen unbewusster, nach C. G. Jung archetypischer Vorstellungen. Die ebenfalls beigezogene Berner Schriftstellerin Susy Langhans-Maync, für die spukhafte Motive um diese Zeit einen interessanten Stoff einfühlsamer dichterischer Gestaltung bildeten, liess die Frage der Möglichkeit okkulten Geschehens offen, wies aber auch auf die Schwierigkeiten einer Beweisführung hin.«[327]

Am 2. September des gleichen Jahres wird man am 19. Abend in der »Junkere 37« der Frage nachgehen, ob »parapsychologische Erlebnisse eine Quelle unserer Sagen« seien. Dannzumal wird ein Mann aus dem Publikum, ein Jurist, den Beweis erbringen, dass gewissen Sagen und Spuknovellen sehr wohl als subjektive Realität Erlebtes zugrunde liegt: Der Mann habe an jenem Abend sehr präzis geschildert, wie er im Juni 1950 in einem toskanischen Schloss einem Gespenst begegnet sei und dass er dieses Erlebnis später Susy Langhans-Maync erzählt habe. Diese hat die Schilderung vom Erfahrungsbericht zur Erzählung umgeformt und später als eine der fünf Geschichten ihres Buches »Der Fluch von Lourmarin« veröffentlicht.[328] Der Streit bleibt also unentschieden: Was den einen okkulte Realität ist, ist den anderen mythische Metaphorik. Und umgekehrt.

Personalpolitik im BSV: Der Generationenkonflikt spitzt sich zu. – Bevor wir im Burgerrats-Saal des Casinos vorbeigehen, wo die diesjährige Generalversammlung des Berner Schriftsteller-Vereins einen

neuen Präsidenten wählen soll, ist noch Zeit, einen Augenblick Paul Eggenberg zuzuhören, der sich an das Klima im Verein in jenen Jahren erinnert: »Spaltungserscheinungen wurden immer deutlicher erkennbar. Das Trennende trat in den Vordergrund. Die Bereitschaft und der Wille, den andern, den andersdenkenden Kollegen zu verstehen, seine Argumente zu würdigen, nahmen ab. Einzelne Gruppierungen unter den Schweizer Schriftstellern negierten nicht nur alles, sondern sie entwickelten eine Kahlschlagtheorie, in der einzig die Zukunft zählte, die Vergangenheit gleichsam verleugnet wurde. Intoleranz machte sich breit, sowohl im ›progressiven‹ wie im ›konservativen‹ Lager.«[329]

Eine halbe Stunde vor Beginn der Generalversammlung treffen sich am 11. April 1964 sieben Mitglieder des BSV-Vorstands zu einer kurzen Besprechung. Den Vorsitz hat als 1. Vizepräsident Peter Lehner, anwesend ist unter anderen der erst vor kurzem in den Vorstand gewählte Kurt Marti. Man hat ein Problem: Am Schluss der Vorstandssitzung vom 2. März letzthin hat Hektor Küffer, Präsident ad interim seit zwei Jahren, sein Amt niedergelegt.[330] Seither hat man informell nach einem neuen Präsidenten gesucht. Dabei ist das Dilemma offensichtlich geworden: Von der Mehrheit der Älteren hatte weder jemand Lust, das Amt zu übernehmen, noch die konservative Vereinspolitik in Frage gestellt zu sehen. Von der Minderheit der Jüngeren war demzufolge keiner mehrheitsfähig.

Peter Lehner begann das kurze Vorstandstreffen mit einer schlechten Mitteilung. Der 61-jährige Emil Ernst Ronner habe seine zugesagte Präsidentschaftskandidatur zurückgezogen. Jetzt lag einzig noch eine von Sergius Golowin vor. Doch der war schon 1961 als Nachfolger von Manfred Gsteiger für den Vorstand vorgeschlagen und abgelehnt worden.[331] Deshalb wird jetzt der Antrag gestellt – von wem, ist nicht bekannt –, Golowin solle dem Plenum als Kandidat nicht vorgeschlagen und die Präsidentenwahl verschoben werden. Lehner lässt abstimmen. Ergebnis: 3 zu 3. Lehners Stichentscheid: Ablehnung des Antrags. Antrag auf Wiedererwägung. Kurzer Wortwechsel. Erneute Abstimmung. Gleiches Ergebnis. Damit haben sich die Progressiven

durchgesetzt: »Der Vorstand unterbreitet der Generalversammlung die Wahl von Sergius Golowin als Präsident zur Abstimmung.«[332]

Lassen wir jetzt, kurz vor halb drei, die insgesamt 28 Aktiv- und Passivmitglieder, die sich auf der Präsenzliste eintragen werden, in den Burgerrats-Saal strömen, die unterlegenen Konservativen im Vorstand ein bisschen antichambrieren, und hören wir in der Zwischenzeit schnell in die Vorstandssitzung vom 2. März hinein. Damals hatte Magda Neuweiler, die Initiantin der »Lesungen am Kaminfeuer«, als Gast teilgenommen, um die Unzufriedenheit der noblen Damen vom Lyceum-Club zum Ausdruck zu bringen über das, was an diesen Lesungen immer häufiger geboten wurde: »Frau Neuweiler gibt einen kurzen Überblick über die bisherige Tätigkeit. Als vor zwölf Jahren diese Kaminfeuer-Abende eingeführt wurden, war es vor allem, um jungen, noch nicht bekannten Schriftstellern Gelegenheit zu geben, an die Öffentlichkeit zu gelangen. Nach Ansicht von Frau Neuweiler – und vor allem auch der Damen des Lyceum-Clubs – ist nun das Niveau dieser Abende sehr gesunken. Es werde zu viel experimentiert. Dazu seien ja die Keller-Lokale da, die es vor zwölf Jahren noch nicht gegeben habe.«[333] Womit Neuweiler im Einzelnen unzufrieden war, wird nicht erwähnt. Im letzten halben Jahr waren die Lesungen von Claus Bremer, Arturo Fornaro und Susi Bürdeke, Zeno Zürcher, Peter Ringger und Peter J. Betts, Urs Jaeggi und dem 73-jährigen Fritz Ringgenberg, dem volksnahen »Sänger vom Haslital« (Arnold H. Schwengeler[334]) bestritten worden.[335]

Was Neuweiler meinte, wenn sie davon sprach, es werde in ihrem Lyceum-Club zu viel »experimentiert«, betraf aber nicht nur das Literarische. Golowin, neben Lehner der Hauptorganisator der Veranstaltungen, schrieb später, die »Lesungen am Kaminfeuer« seien eine »immer mehr zu Happenings ›ausartende‹ einzigartige Einrichtung« gewesen.[336] Das hat auch im Vorstand des Schriftsteller-Vereins nicht allen gepasst. Nach Magda Neuweilers Votum kommt es zu einer »heftigen Diskussion«, so das Protokoll, »in der grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten über die Literatur ausgesprochen« worden seien.

Schliesslich wurde festgestellt, »dass der Lyceum-Club nicht mehr als Mitveranstalter der Kaminfeuer-Abende auftreten will, dass auch die Presse dahin orientiert werde, den Club nicht mehr zu erwähnen. Dagegen wird dem Verein das Lokal im Lyceum weiterhin gratis zur Verfügung gestellt.«[337] Damit waren die »Lesungen am Kaminfeuer« für ein weiteres Jahr gesichert – doch der Haussegen hing schief.

Unterdessen hat der 1. Vizepräsident Lehner die Generalversammlung 1964 glücklich durch die Traktanden »Protokoll«, »Jahresbericht 1963«, »Jahresrechnung 1963« und »Bericht und Antrag der Rechnungsrevisoren« moderiert und kommt zum Traktandum 5: »Wahlen«. Er informiert: Küffer sei als interimistischer Präsident zurückgetreten, »nach langem Suchen« habe man nun mit Sergius Golowin einen Kandidaten gefunden, die Diskussion sei eröffnet. Das Antichambrieren der Konservativen zeigt Wirkung: »Verschiedene Mitglieder sind der Meinung, dass sie über die bevorstehende Präsidentenwahl nicht genügend orientiert wurden. Nach eingehender Diskussion wird beschlossen, dass das Wahlgeschäft an den Vorstand zurückzugeben ist. Dieser soll bis spätestens zur nächsten ordentlichen Generalversammlung (Neuwahl des Vorstandes) eine interimistische Geschäftsführung bestimmen. Es wird ferner der Antrag gestellt, dass Herr Sergius Golowin in den Vorstand zu wählen sei. Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.«[338]

Golowin erinnert sich, er sei umstritten gewesen, weil er die standespolitisch motivierten Aufnahmebedingungen des Vereins kritisiert habe: Nötig waren zwei gedruckte Werke, die erst noch die Billigung der Mehrheit des Vorstandes finden mussten.[339] Er sei der Meinung gewesen, dass der BSV sowohl »zornige Junge« wie kritische Alte zur Mitgliedschaft einladen solle – von den Jungen etwa Hans Ulrich Christen oder René E. Mueller, von den Alten zum Beispiel Albert Minder (1879–1965), den sozialistischen Schriftsteller jenischer Abstammung aus Burgdorf. In solchen Forderungen sei er zwar von Lehner unterstützt, aber von den meisten anderen bekämpft worden. Die Konservativen im Vorstand hätten sich dagegen gewehrt, dass Dichtung etwas

mit Politik, mit den sozialen Verhältnissen, mit dem Leben der Randgruppen oder der mündlichen Tradition der Fahrenden zu tun haben sollte. Hier habe sich einmal mehr der Bruch gezeigt zwischen der »Volkskultur«, wie sie der »Tägel-Leist« vertreten habe, und der Elitekultur. Dass er überhaupt in den Vorstand aufgenommen worden sei, habe wohl damit zu tun gehabt, dass ihn auch die alten BSV-Mitglieder als Gesprächspartner geschätzt hätten, weil er sich für ihre Erfahrungen und Geschichten interessiert habe.[340]

Zehn Tage nach der Generalversammlung ist Golowin trotzdem faktischer Vereinspräsident. Am 21. April 1964 traf sich der Vorstand, nun mit Golowin, zur nächsten ordentlichen Sitzung. Erstes Traktandum: Konstituierung des Vorstands. Das Protokoll hält fest: »Peter Lehner legt die 1. Vizepräsidentschaft nieder, worauf der Vorstand mit zwei Stimmenthaltungen S. Golowin als geschäftsführenden Präsidenten ad interim bestimmt, was der obigen Charge ungefähr entspricht.« So traf Lehner zwei Fliegen auf einen Streich: Er setzte seinen Kandidaten an der Generalversammlung vorbei durch und war die ungeliebte Führung des BSV los. Dass die konservative Mehrheit des Vereins gegen Lehners Trick nicht opponierte, kam daher, dass mit der angekündigten Neuwahl des gesamten Vorstandes an der Generalversammlung des kommenden Jahres der Zeitpunkt für die Entscheidungsschlacht im Generationenstreit bereits bestimmt war.

Aber damit war das Traktandum »Konstituierung des Vorstands« noch nicht abgeschlossen. Vor dieser Sitzung hatte nämlich auch Bea Frik demissioniert, die seit einiger Zeit das Sekretariat betreut hatte. Und nun passierte folgendes: »Solidarisch mit Frl. Frik hat auch Pfarrer Kurt Marti den Vorstand verlassen, was wir sehr bedauern.« Marti erinnert sich an sein kaum länger als einige Monate dauerndes Vorstandsengagement: Der BSV habe nach dem Rücktritt von Armin Riesens Nachfolger Franz Meier nach nur anderthalbjähriger Amtszeit Mühe gehabt[341], das Sekretariat neu zu besetzen. Deshalb habe er dem Verein Bea Frik vermittelt, die das Protokolleschreiben im Bundesamt für Gesundheitswesen gelernt habe. An der Generalversammlung 1964

sei dann auch ihre Wahl um ein Jahr verschoben worden. Soweit er sich erinnere, sei man der Meinung gewesen, Frau Frik sei nicht die richtige Person, sie repräsentiere zu wenig, habe als Sekretärin des BSV zu wenig Format. Weil sie nicht Schriftstellerin gewesen sei? Nein, das sei nicht Bedingung gewesen für das Amt. Also sei die Ablehnung frauenfeindlich gewesen? Das würde er, sagt Marti, nicht ausschliessen.[342]

Der »Kerzenkreis« präsentiert ein junges Genie. – Guido Bachmann ist gut 24 Jahre alt, als er am 15. April 1964 im »Kerzenkreis« aus seinem Roman »Gilgamesch« vorliest. Auf der Einladung schreibt er, »Gilgamesch« sei ein »Dokument des Leidens«: »Roland, ein sechzehnjähriger, musikalisch ausgebildeter Gymnasiast, stiehlt im Klassenzimmer dreihundert Franken des Schulreisegeldes (…). Anschliessend flieht er mit seinem Freund Christian. Beide werden entdeckt. Roland muss in eine Beobachtungsstation, der Schule verwiesen. In der Anstalt tritt der Widersacher Ruben auf. Roland verfällt dem Prinzip des Bösen, das er aber später zu überwinden trachtet. Die Stufen dieser Überwindung – innere und äussere Erlebnisse – habe ich in einundzwanzig Kapiteln durchgeführt, wobei scheinbar natürlich agierende Menschen symbolisch eine siebenfache Aufspaltung [von] Rolands Partial-Ich darstellen.« Nach dem Tod seines Geliebten Christian versuche Roland die Tafeln des Epos »Gilgamesch« zu vertonen, weil ihn dieser Tod an jenen von Gilgameschs Freund Engidu erinnert habe: »Roland steht am Ende alleine da; sieht aber einen Weg, der nach oben führt.«[343]

Der junge Bachmann lebt mit seinen Eltern in einem kleinen Einfamilienhaus in Niederwangen[344] und verkehrt, seit er aus der Schule ist, in einer städtischen Szene, die er später so beschrieb: »Etwas linkisch links zwar, aber den hereinhauchenden Adenauerschwaden und auf eigenem Mist gemästeten Zwängen der Erwachsenen abhold und durchaus an Sartre und Camus orientiert. Es gab Herrensöhnchen in diesem Kreis, Studenten, Gymnasiasten, keine Arbeiter, und dann eben auch Nichtstuer, die sich in jenen Jahren Existentialisten nannten, aber

Halbstarke gerufen wurden. Frauen? Kaum Frauen dabei in diesem Männerzirkel.«[345] Passwörter im »lockeren Kreis«, der »doch eine verschworene Gesellschaft« gewesen sei, waren Benn, Brecht, Musil, Alban Berg, Eisler, Weill, Hölderlin, Nietzsche, Karl Kraus und Georg Heym.[346]

Bachmann war künstlerisch vielseitig begabt. Er gehörte zur Schauspieltruppe von Margarethe Schell von Noé, der Leiterin der Berner Schauspielschule, die im April 1956 nach Wien reiste, um als Gäste des Max-Reinhardt-Seminars im Schlosstheater Schönbrunn Goldonis Komödie »Der Fächer« aufzuführen – Bachmann spielte den Knabenkellner Limoncino.[347] Im Spätherbst – er besuchte unterdessen en passant das Gymnasium – wirkte er im Keller-»Theater der Unteren Stadt« an der Kramgasse 70 in einer Inszenierung von Wolfgang Borcherts »Draussen vor der Tür« mit.[348] Bachmann war schauspielerisch begabt. Aber nicht nur das. 1958 nahm er am Konservatorium ein Musikstudium auf mit den Hauptfächern Klavier und Theorie, nach der Matur besuchte er zusätzlich musikgeschichtliche und theaterwissenschaftliche Vorlesungen.[349] Bachmann war ein viel versprechender Musiker. Aber nicht nur das. Vor allem schrieb er. Im November 1954, knapp 15-jährig, hatte er neben den Tagebüchern einen ersten Roman zu schreiben begonnen – »Aufklärung« holte er sich, wie er später schrieb, in der Stadt- und Universitätsbibliothek, wo ihm der Bibliothekar Sergius Golowin nach anfänglicher »stiller Zensur« alle Titel aushändigte, die er bestellte.[350] Sein Roman erhielt den Arbeitstitel »Hass und Bosheit« und wuchs bis 1959 auf achthundert Seiten an. Als er kurz nach seinem 19. Geburtstag merkte, dass sich sein Vater zu allem bisher Geschriebenen Zugang verschafft hatte, verbrannte er die Tagebücher und den Roman.[351]

Am Ostermontag 1960[352] beginnt Bachmann am »Gilgamesch«-Roman zu schreiben. Täglich übt er nun drei Stunden Klavier und schreibt abends zwei Stunden am Roman, »meistens etwa fünfzehn Seiten von Hand in einem Zug«.[353] Anfang 1962 liegt eine erste Fassung vor: exakt 2705 vollgeschriebene Seiten in sieben Ringheften.[354]

Bis zur »Kerzenkreis«-Lesung im April 1964, als die fünfte Fassung des Textes fertig ist, habe er »zwanghaft«[355] weitergeschrieben. Die sechste Überarbeitung – die Druckfassung – wird er 1965 abschliessen.[356]

Viel später hat Guido Bachmann sein ästhetisches Credo so skizziert: »Ein Genie hat eigentlich nur ein Thema, sein Thema. (…) Das Thema ist (…) poetischer Kern, das Werk jedoch Spirale, die immer weiter nach aussen, eigentlich ins Kosmische kurvt, wo sie aber wieder, das liegt in der Sache selbst, den Kern des Künstlers erreicht und zum Schaffensimpuls wird.«[357] Deshalb es ist wichtig zu wissen, was Bachmann als sein »Thema« betrachtet. Es ist ein Angsttraum, den er als Fünfjähriger im Spital hatte, während man ihn wegen einer Fehldiagnose – Verdacht auf Diphtherie – für neun Wochen hinter einer Glaswand isoliert hielt. Er träumte von einem »kleinen grauen Mann in Pelerine und Kapuze, der sich gnomengleich auf ihn gesetzt« und ihm »eine Sicherheitsnadel in die Brust gedrückt hatte«.[358] Als er am Ostermontag 1960 den »Gilgamesch«-Roman begann, schrieb er als ersten Satz: »Der kleine graue Mann stach den Knaben mit einer Sicherheitsnadel in die Brust.«[359] 1997 wird er kommentieren: »Aus diesem Satz schwingt alles. Der Satz kam aus dem Traum und war Initialzündung. Ich habe diesen Satz 36 Jahre lang literarisch ausgeweidet. Nun sind Angst und Schrecken überwunden.«[360] Bachmann, darf man daraus schliessen, hatte seit jeher eigentlich nur ein Thema.

Dass der Umgang mit diesem jungen Mann nicht immer einfach war, bestätigt Walter Zürcher: Bachmann habe sich einmal – die Episode ist undatiert – eine Beretta-Pistole organisiert, mit der er »drei Tage lang in der Stadt herumgezogen« sei und die er schliesslich »auf das jüngste Gericht über dem Hauptportal des Münsters« leergefeuert habe: »Daraufhin hat ihn die Polizei mitgenommen.«[361] In seinem Roman »Die Rückfahrt« lässt E. Y. Meyer seine beiden Protagonisten Berger und Effinger vor das Münster treten. Dabei sagt Effinger, der Denkmalpfleger, obschon das »tolle Gewimmel auf dem Tympanon« über dem Hauptportal eine »trefflich disponierte Darstellung des Jüngsten Gerichts« sei, komme es ihm manchmal vor wie »eine erstaunlich nahe

an unsere Zeit herangerückte Apokalypse einer von Menschen überfüllten, platzlosen, der Tollheit und dem Wahnsinn nahen Welt«. Seinen Exkurs schliesst Effinger mit der Bemerkung: »Irgendwie verstehe ich, warum vor einigen Jahren ein besoffener Dichter eines Nachts mit einer Pistole auf dieses Gewimmel geschossen hat.«[362] Im »Gilgamesch«-Roman lässt auch Bachmann den Protagonisten Roland zu Beginn und am Schluss des Textes mit einem Begleiter nachts vor den »Turm des gewaltigen Domes« treten. Danach folgen zweimal die wörtlich gleichen Sätze: »Oben, in der Wölbung des Portals: das Jüngste Gericht aus Stein gehauen. Ein wuchtig wirrer Haufe nackter Leiber: verzückt jene zur Rechten, verdammt die anderen links.«[363]

Bachmanns Lesung im »Kerzenkreis« war kein Publikumserfolg. Anwesend waren »acht zahlende Zuhörer, das veranstaltende Ehepaar [Zürcher, fl.] und ein Berichterstatter«. Letzterer allerdings war beeindruckt: All jene seien Lügen gestraft worden, die nicht gekommen seien in der Meinung, »Guido Bachmann sei sehr jung und deshalb einer der Gilde avant-avantgardistischer, seherischer, die Welt revolutionierender Schreiberlinge«. Der Autor werfe aber »Fragen auf, übt beissende Kritik, weiss meisterhaft zu schildern«. Inhaltlich lasse Bachmann seinen Helden »durch (…) die widernatürliche Bindung an einen Freund aus der Bahn des Normalen, des für den zivilisierten Menschen des Abendlandes Akzeptierbaren, ausbrechen«. Man dürfe gespannt sein, »ob Bachmann seinen ›Gilgamesch‹ in dieser Form verlegen wird, oder ob er Konzessionen an den Lesergeschmack zu stellen haben wird«.[364] Wir werden sehen.

»Positiv« schreiben! Ein Mundartdichter attackiert die »Neutöner«. – Am 21. April 1964 greift mit Beat Jäggi (1915–1989) ein Mundartdichter in die »Nullpunkt«-Diskussion ein. Sein Aufsatz in den »Tages-Nachrichten« trägt den Titel »Wohin führt der Weg? Ein Beitrag zur Problematik des zeitgenössischen Schrifttums« und wird von der Zeitung mit dem Hinweis eingeleitet, Ernst W. Eggimanns Kommentar über die »Schriftsteller auf dem Armsünderbänklein« habe »ein unge-

wohnt starkes Echo« ausgelöst, was beweise, »dass die Situation, in der sich unser Schrifttum von heute befindet, dem Volk nicht gleichgültig ist«.

Beat Jäggi verdient sein Geld als Kaufmann, Bundeshausjournalist und als Chefredaktor der Zeitschrift »Schwyzerlüt«. Er hat in der Blütezeit der Geistigen Landesverteidigung Lyrik zu publizieren begonnen unter Titeln wie »Heimatbode« (1936), »Hagröseli« (1938) und »Dys Gärtli« (1940). Zwar konnte er mit dem Verkauf seiner Bücher – in den letzten Jahren vor allem Gedichte und Geschichten für Kinder – zufrieden sein. Die Anerkennung der öffentlichen Hand allerdings blieb ihm dafür immer wieder versagt. Nicht verwunderlich deshalb, dass er in seinem Artikel zuerst einmal gegen die »führenden Avantgardisten«, »Neutöner« und »Auch-Dichter« loszieht: »Sündigen da nicht einzelne kommunale und regionale Literaturkommissionen, die allzu sehr nach Neuem rufen und oft überraschend Preise an Neulinge verleihen, die mit der Zigarette im Mund zynisch lächeln über die sie auszeichnenden Förderer?« Wen Jäggi meint, zeigt ein Blick auf die Liste der Jungen unter den Literatur-Preisträgern von Stadt und Kanton Bern in den letzten Jahren: Friedrich Dürrenmatt, Sergius Golowin, Urs Jaeggi, Peter Lehner, Kurt Marti und Jörg Steiner. Jäggi allerdings ist, seit er 1950 einen Anerkennungspreis der Solothurner Regierung erhalten hat, nie mehr geehrt worden.[365] Nun fordert er eine literarische Kommission, »die den Mut aufbringt, einmal einen Dichter auszuzeichnen, der seine ganze Nerven- und Seelenkraft dazu aufbietet, gute und bewährte Traditionen zu verteidigen, auf denen nachher aufgebaut werden kann«.

In der Folge greift Jäggi Hans Rudolf Hiltys Stichwort vom »Nullpunkt« und dessen Behauptung auf, die Jungen hätten 1945 »ein Erbe ohne Fundament« angetreten: »Die heutige junge Generation, die im wirtschaftlichen Wohlstand, im goldenen Überfluss lebt, muss zur Kenntnis nehmen, dass die angeklagte junge Generation der Hitlerzeit in bitterer Arbeitslosigkeit lebte und sich vom nahenden, unabwendbaren Kriegselend bedroht fühlte. (…) Wie reagierten diese unschuldig

vom Schicksal der Erwerbslosigkeit Geplagten von damals? Schrieben sie auch von Modergeruch, Vernichtung, Korruption? Verstümmelten sie auch die Sprache? Klagten sie auch die vor ihnen Gewesenen an? Mit bewundernswerter Tapferkeit standen sie zu ihrer Heimat, obschon diese ihnen kaum das tägliche Brot zu geben vermochte.«

Worum es heute gehe, sei schlagend formuliert in einem Spruch, den er »an einem alten Zunfthaus in Zürich« gelesen habe: »Niederreissen will nichts heissen, aber bauen. Dank dem Mann, der den Bau der Zeiten untern Dachstuhl bringen kann.«[366] Die Jungen sollten »positiv«, nicht »negativ« schreiben – und was positiv sei, lebe die ältere Generation ja Tag für Tag vor. Diese ideologische Konstruktion hatten sowohl Friedrich Dürrenmatt als auch Max Frisch schon vor Jahren aufs Korn genommen. Auf die Frage, welches seiner Meinung nach die »negativste« Eigenschaft des Schweizers sei, antwortete Dürrenmatt 1956: »Dass er sich so positiv vorkommt.«[367] Und Max Frisch liess in seiner Farce »Die chinesische Mauer« den Kaiser Hwang Ti zu seiner Tochter Mee Lan sagen: »Du hast zuviel gelesen, mein Kind, und du weisst, das mag ich nicht – Literatur … Setze dich zu mir und sei eine Prinzessin, wie es sich gehört, eine artige Prinzessin, eine fröhliche Prinzessin, eine positive Prinzessin.«[368] Der Trick am konservativen Argument: Positivität fordern kann nur, wer die Wertediskussion darüber, was positiv sei, bereits entschieden hat. Deshalb hat Otto F. Walter 1962 postuliert, Literatur habe, »ihrer Natur gemäss, nicht positiv oder negativ zu sein«.[369] Beat Jäggi hingegen behauptet das Gegenteil, wenn er zum Schluss seines Aufsatzes die literarischen »Neutöner« auffordert, sich zu merken, »dass man keine neue literarische Welt aufbaut, wenn Gott und Natur, Herz und Seele nichts mehr gelten, wenn man nichts zu ›besingen‹ hat als Sumpf und stinkende Abfallgruben«.[370]

Jäggis Artikel wird für die »Junkere«-Aktivisten der gesuchte Anlass, um die »Nullpunkt«-Diskussion in ihrem Keller weiterzuführen. Für den 6. Mai 1964 laden sie Jäggi zusammen mit den beiden Schriftstellern Hektor Küffer und Ernst Eggimann ein, Sergius Golowin übernimmt die Gesprächsleitung.[371] Selbstverständlich schicken die »Tages-

Nachrichten« an jenem Abend einen Journalisten in die »Junkere 37«, der in seinem Bericht als Erstes betont, dass der junge Schriftsteller und Langnauer Sekundarlehrer Ernst Eggimann nicht zu verwechseln sei mit dem Redaktor seines Blattes Ernst W. Eggimann. Danach hebt er – man beachte die Wortwahl – als »erfreuliches Positivum« die »hochanständige Gesprächsatmosphäre« hervor und hält fest, dass Jäggis Frage, »welche Gestalt der Gesang in den Schulen annehmen soll, wenn der Lyrik Sangbarkeit und Rhythmus genommen« würden, nicht habe klar beantwortet werden können. Dafür ist offenbar »die neue Literatur-Richtung« bemerkenswert klar skizziert worden. Sie suche »eine neue Sprache« und lehne »die Heimatdichtung klar und unmissverständlich ab. Mutter, Gott, Natur, Geist, Herz und Seele verschwinden aus dem Vokabularium; das sind laut neuer Auffassung sentimentale Begriffe. Die Literatur soll entgeistigt werden. Dem Negativen (Schmutz, Sumpf etc.) wird so lange der Vorrang in der Themenwahl gewährt, bis sich die sichtbare Welt gewissermassen als ›sauber‹ erweist. Nationales Denken fällt ausser Betracht; die neue Dichtung muss es deshalb zum Beispiel ablehnen, eine neue schweizerische Nationalhymne zu schaffen. Indessen richtet sich der Blick nach dem Kosmos.« [372]

Am 3. Juni ist Beat Jäggi noch ein zweites Mal in der »Junkere 37«. Diesmal steht sein Referat unter dem rhetorischen Titel: »Dürfen wir die Mundart aussterben lassen?«[373] Natürlich verneint er und fordert ihre vermehrte Pflege an den Schulen und einen Lehrstuhl für Mundartdichtung an der Universität. Die anschliessende, »lebhafte Diskussion« habe gezeigt, schreibt der »Bund«, »dass die Erhaltung der Mundartdichtung ein vielschichtiges Problem« sei. Es gebe, sei Jäggi erwidert worden, »keine reine Mundart«: »Der Ausdruck, den das Leben schafft, ist der einzig richtige und wahre. Mundartdichter sollen nicht alte Ausdrücke ausgraben. Solche Dichtung ist antiquiert und wird nicht mehr anerkannt. Will die Mundartdichtung zu etwas kommen, dann muss sie heutiges Leben schildern. Kann sie das nicht, dann ist sie eben veraltet. Nicht die Mundart macht das Gedicht schön, son-

dern der Dichter.« Dass der »Bund«-Berichterstatter diese Passage nicht in indirekter Rede, sondern im Indikativ formuliert hat, lässt vermuten, dass er gegen die Meinung Jäggis jener der Jungen zuneigte.[374]

Wie Mueller die Tragödie von Heimiswil als Farce wiederholt. – »Wenn auch nicht eins der schönsten«, beginnt Jeremias Gotthelf seine Geschichte von Elsi, der seltsamen Magd, »so doch eines der reichsten ist das Tal, in welchem Heimiswyl liegt, und das oberhalb Burgdorf ans rechte Ufer der Berner Emme sich mündet. Grossartig sind die Berge nicht, welche es einfassen, (…) es sind mächtige Emmentaler Hügel, die unten heitergrün und oben schwarzgrün sind, unten mit Wiesen und Äckern eingefasst, oben mit hohen Tannen bewachsen.«[375]

Am Sonntag, den 19. April 1964, trifft René E. Mueller in Heimiswil ein. Alfred Baschi Bangerter, der Mitstreiter in der Schlacht auf Boldern, der hier zurückgezogen in einem »mehr als 250jährigen Häuschen«[376] lebt, hat ihm angeboten, er könne für einige Zeit bei ihm leben. Es sei eng gewesen in jenem »kleinen Taunerhäuschen, einer reinen Holzkonstruktion mit Schindeldach«, erinnert sich der Kunstmaler Willi Meister, der damals mit seiner Frau, der Lehrerin an der Dorfschule, und zwei halbwüchsigen Buben im alten Schulhaus lebte. Weil man über viel Platz verfügt habe, habe er Baschis Freund, den er aus dessen Erzählungen gekannt habe, gleich eingeladen, zu ihm zu ziehen.[377] In der Tat meldet Mueller noch an diesem 19. April in einem Brief, er habe in Heimiswil »eine sehr gute Nachricht von Freund Meister vorgefunden«: »Ich kann jetzt eine viel bessere Wohnung haben – schon ab morgen!«[378]

So ist für Mueller die Welt wieder einmal in Ordnung. Er setzt sich hinter die Schreibmaschine und beginnt seinen Vortrag zu erweitern, den das Radio Beromünster am 11. April ausgestrahlt hat.[379] Seit er Anfang April aus Italien in die Schweiz zurückgekehrt ist, hat er einige Tage bei Lotti Zwahlens Eltern in Bern verbracht und für das Radio seine Erfahrungen aufgeschrieben, die er im letzten Jahr auf dem

»Blick« machte. Am kommenden Mittwoch nun will er das Referat unter dem Titel »Blick hinter die Kulissen der Sensationspresse. Von einem, der dabei war« in der »Junkere 37« zur Diskussion stellen: Farbig will er zuerst einen flauen Nachmittag auf der Redaktion schildern. Man wartet auf die »Sensation des Tages«, die zur »Highline« der morgigen Ausgabe taugen könnte. Da kommt der Volontär mit dem Papierstreifen des »Londoner-Tickers«: »Da ist der Aufhänger! – Ganz grosse Sache! – Ein Erdbeben in Katalonien! – Legionen von netten, kleinen Leichen!« Damit kommt die Maschinerie der Boulevardzeitung in Bewegung. Die Arbeitsweise und das Klima auf dieser Redaktion kommentiert Mueller im Brustton moralischer Empörung: »Aber ist das wirklich wahr – gibt es wirklich Millionen Menschen in der Welt, die sich Christen nennen und derart sensationslüstern sind? Diese Frage wird sich wohl jeder selber stellen und beantworten müssen.«[380] In der Diskussion im Keller der »Junkere 37«, die dem Vortrag folgte, gelang es dem Referenten, den Berichterstatter des »Bunds« zu ärgern, indem er im Zusammenhang mit den »Revolverblättern« vom »›angeblichen Unterschied‹ zu einer ›seriösen Zeitung‹« sprach.[381]

In den kommenden Wochen befasste sich Mueller mit der Vorbereitung eines weiteren »Junkere«-Abends zum Thema »Schweiz 1933 im Schlepptau des deutschen Faschismus«. Auf der vervielfältigten Einladung lautete der Titel des Abends »Als des Führers Hafer blühte …«, und Zeno Zürcher schrieb: »Der Schriftsteller René E. Mueller tut, von Erwin Heimanns Radiofolge ›Sturmzyt‹ angeregt, das, was vielleicht mal jeder junge Schweizer tun sollte – er sieht sich die Zeugnisse des Jahres des Heils 1933 durch: Wo stand unser Land damals? Was ist aus den Ideologen von damals geworden? Warum muss uns dies heute interessieren? Weil sie sich für uns interessieren!«[382] Suggeriert wird also der Verdacht, den damals kritische junge Leute hegen, aber noch kaum jemand öffentlich auszusprechen wagt: Die heutigen obrigkeitlichen Kontrolleure konformen Lebenswandels sind nicht selten die Fröntler und ihre Sympathisanten von damals. Der »Bund«, der auch über diesen Abend berichtete, hob die »gewagten Parallelen und

Vergleiche« und die »bissigen Bemerkungen« hervor, die Mueller »vor sozusagen ausverkauftem Haus« geboten habe. Es sei »eine teils notwendige und sogar gekonnte, teils aber auch verfehlte und (für den Autor selber) fast peinliche Betrachtung über die Schweiz im Jahr 1933« gewesen. Aber immerhin: »Schon allein, dass ein solcher Abend veranstaltet wurde, frei jeglicher Konventionen in Wort und Gestalt, verdient es, vermerkt zu werden: denn Peinlichkeiten regen an zur Diskussion.«[383]

Ungefähr in jenen Tagen fragte Mueller im alten Schulhaus in Heimiswil den Kunstmaler Willi Meister, ob allenfalls »Damenbesuch« erlaubt wäre. Meister, der unterdessen bereits einige Erfahrungen mit Muellers »wilder Läbtig« hatte und wusste, dass man in einem Bauerndorf unter dem Dach der Dorfschullehrerin gewissermassen in einem Glashaus lebte, war nicht begeistert, eigentlich gehe das nicht gut, aber wenns sein müsse, in Gottes Namen, nur nicht zu lange. In den nächsten Tagen zieht bei Mueller Silvie Giaime ein, eine südländische, dunkelhäutige Frau, eine »swiss african«, die Mundart geredet habe, wie sich Sergius Golowin erinnert.[384]

In den folgenden Tagen entwickelt sich im oberen Stock des alten Schulhauses die zweite folie à deux von Heimiswil, nachdem die erste in der Darstellung von Gotthelf 1798 nur einige Häuser weiter unerfüllt geblieben war und ein tragisches Ende genommen hatte: Damals lebte auf dem Hof »Mittlere Rüglen« der ledige Bauer Christen und im »Dorfhof« »Elsi, die seltsame Magd«.[385] Seltsam und unnahbar war die schöne, junge Frau, weil sie als Müllerstochter aus Gram über den Niedergang ihrer Familie ihre Herkunft verleugnete, unter fremden Leuten als Magd diente und aus Stolz alle Freier abwies, um die Schande ihres Hauses nicht preisgeben zu müssen. Auch Christens Werbung weist sie ab, noch dann, als dieser Anfang März 1798 als Kanonier zum Kampf gegen Napoleons Truppen aufgeboten wird. Verzweifelt darüber, seine Liebe nicht erwidert zu haben, folgt ihm Elsi ins Gefecht und fällt mit ihm gemeinsam in der Nähe von Fraubrunnen im Kampf gegen die anstürmenden Husaren.[386]

1964 bewahrheitet sich wieder einmal Karl Marxens Diktum, wonach »alle grossen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen«, und zwar »das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce«.[387] Der tragischen Liebe von Elsi und Christen folgt nun jene zwischen der schönen Silvie und dem Bürgerschreck René: »Nackten Fusses im Tal«, schreibt er später, »liefen wir über die Felder / Bächen und Waldsäumen lang. / Vor Schwarzbrot und Milch / beim Bauern geholt / erfrischte kaltes Quellwasser / die von unserer Nacht dampfenden Körper. // Nackt aalten wir in der Sonne des Vormittags / nahmen spassend das Mahl / zu einer Stunde die wir nicht wussten / schliefen kosend und selig träumend / im Grase / von blauen Faltern umweht.«[388] Als Willi Meister einen Telefonanruf des einheimischen Weibels erhält, es liege eine Betreibung vor gegen diesen Müller, der bei ihm wohne, er müsse vorbeikommen, informiert dieser seinen Gast, von dem er nie eine Miete verlangt hat. Mueller habe gelacht: »Der soll nur kommen!« Als der Weibel am nächsten Vormittag eintrifft, begleitet ihn Meister die Treppe hinauf. Mueller liegt mit seiner Geliebten nackt im Bett und bittet die Herrschaften einzutreten. Der Weibel macht irritiert rechtsumkehrt und lässt sich von Meister vor dem Haus überzeugen, dass bei diesem Mann einfach nichts zu holen sei.[389]

Trotzdem dauert die Romanze im alten Schulhaus nicht mehr lange: »Da brach / mit einem einzigen Donnerschlag / aus dem heiteren / veilchenblauen Himmel / mit einem einzigen Allwetterblitz / die Welt zusammen / stürzte tosend zu splitternden Trümmern!«[390] Der Blitz kam aus Heiligenschwendi, wo Muellers Vormund Erwin Heimann sich der finanziellen Forderungen gegen sein Mündel nicht mehr zu erwehren wusste: Betreibung Egenter: 2650 Franken; Forderung Bandi: 2330 Franken; Amtsschaffnerei Bern: Gerichtskosten 436 Franken etcetera; Summa summarum: Franken 7393.10.[391] »Was soll ich all diesen Gläubigern, die zum Teil äusserst unangenehm werden, erzählen?«, fragt Heimann brieflich. »René Müller lebt behaglich in Heimiswil, schreibt, wozu er Lust hat und führt daneben ein angenehmes

Leben. Er denkt nicht daran, durch Arbeit Geld zu verdienen. Ich kann Ihnen also auch kein Geld in Aussicht stellen. Betreibung ist sinnlos, da er keinen Besitz hat.« So habe er nun lange genug argumentiert. Was Mueller im Übrigen an Manuskripten aus Norwegen und Rom zurückgebracht habe, bilde keinen Gegenwert, die Gedichte des Zyklus »Frühling in Fiumicino« seien »recht flach«, und »das ewige Thema Mädchen und Wein wird langsam langweilig«. Kurzum: Heimann hat genug: »Entweder siehst Du Dich sogleich nach einer bezahlten Arbeit um, wobei die Hälfte des Lohnes an mich abgeführt wird und zur Bezahlung von Schulden, oder ich lege mein Amt als Vormund nieder, weil ich es nicht mehr verantworten kann.«[392]

Mueller tut, was er in solchen Situationen in den letzten Jahren immer getan hat. Er kontaktiert Dürrenmatt. Dieser ist bereit, vorerst einmal die Aufstellung von Muellers Schulden entgegenzunehmen, worüber Mueller seinen Vormund umgehend ins Bild setzt. Heimann schickt die gewünschte Liste nach Neuenburg.[393] Nachdem er danach bis Ende Juli von Dürrenmatt nichts hört und aus Chur zusätzlich eine alte unbezahlte Zahnarztrechnung von 310 Franken eintrifft, wird Heimann ultimativ: »Wenn ich bis zum 3. August nicht Geld habe oder die Nachricht, dass Du in Arbeit stehst und mir bis Mitte August erstmals Geld schicken kannst, gebe ich die Vormundschaft ab. Das Amt kann dann von einem jener Ratgeber übernommen werden, die Dich in der Meinung bestärken, Du seist zu wertvoll zum Geldverdienen.«[394] Willi Meister erzählt: Mueller habe sich in Heimiswil eines Nachts klammheimlich abgesetzt, die Frau sei, wenn er sich richtig erinnere, schon einige Tage zuvor verschwunden. Zurückgelassen habe er nichts als einen Kübel voller eingeweichter Socken, die mit der Zeit zu faulen begonnen hätten.[395]

Als aus Heimiswil kein Lebenszeichen mehr kommt, platzt Heimann der Kragen. Am 6. August bittet er den Kommandanten des Polizeikommandos des Kantons Bern, Mueller, der neuerdings »unbekannten Aufenthaltes« sei, polizeilich auszuschreiben: »René Müller ist kein Krimineller, wohl aber ein Psychopath, der durch seine Unbedenklich-

keit schon viel Unheil gestiftet hat. Eine Verwahrung und Beobachtung von längerer Dauer ist unbedingt angezeigt.«[396] Acht Tage später doppelt er an den gleichen Adressaten nach: »Ich habe unterdessen in Erfahrung gebracht, dass sich René Müller in Jugoslawien befindet. Offenbar sucht er Verbindungen zu kommunistischen publizistischen Stellen, wo er sich als Märtyrer und politischer Emigrant aufspielt, der ›die Freiheit gesucht hat‹. Wie weit und in welcher Form diese Nachrichten Aktionen bedingen, liegt nicht in meinem Ermessen.«[397] Heimanns Verschwörungstheorie besagt zwar nichts darüber, was Mueller in Jugoslawien wirklich trieb, aber darüber viel, warum er sich 1962 in den Verwaltungsrat des antikommunistischen Schweizerischen Ostinstituts wählen liess und diese Funktion bis 1984 beibehalten wird.[398]

Am 11. August trifft bei Meister aus Novi Vinodolski ein Brief ein: »Eine stichhaltige Entschuldigung für mein Verhalten kann ich nicht vorbringen«, schreibt Mueller und spricht von »komplizierten Verwicklungen, die mich selbst gegen meinen Willen vorzeitig ins Ausland trieben«, und davon, dass er »ziemlich abenteuerlich nach Jugoslawien« gelangt sei: »Hier bin ich seit einiger Zeit und weiss noch wenig, wie es sich weiterentwickelt. (…) Meine gegenwärtige Situation ist ziemlich kritisch und ich kann augenblicklich nicht viel dazu tun.«[399] In den frühen siebziger Jahren, als er ab und zu biografische Episoden niederschrieb, ist er deutlicher auf diese Wochen zu sprechen gekommen: »Dann kam ich in die Stadt. Näher zu dir. Und wir sahen uns alle Tage und haben fast jede Nacht miteinander geschlafen. Und als es mir sehr lausig ging, sind wir zusammen nach Neuenburg zu Dürrenmatt gefahren. Und er hat mir Geld gegeben, damit ich schreiben könne. Ich sollte damit nach Griechenland. Ich bin nur nach Jugoslawien gefahren. Nach Novi Vinodolski, Kriviput und Bribir. Und ich hatte Sehnsucht nach dir. Auf ein Telegramm hin bist du gekommen. Mein Freund, der auch dein Freund ist, hat dich in Rijeka abgeholt. Es waren schöne Tage und noch schönere Nächte. Aber unser Freund hat dir zu gut gefallen. Deine Liebe wankte und schwand. Und ihr habt mich allein zurückgelassen. Auch noch ohne Geld.«[400]

Am 26. August ist Mueller wieder in Bern und schaut auf dem Vormundschaftsbüro vorbei, um sich zu erkundigen, ob sich Heimann, der »lädrig Heiland vo Heiligeschwändi«, wie er ihn ab und zu titulierte, wieder beruhigt habe. Gleichentags geht vom Vormundschaftsbüro ein Brief an das kantonale Polizeikommando ab mit der Bitte, die von Heimann veranlasste Ausschreibung zu »revozieren«: »Zur Zeit besteht keine Veranlassung, gegen Müller polizeiliche oder vormundschaftliche Massnahmen zu treffen. Irgendwelche deliktische Handlungen sind uns nicht bekannt.«[401] Ein Auftritt von artistischer Souveränität, der ihn aber nicht vor neuem Ungemach schützen kann: Weil er im »Schweizerischen Polizeianzeiger« bereits ausgeschrieben ist, wird er am Sonntag, 30. August, kurz nach Mitternacht, während der Einnahme eines Schlummertrunks, im Restaurant »Touring« verhaftet.[402]

Was allerdings die Schulden betrifft, bleibt die Lage ernst. Von einer Reaktion Dürrenmatts auf Heimanns Brief ist nichts bekannt. Im Juni 1965 wird das Vormundschaftsbüro an die Steuerverwaltung der Stadt Bern schreiben: »Müller ist vollständig mittellos. Seine Schulden betragen (…) ca. Fr. 8000.-.«[403] Und am 10. August 1965 wird Heimann, der unterdessen als Muellers Vormund demissioniert hat, dem Vormundschaftsbüro mitteilen: »Eine Aufstellung der hauptsächlichen Schulden Renés ist in dem Brief an Friedrich Dürrenmatt enthalten«[404] – also scheint diese Aufstellung auch ein Jahr später noch aktuell gewesen zu sein.

Weihestunde in der Expo-Zwergenecke: Der Eklat am Schriftstellertag. – Hat Hans Zbinden als Präsident des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins vor anderthalb Jahren nicht für die »geistig Schaffenden« einen Kulturboykott in Erwägung gezogen für den Fall, dass »eine nationale Expo 1964 in Lausanne bei weitgehender Verkennung kultureller Wertabstufungen dem künstlerischen Wirken der Schweiz neben den wirtschaftlichen Errungenschaften nur eine Zwergenecke einzuräumen« gedenke? [405] Unterdessen haben die Organisatoren dieser Expo den Auftritt der schreibenden Zunft exakt in der »Zwergenecke«

geplant: Hatte man ihr an der »Landi« 1939 in Zürich zur Selbstdarstellung für die Dauer der ganzen Ausstellung noch einen speziellen »Weiheraum der Dichtung« zur Verfügung gestellt, erhält sie diesmal gerade noch einen »Tag der Schweizer Schriftsteller«. Trotzdem redet weit und breit niemand mehr von Streik, und in der offiziellen »Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbands« – der sich damals noch »Verein« nannte – schreibt der Historiker Ueli Niederer: »An der Expo selbst versucht sich der SSV dann doch noch zu präsentieren, und zwar mit einem Schriftstellertag und einer Serie von Aufführungen von Einaktern. Beides müssen recht gründliche Misserfolge gewesen sein.«[406]

Aber schauen wir genauer hin: Dieser Schriftstellertag am 12. September 1964 sollte sich in vier Teile gliedern: Hans Zbinden – ausgerechnet er – war zur Moderation einer Dichterlesung in den vier Landessprachen vorgesehen, Hektor Küffer zur Leitung eines Podiumsgesprächs unter dem Motto »Schweizerische Schriftsteller denken über die Zukunft unseres Landes nach«.[407] Am Abend sollte die Zürcher Werkbühne im Expo-Theater die Einakter »Der Pilot« von Walter Matthias Diggelmann und »Der Paradiesvogel« von Max Schmid zur Aufführung bringen. Als Abschluss war ein Empfang der Expo-Direktion im Château de Vidy vorgesehen.[408] Das »Hauptstück im Sinne der Expo-Thematik« hätte das Podiumsgespräch werden sollen, schreibt die NZZ, und: Es sei eine »kläglich misslungene Veranstaltung« geworden.[409]

Was war geschehen? Es gibt die Tonbandaufzeichnung eines »Junkere«-Abends von Ende November 1964, an dem Walter Matthias Diggelmann genau das gefragt worden ist. Diggelmann antwortete: »Beim Mittagessen hat man festgestellt, dass einer der Diskussionsredner fehlt. Da sagte man zu mir: Diggelmann, mach doch du das. Ich war sehr guter Laune und sagte: Mach ich, klar. Um fünf sassen wir dann da. Sie müssen sich das vorstellen: zehn Schweizer Schriftsteller – Wahnsinn: zehn! –, wo wir sowieso nur vier haben. Nun hat Herr Küffer jeden der Reihe nach aufgefordert, etwas zu sagen über die Zukunft der Schweiz.«[410]

Einer von Diggelmanns Vorrednern war zum Beispiel Paul Eggenberg. Er stellte sich die rhetorische Frage, ob »die Schweiz überhaupt noch eine Zukunft« habe, und beantwortete sie mit »einem überzeugten Ja«: »Dieses Ja ist ein Bekenntnis zur Idee der Schweiz, zum eidgenössischen Gedanken. Es ist ein Bekenntnis zum Vaterland, auch in einer Zeit, in der der Begriff des Weltbürgertums gross geschrieben wird.«[411] Als er, Diggelmann, schliesslich etwas habe sagen müssen, habe er aus »einem grundsätzlichen Ärger heraus« gesagt, es sei für ihn ein »Verhältniswahnsinn«, dass ein Land einerseits »300 Millionen Franken« ausgeben könne für einen »solchen Bruch« – womit er die Expo meinte – und es andererseits nicht fertig bringe, jenen fünf Autoren und Autorinnen, die für die Expo je einen Einakter geschrieben hätten, auch nur einen Rappen zu bezahlen. In dieser Situation – so Diggelmann in der »Junkere 37« – sei »ein Berner Dichter, René E. Mueller, mit einem schönen Bart« gekommen und habe »ein Votum« abgegeben, »das tatsächlich Hand und Fuss« gehabt habe.

Über dieses Votum berichtet Mueller selber: »Wohlweislich war die Diskussion eigentlich nur den ausgewählten Herren am Tisch vorbehalten, musste aber auf Grund der Opposition dann doch auf die übrigen Teilnehmer ausgedehnt werden. Da liess ich eine kleine, eigens mitgebrachte Bombe platzen. Ich habe darauf hingewiesen, dass die Professoren der schweizerischen Universitäten mit ihrem Namen gegen die Waffenlieferungen der Schweiz an Ägypten protestiert haben, und dass es eigentlich an den Schriftstellern gewesen wäre, zuerst und am lautesten ihre Stimmen zu erheben. Warum das ausblieb, wollte ich wissen, warum dieser Verein [der SSV, fl.], der sich doch sooo viel darauf zugute tut, wie sie seinerzeit alle gegen die Nazis Front bezogen hätten, auch keinen Pieps von sich gab? Zwei Reihen vor mir, der Sekretär wurde sichtlich blass und hinter mir, den Präsidenten dieser Schafherde, unser herzensguter Professor Zbinden, hörte man merklich schnaufen. Antwort bekam ich keine und war gezwungen, diese wohl oder übel […] selber zu geben. Bührle – der Oberwaffenschieber – hat sein Geld nicht nur in Raketen, sondern auch in Verlagen. Und da

ist doch auf die Expo hin so ein dickes Buch im Artemis-Verlag erschienen, so ein Telephonverzeichnis mit mehr Schweizer-Autoren drin als es in der Schweiz überhaupt gibt […]. Der Schunken ist erstaunlich billig im Handel! Und wer, glauben Sie, hat für dieses mehr als überflüssige Machwerk Gelder [her]ausgerückt? Die Emil-Bührle Stiftung! Mord en gros GmbH. Jetzt wissen Sie, meine Verehrten, weshalb die Schweizer-Schriftsteller die Hosen gestrichen voll haben und nicht protestieren dürfen.«[412]

Mueller habe mit seinem Votum aus dem Publikum »vollkommen recht« gehabt, kommentiert Diggelmann in der »Junkere 37« und erzählt weiter, er habe später noch einmal das Wort ergriffen, weil es ihn »verjagt« habe: Jetzt wolle man von den Schriftstellern plötzlich die eigene Zukunft erfahren, habe er das Publikum angefahren, »nachdem ihr uns nie zur Kenntnis genommen habt, jetzt, nachdem alles passiert ist und ihr den Anschluss verpasst habt, jetzt sollen wir Schriftsteller kommen? (…) Wenn wir schon einen Auftrag haben, habe ich gesagt, dann ist es der, zu zertrümmern, die Expo zu zertrümmern, einfach zu zertrümmern.«

Paul Eggenberg erinnert sich, statt »einer anregenden, geistvollen Diskussion« sei »kübelweise ätzende Kritik ausgeleert« und ein »abgedroschenes »›Nullpunkt‹-Geschrei« veranstaltet worden: »Vom allgemeinen Malaise und Vertrauensschwund war die Rede. ›Wir müssen Europäer, wir müssen Weltbürger werden.‹ – ›Abrüsten, bedingungslos und vollständig! Was nützt unserem Kleinstaat eine Armee? Geben wir lieber der Welt ein Beispiel durch totalen Verzicht.‹ – ›Neutralität ist längst überlebt.‹ – ›Gebt uns Schriftstellern Staatssalär!‹ usw.« Diggelmann habe verkündet, Schriftsteller seien nicht dazu da, »über die Zukunft unseres Landes nachzudenken, einer geldraffenden Gesellschaft Wege ins Morgen zu weisen, sondern ihre Institutionen zu zertrümmern, restlos tabula rasa zu schaffen, um eben diese sterile Gesellschaft zu zwingen, auf dem Nullpunkt neu anzufangen«.[413] In der »Junkere 37« hat Diggelmann präzisiert: »Ich habe an der Expo deutlich gesagt: Man muss die erstarrten Institutionen zertrümmern, nicht

schlechthin die Institutionen. Und ich habe auch gesagt: Erstarrte Institutionen müssen wir gemeinsam im Gespräch definieren.«

Diggelmanns und Muellers Zwischenrufe in der dichterischen Expo-Weihestunde sind ein Eklat, dem – wie ein greller Blitz in etwelcher Entfernung – ein Moment gespannter Stille folgt. Danach macht der lang anhaltende Donner innert Wochen landauf, landab ein neues Wort zum Allgemeingut, mit dem sich von nun an der Freund vom Feind scheiden lässt. Das Wort heisst »Nonkonformismus«.

Der vogelfreie Dichter Muellers siebziger Jahre

Hinab nun, Mueller, in dein spanisches Jahrzehnt! Hinab vom Hochland von Mollie-Margot, im Flug dem Flusslauf der Rhone entlang und quer über Südfrankreich, über den felsigen Riegel der Pyrenäen nach Barcelona und von dort hinaus auf das Meer, südwärts, bis Ibiza auftaucht im gleissenden Licht und dahinter im Dunst Formentera. Wie oft hast du so deine Insel auftauchen sehn? Vierzig, fünfzig Mal sicher, bevor das Flugzeug landete, bevor du zum Hafen gingst und in das Fährschiff stiegst, hinüberwechseltest nach San Francisco, weiter zu Fuss von dort nach San Fernando und schliesslich hinaus zu Juans Can Chumeu Miguel, einer »kleinen, romantischen Finca, ganz abgeschieden, zehn Minuten vom Strand und zehn Minuten vom Dorf, von den Tortouristen verschont«.[1] Hier lass uns rasten, Mueller, lass uns hinausblicken auf das Meer der Jahre von Formentera, auf dem Weg weiter hinab zu dem, was – vielleicht – deine Wahrheit war.

Erinnerst du dich, wie du zwischen Weihnacht und Neujahr 1969[2] hier zum erstenmal angekommen bist mit Angel, der kaum 16-jährigen ausgerissenen Schwererziehbaren aus Chur, die du vor den Behörden hierher in Sicherheit bringen wolltest? Du hast dich auf dieser Insel im faschistischen Spanien – damals ein Treffpunkt der Hippies aus aller Welt – sofort wohl gefühlt. Als Angel gammelnd Richtung Marokko verschwand, hast du dich »mit einem Girl aus Kansas« zusammengetan und nach Bern geschrieben: »Ich glaube, von den 600 Hippies, die da herumgammeln, haben nur zwei noch nicht mit allen samleit und das sind die beiden, die eben vor einer halben Stunde mit dem Kahn von Ibiza eingetroffen sind.«[3] »Samleien« – ein Souvenir aus Skandinavien – war dein Wort für »vögeln«.

Zurück in der Schweiz lebtest du in einer Wohngemeinschaft in Hubersdorf bei Solothurn, der Frühling 1970 liegt, bis auf eine Anklage wegen Verstosses gegen das Betäubungsmittelgesetz, im Dunkeln.[4] In der Nacht vom 3. auf den 4. Juli tauchst du in grellem Scheinwerferlicht wieder auf: Du bist der Mitfahrer auf dem Motorrad BE 4740, das auf der Kreuzung Schützengasse/Pilatusstrasse in Biel mit einem entgegenkommenden Auto kollidiert.[5] Beide Fahrzeuglenker werden später wegen »Befahrens einer Strasse, welche mit einem Fahrverbot für Motorfahrzeuge belegt ist«, gebüsst – dein Fahrer zusätzlich wegen »Nichtlassens des Vortritts«.[6] Diesmal kommst du nicht ungeschoren davon: In »so klassischer Form« sei dieser Unfall »abgehalten« worden, dass der Tod neben dir »nur noch verständnislos den Kopf schüttelte und an sich selber zu zweifeln anfing«, schriebst du aus dem Zimmer 89 der Chirurgischen Abteilung III des Bieler Vogelsang-Spitals, kaum konntest du wieder eine Schreibmaschine betätigen: »Ich hatte im Grunde noch Schwein. Mein rechtes Bein hat dem andern einfach das Auto zertrümmert und mich lediglich einen zweimal doppelten und dann noch einen einfacheren fünffachen Knochenbruch gekostet. (…) Weitere Verletzungen bekam ich ab, nachdem mich das wutentbrannte Auto ein Dutzend Meter hinter sich schleuderte, mir links ein paar Schürfwunden und rechts weitere Brüche an Schulter, Schlüsselbein, Rippen, einigen schwer zu definierenden inneren Verletzungen und drei zu nähende Platzwunden an meinem edlen Bartenhaupte beibrachte.«[7] Am 24. Juli wurdest du zum zweiten und am 3. August zum dritten Mal operiert und warst, kaum wieder bei Bewusstsein, von unbeschädigter Grossmäuligkeit: »Petting geht gerade noch so an, aber von wegen Samleien mussten wir es bei einem einzigen Versuch, mich von einem Girl satteln zu lassen, obwohl sie alle Vorsicht walten liess und die Anstrengung auf sich nahm, nur ihr eines Knie zu belasten, bewenden lassen.«[8] Ansonsten sollte alles anders werden: Die Leute in Bern, schriebst du, hätten »halt noch nicht erkannt und begriffen«, dass du daran seist, »die Rolle, des bernischen Hofnarren, wenn auch schrittweise, aufzugeben und mich ernsthafter Arbeit zu widmen, was ja auch allmählich Zeit wird«.

Eigentlich hattest du damals alle Hände voll zu tun. Der »Magica-Verlag«, für den du seit dem Frühjahr an einem autobiografischen Geschichtenbuch schriebst, liess dich wissen, dass du bis zum 30. September 1000 Seiten Material abzuliefern hättest, aus denen ein Lektor danach deren 300 für den Druck zusammenstellen werde[9] – du stecktest auf der Seite 124 des Typoskripts.[10] Ende August beharrtest du aus Kostengründen darauf, das Spital verlassen zu können. Freaks aus Biel, »vorwiegend junge Künstler mit mehr Schulden als Einkommen«[11], mischelten dir an der Chemin des Ages in Evilard ob Biel eine Unterkunft, die der für dich zuständige Könizer Fürsorger Friedrich, der dich dort einmal besucht hat, so beschreibt: »Herr Müller lebt in (…) einem alten Abbruchhaus, das mehr oder weniger leer steht. In dem von Herrn Müller beschlagnahmten Zimmer ist lediglich eine Pritsche, verschiedene Decken und andere Tücher, ein alter Ofen und eine Holzkiste, die als Nachttisch dient. Daneben sind Flaschen und andere Gegenstände, die in dem verstaubten Raum unordentlich umherliegen. Damit Herr Müller schreiben kann, hat er sich ein kleines Spitaltischchen gemietet, das über die Pritsche geschoben werden kann.«[12] In deinen Briefen aus Evilard sprichst du von der »vernichtenden Einsamkeit des Hilflosen«[13], der nicht einmal die fünfzig Schritte bis zum nächsten Briefkasten schaffe. An deinem Buch schreibst du allerdings täglich. Mitte September ein Rückschlag: »schmerzhafte Venenstauung im linken, dem unverletzten Bein und eine Thrombose, die sich glücklicherweise den rechten Lungenflügel aussuchte«.[14] Weiterer Rückschlag am 9. Oktober: »Nach der Entfernung des Gipsverbands zeigte sich das Bein vom Knie an abwärts bedenklich krumm.« Der Arzt empfiehlt eine neuerliche Operation. Du weigerst dich. Deshalb habe man dir »ohne Narkose (…) das Bein zu dritt ›zurechtgebrochen‹« und neu gegipst mit der »Prophezeiung, bis zur Heilung noch mit Monaten rechnen zu müssen«. Die Berner Behörden unterstützen dich anstandslos, so dass du von deiner »recht beschämenden Voreingenommenheit« ihnen gegenüber schreibst.[15]

In diesen Tagen erhältst du einen Brief von Erika Haldimann, einer jungen Bernerin, die dich vor Jahren in Südfrankreich kennen

gelernt hat und sich seither für dich interessiert, weil du sie an Dean Moriarty erinnerst, den Protagonisten in Jack Kerouacs Roman »On the Road«. Du lädst sie nach Evilard ein. Sie besucht dich und erzählt, dass sie bei den Pfadfindern ihrer roten Haare wegen »Zora« geheissen habe. So hast du »Zora 2« kennen gelernt. Mitte November 1970 ziehst du für einige Tage zu ihr nach Bern, am 28. November begleitet sie dich, als du, an Stöcken humpelnd, wieder nach Formentera reist.[16] Fürsorger Friedrich notiert: »Er begründete die Abreise damit, dass er dort die Möglichkeit habe, intensiver zu arbeiten. Im weitern würde sich das Klima günstig auf seinen Gesundheitszustand auswirken.«[17]

Auf der Insel lebst du mit Zora 2 im einen Teil des Doppelhauses von Juan, der als Witwer mit seiner Tochter den andern Teil bewohnt und dir gut gesinnt ist. Ihr habt ein Wohn- und ein Schlafzimmer, und wenns in diesem Winter in den unheizbaren Räumen zu kalt wird, geht ihr nach San Fernando in die »Fonda Pepe«, die einen Holzofen hat. Sie ist der Treffpunkt der Hippies, dort stört auch deine Schreibmaschine nicht, und kommt der Postbote, kippt er die Briefe für die Freaks auf die Theke und man bedient sich.[18] Für dein Buch seien »fast 500 Blätter vollgeschrieben«[19], meldest du im Februar 1971, und im Oktober, das Manuskript sei »auf über 2000 Seiten angeschwollen. 500 davon werde ich nun auf 300 reduzieren und umschreiben«.[20]

Du führst hinkend ein unstetes Leben, bist verschiedentlich zwischen Formentera und der Schweiz unterwegs. Für den 18. Juni 1971 fliegst du mit Zora 2 in die Schweiz, um am Abend in der »Junkere 37«, die mittlerweile an der Münstergasse 14 residiert, einen »Lieder-Abend« vorzutragen.[21] Die Veranstaltung endet in einer Diskussion über den Grossindustriellen Dieter Bührle, der Ende 1970 wegen illegaler Waffenschiebereien zu acht Monaten bedingt und 20 000 Franken Busse verurteilt worden war. Das Foto, auf dem man einen lachenden Bührle – geschätztes Vermögen damals: eine halbe Milliarde Franken[22] – aus dem Bundesgericht treten sieht, war Staatsbürgerkunde für die Neue Linke der Schweiz. Erika Haldimann erinnert sich, dass diese Diskussion über Bührle nachts zuhause bei ihrem Gastgeber, Ueli

Baumgartner, weitergegangen sei. Um drei habest du plötzlich gesagt, du wollest den Gauner anrufen und ihm deine Meinung sagen. Du hast vom telefonischen Auskunftsdienst wider Erwarten die Privatnummer des Prominenten bekommen und sie gleich gewählt: Bührle hat persönlich abgenommen. Du habest nach einigem Stottern moderat-höflich einige kritische Argumente vorgebracht und schliesslich folgenden Bescheid bekommen: Das sei ja alles interessant, aber ob es nötig sei, dies morgens um drei zu diskutieren? Bührle hat dich nach Zürich eingeladen, und das Ergebnis des Treffens war, dass er sich bereit erklärte, deine Schreibarbeit vorzufinanzieren – die einen sagen, du habest einen Buchauftrag für den Artemis-Verlag bekommen, andere, der Vorschuss habe die Abfassung einer Bührle-Biografie betroffen.[23] Mag sein, der Grossindustrielle, der 1956 nach dem Tod seines Vaters Emil in die Konzernleitung nachgerückt war und seither seine musische Seite endgültig unterdrückte, ist mit dir einem von allen gesellschaftlichen Zwängen befreiten Alter Ego begegnet. Tatsache ist: Bührle war nicht einer, der nur redete. Lakonisch kommentiert Erika Haldimann ihre Erinnerungen: »So hat er René gekauft.«[24]

Die nächste Zeit verbringst du mit Zora 2 bei Bekannten in Los Escullos in der Gegend von Almería in Südspanien. Am 20. August fliegt ihr zurück nach Barcelona[25], du von dort weiter nach Formentera, sie zurück in die Schweiz, um Geld zu verdienen. Ende Oktober kommst du nach und findest in einer Kommune an der Quellenstrasse in Wabern Unterschlupf, wo es dir aber bald zu eng wird: »7 Erwachsene und zwei Kinder, das ist oft ziemlich rücksichtslos laut, nicht nur die Kinder, die schon früh um fünf herumrandalieren, auch die Erwachsenen lassen nächtelang die Musik auf voller Phonstärke brüllen.« Im Januar 1972 findest du mit Zora 2 eine Wohnung an der Freiburgstrasse 677 in Oberwangen. Dort kämpfst du gegen depressive Verstimmungen: »René E. Mueller, der grösste Gammler aller Zeiten, ist etabliert! (…) 2 Meter breites Bett, Kühlschrank, Konsumgeschirr, Telefon … Schrecklich.«[26] Am 1. März: »Tag für Tag sitze ich hinter der Schreibmaschine und glotze sie an, ohne bis morgens um zwei auch nur eine

Zeile geschrieben zu haben. Statt dessen saufe ich Unmengen Bier und Wein. (…) Und Zora leidet – deutet an, dass sie sich wie eine werktätige Hausfrau vorkomme. Hausmütterchen. O merde! So machen sie Menschen kaputt.«[27] Am 30. April: »Ein Schiff ist am Sinken. (…) SOS kann nicht empfangen werden – Sender defekt, Empfänger kaputt.«[28] Ende Mai wirds deiner Partnerin zu viel: Sie sei noch jung, sagt sie, möchte leben und nicht »mit einem alten Zittergreis zusammensein«. Du nimmst deine Schreibmaschine und suchst im »hintersten Krachen im Oberland«, beim Pfarrer von Guttannen, Andreas Urweider, Zuflucht.[29] In den folgenden Tagen schlugst du telefonisch die Trennung vor. Für Zora 2 war es eine Entlastung.

Du gehst nach Vinelz am Bielersee, lebst einige Tage beim Kunstmaler Michel Engel, beginnst, irr vor Sehnsucht nach der verlorenen Geliebten, eine folie à deux mit der Frau des Gastgebers, brennst mit ihr durch, bist in Paris, in Offenburg, Nîmes, Barcelona, Ibiza, Barcelona, Zürich, Mühlhausen, wieder Offenburg[30] und Ende August schliesslich im südfranzösischen Calvisson bei einem Ledertypen namens Jo, den Arsène Waldvogel später kennen lernt und unumwunden als »Nazi« bezeichnet.[31] Von dort schreibst du in die Schweiz, du habest eben »ein Haus gekauft und einen Döschwo und ein weisses Ross«, mit dem du »die Schwacksen über den Strand« peitschtest.[32] Dort schreibst du aber auch vom »Warten auf die Tödin« und die Verse: »Septemberregen summt / das Lied vom Sterben / vergnügliche Melodie / eines frühen / heiteren Todes / in Schönheit / leichter Abschied endlich / ohne Gepäck / lächelnd verreisen / mit der bleichen Geliebten.«[33] Grosssprecherisches dann wieder für die Berner Kollegen, am Vorabend habest du mit Jo und einer Kollegin »2 Flaschen Whisky gekillt«.[34] Du säufst, rauchst Unmengen und schluckst Amphetamine, unterdessen solche der Marke Dexedrin. Am 2. Oktober 1972 macht dein Körper nicht mehr mit. Du wirst mit einem offenen Magengeschwür in das Spital von Nîmes eingeliefert; als du Ende des gleichen Monats bei der Fürsorge in Bümpliz auftauchst, notiert die Sachbearbeiterin: »Herr Müller sieht in der Tat sehr krank und eingefallen aus.

Hier wird er von einem befreundeten Arzt behandelt – gratis.«[35] Am 18. Dezember brichst du im Zibelegässli in Bern zusammen. Die Sanitätspolizei bringt dich vom Inselspital in die psychiatrische Klinik nach Münsingen: Du gibst Schwindelanfälle und Depressionen an, wirst wieder entlassen.[36]

Das rechte Bein immer noch nicht gesund, der Magen kaputt, publiziert seit Jahren nichts. »Das Spiel ist aus«, schreibst du jetzt, »der Funke des Lebens verglüht, erlischt. Daseinsfreude ist Todessehnsucht geworden, aus einem närrisch durch die Welt tanzenden Beatnik, dem gammelnden Hippie ist in einer Allsekunde ein müder Greis geworden, ein Todgeweihter nach 43 Sommern.«[37] Im Januar 1973 lebst du in der Casa patrovà der Pro Helvetia in Carona – in jenem Haus, in dem Lisa Tetzner (1894–1963) und Kurt Kläber alias Held (1897–1959), der Verfasser der »Roten Zora« – gelebt haben.[38] »Merkwürdig«, schreibst du dort, »wie ich gegenwärtig ans Thema der Tödin gebunden bin.«[39]

Im Frühjahr erhältst du einen Förderpreis der Schweizerischen Schillerstiftung[40], leidest trotzdem an Geldknappheit, lebst nun bis im Sommer bei Ueli Baumgartner in Bern, tippst im Akkord Adressen – »12699 Adressen in 240 Stunden Fr. 639.85« – und klagst erneut über »Schwindelanfälle« und »Angstzustände«.[41] Das Typoskript, an dem du seit Jahren gearbeitet hast, liegt in Zürich, wo aus den knapp »2000 Seiten« jene 300 ausgewählt werden sollen, die du dann weiter zu bearbeiten habest.[42] Im Spätsommer ziehst du in eine Wohngemeinschaft in Bauma im Tösstal und planst plötzlich wieder Grosses. Bührle vermittelt dich als Matrose auf die MS CALANDA – ein Schiff, an dem er beteiligt ist.[43] Am 17. September bist du in Bremen[44], am 20. in Rotterdam (»Dutche Madel hübsch und fein, / laden zum Mitslaapen ein!«[45]), am 8. Oktober bis du in Libreville/Gabun (»Erstens bin ich verliebt – in die christliche Seefahrt und zweitens in einen kleinen Holländer, mit schönen blauen Augen und prächtigster Samleier«[46]), am 23. Oktober in Port Gentil[47], am 4. November in Matadi[48] und am 10. November in Pointe Noire[49]. Von dort schreibst du: »Dreimal Äquator überschritten, 5 Staaten frequentiert und jetzt noch (…) nach Dakar, Senegal, nachher

mit 1 Monat Verspätung Heimat-Kurs, Münzen bunkern, rechtsumkehrt.«[50] Zu einer zweiten Fahrt ist es nicht gekommen. Bührle sagt, Mueller habe schnell abgeheuert, auch auf Wunsch seiner Vorgesetzten, er sei offenbar »nicht gerade ein Stachanow« gewesen.[51]

Zu Beginn des Jahres 1974 bist du wieder in Bauma: »Zur Zeit lebe ich hier in einem Bauernhaus in einer Minikommune, wo es immerhin mehr recht als schlecht geht.«[52] Norbert Janowsky erinnert sich, Mueller sei ein guter Kollege gewesen, bis an einen gewissen Punkt, dann habe es ihm allerdings »ausgehängt«. Die Mitarbeit am WG-Haushalt habe er weitgehend verweigert, habe jeweils gesagt, jetzt müsse er noch einige Seiten schreiben. Nur den Abwasch habe er ab und zu übernommen. Man habe zwar ein Aussteigerleben geführt, aber andererseits doch kleine Kinder gehabt und ihnen einen gewissen Rahmen geben müssen. Zu den Kindern sei er gut gewesen, habe mit ihnen gespielt. Ansonsten habe man zusammen Spaziergänge gemacht und in der Nacht jeweils die restlichen Bierflaschen geleert. Den Bührle habe Mueller in Anlehnung an den Unternehmer in Friedrich Dürrenmatts Komödie »Der Meteor« als den »grossen Muheim« bezeichnet – sich selber als den »mittleren Muheim«.[53] Sei bei Bührle ein Besuch angestanden, habe Mueller drei Tage zuvor davon zu reden begonnen, grosse Toilette machen zu wollen. Gewöhnlich seis dann nicht dazu gekommen. Tatsache sei, dass Mueller jeweils mit dem Taxi und mit tausenden von Franken zurückgekehrt sei.[54]

Am 21. Februar 1974 meldest du dich bereits wieder aus Formentera [55], Ende März bist du in Almería, kurz darauf in Kopenhagen[56], deinen Geburtstag am 3. Mai verbringst du in Bauma und schreibst: »Ich werde auswandern. Für immer. Also beschlossen an meinem 45., meinen Lebensabend auf Formentera zu verbringen und dann könnt ihr mich alle.«[57] Seither warst du noch häufiger in Spanien, schriebst euphorische Briefe nach Bern, und die Namen deiner Geliebten wechselten fast von Brief zu Brief – nur einer bleibt konstant: »Fundador«, der spanische Brandy, den du bevorzugtest. Ein Hippie auf einer wunderschönen Insel mitten in einem wunderschönen Meer, so

zeigen dich deine Briefe den Kollegen in Bern, die sich zunehmend in der kleinen Welt von Berufs- und Familienalltag zu arrangieren versuchen.

Und eigentlich würde man es dir glauben, dass du dieses Leben lebtest, wenn es nicht Hinweise gäbe, dass du es als Doppelleben eben auch spieltest. Erika Haldimann erinnert sich, dass du zu Beginn der siebziger Jahre – wenn du genügend betrunken gewesen seist – in der »Fonda Pepe« schon mal auf den Tisch gestiegen seist, um weithin hörbar die »Internationale« zu grölen. Mindestens einmal seist du deshalb von Franco-Anhängern zusammengeschlagen worden. Es habe aber in eurer gemeinsamen Zeit auf Formentera, also 1971, auch antifaschistisch Gesinnte gegeben, die sich in den Bars auf abenteuerliche Weise mit der Farbe der Drinks, die sie bestellten, verständigt und geheime Versammlungen durchgeführt hätten. Diese Versammlungen habest du damals zu besuchen begonnen.[58] Arsène Waldvogel sagt: »René war bis zu Francos Tod Teil eines geheimen Netzes, das unter dem Namen ›Spanische Fliege‹ gefährdete Antifaschisten mit Booten via Formentera aus Franco-Spanien heraus nach Mittel- und Nordeuropa brachte. René hatte ein Boot zu warten, mit dem diese Leute auf den kleinen Inseln bei Formentera versteckt und dann weitertransportiert wurden. Daneben war er als Geldkurier unterwegs. Amnesty International spielte eine Rolle und Bührles Geld spielte eine Rolle. Mueller hat nie darüber geschrieben und kaum darüber gesprochen, weil er Angst hatte. Bei einem Besuch auf Formentera habe ich selber gesehen, wie er in der Fonda Pepe den Betrunkenen spielte und gleich darauf vollkommen nüchtern sagte, jetzt müsse er arbeiten gehen.«[59]

Eine wilde Geschichte, für die es keine klaren Beweise gibt – bloss dunkle Andeutungen in den Briefen. Dein Hinweis im Januar 1971, dass du zu »99,999 Prozent (…) im April eine sehr grosse Summe« Geldes bekommen würdest – »so 50 000–100 000 Fr.« – mag Grosssprecherei gewesen sein, auch wenn sich in deinen Briefen sonst nie vergleichbar fantastisch Klingendes findet, wenn es um Geld geht.[60] Ein halbes Jahr später schreibst du, du schlagest dich als »politischer Tou-

rist« herum und hättest viel zu erzählen, aber »[ich] will nicht oder kann nicht oder darf nicht«: »Ich habe die ganze Scheisse schon längst satt, aber ich kann nicht einfach so aussteigen.«[61] Aus diesen Tagen stammt eine Postkarte an Baumgartner aus Almería: »Es ist vollbracht. Brief folgt.«[62] Dieser Brief existiert nicht.

Über den Jahreswechsel 1971/72 hast du in Algier den im Exil lebenden US-amerikanischen Black-Panther-Aktivisten Eldridge Cleaver getroffen: »[Ich] lasse mich vom Cleaver empfangen, der braucht dringend Pässe und ich werde vom CIA photographiert, bin jetzt dort auch aktenkundig und der Cleaver beeindruckt mich überwältigend.«[63] Erika Haldimann, die dich als Zora 2 begleitet hat, sagt, du habest für diese Reise von einer Zeitschrift aus dem Umfeld des Artemis-Verlags einen Auftrag und von Bührle einen Check über 10000 Franken bekommen. Ihr wäret von einem hohen Beamten in Algier herumgeführt und schliesslich bei der Villa, in der Cleaver, bewacht von Beamten des amerikanischen Geheimdiensts, gelebt habe, abgeliefert worden. Das Haus habest nur du betreten dürfen. Das Gerücht, du habest in Algier ein dreitägiges militärisches Ausbildungslager besucht, dementiert Haldimann als unmöglich, weil ihr euch nie drei Tage getrennt hättet. Was sie bestätigt: Damals sei euch nur das Nobelste gut genug gewesen. Nach der Reise waren die 10000 Franken weg.[64]

Am 28. Februar 1972 schreibst du aus Oberwangen: »Nächstens gehe ich wieder mal ein bisschen politisch touristisieren.«[65] Und kurz darauf: »›Politischer Tourist‹ ist mir zuviel der Ehre, ich selber kann mich fast nur noch als politischen Clown sehen. Das ist ziemlich bitter. Vielleicht hat schnöder Mammon mich vergiftet.«[66] Eine dunkle Andeutung auch Ende August aus Calvisson: »Ich bin keineswegs lebensmüde und nicht erpicht, einem Attentat zum Opfer zu fallen.«[67] Einen guten Monat später liegst du im Spital von Nîmes, offizielle Diagnose: »Magenperforation«. Gegenüber Arsène Waldvogel hast du später gesagt, das sei kein offenes Magengeschwür gewesen, du seist in einem Strassencafé von Nîmes von einer Frau angeschossen worden.[68] Diese Darstellung dementiert Erika Haldimann: Sie habe damals aus Nîmes

einen Telefonanruf von einem Spitalarzt bekommen, bei ihnen liege ein Mann mit »Magendurchbruch«, der nach ihr verlange. Da man nicht sicher sei, ob der Mann überlebe, bitte man sie zu kommen.[69]

Am 19. Januar 1973 schreibst du in einem Brief: »Die ›Spanische Fliege‹ entwickelt sich ziemlich mysteriös.«[70] Ein Hinweis auf deine Arbeit dann im November 1974: »Die Begegnung in Genf mit dem Z. war mehr als nur mysteriös. (…) Habe mich geweigert, ein kleines, aber recht schweres Paket mitzunehmen. Dann telephoniert und niemand wusste etwas von Z.«[71] Die Hinweise häufen sich 1975. Du fliegst nun häufig von Barcelona nach Zürich oder nach Berlin. Geld spielt keine Rolle mehr. Im Juni meldest du, du habest nun »sogar eine eigene Sekretärin zugebilligt bekommen« – die in der Folge auch häufig deine persönlichen Briefe schreiben muss – und: »Am Donnerstag bekomme ich ein neues Schiff aus Deutschland mit sehr schnellem Motor. Prima für Küstenseefahrt geeignet.« Und: Deine »Freunde aus Barcelona« freuten sich »mächtig«: »Gehen ja so gerne baden – Ihr wisst ja!!!«[72] Zwei Tage später weitere Andeutungen gegenüber Niklaus von Steiger, der unterdessen als Mitarbeiter einer Berner Privatbank für dich ein Konto führt: »Ich hoffe (…), dass ich eines Tages nicht mehr zu den kleinen Fischen gehöre. Scheint sich so anzubahnen.« Gleichzeitig bittest du um eine Geldüberweisung, weil du »Verluste bei Import-Export« gemacht habest und »unter die Reeder« gegangen seist: »Deutsches Patrouillenboot. Für Diverses bestens geeignet. (…) Allerdings werde ich noch die Hypothek abschaffen müssen und mal wieder mit dem grossen Muheim konferieren.«[73] Von Steiger hat dein Bankbüchlein als Erinnerung aufbewahrt: Das Konto wurde 1971 mit 40 Franken eröffnet und 1976 endgültig geleert. Die Einzahlungen wurden unregelmässig getätigt, beliefen sich meist auf 1000 bis 4000 Franken und wurden in der Regel schnell wieder abgezogen. Des Weiteren erinnert sich von Steiger, damals Checks in der Grössenordnung von 5000 bis 10 000 Franken gesehen zu haben, die von Dieter Bührle unterzeichnet gewesen seien.[74]

Ende Juni 1975 klagtest du über viel Arbeit: »Da muss man dann

immer nach Ibiza, Kommissare, Konsulate etc. etc. und dann das übrige bereinigen und begleichen. Natürlich kostet das alles auch eine Menge Geld, was wir nicht haben. Haben neuen Kahn – immerhin – aber in Gefängnisse direkt fährt auch der nicht.«[75] Im Stenogrammstil dann Ende August weiter: »Waren Mallorca, – Julia Germany – ich Lissabon – Morgen Madrid – dann bald Schweiz – dann? Versuchen in Ehren, Job zu liquidieren.«[76] In diesen Monaten ist der Diktator Franco todkrank. Am 20. November stirbt er, und für Spanien bricht ein neues Zeitalter an. Mitte der siebziger Jahre hast du auf Formentera Angiolina Termignone kennen gelernt. Sie bezeugt, dass du das Stichwort »Spanische Fliege« öfter erwähnt habest, und: Um 1975/76 habe sie einmal dein Häuschen gehütet, als du unterwegs gewesen seist. Eines Tages sei Dieter Bührle höchstpersönlich vorbeigekommen und habe gesagt, er sei auf einer Schifffahrt im Mittelmeer, sie solle dir Grüsse ausrichten.[77]

In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre lebst du grösstenteils auf Formentera. Zwischenhinein reist du in die Schweiz, um irgendwo Geld zu organisieren. Manchmal schaust du bei deinem Vormund vorbei. Seit Herbst 1971 ist das der Liegenschaftsverwalter Peter Krüger[78], der es in den neunziger Jahren als abgestürzter Grossspekulant zum veritablen Wirtschaftskriminellen bringen wird. Krüger schreibt alle zwei Jahre einen kurzen, unverfänglichen Vormundschaftsbericht und hält dir so den Rücken frei.

Schreibst du über die Schweiz, unterläuft dir nun ab und zu ein melancholischer Satz: »Obwohl man ja aus der Schweiz recht wenig Erfreuliches hört, habe ich ewig mehr Sehnsucht, nach dort einem Häuschen mit Garten.«[79] 1976 wird endlich wieder ein Buch von dir verlegt. Es ist ein Verschnitt aus den 2000 Typoskriptseiten der frühen siebziger Jahre – Titel: »Engel der Strasse. Ein Anti-Roman«, herausgekommen im Berner Mantram-Verlag, der nur dieses Buch publizierte. Hier ist nun ein Teil deiner autobiografischen Aufzeichnungen nachzulesen, und zwar derart unchronologisch zusammenmontiert, dass sich der Text als Aneinanderreihung fantastischer Anekdoten lesen lässt,

vom Besuch bei Max Frisch 1964 bis zur Beschreibung des »heiligen Fests des Vollmondes«, das die »Hippie-Internationale« jeden Monat auf Formentera feiere.[80] Alfred A. Häsler, der seit der Bolderntagung von 1962 von dir fasziniert ist und dich mit Adrien Turel verglichen hat[81], schreibt für die »Weltwoche« eine Rezension: »Wahrscheinlich kein Kerouac, kein Ginsberg, kein Jack London. Aber doch ihr helvetischer Kumpan, unstet, listig, lustig, liebes- und lebenstüchtig bis zur Selbstzerstörung. Achtundvierzig Jahre alt und kein bisschen domestiziert im Land der Väter. Ein Kontrapunkt zu einer perfektionierten Welt. Ein Blumenkind unter den kahlen und kalten Wänden unseres Betonzeitalters.«[82]

Wenn du ein »Blumenkind« gewesen bist, dann allerdings ein pädophiles. Vielleicht hast du dich am 11. Oktober 1976 auf Formentera das einzige Mal in deinem Leben wirklich erschüttert an die Schreibmaschine gesetzt, um nach einigen hingestotterten Präliminarien dein Gewissen zu entlasten: »Soeben habe ich mit einem achtjährigen Mädchen geschlafen. Ich begreife selber noch nicht, wie das geschehen ist. (…) Nur soviel: es war irr schön – für beide – das schönste, was ich überhaupt je erlebt. Lolita ist dagegen Null. Wir haben uns dabei in die Augen geschaut. Ich habe noch nie etwas so Schönes gesehen – und wir waren wie Erwachsene. Sie auch. Wir waren sehr glücklich.«[83] Zwei Wochen später ist die Erschütterung weg: »Leila (die Lolita) und ich verstehen uns bestens und samleien besser als Erwachsene. Übrigens ist sie jetzt wieder in Hannover, aber ich werde sie besuchen und wir werden vögeln was das Zeug hält, und wenn sich der Gesetzgeber ärgert – umso besser!«[84]

Gegen Ende der siebziger Jahre geht es bergab, finanziell und gesundheitlich. An Friedrich Dürrenmatt, bei dem du dich wieder meldest, nachdem sich Dieter Bührle allmählich zurückzuziehen beginnt, schreibst du an Heiligabend 1978: »Mit Anfang 1978 waren die ›sieben fetten Jahre‹ offensichtlich vorbei. Im Januar hat mir ein Sturm das halbe Dach weggefegt. Für Erhalt und Instandstellung der Finca muss ich selber aufkommen. (…) Der Sommer liess sich sosolala überleben

aus dem eher peinlichen Grund, dass wir Insulaner für die Touristen so eine Art Wunderkinder, seltene Zootiere, Exoten sind und es uns nicht schwer fällt – wenn wir's auch verabscheuen, tun wir's trotzdem – uns von denen fleissig einladen und bewirten zu lassen. Im Oktober habe ich wieder meine Schwarzarbeit aufgenommen. In einem Restaurant mindestens fünf Stunden am Tag, meist aber von 17 Uhr bis morgens um drei. Teller waschen, Böden schruppen, Gemüse rüsten, mitunter auch kochen usw.« Anfang Dezember dann, berichtest du, habe ein neuer Sturm einige Ziegel heruntergerissen. Beim Versuch, das Dach auszubessern, seist du von der Leiter gestürzt und habest drei Rippen gebrochen. Soweit die offizielle Unfallursache. In einem anderen Brief schreibst du: »Ursache kannst Du selber zwischen zwei Varianten aussuchen. A: Bei Dachreparatur gestürzt, B: Auf dem Heimweg gestürzt. Eine stimmt. (…) Vielleicht sollte ich erwähnen, dass ein Teil meines Gehaltes in Fundador ausgerichtet wurde.«[85] Sicher ist: Die drei Rippen waren entzwei, und eine von ihnen »piekte« die Lunge. Eine »unorganisierte Solidarität« der »Maler, Schreiber, Schmuckhersteller, Weber etc.«, schreibst du weiter an Dürrenmatt, habe dir einen Spitalaufenthalt auf Ibiza ermöglicht. Vor zwei Tagen seist du aus dem Spital entlassen worden: »Alles andere als geheilt, aber das Depot war aufgebraucht und die ahnten wohl, dass Nachschuss unvorhanden.« Am Schluss dieses Briefes hast du – zum wie vielten Mal? – jenen Zweizeiler platziert, der nun zunehmend zur Standardwendung wird: »Da sitze ich am Mittelmeer / und habe keine Mittel mehr.« [86] Der gutmütige Dürrenmatt hat deinen Hilferuf erhört und Geld geschickt.

Ein Besuch in der Schweiz Ende Januar 1979 wird dann über Erwarten erfolgreich. Bettelbriefe bringen einiges ein, und für dein Buchprojekt »Ich – der grosse Baal«, das in deinen Briefen zum ersten Mal im März 1977 aufgetaucht ist[87], spricht der Kanton Bern einen Werkbeitrag von 7000 Franken.[88] Damit schaffst du es noch ein Jahr. Am 25. Januar 1980 meldest du, du schriebest »jetzt emsig und verbissen an einem neuen Buch«, planst gleichzeitig, deine Zelte auf der Insel abzubrechen, suchst Geld und eine Bleibe in der Schweiz. Kurz darauf:

»Der Kontrakt mit La Branche ist zustandegekommen.«[89] Im März 1980 wird deine Situation »vernichtend«: »Der liebe, kleine René sank von Stufe zu Stufe und ist schlussendlich auch noch mit einer verheerenden Venenentzündung (…) im Ibiza-Krankenhaus gelandet oder gestrandet und ist die gesammelten Pesetchen und Fränkli und noch etwas mehr glatt losgeworden.«[90] Bevor du endgültig abgereist seist, um hoch über dem Genfersee neu anzufangen – dies erzählt Arsène Waldvogel –, habest du in der Can Chumeu Miguel auf Formentera einen bedeutenden Teil deiner Papiere verbrannt.[91]

Die Gartenzwerge proben den Aufstand (1964–1966)

Das Aarbergerbott 1964: Wo man hinschaut, nichts als Undankbarkeit.– Als sich am 13. September 1964, morgens um halb zehn, kaum waren die Kirchenglocken verklungen, die Herren des Berner Schriftsteller-Vereins in Aarberg vor dem Restaurant »Krone« besammelten, um gemeinsam zum Schiessplatz zu ziehen und im Rahmen des diesjährigen Botts das »Freundschaftsschiessen« gegen die »Aarbergerschützen« zu bestreiten[1], war alles nicht mehr ganz so, wie man es sich vor einigen Tagen noch vorgestellt haben mochte: Ein bisschen war an diesem Sonntagvormittag das Selbstverständnis der braven Männer als Berner und als Schriftsteller erschüttert.

Zwar hatte das Wochenende sozusagen triumphal begonnen. Am Freitag hatte man an der Landesausstellung in Lausanne den »Bernertag« begangen, und prompt meldeten die Zeitungen, die 122 326 BesucherInnen bedeuteten bisherigen Tagesrekord.[2] In der riesigen Festhalle hatte man mit einem »historischen Festspiel« der Zeiten Niklaus Manuels, Albrecht von Hallers, Jeremias Gotthelfs und Albert Ankers gedacht. Eine würdige Stunde bernischer Selbstdarstellung, auch wenn »die besinnlichen und mahnenden Worte der vier grossen Gestalten bernischer Geschichte wegen der schlechten Akustik nicht zu voller Wirkung« gekommen seien, wie die »Neue Zürcher Zeitung« bemängelte.[3] Aber auch wenn man es nicht verstanden hatte, war doch gewiss, dass das Richtige gesagt worden war. Im Übrigen hatte während des Festakts der bernische Regierungspräsident Erwin Schneider alles Nötige gesagt: In einer »Welt der Zerrissenheit und des Auseinanderklaffens« komme »jedem Bemühen nach dem Gemeinsamen und dem Einigenden besondere Bedeutung« zu. »Am heutigen Bernertag der

Expo erneuern wir das Bekenntnis Berns zu diesen Grundsätzen. Wir erneuern es als Vertreter eines Kantons, der die Brücke bildet zwischen Deutsch und Welsch, das Bindeglied ist zwischen verschiedenen Kulturen, die eh und je sich gegenseitig befruchtet haben: Wir tun es auch als gute Demokraten und Eidgenossen, offen allen Auseinandersetzungen, die getragen sind von Sachlichkeit, gegenseitiger Achtung, Toleranz und Fairness!«[4]

Leider machten sich an diesem Tag auch die »separatistischen Jurassier«, diese undankbaren bernischen Kompatrioten, am Rand des Festumzugs mit der unsachlichen Forderung nach einem »Jura libre« bemerkbar. Aber nicht nur das. Ausgerechnet auf dieses Wochenende, an dem der Kanton Bern sich vor der ganzen Schweiz im Schaufenster der Landesausstellung präsentierte, lud das Rassemblement jurassien nach Delémont zum 17. Fest des jurassischen Volkes ein. War das etwa fair? Oder die Resolution, die in Delsberg verabschiedet wurde »gegen die Berner Behörde, (…) die jede Diskussion über eine Änderung der Struktur des Kantons Bern« ablehne, was von einer »gewalttätigen Politik« zeuge und die jurassische Bevölkerung zwinge, »den seit 150 Jahren geführten Kampf zu intensivieren«[5] – war das etwa tolerant? Und wenn man dann noch lesen musste, dass Delémont »noch nie (…) so viele Leute in seinen Mauern« gesehen habe und dass die Berner Kantonspolizei, die ja wohl aus Gründen übergeordneter Sachlichkeit ein bisschen untertrieben haben wird, 35 000 BesucherInnen zu zählen genötigt war, dann stimmte einfach etwas nicht mehr.

Zu all dem vernehmen die Mitglieder des Schriftstellervereins, die im Aarberger Scheibenstand unterdessen freundschaftlich ihr Zielgelände unter Feuer genommen haben, von Paul Eggenberg, der von Lausanne direkt nach Aarberg gekommen ist, von den unsachlichen, intoleranten und unfairen Ausfällen der undankbaren Jungen ihrer Zunft am gestrigen Schriftstellertag. Und nicht irgendwelche haben sich dort hervorgetan: Neben Diggelmann und Mueller ist gestern der eigene Präsident ad interim, Sergius Golowin, gestanden. Arnold H. Schwengeler wird anderntags im »Bund« schreiben: »In den Reden

wie im Gespräch aber schwang diesmal trotz der heitern Gesichter ein besorgter Ton mit. Über dem Abend lag der Schatten des Expo-Tages der Schweizer Schriftsteller, der (…) in Lausanne offenbar recht unwürdig zu Ende ging und wo sich Generationengegensätze zeigten, die nicht mehr länger als normal betrachtet werden können. Es wird davon an dieser Stelle noch zu lesen sein.«[6] Wir werden sehen.

Eggenberg sagt im Rückblick, dass man durch die Ereignisse von Lausanne alarmiert gewesen sei: »Unser Ehrenpräsident und Präsident der Freunde des BSV, Doktor Hans Müller, der für den Verein so viel getan hat, hat danach ein paar von uns zusammengerufen. In der ›Krone‹ von Aarberg haben wir eine halbe Nacht lang das Schicksal des Vereins besprochen.« Dieses Treffen hat am 22. Januar 1965 stattgefunden, anwesend waren neben prominenten Ehrenmitgliedern des Vereins sämtliche ehemaligen Präsidenten – also Arnold H. Schwengeler, Hans Zbinden, Erwin Heimann, Paul Eggenberg und Hektor Küffer – nicht eingeladen worden ist Golowin als amtierender Präsident ad interim.[7] Eggenberg weiter: »Müller hat uns beschworen, es dürfe nicht so weitergehen. Er hat vorgeschlagen, ich solle den Verein wieder übernehmen. Ich habe geantwortet, ich könne nicht, ich müsse nach einem längeren Auslandaufenthalt zuerst wieder für mich schauen. So hat es geheissen: Dann solle doch der Erwin Heimann, der sei ja auch schon einmal vier Jahre lang Präsident gewesen.«[8]

Laut der Historikerin Madeleine Burri, die die Geschichte des BSV bis 1965 aufgearbeitet hat, war es ein bisschen anders: Am informellen Altherrentreffen in Aarberg einigte man sich ohne Rücksprache mit Golowin darauf, so schnell wie möglich an einer ausserordentlichen Vorstandssitzung Nägel mit Köpfen zu machen. An dieser Sitzung – sie fand am 4. Februar statt – versuchte das Passivmitglied Müller, wie das Protokoll belegt, den BSV politisch wieder besser auf Kurs zu bringen. Als prominenter Freisinniger ergriff er gleich zu Beginn das Wort und behauptete keck, in Aarberg habe sich »nach einer offenen Aussprache« Eggenberg – der als ehemaliger Sozialdemokrat unterdessen sehr gemässigt in der Mitte politisierte – für das Präsidium zur Verfügung

gestellt, nachdem Heimann abgesagt habe. Dem widersprach der Sozialdemokrat Küffer: Sein Parteikollege Heimann habe nicht abgesagt, sondern abgelehnt, weil ihm in Aarberg bloss das Vizepräsidium angeboten worden sei. In dieser Situation spielte Susy Langhans-Maync das Zünglein an der Waage: Wenn es darum gehe, das Vertrauen aller Mitglieder zurückzugewinnen, könne nur »der beste Mann in Frage kommen (…), und das ist Heimann«. Der nun auch anwesende Golowin muss an diesem Abend ziemlich frustriert gewesen sein: Nachdem er zur Kenntnis nehmen musste, dass die Altherren in Aarberg auch noch gleich das Datum der nächsten GV und den Referenten festgelegt hatten, bot er den sofortigen Rücktritt an.[9]

Geschäft ist Geschäft: Der Untergang des »hortulus«. – Anfang Oktober 1964 schliesst in St. Gallen Hans Rudolf Hilty die Arbeit am »hortulus«-Heft Nummer 67 ab. Über ein Jahr ist die Literaturzeitschrift nicht mehr erschienen, und die nun in Druck gehende Nummer wird die letzte überhaupt: »hortulus« ist am Ende. 1961 hatte Hilty im Editorial der Nummer 50 noch geschrieben: »Da ich mir (…) vorgenommen habe, ›hortulus‹ bis zur Heftnummer 100 zu führen, bedeutet [dieses Heft] für mich als Herausgeber Halbzeit.«[10] 1988 hat er in einem Interview ergänzt: »Natürlich gab es Gründe, die im Zusammenspiel oder in der Auseinandersetzung zwischen Herausgeber und Verlag da waren. Dass es daneben Müdigkeit gab, das stimmt schon, aber das hätte nicht zu einem so abrupten Ende geführt.« Auf die Nachfrage, warum »hortulus« »ohne irgendeine Vorwarnung« eingestellt worden sei, wich Hilty aus: »Ich weiss heute auch nicht mehr alles so genau. Es ist auch zwanzig Jahre her.«[11] Etwas genauer allerdings kann man es schon noch wissen.

Um den »hortulus« unter den Fittichen des Tschudy-Verlags lancieren zu können, hatte Hilty nicht nur Gratisarbeit und eine »geringe Erbschaft«, die er Anfang der fünfziger Jahre gemacht hatte, investieren müssen – es hatte auch der Protektion von Henry Tschudy bedurft, eines Verlegers von altem Schrot und Korn mit Jahrgang 1882.

Tschudy hatte seine Buchdruckerei nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem »veritablen und ernstzunehmenden literarischen Verlag«[12] und zu einer »Freistatt auch der jungen Literatur St. Gallens« ausgebaut. Insbesondere »als Verleger der Zeitschrift ›hortulus‹« habe sich Tschudy »in hohem Masse verdient« gemacht, schreibt der Literaturwissenschaftler Dominik Jost: »[Tschudys] Tod war auch ein Schlag gegen die junge Literatur.«[13] Er starb 1961. Die Geschäfte wurden nun vorerst von Tschudys Sohn geführt, der sie bald an eine Geschäftsleitung weitergab, die sich vermehrt auf das Kerngeschäft der Buchdruckerei konzentrieren wollte. »Das Drängen des neuen Geschäftsführers auf eine Wiedereingliederung der unter Hilty selbständig operierenden Zeitschriftenabteilung brachte dessen prekäre Arbeitsbedingungen vollends in Not. Über kaufmännische Differenzen muss es sodann zum Eklat gekommen sein.« So mutmasste Roman Bucheli[14] 1994 in der NZZ. In der Tat: Es ging ums Geld.

Am »1. November 1964« und am »Neujahr 1965« hat Hilty zwei Texte zur Vervielfältigung auf Matrizen getippt, die beide als Rundschreiben an potenzielle Geldgeber für die Gründung eines neuen Verlags gehen sollten. Im einen Dokument steht unter dem Zwischentitel »Zur Vorgeschichte«: »Die Zusammenarbeit mit dem Tschudy-Verlag wurde seinerzeit noch mit Herrn Henry Tschudy etwas improvisiert begonnen. In den jüngsten Jahren haben sich leider vermehrt Missverständnisse und Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit ergeben. Während ich mich meinerseits mit dem Tschudy-Verlag möglichst identifiziert und durch meine Unternehmungen den Verlag in weiten Kreisen überhaupt erst bekannt machte, entstand innerhalb der Firma eine Tendenz, mich (da ich ja nicht in einem Anstellungsverhältnis stand) als Fremdkörper auszustossen. Innerhalb der Schweiz habe ich auch den Versand der Bücher immer selber besorgt; ich habe jahrelang jede Rechnung selber geschrieben und jedes Päckchen selber zur Post getragen. Ich habe Zeit, Kraft und Geld bis an die Grenzen des Möglichen (und manchmal darüber hinaus) für ›hortulus‹ und die Quadrat-Bücher eingesetzt: aus Überzeugung in die Notwendigkeit dieses edito-

rischen Tuns. Für diesen Einsatz der ganzen Person aber fand ich in neuerer Zeit im Tschudy-Verlag immer weniger Echo. Man begann, mich in einer Weise mit Zahlungsterminen usw. zu drängen, die ich angesichts der Tatsache, dass ich jahrelang Zeit, Kraft und Geld zum Ruhme des Tschudy-Verlags eingesetzt habe, als unzumutbar empfinden musste.«[15]

Direkt hat der noble Hilty auch bei dieser Gelegenheit nicht von Geld gesprochen. Aber indirekt. Er schrieb, in den neuen Verlag, »der als AG oder GmbH gegründet wird«, von seiner Seite als Grundstock »›hortulus‹ und die ›Quadrat-Bücher‹ (einschliesslich des Lagers an bisher erschienenen Bänden und einschliesslich aller Rechte)« einbringen zu wollen.[16] Diesen »Grundstock« bezifferte er auf »etwa 70 000 Franken« und fuhr fort: »Bares Geld kann ich deshalb nicht in die Firma einbringen, weil ich alles Geld laufend in die ›Quadrat-Bücher‹ hineingesteckt habe, für die ich ja bisher das volle geschäftliche Risiko trug.«[17]

Zu vermuten ist, dass Hilty spätestens im Herbst 1964, möglicherweise aber schon seit dem Sommer 1963, als er die »hortulus«-Reihe für ein Jahr unterbrach, kein Geld mehr besass über das Lebensnotwendige hinaus, und denkbar ist, dass er mit dem Wert des Lagers und der Rechte von »etwa 70 000 Franken« die Grössenordnung seines investierten Erbes angibt. Für das neue Management des Tschudy-Verlags scheint Hiltys Engagement nur noch als kostenlose Reklame von Bedeutung gewesen zu sein. Zum Streit und zum Bruch gekommen wäre es demzufolge in jenem Moment, in dem Hilty seine verlegerische Tätigkeit nicht mehr selber subventionieren konnte und, auf seine unbestreitbaren Leistungen verweisend, finanzielle Forderungen an den Verlag stellen musste, um die Arbeit weiterführen zu können.

Die beiden Vervielfältigungen im Nachlass belegen, dass Hilty nach dem Bruch die Gründung eines eigenen Verlags ins Auge fasste, der neben der Weiterführung des »hortulus« und der »Quadrat-Bücher« eine Reihe mit lateinamerikanischer Literatur beginnen, für »jüngere schweizerische (auch westschweizerische) Dramatiker« als

Bühnen-Verlag fungieren und Mappen mit Originalgrafiken und Lyrik produzieren sollte. Darüber hinaus plante Hilty unter dem Titel »Die aktuelle Serie« eine Sachbuchreihe, deren Mitarbeiter »vor allem ›nonkonformistische‹ jüngere Autoren und Journalisten sein« sollten. Themenideen für die ersten Bände: »›Schweizer Armee – wohin?‹ (Beiträge verschiedener Autoren mit verschiedenen Meinungen: von Atombewaffnung bis zum vollständigen Verzicht auf eine Armee); ›Juden in der Schweiz‹ (eine Dokumentation, die vor allem den unbewältigten schweizerischen Antisemitismus blosslegt); ›Schwangerschaftsunterbrechung in der Schweiz‹ (ein Rapport über Ausmass und Handhabung der legalen Schwangerschaftsunterbrechung in unserm Land); ›Tell – unser Nationalheld?‹ (die neusten kritischen Forschungen und Deutungen).«[18]

Das Schreiben an potenzielle Geldgeber, von denen sich Hilty ein Startkapital von »möglichst 200 000 Franken« erhoffte, schloss mit den Worten: »Es mag ein bisschen pathetisch tönen, wenn ich zum Abschluss feststelle, wer sich an meinem Verlag beteilige, helfe mit, ein notwendiges literarisches Lebenswerk fortzuführen. Jedenfalls ist es aber das immer wieder neue Echo, das meine editorischen Bemühungen bis jetzt immer wieder gefunden hat, was mich dazu antreibt, an eine eigene Verlagsgründung zu denken. Es gäbe für mich einfachere Wege, mein Brot zu verdienen. Aber ich glaube, dass ich an der Spitze eines Verlages mein Eigenstes zum geistigen Leben unserer Zeit leisten könnte. Deshalb sehe ich diesen Weg als eine mir gestellte Aufgabe an.«[19]

Hilty hat keine Geldgeber gefunden, der geplante Verlag ist nie gegründet worden. Knapp vier Monate vor seinem Tod am 5. Juli 1994 würdigte die NZZ die Leistung dieses Idealisten im Dienst einer neuen Literatur: »Das Ende der Zeitschrift (…) bedeutete für St. Gallens kulturelles Leben einen Einschnitt, für die deutschsprachige Literatur insgesamt aber einen schweren und bedauerlichen Verlust. War die schmale personelle Grundlage, die im wesentlichen auf der Persönlichkeit Hiltys und seinen Beziehungen beruhte, Garantin für eine grossartige Zeit-

schrift internationalen Zuschnitts, so war ihr Ende letztlich auch der bittere Preis, um den diese Pionierleistung erkauft werden musste.«[20]

1965 liess sich Hans Rudolf Hilty in Zürich als Redaktor des sozialdemokratischen »Volksrechts« anstellen. »Der Wandel vom Jungliberalen zum Sozialdemokraten war wohl charakteristisch für den politischen Weg mancher Autoren dieser Generation«, kommentierte Kurt Marti später diesen Schritt.[21] Zu ergänzen ist, dass Hiltys politische Radikalisierung im Speziellen untrennbar mit dem Untergang des »hortulus« verbunden bleibt.

Streit um den Eklat: Die Debatte um den Schriftstellertag kommt in Gang. – Der Erste, der in Bern nach dem »Tag der Schweizer Schriftsteller« an der Expo öffentlich über ihn redet, ist René E. Mueller. Am 16. September 1964 hält er in der »Junkere 37« einen Vortrag mit dem Titel: »Schneller sterben – Schriftsteller werden! Beitrag zur Soziologie (und Biologie) des freien Schweizer Schriftstellers«.[22] Der Auftritt, für den wie gewöhnlich im »Stadtanzeiger« inseriert wird, stösst auf grosses Interesse. Für die zahlreichen Leute, die wegen Platzmangels abgewiesen werden müssen, wird der Vortrag drei Wochen später wiederholt.[23]

Mueller gibt sich eingangs bedrückt und spricht davon, er habe sich im Interesse seiner »stark havarierten, bis zum Äussersten strapazierten Seele« entschlossen, sich »mit dem heutigen Referat (…) von der Berner Öffentlichkeit, zumindest bis auf weiteres (…), zu verabschieden«, und zwar »um einer lebendigen Vergangenheit nach und einer toten Zukunft entgegen zu trauern«. Denn »insbesondere auch hierzulande« befleissige man sich »zäh«, »die Träger des wahrhaften, des wirklich humanen Gedankens, vorweg Dichter und Schriftsteller (…) auszurotten«.[24] Wohlstand und »Demokratur« täuschten darüber hinweg, »dass das Beste und Wesentlichste des menschlichen Individuums, die persönliche Freiheit, mehr und mehr zum Teufel geht, auf dass wir zu einer abscheulichen, einzigen, riesengrossen Moluske werden, zu einer Majoritätsmoluske.« In einem solchen Land werde die

Schriftstellerei, nicht zuletzt durch »das segensreiche Programm der ›geistigen Landesverteidigung‹ (…), auf das Aussterbeetat gesetzt«: »Unser innig, feurig geliebtes Heimatland, dem wir ja nur aus lauter Liebe in die holde Fratze schlagen, [schickt sich an,] den Geist des freien Schriftstellers endgültig zu liquidieren, diese unbequemen Querulanten, diese Wirtschaftswunderschädlinge, diese Feinde der restlosen Verblödung, auf sehr humane, ja geradezu väterlich liebevolle Art verrecken zu lassen!«[25]

Bei der folgenden Schilderung der Ereignisse von Lausanne wiederholt er seine dort vorgebrachte Kritik, beschimpft den Schweizerischen Schriftsteller-Verein als »widerlichen Kadaver« und betont, dass auch in Lausanne wieder versucht worden sei, die politischen Differenzen »zu einem Generationenproblem zu bagatellisieren«.[26] Walter Matthias Diggelmann habe kurz und bündig gesagt, worum es gehe: »Die Zukunft der Schweiz? – Fünf Autoren haben für die Expo Stücke geschrieben. Sie waren die einzigen, die nicht honoriert wurden.«[27] Damit schlägt Mueller den Bogen zu seinem eigentlichen Thema: Ein Berner Regierungsstatthalter habe ihm einmal gesagt, Schriftsteller sei kein Beruf, sondern »ein Hobby für Psychopathen«: »Versuchen Sie einmal eine Zeitlang so zu leben, wie wir es konsequenterweise tun müssen. Sie wohnen vielleicht nirgends. Dann bleibt Ihnen die Kneipe, Sie werden vielleicht süchtig, aus Ohnmacht Ihrer Aufgabe gegenüber, Sie machen Schulden, weil Ihnen kaum etwas anderes übrig bleibt, die wachsen Ihnen über den Kopf, und dann – im besten Fall landen Sie im Kittchen. Sie kommen heraus und es beginnt aufs Neue. Sie verlieben sich vielleicht zwischendurch mal ernsthaft und möchten heiraten und Kinder haben, aber falls sie nicht zufällig Geld besitzt – versuchen Sie's mal! (…) Sie sinken von Stufe zu Stufe, verwahrlosen aussen, und inwendig werden Sie ausgehöhlt und können eines Tages den Druck nicht mehr ertragen. Vielleicht bringt man Sie zeitig ins Irrenhaus.«

Schliesslich nimmt Mueller Diggelmanns Polemik von der Zertrümmerung der Institutionen auf. Sie sei ein Einspruch gewesen gegen das für viele unerträglich gewordene »Blut- und Bodengefasel« der

guten Bürger im Land: »Jetzt schreien sie Zetter und Mordio, weil sie am Schriftstellertag ein bisschen unter die Räuber gefallen sind, weil ihr widerliches Geschwafel vom Aufbauen und Einen (…) endlich eine Empörung ausgelöst hat, welche die Fesseln sprengte! Wie bitte? Aufbauen sollen wir? Damit Ihr verwahrlosten Arschlöcher wieder Eure Kartoffeln setzen könnt, dass wir sie erneut für Euch aus dem Feuer holen? Nichts werden wir! Nein, wir werden abreissen, zertrümmern, zusammenschlagen, dem Erdboden gleichmachen, urbarisieren! Und dann könnt Ihr wieder aufbauen – ja Ihr! Aber nicht wir! Und wenn Ihr gebaut habt – Eure liederlichen Kartenhäuser –, dann kommen wir wieder und hauen sie noch einmal zusammen, und noch einmal, und wieder und immer wieder, so lange, bis Ihr gelernt habt, solide genug zu bauen und auch einigermassen gefällig! Dankt Eurem Schöpfer, dass wir das überhaupt noch tun und nicht Eurem Wunsche willfahren zu verstummen!« Dieses, schliesst Mueller, habe man in Lausanne auch die dort anwesenden »Parasiten am Arsche der Literatur« wissen lassen.[28]

Am folgenden Tag, dem 17. September, veröffentlichen verschiedene Zeitungen einen kommentierenden Agenturbericht, der noch einmal auf den Schriftstellertag eingeht: »Nicht wenige fragten sich während dieses ›Literarischen Forums‹, ob die jungen Diskussionsteilnehmer wirklich ›schweizerische‹ Schriftsteller sind oder bloss Schweizer Schriftsteller auf Grund ihres Heimatscheins.« Man könne nur der »Erwartung« Ausdruck verleihen, »der Schweizerische Schriftstellerverein möge selbst die notwendigen Konsequenzen ziehen und die Spreu vom Weizen sondern!«[29] Franz W. Beidler, Sekretär des SSV, sieht einige Tage später in einem NZZ-Beitrag drei Gründe für die »kläglich misslungene Veranstaltung« in Lausanne: der »Abgrund zwischen den Generationen«, der »Mangel an Humor« und die Tatsache, dass die in Lausanne anwesenden Leute als »Träger unserer Literatur (…) nicht repräsentativ« gewesen seien, weil es die »›Leuchten‹ (…) selbst bei diesem Anlass von nationaler Bedeutung verschmäht hatten, zu den Deis minorum gentium herabzusteigen«.[30]

Ebenfalls am 17. September beginnt im »Bund« die von Arnold H. Schwengeler angekündigte Auseinandersetzung mit den Ereignissen von Lausanne. In einer redaktionellen Notiz spricht er von einer »notwendig gewordene[n] Diskussion« und bittet »vor allem die Schriftsteller selbst, die jungen wie die ältern, sich zu Wort zu melden«. Als erster Beitrag erscheint jener von Paul Eggenberg unter dem Titel »Die Zertrümmerer«. Darin werden »Destruktion«, »Zynismus« und »künstlerische Überheblichkeit« der »lärmig-zornigen jungen Schriftsteller« als »unrettbar vorgestrig«, »inkonsequent« und »grenzenlos anmassend« kritisiert: »Ist es Nihilismus? Oder ist das ganz einfach Unreife und süchtige Originalitätshascherei?« In der Folge nimmt Eggenberg ein Thema auf, das der Mundartdichter Beat Jäggi bereits im Frühling in die Diskussion geworfen hat: die öffentliche Preisvergabepolitik. »In der Absicht, junge Talente zu fördern, sind den Jungen für ihre ersten Gehversuche Tür und Tor weit geöffnet worden. Überall schafft man ihnen die Möglichkeit, sich der Öffentlichkeit vorzustellen. Durch Aufmunterungspreise sucht man ihre Schaffensfreude zu fördern, sie in ihrem Bemühen zu unterstützen. Ungewollt ist auf diese Weise ihren Gehversuchen eine Bedeutung zugekommen, die oft in keinem vertretbaren Verhältnis zur wirklichen Leistung mehr steht. (…) Staunend verfolgt seit Jahren mancher ›alte‹ Schriftsteller dieses Vergolden literarischer Versuche. Viele denken zurück an die eigenen Zeiten harten Ringens um Anerkennung.« Eggenberg schliesst, heute genüge es, »Zertrümmerer« zu werden: »Zertrümmerer von *fremdem* Gut. Noch ist ja kaum eigenes dabei. Man steigert sich gegenseitig in eine Euphorie des Genies hinein (…) und besingt den Nullpunkt!« Dem »Nullpunktgefasel« müsse »entschieden die konstruktive Tat, das Bekenntnis zu Freiheit, Unabhängigkeit und Treue gegenübergestellt werden, und im künstlerischen Schaffen dem Versuch der Bestand«.[31]

Mit Sergius Golowin antwortet einige Tage später der aktuelle Präsident des Berner Schriftsteller-Vereins dem ehemaligen. Er spricht sowohl Alten wie Jungen die Kreativität und »gewissen Vertretern der älteren Generation« das Recht ab, »über das ›Destruktive‹ gewisser

›Junger‹ den Stab zu brechen«: »Was da aufgeht, ist höchstens die etwas wilde Saat eines schon lange wegen dem Fehlen eigener schöpferischer Gedanken liebevoll gehätschelten Bünzli-Nihilismus, der nun seinen alternden Gärtnern aus den Beeten wächst und über die Weglein wuchert.« Der »Sinn für unmöglichen Unsinn« bei vielen jungen Künstlern sei die Reaktion auf eine Rhetorik, die sich überlebt habe: »Hundertfach weitergeleierte, abgeschliffene, sinn-entleerte Schlagwörter über ›unsere Zukunft‹ sind (…) nichts als unverpflichtendes, quälend langweiliges Zeittotschlagen. Gut höchstens für Tonband, Papagei und irgendwelche seelenlosen Diktatörchen und Parteibönzlein, denen solcher Satzsalat von Sekretärinnen zu Reden zusammengeleimt wird.« Trotz »Diggelmanns Ausbruch« sei in Lausanne die nötige Auseinandersetzung nicht in Gang gekommen und damit eine weitere Gelegenheit verpasst worden, »die Bedeutung des Dichters auch in einer Zeit der masslosen Überbewertung der Wirtschaft zu zeigen«.[32]

Eine Woche später druckt der »Bund« als weiteren Diskussionsbeitrag Ruth Elisabeth Kobels Essay »Vom Nullpunkt«, der den umstrittenen Begriff neu fasst. Das »Nullpunkterlebnis« sei zu jeder Zeit die »Entscheidung« gewesen »über das Erwachen zu sich selbst« und könne »als persönlichste Entscheidung nur selber und allein und nur innerlich bewältigt werden«. Es gebe tausend Möglichkeiten des »Nullpunkterlebnisses«, »solange es Absage, Verneinung« bleibe, es gebe aber nur eine Möglichkeit der Lösung: »Ich ändere, wo einzig Wandlung möglich ist: in mir.« Dies sei nicht »abgestandener Konformismus«, sondern »das Wissen, dass wir die nackte, vollwache kristallene Nüchternheit und Unerschrockenheit erst jenseits des Nullpunkts erreichen (…) und wohl auch erst in jenem heiligen Raume das gültige Schaffen am Werk uns verliehen wird«.[33] Mit dieser Umdeutung des »Nullpunkts« vom gesellschaftspolitischen Kampfbegriff zur Bezeichnung für eine existenzielle Grenzerfahrung von angehenden Schreibenden bricht die Diskussion im »Bund« überraschend ab. Mindestens einen Beitrag hat Schwengeler mit Sicherheit unterdrückt. Davon später.

Wie Mueller zum Propheten in eigener Sache wird. – Es ist noch keine Woche her, dass René E. Mueller in der »Junkere 37« sein Referat »Schneller sterben – Schriftsteller werden« wiederholt und zum zweiten Mal verkündet hat, wenn einer als Schriftsteller »den Druck nicht mehr ertragen« könne, werde er vielleicht »zeitig ins Irrenhaus« gebracht.

Und nun tippt der Polizeikorporal Steffen 2 den Einweisungsrapport in die Heil- und Pflegeanstalt Münsingen: »Dienstag, den 13. Oktober 1964, um 00.20 Uhr, telefonierte Herr G., Seftigenstrasse 86, Wabern, dem Postenchef der Stadtpolizei Bern und meldete, dass vor dem Kino Gotthard auf dem Bubenbergplatz in Bern ein Mann am Boden liege. Gestützt auf diese Meldung begaben wir uns mit dem Patrouillenwagen dorthin. Bei unserem Eintreffen fanden wir die kurz vorher avisierte Sanitätspolizei auf dem Platze vor. Diese hatte Herrn Müller bereits in den Krankenwagen eingeladen und überführte ihn nach dem Inselspital. Dort führte er sich so auf, dass der diensttuende Arzt, Herr Dr. Adler, zwecks Untersuchung seines Geisteszustandes die Einweisung in die HPA Münsingen verfügte. Irgendwelche Verletzungen stellte der Arzt keine fest.«[34]

Wie es Mueller in Münsingen ergangen ist und wie lange er bleiben musste, ist nicht bekannt. Anfang November trifft er in Beatenberg ein[35], wo er als Hausbursche im Hotel »Jungfraublick« überwintern will.

Tradition und Experiment: »Trachtechörli« versus »Gomringerchörli«. – Die »Berner Bücherwoche« 1964 ist wohl die grösste organisatorische Leistung des BSV-Präsidenten ad interim Sergius Golowin. Im Lauf dieser anderthalb Wochen – zwischen dem 20. und dem 29. Oktober – kann man in acht verschiedenen Buchhandlungen Bücher von Autoren und Autorinnen des BSV signieren lassen – am 24. Oktober in der Buchhandlung Kaiser & Co. AG etwa von Gertrud Heizmann und von Alice Balzli oder am 29. Oktober in der Buchhandlung Müller-Gfeller von Urs Jaeggi und von Peter Lehner. Dazu kommen acht bis auf

Susy Langhans-Maync ausschliesslich von Männern bestrittene Lesungen, Vorträge und Diskussionen – drei davon finden im Keller der »Junkere 37« statt.[36] Am 21. Oktober diskutiert Paul Eggenberg mit Sergius Golowin und Zeno Zürcher über »Die Schundliteratur und ihre Überwindung«[37], am 29. Oktober liest – eingeführt von Beat Jäggi – Hans Zulliger Mundartgedichte.[38]

In der dritten dieser »Junkere«-Veranstaltungen wird am 24. Oktober die aktuelle Literaturdebatte weitergeführt. Titel des Abends: »Tradition und Experiment. Offenes Gespräch zwischen Schriftstellern«; Teilnehmer: Franz Gertsch, Sergius Golowin, Erwin Heimann, Hans Rudolf Hilty, Peter Lehner und Kurt Marti.[39] Im »Bund« wird berichtet, das »sehr zahlreiche Publikum« habe bewiesen, dass die »Auseinandersetzung mit der Konfrontation von ›Tradition‹ und ›Experiment‹ weitherum vorhanden« sei.[40] Ironisch charakterisiert der Rezensent die Konfliktparteien als »Trachtechörli« und »Gomringerchörli«.[41] Damit spielt er auf das einleitende Votum von Peter Lehner an, der vorrechnet, dass sich von den 115 Schriftstellern und Schriftstellerinnen des Berner Schriftsteller-Vereins nicht mehr als deren zehn zum Begriff »Experiment« in einem avantgardistischen Sinn bekennen würden. Auf Golowins Nachfrage, wie er das, was er unter literarischer Avantgarde verstehe, prägnant charakterisieren würde, bringt Lehner den Namen Eugen Gomringers ins Spiel. Darauf sagt Golowin, der an diesem Abend zusammen mit Gertsch die »tägel-leistsche« Neoromantik der Arena FIERTAS als dritten Weg zu verteidigen versucht: »Ich habe (…) ein paarmal Trachtechörli gehört und das gefällt mir wirklich nicht, andererseits: zum Gomringer-Chörli zähle ich mich auch nicht. Mit anderen Worten: ich kann mich nicht in dieses Schema einbauen lassen, auf keine Art.«[42] In der Folge plädiert er dafür, die ästhetische Moderne unter dem Blickwinkel von »Tradition des Experimentes« und »Experiment der Tradition« zu sehen, was für ihn heisse, dass man dem Versuch, mit »der Tradition Experimente zu machen«, eine Chance geben müsse.

In Gertsch spricht das Motto des Abends vor allem die Krise an, in der er sich als Kunstmaler nach wie vor befindet. In einem Votum, in

dem er von den Bemühungen Rilkes spricht, »die Sprache zu brechen«, fährt er fort: »Aber dieses Brechen der Sprache ist dort noch nicht zentral, noch nicht das Wichtigste gewesen, sondern immer noch der Mensch. Und plötzlich ist nur noch diese Brechung wichtig geworden – auch in der Malerei: nur noch das Äussere, die Form, die Abstraktion als solche.« Wenn heute ein »Maler gegenständlich oder ein Schriftsteller verständlich arbeiten« wolle, so habe er nur noch dann Erfolg – »ich meine nicht Publikumserfolg, sondern Erfolg bei den massgeblichen Stellen« –, wenn er das »furchtbar Hässliche« darstelle: »Es kann keiner mehr einen schönen Akt malen.«

Nicht erstaunlich, dass an dieser Stelle Erwin Heimann, der Älteste in der Runde, der an diesem Abend rhetorisch gewandt und in lustvoller Streitbarkeit im Alleingang die »Trachtechörli«-Position verficht, eingehakt hat: »Ich bin Herrn Gertsch sehr dankbar, dass er auf diese Seite hinüberlenkt«, sagt er und schliesst das konservative Standardargument an: »Die moderne Literatur lässt den Menschen im Dreck. Die Welt ist ein Saukübel. Damit, dass man feststellt, dass die Welt eine Schweinerei ist, glaubt man, man habe etwas geleistet. Das glaube ich nicht.« Daraus leitet Heimann ab, das schriftstellerische Ethos mache es unabdingbar, den Menschen aus dem »Saukübel« herauszuhelfen, was bedeute, dass man für sie schreiben und auf sie Einfluss nehmen müsse.

Wie ein roter Faden zieht sich an diesem Abend Heimanns Frage durch die Diskussion: »Tüet Dir um dr Spraach wille dichte, we Dir experimentieret? Isch d Schpraach s letschte Ziil, wo Dir heit?« An dieser Frage, die über das Berufsethos zum eigenen Sprachverständnis führt, bricht der Widerspruch zwischen dem »Traditionalisten« Heimann und den drei »Avantgardisten« Lehner, Hilty und Marti auf. Zum intensivsten Disput kommt es zwischen Heimann und Marti.

Heimann behauptet: »Wir schreiben von Menschen und wir schreiben für Menschen. Und darum scheint mir: Wenn der Schriftsteller experimentiert, experimentiert er mit dem Menschen. Und da kommt eine Verantwortung herein, die sehr gut überlegt werden

muss.« Grundsätzlich, antwortet Marti, experimentierten heute ganz andere Leute mit den Menschen als die Schriftsteller: »[Unser] Experiment ist zunächst Experiment mit der Sprache. (…) Wenn ich frage: Warum schreibe ich so? So kann ich nicht antworten, ich habe ein ganz bestimmtes Programm, ich will den Menschen helfen: Das kommt bei mir alles in zweiter Linie. (…) Zuerst muss ich mal die Sprache in Arbeit nehmen und schauen: Wie kann man sie auf die heutigen Gegebenheiten und Wirklichkeiten erweitern. Damit helfe ich mir selber und vielleicht auch einem eventuellen Leser. (…) Dieser braucht nicht den Schriftsteller, der ihn in der jetzigen Sprache bestätigt, sondern einen, der ihn weiterführt.«

Heimann insistiert, man könnte doch das »Gesetz« der Propaganda nicht ignorieren, »dass wenn man den Menschen etwas beibringen« wolle, dies am besten »in gefassten, rhythmisch geschickten Worten – vielleicht in einem Reim« geschehe: »Dort, wo Geld dahinter ist, hat man das längst gemerkt. Die Post schreibt zum Beispiel nicht: ›Wir bitten Sie, jedesmal, wenn sie einen Brief senden, die Postleitzahl zu vermerken‹, sondern sie schreibt: ›Jedesmal – Postleitzahl.‹«

Marti: »Ich habe das Gefühl, gerade in einer Zeit, in der selbst die Propaganda beginnt, in Reimen zu reden, ist es vielleicht die Aufgabe der Dichtung, eben gerade nicht in Reimen zu reden.«

Heimann: »Aber die Propaganda spricht in Reimen, weil sie die Urgesetze im Menschen erkannt hat…«

Marti: »…weil sie auf den Menschen wirken und ein bestimmtes Handeln bei ihm hervorrufen will.«

Heimann: »Will das der Dichter nicht?«

Marti: »Nein.«

Heimann: »Er will nicht auf den Menschen wirken?«

Marti: »Der Dichter ist kein Ideologe, der seine Ideologie den anderen einimpfen will mit Methoden, die auf das Unbewusste einwirken und den Verstand ausschalten. Darum vermeidet die heutige Dichtung Mittel wie den Reim, die eher einschläfern und auf das Unbewusste wirken, und wird dadurch merkwürdig spröde und hart.«

Heimann insistiert, ob Marti, wenn er dichte, die »Menschen wirklich nicht beeinflussen« wolle. Marti antwortet noch einmal mit Nein. Er schreibe zuerst für sich selber, und wenn jemand Freude am Geschriebenen habe, sei ihm das recht: »Ich schreibe zunächst aus einem eigenen Bedürfnis heraus, nicht mit einem Blick auf die Leser.« Heimann: Aber es schreibe doch keiner nur zur »Selbstbefriedigung«: »Ich muss gestehen, wenn ich mich hinsetze, um einen Roman zu schreiben, dann möchte ich, dass ihn jemand lesen wird. Und ich sage auch ganz offen: Ich möchte damit meinen Leser beeinflussen.« Unter grossem Gelächter schliesst der Nydeggpfarrer schlagfertig: »Da habe ichs vielleicht ›gäbig‹: Ich kann predigen.«

Der »Bund« gibt sich von der Gesprächskultur an der Junkerngasse beeindruckt: »Das Erfreuliche, Nachwirkende dieser Diskussion war für den Zuhörer, dass keine apodiktischen Antworten, keine Verhaltensrezepte für den Leser gegeben wurden. Die Fragen blieben im Grunde alle offen; aber man ist auf sie gestossen worden, dass man sie, jeder für und aus sich selbst, zu bewältigen suche.«[43] Das Kompliment stammt übrigens von Charles Cornu, der als Nachfolger Arnold H. Schwengelers später ein bedeutend liberaleres und weltoffeneres »Bund«-Feuilleton machen wird.

Bärndütsch oder Mundart? Dialekt zwischen Heimatschutz und Experimentierfeld. – Fast auf den Tag ein Jahr vor seinem Tod am 18. Oktober 1965 liest der 71-jährige, international renommierte Psychologe Hans Zulliger am 29. Oktober 1964 in der »Junkere 37« im Rahmen der »Berner Bücherwoche« aus seinen berndeutschen Gedichten. Bei Zulliger zeige sich, schreibt der »Bund«, »dass wenn einer seine Wurzeln wirklich im Heimatboden hat, zugleich aber über einen weiten und freien Geist verfügt, eine Persönlichkeit ist und ein Dichter, auch heute noch und immer die Mundart gültige und zeitgemässe Aussagekraft besitzt.«[44] Ganz ähnlich hatte das »Burgdorfer Tagblatt« geurteilt, als Zulliger Mitte März bei Golowin in der Stadtbibliothek Burgdorf aufgetreten war: »Es wurde klar bewusst, dass in unserer Mundart

Schätze liegen, die auch die feinsten und tiefsten Regungen der menschlichen Seele zu deuten vermögen, wobei für Hellhörige zu spüren ist, dass die uns fremde Schriftsprache übertroffen werden kann, aber eben nur dann, wenn sie ein Meister wie Hans Zulliger anwendet.« [45]

Man ist sich damals weitherum einig: Berndeutsch als literarische Sprache steht für biedere Rechtschaffenheit von Jeremias Gotthelf über Rudolf von Tavel und Simon Gfeller bis zu Ernst Balzli und Beat Jäggi. Als Walter Marti, Oberlehrer in Oberburg, Ende Januar 1964 in der Stadtbibliothek in Burgdorf einen »Überblick über das berndeutsche Schrifttum« gibt, gerät der Anlass zum Plädoyer gegen das »charakterlose Konkordanz-Schweizerdeutsch«[46] – ein Begriff, der bezeichnenderweise bereits jahrzehntealt ist und auf Carl Albert Loosli zurückgeht, dessen Mundartschriftstellerei freilich in anderem Zusammenhang stand: »Looslis Bücher waren ein bewusster Vorstoss gegen jede sentimentale oder bürgerlich brave Verfeinerung unserer Dialektdichtung, zugleich ein Vorstoss gegen die ›Eindeutschung‹, die er für unser Land befürchtete.« (Alfred Fankhauser)[47] Für kurze Zeit stand Loosli um 1910 sprachpolitisch der Heimatschutzbewegung nahe, die sich gegen die nivellierenden Einflüsse der Industrialisierung richtete, schnell aber in eine für Loosli nicht akzeptable konservative Richtung abdriftete.[48]

Aber diese Zeiten waren längst vorbei: Unterdessen hielten es bildungsbürgerliche Kreise für ihre »Pflicht«, die Dialekte und Unterdialekte möglichst unverfälscht zu erhalten[49], und man bedauerte, »wie wenig es z. B. Seminare und Volkshochschulen für notwendig erachten, Einführungen in das berndeutsche Schrifttum zu vermitteln«.[50] Das Bild des Berndeutschen war das eines sozusagen natürlich gewachsenen, durch die Stürme der Zeit veredelten, heute vollständigen, jedoch gefährdeten sprachlichen Kanons, den es zu pflegen, schützen und konservieren gelte gegen alle verwässernden, neuartigen und »fremden« Einflüsse.

Dementsprechend war die berndeutsche Literatur seit dem Zwei-

ten Weltkrieg zu einer des »bluemeten Tröglis« geworden, die nicht nur daran krankte, eine didaktisch vereinfachte Welt in grösstmöglicher inhaltlicher und formaler Harmlosigkeit abzubilden, sondern auch daran, die Sprache selber immer mehr zu vereinfachen und zu verharmlosen. Wenn man der berndeutschen Literatur jener Jahre vielleicht auch ihre mittelständische Wohlfahrtsschöngeistigkeit nicht zum Vorwurf wird machen können – niemand kann aus seiner Haut heraus –, dann doch sicherlich die vollständige theoretische Unbedarftheit, die sie schneller hätte bedeutungslos werden lassen, wenn sie nicht als ideologische Stütze der antikommunistischen geistigen Landesverteidigung gedient hätte. Dass mit Armin Riesen, dem die Fragen des Staatsschutzes »ein besonderes Anliegen« gewesen seien[51], zwei Jahrzehnte lang der Generalsekretär des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes als Sekretär des Berner Schriftsteller-Vereins amtete, ist deshalb nichts als folgerichtig.

Freilich gab es 1964 im Berner Schriftsteller-Verein auch Leute, die die Schwäche der berndeutschen Literatur sahen, ohne die Mundart als Arbeitsmaterial von vornherein zu verwerfen. Als Sergius Golowin als Vereinspräsident für den August 1964 zum ersten Mal ein vereinsinternes »Mitteilungsblatt« zusammenstellen will, fragt er Kurt Marti an, ob er zur »Sprachfrage (Hochdeutsch? Mundart? Umgangssprache?)« nicht einen Diskussionsbeitrag verfassen würde, der als Grundlage dienen könnte, die Diskussion »zwischen den Vertretern der zum Teil fast gegensätzlichen Ansichten« in Gang zu bringen.[52] Marti liefert »Sechs Thesen aus dem Handgelenk zur Situation der bernischen Mundartliteratur«:

»1. Unter Berndeutsch verstehen wir eine Gruppe verwandter Mundarten, die sich bisher geographisch und sozial, nach Gegend (Emmental, Seeland usw.) und Stand (Patrizier, Bürger, Arbeiter) differenzierten.

2. Die Bevölkerungsbewegung und -vermischung innerhalb des Kantons bewirkt heute den allmählichen Abbau lokaler Mundartverschiedenheiten. Die ›dynamische Gesellschaft‹ (Prof. R. F. Berendt)

bringt mit der Einebnung der sozialen Unterschiede eine Nivellierung auch der sozial bedingten Mundartdifferenzen.

Die Bevölkerungsbewegung und -vermischung innerhalb der Schweiz verschleift zudem die berndeutschen Mundarten zunehmend mit anderen schweizerischen Mundarten.

Dazu kommt die Infiltration unserer Sprache durch fremde Wörter und Syntaxformen, erzwungen durch den internationalen Verkehr, durch die Presse, durch wissenschaftliche und technische Terminologie.

Da diese Entwicklung unumkehrbar ist, schlage ich vor, sie nicht länger und vergeblich als Verarmung der Mundart zu beklagen, sondern sie als Möglichkeit unabsehbarer Bereicherung der bisher gesprochenen Mundart und Mundartliteratur zu verstehen und zu nützen.

3. Zur Zeit bewegen sich gesprochene Mundart und Mundartliteratur noch auseinander: jene, indem sie den skizzierten Entwicklungen unablässig sich öffnet (Zeichen ihrer Vitalität!), diese, indem sie einen bestimmten Sprachstand der Vergangenheit literarisch zu konservieren versucht. Gleichzeitig beobachten wir in der deutschen, französischen und anglo-amerikanischen Literatur eine gegenläufige Tendenz, nämlich die zunehmende Verwendung heute gesprochener Umgangssprache (Mundart, Jargon, Slang) in literarischen Texten und ihre furchtlose und kunstvolle Vermischung mit der Schriftsprache. Wie dort die Umgangssprache die literarische Schriftsprache befruchtet und erweitert, so müsste und könnte die heute gesprochene Mundart die nach vorgestrigen Modellen geschriebene Mundartliteratur befruchten und erweitern.

4. Mundart, solange sie gesprochen wird, kann alles ausdrücken und schreckt nicht davor zurück, sich anderen Mundarten und Sprachen zu öffnen, um sich ihre unbegrenzte Ausdrucksfähigkeit zu erhalten. Unsere Mundartliteratur begrenzt aber ihre Ausdruckswelt auf eine agrarische Lebenssituation von vorgestern. Ich kenne kein berndeutsches Gedicht, in dem ein Auto oder ein Flugzeug vorkommt, geschweige denn der Traktor des heutigen Landwirts.

5. Günter Grass soll den Schweizer Autoren vorgeworfen haben, sie bemühten sich, schriftdeutscher als die Deutschen zu schreiben, statt ihre mundartliche Umgangssprache stärker ins Schriftdeutsche hineinzutragen und dieses durch Helvetismen zu bereichern und zu variieren. Aber der Mut zur heute gesprochenen Mundart müsste sich zuerst darin zeigen, dass wir sie literarisch aus dem Heimatschutzreservat befreien. Wir sollten nicht davor zurückschrecken, das ›unreine‹ Berndeutsch zu schreiben, das heute tatsächlich gesprochen wird. Fremdwörter dürfen nicht länger tabu sein. Ferner sollten auch für die Mundartdichtung endlich jene literarischen Techniken angewandt werden, wie sie Expressionismus, Dadaismus, Surrealismus, konkrete Poesie usw. seit Jahrzehnten entwickelt haben und ohne deren Kenntnis heute kaum mehr ein literarischer Text entstehen kann.

6. Die gesprochene Mundart ist für den bernischen Schriftsteller der seltene Glücksfall eines weiten, noch kaum entdeckten und benützten Experimentierfeldes, auf dem noch vieles möglich ist.«[53]

In der zweiten Ausgabe des »Mitteilungsblatts« hat als Mundartdichter Beat Jäggi repliziert und Martis Thesen vollumfänglich zurückgewiesen: »Man kann es (…) vielerorts nicht verwinden, dass die Mundartdichtung hundertfünfzig Jahre hinter sich gebracht hat, ohne von den gefährlichsten Zeit- und Geistesströmungen niedergewalzt oder umgekrempelt, vertraktorisiert und technisiert worden zu sein. Es mutet eigentümlich an, dass Schriftsteller und Gelehrte bis in die höchsten Stufen hinauf, die bis jetzt praktisch überhaupt keine Beziehungen zur Mundartliteratur hatten, sich berufen fühlen, plötzlich anzukämpfen, was sich während hundertfünfzig Jahren bewährt hat.«[54]

Kurt Marti erinnert sich heute nicht mehr an seine sechs Thesen, wohl aber daran, dass er damals bereits mit lyrischen Texten in der Mundart experimentiert und sie vereinzelt in Zeitungen veröffentlicht habe – er erwähnt die Übertragung von Boris-Vian-Gedichten ins Berndeutsche.[55] Eine bedeutende Diskussion über die Mundart innerhalb des BSV habe nicht stattgefunden. Er habe damals zeigen wollen, dass es in der Mundartliteratur auch anders gehe.[56]

Vorderhand aber sitzt Hans Zulliger in der Junkere 37 und erzählt vom alten Lehrer Lienhard in Meienried, von dem er vor langer Zeit die Geschichte vernommen habe »vom Seeländerbuben, der die Landesfeinde ins Verderben« geführt habe: Der Vater des Buben sei im März 1798 im Gefecht gegen die Franzosen am Jensberg gefallen und »dessen Mutter vom Feind erbarmungslos gebrandschatzt worden«, sie habe das letzte Stück Vieh hergeben müssen. Schliesslich sei der halbwüchsige Bub gezwungen worden, »eine kleine Abteilung französischer Soldaten in dunkler Nacht nach Büren zu führen«.[57] Aus dieser mündlichen Überlieferung habe er, Zulliger, folgende Ballade gemacht:

»Sibezähhundertachtenünzgi
Am Jäisbärg obe brönnt es Burehuus.
E Schar Franzose chunnt dür ds Moos düruus.
Es Buebli geit voraa u zeigt dr Wäg,
Dür Glungge, Dräck u Gschtrüel u Wydeheg.
›Wo Büre?‹ – ›Dert, ’sgeit alls dr Aare noh!‹
Si sy i ds Bodelosen yne cho.
›Du füersch is lätz – mir schlö der Chopf der y!‹
›Nei!‹, lachet ds Buebli, ›Büre hei mer gly!‹
Stockfeister Nacht. – ›Wo bisch?‹ – Es gruchset hohl.
Im Schilf in tönt es lysli: ›Mier isch wohl.‹
›Wo bisch?‹ – Kei Wort. Der Bode tuet sech uuf.
Zäh Manne machen ihre letschte Schnuuf.
Zäh Mannen und es Buebli aarenab
si lige zBüren all im glyche Grab.«[58]

Wanze gegen Schreibtischtäter: Manfred Gsteigers Streit mit dem »Bund«. – Es gibt einen Aufsatz des Literaturwissenschaftlers Manfred Gsteiger, der den Titel trägt »Das ›Positive‹ und das ›Negative‹« und in seinem Buch »Poesie und Kritik«, wo er sich findet, mit dem Nachweis versehen ist: »Geschrieben im Herbst 1964 als Diskussionsbeitrag für den Berner ›Bund‹, erschienen unter dem Titel ›Literatur und Ideologie‹ im Feuilleton des Zürcher ›Tages-Anzeigers‹, 5. Dezember 1964.«[59] Heute sagt Gsteiger über seinen Beitrag zum Schriftstellertag an der Expo: »Ich habe am Podiumsgespräch nicht teilgenommen, sondern

mich durch die Presse über dessen Verlauf und die verschiedenen Voten informiert. Dann hat der ›Bund‹ eine Diskussion eröffnet, und ich habe Herrn Schwengeler als ihm wohlbekannter Mitarbeiter einen Beitrag dazu geschickt, den er jedoch glatt ablehnte.«[60]

Gsteigers Text gibt auf den ersten Blick keine Erklärung, warum er nicht gedruckt wurde: Er nimmt nicht einmal für die zornigen Jungen Stellung. Vielmehr schreibt Gsteiger, es gebe heute so gut »kommerziellen ›Nihilismus‹« wie »kommerziellen ›Idealismus‹«: »In manchen Kreisen sind kritische Widerborstigkeit und Nonkonformismus längst zur literarischen Mode und zum Zeichen eines neuen Konformismus geworden.«[61] Trotzdem sei »die Scheidung der Böcke von den Schafen – dort ›Nullpunktgefasel‹, hier ›konstruktive Tat‹ –«, wie sie Paul Eggenberg in seinem Diskussionsbeitrag vorgenommen habe, verdächtig: »Versuchen wir zu differenzieren.«[62]

Gsteigers These: »Der Skeptizismus der jüngeren Generation hat seine guten Gründe.« Nationalsozialismus und Faschismus seien nämlich auch im Namen einer »positiven Ideologie« und der »konstruktiven Tat« angetreten. Deshalb sei eine Haltung »nicht akzeptabel«, die so tue, als ob nichts vorgefallen sei. Die »ideologische Ernüchterung« sei nun »mit einiger Verspätung« auch in der Schweiz wirksam geworden.[63] Nachdem Gsteiger bis hierhin Hans Rudolf Hiltys »Nullpunkt«-Position bestätigt, führt er nun eine neue Ebene in die Diskussion ein: »Aber hat es überhaupt einen Sinn, ›positive‹ gegen ›negative‹ Autoren auszuspielen? Es hiesse dies nichts anderes, als eine Frage der Literatur, das heisst der künstlerischen Qualität, auf eine ideologische Frage zu reduzieren.« Gsteiger argumentiert auf der ästhetischen Ebene weiter und kommt zum Schluss, auch heute sei »das literarische Kunstwerk möglich«: »Das ist nicht eine Frage von Fortschritt oder Beharrung, sondern eine Frage des Ranges.« Kurzum: Weder »positiv« noch »negativ«, sondern »gut« oder »schlecht« sind die Kriterien. Damit widerlegt Gsteiger den Mundartdichter Beat Jäggi, der die zornigen jungen Schriftsteller aufgefordert hatte, »Gott und Natur, Herz und Seele« zu besingen statt »Sumpf und stinkende Abfallgruben«.[64] Die

elitäre Pointe Gsteigers: Als Literatur von Rang bezeichnet er die Werke von Baudelaire, Proust, Joyce und Kafka. Entsprechend süffisant ist seine abschliessende Empfehlung, die »auftrumpfende[n] ›Nachwuchsautoren‹ beim Wort – das heisst bei ihrem Werk – zu nehmen und dafür ihren Gesprächsvoten etwas weniger Ehre zu erweisen«.[65] Soweit der damals 34-jährige Nachwuchsautor Manfred Gsteiger.

Aber warum hat Schwengeler den Text abgelehnt? Es ging, erzählt Gsteiger, um einen einzigen Satz: »War es eine ›konstruktive Tat‹, dass ein Wilhelm von Scholz im Jahr 1933 in einem offenen Schreiben an Romain Rolland erklärte, der nationalsozialistische Umsturz sei ›eine gewaltige Volksbewegung‹, ›ein Frühling und ein gebieterischer neuer Lebensdrang‹, zu dem er ›ja‹ sage?«[66] Schwengelers Problem mit diesem Satz: Er hatte eben letzthin einen kritiklosen Geburtstagsartikel zum 90. Geburtstag dieses Mannes veröffentlicht, der 1933 zu den nationalsozialistischen Säuberern der deutschen Literatur gehört hatte und zum Beispiel gegen Werke Heinrich Manns und Alfred Döblins vorgegangen war.[67]

Obschon Gsteiger damals schon seit einigen Jahren in Neuchâtel lebte, hatte er nach dieser Erfahrung mit dem »Bund« guten Grund, einen Aufsatz mit dem Titel »Von den Schwierigkeiten, Berner zu sein. Zur geistigen Situation Berns« zu schreiben. Er baute dabei einen Artikel aus, den er für die letzte der sechs erschienenen Nummern der »Kulturpolitisch-zeitkritischen Umschau ›Die Linie‹« verfasst hatte, deren Herausgeber der spätere Gründer des »Zytglogge-Verlags«, Hugo Ramseyer, war.[68] Gsteiger ergänzte diesen Text um seine Erfahrungen mit dem »Bund« und bot die neue Fassung der »Gazette de Lausanne« an. Diese übersetzte den Text und veröffentlichte ihn am 7. November 1964[69], am 11. November brachte die separatistische Zeitung »Le jura libre« in Delémont zum Ärger des offiziellen Bern einen Teilnachdruck[70].

Gsteiger begann mit sanfter Ironie, Bern sei »eine gemütliche und eine selbstbewusste Stadt«: »Man ist davon überzeugt, die schönsten Brunnen Europas zu besitzen und den besten Käse zu produzieren.

Und wer wollte das bestreiten? Aber es fehlt an anderen Dingen, die für ein geistiges Leben wichtiger sind, zum Beispiel an Weltoffenheit, an einer bestimmten intellektuellen Grosszügigkeit, an kulturellem Ehrgeiz und vielleicht an Neugier.« Dann folgt die Kritik Schlag auf Schlag: Bern sei »kulturell unterentwickelt«; »Ruhe ist die erste Bürgerspflicht: in Bern gilt das weitherum auch für das geistige Leben«; auf der Achse Genève–Lausanne–Zürich sei Bern im Begriff, »kulturell umfahren zu werden«, weil es hier zu viel »Selbstgenügsamkeit«, »Konformismus« und einen »Traditionalismus« gebe, der »manchmal geradezu reaktionär« werde; sich »am fremden Wesen zu messen und an ihm zu wachsen« sei Bern nicht imstande, was man zum Beispiel an der »Jura-Frage« sehe. Und dann kommt der Hieb gegen den »Bund«: »Der literarische Teil der wichtigsten Berner Zeitung, der früher einmal, unter Josef Viktor Widmann, von europäischem Rang war, ist eine regionale, ja lokale Angelegenheit geworden.« Sein Beitrag zum Schriftstellertag sei zum Beispiel lediglich deshalb nicht erschienen, weil er »dem literarischen Redaktor persönlich« nicht gepasst habe.[71]

Einige Tage später folgt die Reaktion aus Bern. In der »Bund«-Rubrik »À propos…« greift ein Anonymus Gsteigers Artikel auf, bezeichnet dessen Verfasser als »eine Wanze«, von dem bekannt sei, dass er im Militärdienst »der unausstehlichste Mensch und das Gegenteil eines Kameraden« sei.[72] Als einige Tage später in einem Leserbrief zugunsten Gsteigers Partei ergriffen wird – »Hier darf nicht der in Frage gestellt werden, der entlarvt, sondern der, welcher die Larve trägt« –, rechtfertigt der Anonymus in einem angehängten kurzen Kommentar seine Glosse.[73] Jetzt interveniert Gsteiger selber auf der Redaktion, fordert und erreicht schliesslich als langjähriger literarischer Mitarbeiter eine Gegendarstellung, in der er unter anderem auf seinen abgelehnten Beitrag zur Diskussion um den Schriftstellertag verweist. Der Anonymus, dem ein weiteres Mal das Recht eingeräumt wird, kommentierend das letzte Wort zu haben, fragt nun immerhin auf der Feuilletonredaktion nach, worum es gehe, und erhält von Schwengeler eine schriftliche Stellungnahme, die er zitiert: Die Redaktion habe Gsteigers

Beitrag nicht abgelehnt, sondern lediglich »aus Raumgründen eine kleine Kürzung« gewünscht und »die Ersetzung zweier Beispiele, die sich auf Ausländer bezogen«, weil sich ja die aktuelle Diskussion auf »das schweizerische Schrifttum«, nicht auf das ausländische beziehe. Zur Ablehnung des Textes sei es gekommen, weil Gsteiger »das Ultimatum ›Alles oder nichts‹« gestellt habe.[74] Damit war das Tabu gewahrt, das darin besteht, dass auch in den sechziger Jahren noch führende Publizisten Elogen auf nationalsozialistische Schreibtischtäter publizieren konnten, ohne mit öffentlichem Widerspruch rechnen zu müssen.

Damit ist Manfred Gsteigers Berner Zeit endgültig abgeschlossen. Er arbeitet zwischen 1966 und 1996 als Dozent respektive Professor für vergleichende Literaturwissenschaft an den Universitäten Neuchâtel und Lausanne. Auf die Frage, ob er sich bei der Auseinandersetzung mit Schwengeler damals als »Nonkonformist« verstanden habe, sagt Gsteiger heute, für die Nonkonformisten sei er damals zu konform gewesen und für die Konformisten zu nonkonform. Für einen Intellektuellen sei es jedoch fundamental wichtig, immer wieder seinen Widerspruch gegen die dominierende Position anzumelden. Die Aufgabe des Intellektuellen sei, nicht »mitzuhornen«, sondern zu differenzieren.[75]

Diggelmann kommt in die »Junkere 37«: »Die Zukunft ist sozialistisch.« – Es gibt einen Schriftsteller, der sein Manuskript nicht Arnold H. Schwengeler vorlegen muss, wenn er auf Paul Eggenbergs Rundumschlag gegen »Die Zertrümmerer« antworten will. In der »Zürcher Woche« verfügt Walter Matthias Diggelmann unter dem Titel »Feststellungen« über eine eigene Kolumne. Am 16. Oktober 1964 skizziert er, was er in Lausanne wirklich gesagt hat: »Ich erkläre, der Schriftsteller sei nicht beauftragt, das Bewährte, das Bestehende zu besingen. Ich brauche das Wort ›zertrümmern‹. Es seien die erstarrten Institutionen zu zertrümmern, es sei der Urwald der erstarrten und darum lebensfeindlichen Gewohnheiten zu urbarisieren.« Danach zitiert er, ohne Eggenberg namentlich zu erwähnen, aus dessen Text im »Bund«: Der »Destruktion« und dem »Zynismus« sei »endlich wieder das entgegen-

gestellt, was von Verantwortung gegenüber der menschlichen Gemeinschaft« zeuge. Hier werde, kommentiert Diggelmann, »nicht nur das Missverständnis sichtbar, sondern auch patriotische Dummheit: im Zeitalter der Kybernetik: Blut- und Bodengesinnung.« Danach wendet er sich der Forderung zu, der SSV solle »die notwendigen Konsequenzen« ziehen und »die Spreu vom Weizen sondern«. »Von mir aus«, schreibt Diggelmann, »aber man sei wirklich konsequent, man mache aus dem Schriftstellerverein eine Art Reichsschrifttumskammer, man unterstelle sie dem Eidgenössischen Militärdepartement, man übertrage die Führung des Sekretariates einer bekannten Werbeagentur, damit wir endlich eine totale Landesverteidigung haben; das und nichts anderes wäre konsequent.«[76]

Diggelmanns Provokationen bleiben in der Öffentlichkeit nicht unbeantwortet. In einer Rede in Bern führt Walther Hofer als Nationalrat der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei BGB einen »Frontalangriff auf ›gewisse Nonkonformisten‹«[77], dessen Wortlaut Diggelmann ein Jahr später integral in seinen Roman »Die Hinterlassenschaft« einbauen wird.[78] Demnach hat Hofer unter anderem gesagt: »Der keineswegs in vollem Umfang berechtigte Vorwurf, es mangle unserem politischen und parlamentarischen Leben an Opposition, hat dazu geführt, dass gewisse ausserparlamentarische Kreise von aller Parteipolitik sich bewusst distanzierender Leute sich berufen fühlen, diese Opposition zu spielen, beziehungsweise nachzuholen. Ich denke da insbesondere an gewisse publizistische und literarische Kreise. Hier ist keine Rede von loyaler Opposition. Sie ist vielmehr bösartig, destruktiv, manchmal auch direkt verleumderisch, überheblich, unbelastet von Sachkenntnis, die vielmehr ersetzt wird durch Frivolität und Unverfrorenheit und nur darauf aus ist, alles und jedes in den Dreck zu ziehen, jegliche Autorität zu untergraben, um damit den Beifall einer oberflächlichen Leserschaft zu erringen. Sie nennen sich Nonkonformisten und bemühen sich, in jedem Fall das Gegenteil von dem zu vertreten, was die vorherrschende Meinung ist.«[79] In der Folge bezeichnet Hofer diese »Nonkonformisten« als »literarische Gartenzwerge« – und nimmt damit den deut-

schen Bundeskanzler Ludwig Erhard vorweg, der im folgenden Jahr Günter Grass als »Pinscher«, andere Schriftsteller als »Banausen und Nichtskönner« bezeichnen und von einem »Intellektualismus« sprechen wird, »der in Idiotie umschlägt«.[80] Hofer habe bei seiner Rede nicht gesagt, wen er als »literarische Gartenzwerge« verstanden haben wolle, kommentierten die »Tages-Nachrichten«, »aber jedermann wusste, wer gemeint war: M. Frisch, F. Dürrenmatt, W. M. Diggelmann«.[81]

Der Name Diggelmann ist in der Öffentlichkeit ein Reizwort, als die »Junkere 37« für den 27. November 1964 zu einer Veranstaltung einlädt unter dem Titel »Walter M. Diggelmann stellt sich«. Wieder habe im »Junkere«-Keller »grosser Andrang« geherrscht, schreibt der »Bund«: »Viele, meist junge Leute fanden sich ein, die bereit waren, Diggelmann ernst zu nehmen.« Allerdings sei das Gespräch enttäuschend verlaufen, obwohl »sich der Wortwechsel sehr in die Länge« gezogen habe: »[Das Gespräch] kam nicht zustande, weil die Sprechenden aus dem Publikum und Diggelmann nicht (…) die gleiche Wellenlänge hatten. Auf Fragen, die sich auf dem Boden der Vernunft, der Logik, der Ratio bewegten, entgegnete Diggelmann stets vage-emotional, impulsiv, explosiv, sektiererisch, manchmal geistreich, manchmal plump kalauernd, oft einfach mit Clownerien. (…) Es blieb als Gesamteindruck das Bild eines Mannes, der sich in der Rolle des Rebellen wohlfühlt und darin auch sein Auskommen findet, darüber hinaus aber sicher ehrlich nach einer ›besseren Welt‹ sucht. Nur weiss er selber nicht, wie eine solche bessere Welt in der Realität aussehen soll.«[82]

Die Tonbandaufzeichnung des Abends zeigt einen freundlichen und humorvollen Diggelmann[83], der allerdings zwischendurch scharf und laut werden kann. Sein Hauptdiskussionsgegner im Publikum ist der Fürsprecher Hermann Jacobi, in jener Zeit administrativer Mitarbeiter des antikommunistischen Schweizerischen Ostinstituts. Als zuerst noch einmal ausführlich die Ereignisse von Lausanne diskutiert werden, fordert Jacobi: »Sagen Sie uns doch jetzt einmal: Was sehen Sie Konstruktives?« Diggelmann antwortet: »Wie häufig begegnet mir doch jemand, der zu mir sagt: Geben Sie mir endlich mal das Rezept; in

welche Partei soll ich eintreten? Was haben wir zu machen? Oder ich begegne Leuten, die sagen, aufgrund der psychologischen Erkenntnisse und Forschungen wissen wir ganz genau: So und so läufts. Aber wie herzlich wenige Menschen treffe ich, die die Einsicht haben, dass wir zwar alle dürsten nach einer Klarheit, nach einer unabdingbar richtigen Ordnung, dass es die aber nicht gibt. Es gibt sie nicht! Es tut mir Leid, es gibt sie nicht! Ich kann ihnen kein Rezept geben. Wenn Sie mich bei meinem Votum vom Zertrümmern behaften, dann können Sie mich auch darauf behaften. Und ich muss Ihnen sagen: Vielleicht ist es falsch zu zertrümmern, vielleicht ist es besser, wir wursteln weiter. Meine persönliche Meinung ist einfach: Wir wursteln nicht weiter. Wir schauen nach neuen Lösungen.«

Natürlich kommt bald einmal das ideologische Königsthema jener Jahre aufs Tapet: Ausgehend von den damals häufigen Gedenkveranstaltungen für die Opfer des Ungarn-Aufstandes von 1956 versuchen Diskussionsteilnehmer aus dem Publikum herauszufinden, auf welcher Seite der Front des Kalten Krieges der Referent stehe. Jetzt wird Diggelmann laut: »Ich persönlich habe mir noch nie erlaubt, am westlichen oder östlichen Ausland Kritik zu üben. Das nehme ich unseren Fackelträgern [an den Gedenkveranstaltungen, fl.] letzten Endes total übel und verbiete es ihnen auch: Es gibt nichts Billigeres, meine Herrschaften, als den eigenen Saustall, den wir haben, in Budapest ausmisten zu wollen. Schauen wir doch zu, dass wir mit unserem Ländchen zurechtkommen, dass wir Strassen bekommen, dass wir die Gewässerverschmutzung wegbringen. Der ganze Klimbim, der gegen den Osten erzählt wird – was haben wir denn im Osten verloren? Einfach nichts! Habe ich irgendwo Empörung gehört, dass im Kongo Leute ermordet worden sind? Hat jemand protestiert? Niemand! Niemand! Ganz klar, im Kongo unten haben wir Fabriken. Das ist doch schizophren. Die Schweiz, die liebe Schweiz gründet auf der Humanität, aber wo ist denn diese Humanität, meine Herrschaften? Wo? Wo? Zeigt mir Eure Scheisshumanität, Ihr Händler, Ihr Maikäfer!« »Maikäfer«, definiert er an diesem Abend, seien solche, die »schnell in den Boden« kröchen,

sich »verpuppen und dann als Schmetterling herauskommen – oder umgekehrt«.

Schliesslich bezieht Diggelmann unumwunden Stellung: Er sei zwar kein Kommunist – »ich bins einfach nicht, tut mir Leid, falls ein Kommunist anwesend ist« –, aber: »Für mich ist die Zukunft ganz eindeutig sozialistisch und nicht kapitalistisch.« Jacobi antwortet: »Darüber können wir uns nächtelang streiten, das ist nicht das Problem. Das Problem ist, dass in seinem Gefolge das verfluchte totalitäre System kommen muss.« – »Nein, das darf nicht kommen, natürlich nicht!« – »Aber *sie* wollen ja mit Gewalt!« – »Ach was! Das glaub ich gar nicht, das wollen sie gar nicht« (aufgeregtes Gemurmel im Publikum). Als linker Nonkonformist distanziert sich Diggelmann an diesem Abend im ideologischen Glaubenskrieg vom moskautreuen Kommunismus und votiert stattdessen für einen Sozialismus ohne Diktatur. Knapp zehn Jahre später, am 7. September 1974, wird das Postulat vom »Ziel« einer »demokratischen sozialistischen Gesellschaft« Eingang finden in die Statuten des dannzumal bestehenden Schriftsteller-Vereins »Gruppe Olten«.[84] Aber das ist eine andere Geschichte.

Erika Burkart im »Kerzenkreis«: »Gedichte sind Grade des Schweigens«. – »Erstaunlich / ist mir der Gedanke / dass Menschen sich interessieren / für Aktien, Fussball und Automobile«, schreibt Erika Burkart im eben erschienenen Gedichtband »Ich lebe«, der am 16. Dezember 1964 im »Kerzenkreis« gewürdigt wird.[85] Und: »Durch den bellenden, / gestikulierenden Bildschirm des Lebens/ möchte ich, verstehst du, / hinübergreifen, – die Hand / an Schläfe und Lende des Lebens legen.« [86]

Während der »Tägel-Leist« in der »Junkere 37« von Monat zu Monat offensiver und gewöhnlich in übervollem Keller aus der Sicht nonkonformistischer Schriftsteller gesellschaftspolitische Fragen zur Diskussion stellt, pflegt Walter Zürcher im »Kerzenkreis« weiterhin die stillen Seiten der Literatur. Den unspektakulären Weg der Lyrikerin Erika Burkart hat er seit 1959 begleitet. Seither hat sie an verschiedenen Abenden mitgewirkt, las eigene Gedichte oder solche von Goethe,

Novalis, Rilke und Mörike. Bei diesem letzten Burkart-Abend im »Kerzenkreis« werden die Gedichte von Guido Bachmann gelesen, dem »Schriftsteller und Musikpädagoge[n], in dem ich einen vielseitig begabten und tatkräftigen Mitarbeiter gefunden habe«, wie Walter Zürcher letzthin auf einer Einladung geschrieben hat.[87] In der Tat hat Bachmann zwischen Oktober 1963 und Dezember 1964 bei sieben Veranstaltungen mitgewirkt – je zwei betrafen Georg Trakl und Hans Henny Jahnn.[88]

Burkarts neue Gedichte bilden einen starken Kontrast zu den lauten und ungebärdigen Auftritten ihrer nonkonformistischen Schriftstellerkollegen in diesem Herbst. Während diese vom »Zertrümmern« reden, schreibt Burkart: »Die chinesische Mauer / wird abgetragen von Faltern.«[89] Während sich zum Beispiel Diggelmann zum Sozialismus bekennt, sagt sie, sie trage »die Order / versiegelt im Herzen« und: »Ich will keine Götter bemühen. Ich lebe.«[90] Während Diggelmann den beschleunigten Weiterausbau der Autobahnen und die Bekämpfung der Gewässerverschmutzung fordert, staunt Burkart: »Unfassbar alles: Wirklichkeit!«[91] Während Diggelmann die Sprache mündlich und schriftlich im öffentlichen Disput einsetzt, um zu argumentieren, zu überzeugen, allenfalls etwas zu bewirken, heisst es in Burkarts Gedicht »Dazwischen«:

> »Ich suche das Wort
> das mich fände.
> Jedes Wort
> ist ein Mass für Distanzen,
> die ich mit Worten
> nicht überwinde.
> Wortlos lerne ich lauschen.
> Lauschen ist ein Gespräch mit dem Schweigen.
> Gedichte sind Grade des Schweigens.«[92]

Die Gegenüberstellung von Burkart und Diggelmann beweist nichts: Zu jeder Zeit gab es verschiedene Zugänge zur Sprache und unterschiedliche Auffassungen von der Rolle der Schreibenden. Aber sie wirft ein Schlaglicht auf den nonkonformistischen Aufbruch, der im Herbst 1964

zunehmend zum öffentlichen Thema geworden ist: Aufgebrochen sind damals ausschliesslich schreibende Männer, selten solche, die wie Diggelmann, Walter Kauer oder René E. Mueller die Schriftstellerei »frei«, also ökonomisch ohne doppelten Boden betrieben. Die meisten waren Berufsleute, die nebenher schrieben und sich als Citoyens zur mittelständisch-urbanen Opposition rechneten gegen die verhockte geistige Enge im Land. Sie verdienten ihr Geld zum Beispiel als Lehrer (Peter Lehner), Pfarrer (Kurt Marti), Arzt (Walter Vogt), Beamter (Mani Matter), Bibliothekar (Sergius Golowin) oder als Journalist (Hans Rudolf Hilty).

Nonkonformistinnen gab es keine. Ob Frauen konformistisch dachten oder nonkonformistisch, galt als unerheblich. Sie hatten national kein Stimm- und Wahlrecht, am 1. Februar 1959 war das seit dem Generalstreik 1918 geforderte Frauenstimmrecht in einer »Volksabstimmung« mit einer Zweidrittelsmehrheit abgelehnt worden.[93] Dass Frauen im öffentlichen Raum mitredeten, war nicht vorgesehen. In der »Junkere 37« wird mit der italienischen Soziologin Gabriella Parca erst im August 1966 die erste Frau einen Abend bestreiten – nach 94 Männerabenden.[94] Dass Mitte der sechziger Jahre eine Frau öffentlich in die ideologischen Debatten um den Kalten Krieg oder die Geistige Landesverteidigung eingegriffen hätte, wäre nicht einmal in der »Junkere 37« denkbar gewesen. Die in der Verfassung festgeschriebene Diskriminierung der Frauen war deshalb nur das eine – das andere war, worauf diese Diskriminierung verwies: eine im öffentlichen Raum flächendeckend patriarchale Kultur.

Im Band »Ich lebe« hat Erika Burkart ein Gedicht aufgenommen mit dem Titel »Einer, der schreibt«. Darin finden sich die Verse: »Er denkt nicht daran, / einen Leser zu finden. / Er weiss, dass ausser dem Funken / von ihm zu ihm selbst / nur Strohfeuer sind und Raketenfontänen.«[95] Nicht einmal diese äusserst sprachsensible Lyrikerin benützt die weibliche Form, wenn sie eine damals vermutlich primär frauenspezifische Schreiberfahrung formuliert.

Von der »galerie aktuell« bis zu den »Troubadours«: Das subkulturelle Netz. – Wer – sagen wir Ende 1964 – in der Berner Altstadt seine Freizeit damit verbringt, die Entwicklungen in den Diskussionskellern »Kerzenkreis« und »Junkere 37« mitzuverfolgen, verpasst selbstverständlich manches, und viele, die dabei waren, würden sagen: den wichtigeren Teil.

In der Kunsthalle zum Beispiel wirkt seit dreieinhalb Jahren Harald Szeemann, der eben letzthin mit der Ausstellung »Initialgesten« und Werken von Marcel Duchamp, Wassily Kandinsky und anderen erneut ein Stück Kunstmoderne nach Bern gebracht hat. An der Kramgasse 42 führt das Ehepaar Kurt und Silvia Aellen seit diesem Jahr die »galerie aktuell« mit der »Zielsetzung«: »Information, Experiment, Öffnung der Berner Szene auf internationale Ebene. Konfrontation der Berner Kunstwelt mit der internationalen Avantgarde. Kollektive Führung.«[96] Zurzeit plant man dort unter dem Titel »aktuell 65« eine Ausstellung über »neue tendenzen – arte programmata – recherche continuelle – null zero – anti-peinture – recherche d'art visuel«.[97]

Oder die Kellertheater: Unter der Leitung von Paul Roland und Thomas Nyffeler bietet im »Kleintheater Kramgasse 6« ein kleines Ensemble aus BerufsschauspielerInnen seit Jahren modernes Theater auf hohem Niveau – und zwar trotz der »Schweizerischen Käseunion« auch weiterhin. Diese hatte im letzten Sommer den Hausbesitzer mit einem höheren Mietangebot dazu gebracht, dem Kellertheater zu kündigen.[98] Die Käsegewaltigen planten als Tourismusattraktion eine Beiz, in der in- und ausländische Gäste »in folkloristischer Entourage unter den Klängen des ›Ranz des Vaches‹ mit Raclette und Fondue« verwöhnt werden sollten.[99] Dagegen wurden Proteste laut: »Der ›Berner Student‹ versuchte es polemisch, der ›Bund‹ ironisch, [Radio-]Studio Bern sarkastisch.«[100] Die Käseunion zog ihr Projekt aber erst zurück, als der Kulturaktivist Bernhard Stirnemann mit einer Pressekampagne erfolgreich den Slogan »Käse statt Kultur« lancierte.[101] Nun trat sie vom Mietvertrag zurück, weil ihr der drohende Prestigeverlust zu gross wurde.

Überhaupt Bernhard Stirnemann: Seit dem Frühling 1961 leitet er an der Kramgasse 55 das Galerietheater »Die Rampe«, wo fleissig »experimentiert, manifestiert, protestiert und an Tabus gerührt« wurde.[102] Stirnemann erinnert sich: »Wir hatten uns seinerzeit vorgenommen, nichts zu tun, was das bürgerliche Theater ebensogut wollte und konnte. Es schien uns so vieles zu geben, was dieses Theater weder wollte noch konnte. Wir beabsichtigten einen damals erst in Ansätzen erkennbaren Kleintheaterstil entwickeln zu helfen.«[103] Neben dieser Theaterarbeit pflegte Stirnemann als Veranstalter und als Sänger mit Vorliebe das Chanson. Nach einem Gastspiel von Monique Godard und Jean Hebrard schrieb das »Berner Tagblatt« Anfang Dezember, es sei nicht jenes Paris in Bern zu Gast gewesen, »wie es immer wieder mit seinen zweitrangigen Revuen die Bären- und Rösslisäle von Toulon bis Entlebuch füllt«, sondern »das Paris der Chansonniers«.[104]

Wer Chansons liebte, konnte am 30. Dezember 1964 aber auch ins »Theater am Zytglogge« gehen, wo das von Hugo Ramseyer geleitete Lehrercabaret »Schifertafele« Premiere hatte mit »Balladen, Lumpeliedli, Chansons«.[105] Einer jener, der den Abend besuchte, war der Journalist Heinrich von Grünigen. Im »Bund« schrieb er: »Lange Zeit hat die Kunst des berndeutschen ›Chansons‹ im Verborgenen geblüht (…) ; was nun gesungen wird, darf sich sehen – und vor allem hören – lassen!« Danach verteilt von Grünigen Lob an Ruedi Krebs und Fritz Widmer, an Susi Aeberhard, Bernhard Stirnemann und Urs Kräuchi.[106] Kräuchi und Aeberhard singen an diesem Abend nicht nur eigene Lieder, sondern auch welche von Rosmarie Fahrer, Rosalie Jaggi und von einem richtigen Parteipräsidenten: von Mani Matter, der seit diesem Jahr die liberale Reformpartei des »Jungen Bern« leitet.[107] Matter sei in jener Zeit noch kaum selber aufgetreten, erinnert sich Susi Leonhard Aeberhard. Er habe damals gesagt: »Wenn ihr auch Lieder von mir singen wollt, dann macht das halt.«

Von Grünigens letzter Satz der Rezension im »Bund« hat übrigens Folgen. Er lautet: »Möge es unsern bernischen Troubadours vergönnt sein, im neuen Jahr recht zahlreiche Besucherscharen von diesem be-

sinnlichen, witzigen und nie aufdringlichen ›Selbstbewusstsein für Verträumte‹ zu überzeugen!« Wegen dieses Satzes lautet der Titel der Rezension: »Bernische Troubadours im Rampenlicht«. Und wegen dieses Titels haben die Chansonniers des Cabarets »Schifertafele« kurz darauf begonnen, sich »Berner Troubadours« zu nennen. Und als es später nach einem Zerwürfnis zwischen Bernhard Stirnemann und Hugo Ramseyer zur Spaltung der Gruppe kommt, wird Stirnemann mit Krebs, Widmer und dem dannzumal selber auftretenden Matter die Kerngruppe der »Berner Troubadours« bilden, während Ramseyer unter dem Namen »Berner Trouvères« ein eigenes Ensemble auf die Beine stellen wird.[108]

Wer also die Entwicklungen des »Kerzenkreises« und der »Junkere 37« verfolgt, muss sich bewusst sein, dass diese Keller nur Teil eines grösseren Ganzen sind; dass sich ausserhalb der offiziellen Berner Öffentlichkeit verschiedene subkulturelle Kreise mit unterschiedlichen weltanschaulichen und künstlerischen Interessen entwickeln; dass diese Kreise vernetzt sind; dass man sich schätzt oder daneben findet, aber in den einschlägigen Beizen – im »Commerce« und im »Quick«, im »Pyri« und im »Falken« – doch immer wieder miteinander ins Gespräch kommt. In diesem subkulturellen Netz gibt es einen kleinsten gemeinsamen Nenner: nicht mehr Teil der verkrusteten Gleichgeschaltetheit sein zu wollen, die nur noch Mächtige und Bornierte für eine lebendige Demokratie halten.

Die Magie der Gegenwart: Golowin analysiert den modernen Aberglauben. – Am 31. Januar 1965 wird in der »Junkere 37« das neue Buch von Sergius Golowin diskutiert, das den Titel trägt »Magische Gegenwart. Forschungsfahrten durch modernen Aberglauben« und bereits kontroverse öffentliche Reaktionen hervorgerufen hat. Während der »Berner Student« das Buch als »Zumutung« bezeichnet und fragt: »Wo kämen wir hin, wenn jeder Halbstarkenverein, jeder Fan-Club (…) sein Manifest herausbringen wollte?«, findet der »Tages-Anzeiger« Golowins Arbeit »ein ebenso intelligentes wie amüsantes kleines Buch«.

Und das »Kirchenblatt für die reformierte Schweiz« schreibt: »Wir sind Golowin dankbar, dass er uns auf die Magie der Gegenwart aufmerksam macht. (…) Zugespitzt heisst die Frage, die dem Theologen, d. h. dem heutigen Pfarrer gestellt ist: Bist du gerade da, wo du modern sein willst, nicht komplett veraltet? Du siehst den modernen Menschen als ein kalt rechnendes, rationales, nur an diesseitige Mächte glaubendes Wesen an, aber er ist längst wieder auf der Suche nach überirdischen Mächten!«[109]

Golowin versteht sein Buch als »kleinen Beitrag zur Kulturgeschichte des Tages«.[110] Im Vorwort präzisiert er, von welchem Aberglauben die Rede sein soll: »Wohlverstanden, wir reden nicht vom Aberglauben, der einen schnell zusammenschmelzenden Überrest eines vergangenen Daseins darstellt. (…) Wir sprechen ausschliesslich vom Aberglauben, dessen Träger Menschen sind, die sich mehr oder weniger für Verkörperungen des Modernen halten und es zumindest nach Bildungsstufe, Tagesarbeit, Unterhaltungsart und Wortschatz tatsächlich auch sind. Von einem Aberglauben (…), zu dessen Begründung oft die neuartigsten Ideen der Physik, Biologie und Psychologie herangezogen werden und der sich geradezu zu einem unlösbaren Bestandteil des Lebensstils unserer Zeit entwickelte.«[111]

Danach verweist er auf eine breite Palette magisch aufgeladener Alltagsgegenstände. Er beginnt bei den Amuletten, Kettchen, Ringen und Reifen mit »Inschriften in unverständlichen Sprachen«; er fragt sich, was es mit Einrichtungsgegenständen aus Holz auf sich habe und der Redewendung, man wolle »Holz anrühren«, mit der man eine eigene Aussage kommentiert, auf dass nicht das Gegenteil eintreffe; er erzählt von solchen, die Hufeisen sammeln, Schädel, Hasenpfoten, Wunderwurzeln, Zaubersteine, seltene Münzen und vierblättrige Kleeblätter; er verweist auf jene, die schwarze Katzen verehren, Holzmasken aufhängen oder Gartenzwerge, Puppen und Kasperlefiguren um sich haben wollen; er spricht von Erwachsenen, die Teddybären sammeln und damit die ehemalige Magie »hilfreicher Hausgeister, neckischer Teufelchen, bepelzter Kobolde« beschwörten; und er erwähnt

mit dem Schund und der Science-Fiction-Literatur jenen massenwirksamen phantastischen Realismus in der Literatur, der den »Tägel-Leist« seit längerem beschäftigt. Mit solchen Beispielen seiner quasi-ethnologischen Forschung zeigt Golowin, dass die dünne Schicht Rationalität, auf die die aufgeklärte Moderne sich viel einbildet, nur oberflächlich eine Welt von magischen Bedürfnissen und abergläubischen Handlungen überdeckt.

Einen eigenen Abschnitt widmet er dem kulturindustriellen Starkult, der unter dem Aspekt der Glücksbedürftigkeit des Massenpublikums eine ähnliche Funktion erfülle wie »Schund« oder magisch aufgeladene Gegenstände: Die Beatles, Brigitte Bardot, Romy Schneider oder Johnny Hallyday unterschieden sich von »den Millionen der einfachen Sterblichen« nur in einem Punkt grundlegend: Sie verfügten über die »Eigenschaft, im Augenblick der Entscheidung ›Glück‹« gehabt zu haben: »Glück – das ist die göttliche Kunst, im richtigen Augenblick das einzig Richtige zu tun. Das ist die Eigenschaft, statt tausende von Versuchen zu unternehmen, sozusagen aus Versehen das herrlichste Ergebnis zu bekommen.«[112] Aberglauben als Magie für den Hausgebrauch meint demnach den ewigmenschlichen Versuch, das eigene Schicksal zum Glück zu zwingen. Golowin interpretiert Aberglauben deshalb als »Ausdruck eines gesunden starken Geistes«, dessen Streben, »gegen eine wirklich vorhandene Verarmung der Welt Hilfe zu finden«, zwar berechtigt, aber vielfach irregeleitet sei.[113]

Freilich sei heute nicht mehr die Zeit, in der man zu den eigenen magischen Bedürfnissen stehen könne, deshalb verschanzten sich die Magiegläubigen oft hinter einem »Ich-glaub-es-nicht-aber-es-ist-doch-vielleicht-was-dran«, und rechtfertige jemand seine magischen Bedürfnisse, so würden »geheimnisvolle ›Stoffmoleküle‹, ›mikroskopische Teilchen‹«, »verschiedene Energie-Quellen, radioaktive Strahlen und Elektronenwirbel« ins Feld geführt.[114] Trotz diesem halbherzigen und rationalisierenden Umgang mit der Magie im Alltag klinge das Phänomen nicht ab, im Gegenteil. Zu beobachten sei, dass dauernd neue »abergläubische Gewohnheiten (…) entdeckt, ›ausgegraben‹, frei er-

funden oder aus der Vermischung bestehender Sitten erschaffen« würden.[115]

Golowin resümiert: »Stolz tritt der heutige Mensch in ein neues Zeitalter! so verkünden in Leitartikeln die begeisterten Anhänger des Fortschrittsglaubens. Wir glauben (…), dass er dabei recht merkwürdige Sachen in seinem Reisegepäck mitführt.« Über den Verlauf der an diesem Abend in der »Junkere 37« von Franz Gertsch geleiteten Diskussion haben die anwesenden Presseleute nichts übermittelt.[116]

Eine Linzertorte als Vorwand: Das Ende der Kaminfeuer-Lesungen. – Am Lyriker Gerhard Meier kann es nicht gelegen haben. Er, der technische Leiter und Designer in der Lampenfabrik von Niederbipp[117], der erst mit vierzig zu schreiben begonnen[118] und erst im letzten Jahr, siebenundvierzigjährig, sein erstes Gedichtbändchen veröffentlicht hat[119], ist kein experimentierender Bürgerschreck und gehört nicht zu den zornigen Jungen unter den Schriftstellern. Abgesehen davon kennt man Meiers stille, manchmal lakonische Sprache in Bern seit Jahren: Im letzten Herbst las er im »Kerzenkreis«[120], und seit 1960 hatte der Schauspieler Paul Niederhauser bei verschiedenen Gelegenheiten aus seinen Gedichten rezitiert.[121] Wenn der »Bund« klagt, dass an diesem 13. März 1965 in der »Literarischen Stunde am Kaminfeuer« »die Fülle der vorgetragenen Lyrik, welche zudem in schneller Folge vorgelesen wurde«[122], das Mitverfolgen der Einzelheiten erschwert habe, so war es sicher Meiers Bescheidenheit, die ihn zwang, von seinen Arbeiten so viel zu bieten, dass die Leute nicht umsonst in das Lokal des Lyceum-Clubs gekommen sein würden. Eines der Gedichte, das er laut »Bund« vorgelesen hat, heisst »Eintragung«:

»Heute drehte der Wind
Staubspiralen auf den
Fabrikhöfen
Zukünftige Halbstarke
zäumten heimlich ihre
Steckenpferde

Einige verwechselten Fernweh
mit ganz gewöhnlicher
Müdigkeit bei
Südwind«[123]

Der Rezensent hob sogar hervor, dass es diesmal nicht so gewesen sei wie andere Male am »Kaminfeuer«: »Besinnliches liegt in seiner Lyrik, stille Ergebenheit in die Lebenserscheinungen und -äusserungen, denen er nicht gleichgültig begegnet, sie aber auch nicht kritisierend zersetzt.« Nein, an Gerhard Meier kann es nicht gelegen haben.

Trotzdem bedeutet diese »Literarische Stunde am Kaminfeuer« das Ende der Veranstaltungsreihe. Geschwelt hat der Konflikt der organisierenden jungen Autoren des Berner Schriftsteller-Vereins mit den Damen des Lyceum-Clubs schon lange. Das Zusammentreffen zweier sehr verschiedener Kulturen hat Peter Lehner später in einer Erzählung so skizziert: »Literarische Stunde am Kaminfeuer. Huber liest eigene Gedichte. (…) Das Vortragslokal: Kronleuchter, Stilmöbel, ausgenommen die Sitzreihen, Kamin mit wirklichem Feuer. Das Publikum: ältere Damen, jüngere Dichter. Frau Professor fragt: Nun sagen Sie mal, junger Mann, was wollen Sie mit Ihren Gedichten eigentlich sagen?«[124] Vor einem Jahr hatte sich Frau Professor Magda Neuweiler – Gattin eines berühmten Chirurgen – wie berichtet im Vorstand des BSV über die überbordende Experimentierlust bei diesen Lesungen beschwert.[125] In Golowins Erinnerung nahmen sie in der letzten Zeit gar zunehmend »vor-hippie-hafte Züge« an.[126]

Dass ausgerechnet nach der Lesung von Meier ein eingeschriebener Brief der Lyceum-Damen dem BSV das Podium für den Nachwuchs kündigt, hat sicher damit zu tun, dass man sich am Ende einer Saison befindet und die nächsten Veranstaltungen erst im Herbst vorgesehen sind. Der unmittelbare Anlass allerdings ist ein anderer: Es sei so gewesen, erinnert sich Ernst Eggimann, zeitweiliger Mitorganisator der Lesungen, dass man immer Gebäck bereitgestellt habe für das Publikum. An diesem Nachmittag habe man kein Gebäck gehabt, jedoch sei in einem Nebenraum eine Linzertorte gestanden, die für ein am glei-

chen Abend stattfindendes Klavierrezital vorgesehen gewesen sei. Diese Torte habe man nach Meiers Lesung gemeinsam aufgegessen. Das habe böses Blut gegeben, eine der noblen Damen habe gar von »Hausfriedensbruch« gesprochen.[127] Heidi Lehner sagt, öffentlich hätten die Leiterinnen des Lyceum-Clubs keine andere Begründung für die Kündigung gegeben, als dass sie sich die Experimente nicht mehr länger anhören wollten.[128] Dies war wohl auch der wirkliche Grund für die Kündigung. Die Linzertorte war der willkommene Vorwand. Immerhin ist es der Offenheit dieser gutbürgerlichen Frauen zu verdanken, dass die junge, teilweise unangepasste Generation von Schriftstellern und – vereinzelt – Schriftstellerinnen zwischen 1956 und 1965 über ein gediegenes öffentliches Podium verfügte.

Nicht bekannt ist, ob die Kündigung – die ein Schlag gegen die Jungen des BSV ist – in einem Zusammenhang steht mit der bevorstehenden Generalversammlung des Vereins, an dem die Alten, Konservativen und Frustrierten sich vorgenommen haben, endlich für Ordnung zu sorgen.

Die »Junkere 37« politisiert sich: Was taten die »Asozialen«-Jäger früher? – Je mehr die ungebärdig debattierenden Schriftsteller im Winter 1964/65 von den Stützen der Gesellschaft als »Nonkonformisten« etikettiert und als Nestbeschmutzer diskreditiert werden, desto mehr beginnen sie sich für jene zu interessieren. Offensichtlich scheinen ihnen gewisse Parallelen zwischen dem nationalsozialistischen Denken damals und der bornierten konformistischen Selbstgerechtigkeit heute. Walter Matthias Diggelmann wird im kommenden Herbst, wenn sein neuer Roman »Die Hinterlassenschaft« erscheinen wird, in einem Interview die These aufstellen: »Die antikommunistischen Brandstifter von heute sind weitgehend die faschistischen Brandstifter des Antisemitismus der dreissiger Jahre und die sogenannten ›Vaterländischen‹ (lies Anpasser) der vierziger Jahre.«[129]

Bereits am 2. April 1965 nimmt die »Junkere 37« diese Debatte auf mit einem »Streit-Gespräch« zum Thema »Hat der Nationalsozia-

lismus noch eine Chance?« Auf der Einladung schreibt Walter Kauer, der das Einleitungsreferat halten will: »Ich bin der Auffassung, dass der Nationalsozialismus als Ideologie noch keineswegs tot ist. In versteckter und mitunter nicht offen greifbarer Form geistert er noch in vielen Köpfen herum. (…) Wo sind die immerhin 40 Millionen Mitglieder von Partei und Parteiorganisationen geblieben? Was bedeutet die Jagd auf die Kommunisten?«[130]

Wie virulent nun das Denken in zeitgeschichtlichen Parallelen wird, zeigt der Verlauf des Abends. Nach Kauers Referat, in dem der Nationalsozialismus »auf einer heute überholten Informationsebene« dargestellt worden sei, wie die »Tages-Nachrichten« kritisieren, sei die Diskussion dominiert worden von der »Empörung über das in Vorbereitung stehende armenrechtliche Reglement und den unterzeichnenden Regierungsrat«.[131] Aus diesem Hinweis zu schliessen, kam man demnach von den Nazis direkt auf das »Gesetz über Erziehungs- und Versorgungsmassnahmen« (GEV), das so genannte »Asozialen-Gesetz«, zu sprechen, das letzthin, am 9. Februar, in erster Lesung im Kantonsparlament behandelt worden war.

Die Zeitungsberichte über diese Grossratsdebatte müssen in der Tat alle irgendwie nonkonformistisch Denkenden alarmiert haben. Das neue Gesetz, das jenes »über die Armenpolizei und die Enthaltungs- und Arbeitsanstalten« aus dem Jahre 1912 ersetzen sollte, zielte laut Artikel 6 auf all jene »Personen«, »die sich oder ihre Angehörigen durch Müssiggang, Arbeitsscheu, Liederlichkeit, unsittlichen Lebenswandel, Alkohol- oder Rauschgiftmissbrauch sittlich, gesundheitlich oder ökonomisch ernstlich gefährden oder dadurch öffentlich Ärgernis erregen«.[132] Im Vortrag der Polizeidirektion zur Parlamentsdebatte ist offen von »Asozialen« die Rede: »Unter Asozialen sind Menschen verstanden, die im Zusammenhang versagen, die sich einer Ordnung nicht fügen können oder wollen und nicht fähig sind, eine Gemeinschaft zu bilden.« Gleicht diese Definition nicht jener, die sich in den nationalsozialistischen Kommentaren zur Rassengesetzgebung von 1936 findet: »Als Asozialer gilt, wer durch gemeinschaftswidriges, wenn auch

nicht verbrecherisches Verhalten zeigt, dass er sich nicht in die Gemeinschaft einfügen will«?[133]

In der Eintretensdebatte umschrieb am 9. Februar der Fraktionssprecher der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei die Klientel, auf die man es abgesehen hat, so: »Das Gesetz befasst sich mit Leuten, die nicht straffällig sind, aber sich in unsere Gesellschaftsordnung nicht einfügen wollen – man sagt ihnen meistens Querulanten –, weil ihnen der Halt fehlt oder weil sie nicht mit geistigen Gütern gesegnet, jedoch nicht als geistig defekt bezeichnet werden können.«[134] Für all diese Leute, so ergänzte der kantonale Polizeidirektor Robert Bauder, sei das vorliegende Gesetz das unumgänglich notwendige »Instrument der zwangsweisen Hilfe«.[135] Geholfen werden sollte wie folgt: zuerst mit vormundschaftsähnlicher »Betreuung«, dann mit »Verwarnung«, dann mit »Arrest von mindestens 24 Stunden« bis »höchstens 8 Tagen« und schliesslich mit der »Einweisung in Erziehungs- und Arbeitsanstalten« für die Dauer von einem Jahr, »im Rückfall« von zwei Jahren[136], wobei die Internierung vom Regierungsrat »jeweils um die Dauer von höchstens zwei Jahren« sollte verlängert werden können. Es ging also um eine neue rechtliche Basis für jene administrative Versorgungspraxis, die der Schriftsteller Carl Albert Loosli zeitlebens bekämpft und 1939 im Titel einer Kampfschrift als »Administrativjustiz«[137] bezeichnet hatte – ein Willkürsystem, das, nicht selten mit willfähriger Unterstützung psychiatrischer Gutachter, aber ohne richterliches Urteil, seit vielen Jahrzehnten von den bernischen Behörden angewendet wurde.

Mit der einsetzenden öffentlichen Auseinandersetzung um dieses »Asozialen-Gesetz« geraten 1965 von den Fahrenden bis zu den Drogensüchtigen die Randgruppen ins Blickfeld der Berner Nonkonformisten, kaum dass sie selber aus politischen Gründen zur Randgruppe ausgegrenzt worden sind. Im Kampf gegen das »Asozialen-Gesetz« beginnt sich der Kreis um die »Junkere 37« zu politisieren.

Wie Mueller von Beatenberg nach Heiligenberg kommt. – Am 7. April 1965 gibt René E. Mueller dem Vormundschaftsbüro Bern aus West-

deutschland einen Lagebericht. »Ich arbeite hier in einer Rudolf Steiner-Schule für sprachgeschädigte und bewegungsbehinderte Kinder«, schreibt er. »Das ganze Personal arbeitet unentgeltlich, d. h. wir bekommen alles was wir brauchen, inkl. Cigaretten, nebst einem ausreichenden Taschengeld. (…) Ausserdem – und das dürfte gegenwärtig am meisten ins Gewicht fallen – habe ich hier das dringend notwendige gesunde Leben.«[138]

Seit seinen Auftritten rund um den Schriftstellertag an der Expo im letzten Herbst ist es um ihn still geworden. Seit Anfang November 1964 arbeitet er im Hotel »Jungfraublick« in Beatenberg als Hausbursche. Am 6. Dezember schreibt er von dort seinen letzten Brief an seine ehemalige Geliebte Zora. Sie ist unterdessen verheiratet und hat an diesem Tag ihren Sohn Marcus geboren. »Ciao Marcus«, schreibt Mueller, »vor vier Stunden also bist Du auf die Welt gesegelt. Ich hoffe, sie wird Dir trotz allem gefallen und, dass sie, wenn Du begreifen lernst, doch etwas besser ist als heute.« Er empfiehlt dem Neugeborenen, sich an die Mutter (»Sie ist die beste Frau der Welt!«) und an seine Bücher zu halten (»wo Du alles Wesentliche finden wirst«). Und er gibt ihm drei Ratschläge mit auf den Weg. Der erste: »Tu immer, was Du Lust hast – überlege Dir nur zuvor, ob Du damit niemandem und auch Dir nicht Schaden zufügst!« Der zweite: »Bereue nie etwas – denn das ist immer viel zu spät und lächerlich erübrigend.« Und der dritte: »Mon cher – gegen eine Klistierspritze kannst Du nicht furzen!«[139]

Anfang 1965 erhält Mueller Bescheid, dass Erwin Heimann als Vormund demissioniert habe.[140] Die Mitteilung des Vormundschaftsbüros, der von ihm vorgeschlagene Nachfolger werde abgelehnt, man beginne selber einen zu suchen, erreicht ihn am 6. März bereits unter der Adresse von Zoras Eltern[141] – also ist er zu dieser Zeit nicht mehr in Beatenberg. Von der vermutlich hier anschliessenden Reise Muellers nach Frankreich ist nichts bekannt als sein Hinweis, er sei von dort »wohl kränker (…) zurückgekommen«, als er habe wahrhaben wollen. Ebenfalls in diesen Wochen sucht er eine neue Arbeitsstelle, und zwar als Heimerzieher. Er reist nach Gwatt, wird dort aber nicht angestellt,

weil die Bedenken zu gross gewesen seien, dass er mit seiner »›Einstellung‹ die Schüler schlecht beeinflussen könnte«.[142] Angeboten wird ihm dafür, im Heim des Christlichen Vereins junger Männer in Wengen zu arbeiten, was er aus verschiedenen Gründen ablehnt: »Einer davon: ich kenne dort zu viele Leute.« Schliesslich findet er im badischen Heiligenberg Arbeit. Am 28. März 1965 trifft er in der Heimschule Föhrenbühl ein. Dass er sich plötzlich ausdauernd um Arbeit bemüht, muss einen Grund haben, der nicht aus den Akten ersichtlich ist: Möglicherweise ist er wegen seiner notorischen Schulden von den Behörden unter Druck gesetzt worden. Dann hätte er sich auch aus diesem Grund vorsorglich erneut ins Ausland abgesetzt.

In seinem ersten Brief an die Behörden tut er jedenfalls alles, allfälliges Misstrauen zu zerstreuen. Föhrenbühl sei »fast als Idealfall« zu bezeichnen, schreibt er: »Ich habe auch hinlänglich Freizeit und ein sehr schönes Zimmer mit wunderbarer Aussicht, so dass ich sehr gut an meiner eigentlichen Aufgabe sein kann. (…) Die Arbeit ist zwar streng, aber sehr dankbar und die Verantwortung gross, aber schön und befriedigend. Ich habe eine Gruppe von sieben Knaben zu betreuen. Zwei davon können sich nur im Rollstuhl bewegen und zwei weitere müssen beim Gehen gestützt werden. (…) Es ist aber ganz erstaunlich, wie lern- und wissbegierig diese Kinder sind und was das Beispiel der Erwachsenen alles für ihre Entwicklung tun kann. (…) Eine schöne und nützliche Aufgabe, an der man selber fühlbar wächst.« Er schliesst mit der Bitte, seine neue Adresse nicht weiterzugeben, – »nicht dass wieder Briefe eintreffen mit dem fettgedruckten Absender ›Betreibungsamt‹!« Es sei besser, wenn das Vormundschaftsbüro vermittle zwischen ihm und »allfällig wildgewordenen Spiessbürgern«, mit denen er weiterhin seine Mühe haben werde, weil er »von der Norm abweiche« und »die Leute die Mühe scheuen, etwas anderes als die Normen der Majorität verstehen zu wollen«.

Vom »Schund« zum »Untergrund«: Ein neues Wort gerät ins Blickfeld. – Wird die alte »Tägel-Leist«-Diskussion um den »Schund« in der

»Junkere 37« geführt, dann steht Sergius Golowins Position, er sei »Ausdruck der Sehnsucht des Menschen des technischen Zeitalters nach dem Märchenhaften«[143], gewöhnlich eine bildungsbürgerlich-konservative gegenüber. Paul Eggenberg zum Beispiel beschreibt im Oktober 1964 unter dem Titel »Die Schundliteratur und ihre Überwindung« das Lesen von »Schund« »als eine Art Masern«: »Jeder macht die Krankheit zeitweilig durch, viele allerdings mit chronischen Folgen.« Zur Überwindung der »Neigung vieler Lesender oder Buchstabierender« hat er laut »Bund« vorgeschlagen, »dass die – seriösen – Schriftsteller und Verleger etwas vom Staub der Vergangenheit abschütteln und sich vermehrt heutigen Problemen und Lebenssituationen zuwenden sollten, wobei sogar etwas vom psychologischen Geschick der Schundschreiber und -produzenten übernommen werden dürfte«.[144] Am 18. März 1965 widmet sich im »Kerzenkreis« Jakob Streit dem »Märchen im Leben des Kindes«. Für ihn führen die »amerikanischen Pseudomärchen« der Comic-strips nicht nur zu Masern, sondern geradewegs zur »Phantasie-Verblödung von Kindern«, »wenn auch oft nur für kürzere Zeit, da gesünderen Naturen dieses ewige Gequietsch und Gequatsch in Wortblasen, Farben und Fratzen bald einmal« verleide.[145]

Mit dieser Interpretation, »Schund« stehe für Unreife im Einzelnen und kulturelle Dekadenz im Allgemeinen kann Sergius Golowin nichts anfangen. Er lässt den Schauspieler Hannes Dähler in der »Junkere 37« am 19. März und am 9. April 1965 »Schundliteratur aus alten Tagen« vortragen, unter anderem Episoden aus dem Leben des berüchtigten Wegelagerers Rinaldo Rinaldini.[146] Zur Animierung der Diskussion verfasst er vier Thesen:

»1. Warum sind so häufig die von der sogenannten ›Schundliteratur‹ bevorzugten Stoffe nachträglich von grossen Dichtern aufgegriffen worden?

2. ›Schundheftli‹ waren im 18. Jahrhundert nachweisbar der Hauptlesestoff des ›einfachen‹ Volkes. (Ist dies eigentlich heute anders?) Findet sich dafür der Fehler beim ›einfachen‹ Volk? Oder teil-

weise doch auch bei den ›guten‹, ›angesehenen‹ Schriftstellern und Verlegern?

3. Befassten sich in jenem Jahrhundert die Schöpfer der verachteten ›Massenlektüre‹ oder die Schriftsteller der ›geistigen Elite‹ *mehr* mit *echten* Fragen ihrer Zeit?

4. Übrigens – warum haben fast immer die Vertreter des jeweiligen ›guten Geschmacks‹, ›der guten Gesellschaft‹ die bedeutendsten Werke ihrer Zeitgenossen mit ›Schund‹ verwechselt? (Beispiel: ›Um sich zu überzeugen, wie wenig Geschmack noch bis itzt in Deutschland herrsche, dürfen Sie nur unsere öffentlichen Schauspiele besuchen. Sie finden daselbst die abscheulichen Stücke von Shakespeare aufgeführt […]‹ [Friedrich der Grosse, 1780]).«[147]

Auf die relative Bedeutung der jeweiligen »Hochkultur« ist Golowin eben letzthin auch im Vorwort seines Buches »Magische Gegenwart« eingegangen, wo er schrieb, »die gewöhnliche Geschichte« übermittle für jedes Jahrhundert lediglich die »Namen einiger Erfinder und Entdecker, von ein paar hervorragenden Schriftstellern und Denkern«: »Wie wenig vernehmen wir in der Regel, welche Lieder gleichzeitig in den Wirtshäusern gegrölt und was für Inschriften nächtlich an die Mauern der Häuser geschmiert wurden. Was Maurer, Gärtner, Soldaten oder Räuber begeisterte, was sie sich in ihren Spelunken oder an Lagerfeuern erzählten und was für zerlesene Schriften sie mühsam buchstabierten.«[148] In Golowins Deutung können sich hinter dem Begriff des »Schunds« sehr wohl Phänomene authentischer Volkskultur verbergen. Dass man diese als »Schund« bezeichnet, wäre dann Ausdruck einer dünkelhaften Hochkultur, die über die Macht verfügt, die Kultur der kleinen Leute als minderwertig abzuqualifizieren. Damit aber wäre, so Golowin, der Entstehungsprozess kultureller Phänomene auf den Kopf gestellt, denn »aus dem Urgrund des namenlosen Schaffens der Gesamtheit erhob sich in Vorzeiten die Kunst – sie welkte noch stets, sie erstarrte zu seelenlosem Formalismus, wenn sie um solche Wurzeln vergass.«

Im gleichen Vorwort findet sich übrigens der Satz: »Wie viele der Anregungen hat noch jede Kultur aus solchem dunklen Untergrunde

geholt!«[149] Das ist, im Herbst 1964, die früheste Belegstelle für die Verwendung des Begriffs »Untergrund« in der Berner Subkultur. Man wird von nun an diese Umschreibung Golowins – aus dem Urgrund des namenlosen Schaffens der Gesamtheit entstammend – mitdenken müssen als eigenständig »tägel-leistsche« Konnotation des nun schnell modisch werdenden Begriffs, der als »underground« einige Jahre zuvor von den US-amerikanischen »Beats« geprägt worden ist und seither in den Jugendkulturen diesseits und jenseits des Atlantiks den Ort bezeichnet, von dem aus »die offizielle Gesellschaft an kritischen Punkten« attackiert und unterminiert werde, um Raum zu bekommen für den Aufbau einer »Gegengesellschaft«, wie der Soziologe Walter Hollstein 1970 definieren wird.[150]

Der »Tägel-Leist« ist tot. Es lebe seine Deutung! – Am 25. April 1965 findet in der »Junkere 37« eine Vernissage statt. Thema: »Der Tägel-Leist 1957–1962. Dokumente, Zeitschriften, Erziehungsexperimente, Diskussionen, Tagungen etc.« Einzelexemplare des »SINWEL« mit Holzschnitten von Ueli Baumgartner und Franz Gertsch sind zu kaufen. Sergius Golowin erzählt aus der Leist-Geschichte.

Interessant an der Einladung zur Vernissage sind drei Details. Erstens betrachten die »Junkere«-Aktivisten aus dem unpräzisen Titel zu schliessen – Leist-Aktivitäten lassen sich von Anfang 1958 bis Ende 1963 nachweisen – ihre Gründung nun offenbar als abgeschlossenes, bereits historisches Phänomen.

Aus dem Untertitel »Eine nonkonformistische Ausstellung über das Wirken einer Berner Gruppe für modernes Kulturexperiment« folgt zweitens: Einerseits identifizieren sich die »Junkere«-Aktivisten bereits mit dem Schimpfwort des »Nonkonformismus« und damit mit der in diesen Monaten entstehenden ausserparlamentarischen Oppositionsbewegung; andererseits werden die Leist-Aktivitäten nun als »modernes Kulturexperiment« gedeutet, obschon die Verteidigung der »Volkskultur«, die fundamental-ökologische Kritik am technologischen Fortschritt, die Ausrufung der Nachmoderne und die neo-romanti-

schen literarischen Bestrebungen der Arena FIERTAS durchwegs Abgrenzungen von der Moderne waren.

Und drittens charakterisiert Golowin den »Tägel-Leist« nun als »eine Gruppe, die sich vielleicht nur in *einer* Sache einig war – dass es heute andere Lebensmächte geben sollte als ›die Wirtschaft‹ mit ihrem Neu-Feudalismus. Eine Gruppe, deren Experimentieren deswegen bei Kritikern als ›naiv‹ und ›un-realistisch‹ galt«.[151] Dass die kulturellen Aktivitäten des Leists gegen den »Neu-Feudalismus« der Wirtschaft gerichtet gewesen seien, ist eine Interpretation, auf die sich in der Leist-Publizistik nur wenige Hinweise finden. Golowins Deutung verweist deshalb vorab auf eines: Die nun gut einjährige Arbeit als Kulturveranstalter hat die ehemaligen »Tägel-Leistler« politisiert. Im Licht der nonkonformistischen Gesellschaftskritik interpretieren sie deshalb ihre früheren kulturellen Taten neu.

Das Ende der Unruhen im BSV: Heimann kehrt zurück. – Von einem Kampf ist nichts bekannt. Als sich die Mitglieder des Berner Schriftsteller-Vereins am 1. Mai 1965 im Restaurant »Innere Enge« zur diesjährigen Generalversammlung treffen, ist alles wie immer. Die Traktanden werden von »1. Protokoll« bis »7. Verschiedenes« abgespult, danach lauscht man einem Gastreferenten, und am Abend geniesst man das »zwanglose Beisammensein«. Die Spannungen zwischen den Jungen und den Alten des Vereins, die sich in letzter Zeit zum Machtkampf zusammenzubrauen schienen, werden an diesem Tag ohne Eklat bereinigt.

Datiert mit »April 1965« hat der interimistische Präsident Sergius Golowin letzthin das zweite »Mitteilungsblatt« des Vereins herausgebracht und darin das Hauptbemühen seiner einjährigen Amtszeit skizziert: »Nun, was uns nach der denkwürdigen Generalversammlung 1964, im dritten Jahr ohne einen ›vollanerkannten‹ Präsidenten beschäftigte und nach unserer Auffassung auch die einzige Möglichkeit einer einigermassen fruchtbaren Tätigkeit darstellte, – das war der Versuch der Förderung des Gesprächs zwischen ›alt‹ und ›jung‹, ›kon-

servativ‹ und ›avantgardistisch‹, ›links‹ und ›rechts‹, Vertretern der ›Mundart‹ und der ›Schriftsprache‹, der ›Anerkannten‹ und der ›Oppositionellen‹ usw. Unter vielen merkwürdigen, uns allen aber leider unbekannten Eigenschaften, hat die Zukunft eben eine Eigenschaft ganz sicher – sie gehört keiner Gruppe in Erbpacht, sie ist gemeinsam.«[152] Auch die bestandenen Vereinsmitglieder werden damals mindestens hinter vorgehaltener Hand zugegeben haben, dass Golowin in diesem Punkt das Mögliche getan hat: Neben Tagungen, Sitzungen, Ausstellungen, Ehrungen und der Lancierung des »Mitteilungsblatts« hat er mit der »Berner Bücherwoche«, den »Lesungen am Kaminfeuer«, den öffentlichen Veranstaltungen im Lesesaal der Stadtbibliothek Burgdorf und in der »Junkere 37« in Bern nicht nur den Jungen und Zornigen eine Plattform zur Verfügung gestellt – im Gegenteil.

Aber an diesem 1. Mai steht die Zukunft nicht mehr zur Diskussion. Längst haben sich ja die Altherren und der Vorstand des Vereins darauf geeinigt, dass Erwin Heimann das Vereinspräsidium, das er zwischen 1951 und 1955 bereits einmal innegehabt hat, erneut übernehmen soll.[153] Von Wortmeldungen oder gar Anträgen der Jungen an der Generalversammlung ist nichts überliefert. Heimann wird gewählt, »einstimmig«, wie der »Bund« betont.[154] In seiner Antrittsrede habe der altneue Präsident klar umrissen, »welchen Lauf er dem Schifflein zu geben« gedenke: »Bodenständigkeit und (…) ehrliches Bemühen können dem bernischen Schrifttum den ihm zustehenden Platz verschaffen.« Als Kommentar folgt die Bemerkung: »So ist nun die ›kaiserlose‹ Zeit des bernischen Schriftstums vorbei, und es besteht grosse Hoffnung, dass unter der neuen Leitung die Dinge auch einen neuen Weg gehen.«[155]

An den Weg, den die Dinge danach gegangen sind, erinnert sich Paul Eggenberg folgendermassen: »Nun hat Erwin Heimann ganz ausgesprochen seine alten Kämpfer, seine Alterskameraden hervorgeholt, die nun wieder mehr zur Geltung gekommen sind.«[156] Zwar arbeiten Peter Lehner und Sergius Golowin unter Heimann im Vorstand des BSV weiterhin mit, aber innerhalb des Vereins ist die Auseinandersetzung

entschieden: Nicht zuletzt als Vormund von René E. Mueller wird Heimann darin bestärkt worden sein, dass man die aufmüpfigen Jungen an kurzer Leine führen müsse. Die »Spaltungserscheinungen« innerhalb des Vereins, von denen Eggenberg schreibt[157], verschwinden. Die Jungen verschmerzens: Immer mehr scheint ihnen statt des Vereins die Gesellschaft als Ganzes lohnendes Kampffeld zu sein. Dem geistigen Klima, das im BSV von nun an wieder herrscht, hat Ernst Eggimann ein kleines Denkmal gesetzt:

»BÄRNER SCHRIFTSTEUERVEREIN
wo der sime gfeuer no
wo der sime gfeuer no
wo der bauzli no
wo der bauzli no
wo der gotthäuf no
wo der gotthäuf no
wo der liebgott no
wo der liebgott no
aber hütt
aber hütt«[158]

Das Management der Kunst: Der Staatsschutz tritt in Aktion. – Der 7. Mai 1965 markiert einen Meilenstein in der Geschichte der »Junkere 37«. Auf dieses Datum lautet der erste Eintrag der Fiche, in der die schweizerische Bundespolizei von nun an die staatsgefährdenden Aktivitäten des Diskussionskellers verzeichnet. Als Drahtzieher werden im Fichenkopf die beiden Bernburger des »Tägel-Leists« vermerkt: »Niclaus v. STEIGER, 33« als »Sekretär-Kassier, Organisator« und »Sergius GOLOWIN, 30« als »Spiritus rector«. Als Quelle des ersten Eintrags wird die »Sikripo BE« vermerkt: »Am 7.5.65 hielt der bekannte PdAS-Publizist Dr. Konrad FARNER 03 einen Vortrag zur Situation der heutigen Malerei unter dem Titel ›Management in der Kunst‹.«[159]

Dass ein kunstgeschichtliches Referat von Konrad Farner den Staatsschutz auf den Plan ruft, hat seinen Grund. Als Mitglied des Zentralkomitees der kommunistischen Partei der Arbeit der Schweiz (PdAS)

wird er spätestens seit dem Herbst 1956 als einer der prominentesten Staatsfeinde behandelt. Damals hatte er öffentlich Verständnis zu zeigen gewagt für die militärische Intervention der Sowjetunion in Ungarn. Als daraufhin die »Neue Zürcher Zeitung« die antikommunistische Hysterie jener Tage gegen Farner anheizt, indem sie dessen Privatadresse in Thalwil publiziert, beginnt eine monatelange pogromartige Kampagne: Eine aufgebrachte Menge belagert und beschmiert Farners Haus; seine Kinder werden auf dem Schulweg bespuckt und mit Steinen beworfen; Händler weigern sich, der Familie Lebensmittel zu verkaufen; der Zahnarzt wagt nicht mehr, die Familienangehörigen zu behandeln; auf dem Nachbargrundstück wird eine so genannte »Schandtafel« errichtet: »Er und wer mit ihm verkehrt, sei von allen Freiheitsliebenden verachtet.«[160] Am 13. Dezember 1956 schreibt Farner in einem Brief: »Ja, das ist die friedliche Schweiz. Welch eine Heuchelei (…), nachdem man zu allen Nazigreueln, zu allen Kolonialgreueln (…) nichts, aber auch gar nichts gesagt hat. Ich stehe nicht an zu sagen: Der Faschismus ist in der Schweiz jederzeit möglich, er ist latent. Das Volk lässt sich verführen und denkt nicht.«[161] Für Jahre galt für Farner nun ein faktisches Auftritts- und Publikationsverbot – seine bedeutendste kunsthistorische Arbeit, eine Monografie des Malers Gustave Doré, erscheint 1961 in der DDR.[162]

Dass die »Junkere 37« Farner 1965 zu einem Referat nach Bern einlädt, ist eine kulturpolitische Tat. Eine Medienrezeption ist für den Abend nicht belegt – man wird davon ausgehen dürfen, dass die gesamte Berner Presse Farners kunsthistorischen Indoktrinationsversuch in einem heroischen Akt der Geistigen Landesverteidigung totgeschwiegen hat. Zeno Zürchers Tonbandaufnahme des Abends belegt, dass Farner wörtlich den gedruckt vorliegenden Text »Das Management der Kunst« vortrug.[163]

In einem grossen historischen Bogen wird darin von der Renaissance, der Reformation und der Gegenreformation her zuerst das Problemfeld skizziert, das sich zwischen Management, Dirigismus, Protektionismus und dem künstlerischen Engagement öffnet. Dabei macht

Farner klar, dass »mit Schlagworten und mit Schwarz-Weiss-Malerei (…) dieser ungemein komplexen Sache des Kunst-Managements und -Engagements nicht beizukommen« sei.[164] Kompliziert sei sie vor allem, weil letztlich »jede Kunstäusserung« »unfrei und frei zugleich« sei: »Frei als schöpferische Tat des menschlichen Geistes, unfrei als Bindung dieses Geistes an die geschichtlichen, vor allem soziologischen, politischen und geistigen Umstände der Zeit, sei es als Ablehnung oder als Bejahung oder als Abseitsstehen, als Kampf oder als Flucht, als Weg oder Ausweg.«[165] In diese Dialektik zwischen Freiheit und Bedingtheit seien die Künste der westlichen Moderne und des östlichen sozialistischen Realismus gleichermassen eingespannt. Im Osten werde die Kunst von Staates wegen gefördert, dafür von ihr ein bestimmtes Engagement gefordert. Häufig müsse man deshalb sagen: »Zu schön, um wahr zu sein, zu starke Propaganda und zu starkes Wunschdenken, um richtig zu sein, um erst noch Kunstwerk zu sein«: »Die Künstler werden zu Mitgliedern eines Verschönerungsvereins degradiert.« Deshalb sei dort die »Dogmatik«, das »unhistorische, undialektische Denken«, »eine allzu optimistische, ich möchte fast sagen, oberflächliche Anthropologie« und eine »simplifizierende Ästhetik« zu kritisieren. Nötig sei für die Parteifunktionäre einzusehen, dass man »überhaupt nicht mehr dirigieren« könne, »es sei denn, man verzichte auf eine dem jetzigen Menschen entsprechende Kunst«.[166] Im Westen funktioniere das Kunstmanagement anders: Hier förderten Private jene Kunst, die sich dezidiert unengagiert gebe: »Ein nicht geringer Teil der heutigen Misere der abstrakten, vermeintlich nicht engagierten Kunst, ist das Resultat dieser gesamtgesellschaftlichen Situation: Tausende, nein Zehntausende von Künstlern fühlen sich autark und vollständig frei und erst noch modern im letzten Sinne, wenn nicht sogar revolutionär; sie sind direkt nicht verpflichtet und sie und ihre Kunstwerke verpflichten ebenfalls nicht; sie sind nach ihrer Meinung alles, nur nicht engagiert, und sie wollen ausdrücklich auch nicht engagieren. Unzählige Epigonen und Manieristen bevölkern die Ateliers, belagern die Kunsthändler und die Galeriebesitzer und die Kunstkritiker, drängen zu Aus-

stellungen und kämpfen dort um Plätze, verfeinden sich in Cliquen und cliquenhaften, sektiererischen Kunsttheorien. Sie sind stets auf der Suche nach etwas Neuem und noch etwas Neuerem und Sensationellem.«[167] Aber auch dieses »Nicht-Schädlichsein und Gefahrlossein« sei ein »Engagement« und im Westen »ganz besonders geeignet zum Management«.[168] Die Qualität der kapitalistischen Kunst sieht Farner in ihren avancierten formalen Experimenten, jene der kommunistischen in ihrer grundsätzlichen inhaltlichen Richtigkeit: Sie entlarve die völlige Autonomie der Kunst als Illusion bürgerlicher Ästhetik und binde sie zurück an gesamtgesellschaftliche ethische Postulate. Der wirkliche Künstler der Zukunft müsse engagiert sein »durch das Suchen nach neuen künstlerischen Möglichkeiten, die tatsächlich, und zwar in Form und Inhalt, einer neuen Welt entsprechen. Es wäre dies eine neue Welt ohne Hunger und Krieg und Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, eine Welt, die vernünftig und planmässig beherrscht wird und den Menschen möglichst von Mühsal befreit, damit er erst recht frei werde für neue ungeahnte künstlerische Schöpfungen. Das Management der Kunst wäre dann ein Management durch alle für alle.«[169]

Auf der »Junkere«-Fiche gibt es zu diesem Abend auch folgenden Hinweis: »Theo Pinkus anwesend.« Zwar war der Zürcher Buchhändler damals einer der prominenten Kommunisten der Deutschschweiz, aber ob ihn deswegen ein Berner Polizeispitzel im Gedränge des Kellers erkannt hätte? Das »Junkere«-Gästebuch gibt einen Hinweis in eine andere Richtung. Als Gast eingetragen hat sich an diesem Abend auch Peter Sager, der Leiter des antikommunistischen Ostinstituts. Sager, der 1959 den »Kerzenkreis« antikommunistisch indoktriniert hatte, war Mitglied des Schweizerischen Aufklärungs-Dienstes (SAD). Wie sich der »Kerzenkreis«-Organisator Walter Zürcher – dank Sagers Protektion ebenfalls eine Zeit lang SAD-Mitglied[170] – erinnert, sei man dort der Meinung gewesen, man müsste die nonkonformistischen Veranstaltungen allesamt überwachen. Er bestätigt auch, dass SAD-Mitglieder ihre Beobachtungen gewohnheitsmässig dem Staatsschutz weitergegeben haben. In der »Junkere 37«, die Zürcher als ehemaliger

Feind des »Tägel-Leists« in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre selber zu besuchen beginnt, habe man übrigens nicht selten mit »Liebe Anwesende und verehrte Spitzel!« begrüsst: »Für uns war klar, dass die anwesend waren und wir haben gefunden, die sollten auch zuhören kommen. Was heisst schon Spitzel, wenn etwas öffentlich ist.«[171]

Wie ein dichterischer Höhenflug vor der Polizeiwache Interlaken endet. – Hinweise darauf, an welchen Texten René E. Mueller in der Heimschule Föhrenbühl in Heiligenberg sitzt, wenn er nicht mit den Kindern arbeitet, gibt es nicht. So hat man in der »Junkere 37« auch keine klare Vorstellung, worauf man sich einlässt, als Mueller aus Deutschland ankündigt, er werde am 4. Juni vorbeikommen, um einen Text unter dem Titel »Geheul um Gabriela« vorzutragen. Auf der Einladung heisst es bloss: »René E. Mueller heult: ›Geheul um Gabriela‹.«[172]

Als er an diesem Abend mit einem schmalen Stoss Manuskriptblättern unter dem Arm im Keller erscheint, erschrickt er. Im Publikum sitzt Willi Meister, jener Mann, der ihn vor einem Jahr in Heimiswil trotz seines Lebenswandels und seiner dunkelhäutigen Geliebten über viele Wochen hat gratis bei sich wohnen lassen und dem er dafür nichts als einen Kübel voller schmutziger Socken zurückliess, als er sich bei Nacht und Nebel davonmachte. Nun schickt er Golowin als Parlamentär vor, der seinen Auftrag laut Tonbandaufzeichnung am Schluss der kurzen Begrüssung wie folgt ausführt: »Bevor ich das Wort dem Referenten übergebe, muss ich in seinem Auftrag dem hier anwesenden Willi Meister folgendes mitteilen: René bittet dich um Verzeihung. Wenn du ihm nicht verzeihst, könne er die ›Gabriela‹ nicht lesen. Er fühle sich dir gegenüber als Lump.« Dergestalt sanft genötigt antwortet der grossherzige Meister, er sei zutiefst gerührt, die Sache sei in Ordnung, er sei noch nie nachtragend gewesen.[173]

So beginnt Mueller mit der Lesung seines »lyrischen Pamphlets« in freien Versen, dessen autobiografische Teile an jenem Abend vorab Willi Meister schnell verstanden haben wird. Es ist Muellers Klage um die kurze »Liebe eines Sommers« mit der dunkelhäutigen Gabriela[174],

die als »Animierdame« aus dem »Land der Sternblumen« gekommen sei, »um Gutes zu tun im Reich der Barbaren. / Die aber haben deine Blumen verkauft / und deine Falter gemordet«. Leitmotivisch beschwört der Sänger den Nebel im Haar der sterbenden Gabriela, was immer wieder auf seine aktuelle Situation verweist: Es ist Herbst, frostig kalt, und er hat seine Geliebte endgültig verloren: »Ich fresse Pervitin / dass anhalte mein Wachsein / Nacht und Tag / von einem Gedanken besessen / auf dem Grate des Wahnsinns: / Gabriela!« Das mag die Situation des Autors im Herbst 1964 gewesen sein, als er nach dem Expo-Eklat in der Versenkung verschwunden war.

In diesem in sechzig Abschnitte gegliederten Langgedicht rechnet Mueller mit den »Barbaren« ab, die »gierig lauernd / auf Mädchen wie Gabriela« warten, »sie zu zerschleissen / und mit dem Rotz / viechischer Triebe bespeien«. Er schildert ein durch und durch hassenswertes Land, in dem sich der Fluss »schleimig«, »faulig« und »ekelerregend« wälzt und an dessen Ufer »Kondome (…) zu Hunderttausenden« liegen, »hingeworfen / nach gelogener Liebe«. Es ist das Land, in dem die »senile Jugend« und das »infantile Alter« »obszöne Vaterlandslieder« brüllend mit »ungewaschenen Füssen« »den überdüngten Begattungsacker« besteigen; das Land, in dem »Leutnants auf Urlaub« »Mädchen wie Gabriela« »im Namen des Vaterlands (…) schwängern / und mit einem kleinen Teufelssoldaten sitzen (…) lassen«; das Land, in dem die Kinder von Gabriela, von Psychiatern verfügt, »gemordet« werden, »noch ehe sie gross [sind] wie eine Nuss«. Es ist das Land, in dem sie im Parlament palavern »von Menschwürde / von Recht und Freiheit / (…) / und von Friede / unter den Menschenbrüdern«, aber gleichzeitig »die Milliarden verschleudern / für die Rüstung / (Export nach Vietnamerika)«. Es ist das Land »selbstherrlicher Büttel / stupider Sbirren / Richter / Totschläger / Henker / und anderer Mitchristen«, das Land der »jungen / kraftstrotzenden / Kämpen des Fortschritts / Pioniere der Technik / Grosses leistend / die Welt vernichtend«; das Land, in dem sich der »Rauch aus Krematorien« vermischt mit jenem aus den »Industrieschloten«; »wo die Mörder von gestern / die Direktoren von heute sind«.

Gegen diese Barbaren, die »nicht mitschwingen / im Wechsel der Zeiten«, beschwört er das Lebensgefühl der »glückliche[n] Nächte / des Mitschwingens / im Takte des Lebens« *und* das Mitschwingen im »Untergang der Zeit«, mit den »Takte[n] des Todes«: »Tief geborgen / unter weitragendem Schindeldach« habe der Sänger für kurze Zeit mit Gabriela gelebt. »Da glühte im Kelche der Wein junger Tage / leuchtend wie deine Augen / die strahlten wie Sonnen! / Dann der Rausch glückseliger Nächte / Sternenreflexe auf deiner Haut / und mein Herz hatte vergessen / im Land der Barbaren geboren zu sein!« Schwarzbrot und Milch vom Bauern und die »von unserer Nacht dampfenden Körper«: »So tollte der kurze / und grosse Sommer vorbei / dem Herbst und dem Sterben entgegen«, bis ein »Allwetterblitz« alles habe zusammenstürzen lassen. Unterdessen sei die Flasche leer und das Brot hart geworden: »Rein und gut / will ich dich im Erinnern behalten / auf allen Fahrten / in allen Häfen«. Gewidmet ist das »Geheul um Gabriela« jener Silvie Giaime, die vor einem Jahr in Heimiswil seine Geliebte gewesen ist.

Auf der Tonbandaufzeichnung dieses Abends wird Muellers von Alkohol und Tabletten sowieso undeutlich artikulierende Stimme gegen Schluss der Lesung brüchig und verliert sich schliesslich fast ganz in der Stille. Kaum noch verstehbar trägt er die letzten Abschnitte, die den Schmerz um den unwiederbringlichen Verlust schildern, vor – der Text muss ihm selber nahe gegangen sein. Als nach harzigem Anfang danach eine animierte Diskussion in Gang kommt, werden zwar in verschiedenen Voten seine grammatikalischen Kenntnisse, seine mundartlich gefärbte Vortragsweise und das Saufen während der Lesung kritisiert. Danach allerdings folgen mehrere Stimmen, die ihrem Respekt vor der Authentizität und Intensität des gelesenen Textes Ausdruck geben. Auch der Kunstmaler Meister sagt, dass ihn der Text beeindruckt habe. Mueller antwortet, ein Teil des Beschriebenen habe sich ja bei ihm, in Heimiswil, zugetragen, und bestätigt damit den biografischen Hintergrund der Verse. Mitten in der Diskussion hat er dann das Publikum mit dem Angebot überrascht, das Manuskript des »Geheuls« auf

der Stelle versteigern zu wollen: »Für zäh Schtei ufwärts chöit dr's ha.« Man habe ihm ins Gewissen reden müssen, erinnert sich Zeno Zürcher, den Text nicht um ein Trinkgeld wegzugeben, sondern ihn wenn möglich drucken zu lassen.[175]

In der folgenden Woche ist Mueller, während das Vormundschaftsbüro in Bern als Heimanns Nachfolger einen eidgenössischen Beamten zu seinem neuen Vormund ernennt[176], wieder in Heiligenberg.[177] Anfang September bekommt er an seinem Arbeitsort Schwierigkeiten. Genaueres ist nicht bekannt, aber eine Freundin schreibt ihm damals, sie sei in keiner Weise erstaunt, dass man ihm ein »Ultimatum« gestellt habe: »Ich kann mir ja nicht vorstellen, dass Anthroposophen einen Nicht-Anthroposophen mit der Erziehung der Kinder betrauen.«[178] Möglich wäre also, dass Mueller bei seiner Anstellung behauptet hat, anthroposophisch ausgebildeter Erzieher zu sein, und man ihm auf die Schliche gekommen ist. Darüber hinaus läuft am 8. September seine Aufenthaltsbewilligung ab, und er hat, wie er schreibt, sein »Konto gewaltig überzogen«.[179] Wie und wo er die nächsten Wochen verbringt, ist unbekannt.

Am Montag, den 25. Oktober, findet ihn ein Kantonspolizist abends um zehn vor elf in Interlaken »auf der Treppe vor der hiesigen Polizeiwache (…) in angetrunkenem Zustand, schlafend«: »Er ist als freier Schriftsteller tätig und ist angeblich (…) vom erwähnten Ort in Deutschland [Heiligenberg, fl.] mit seiner Freundin, welche einen PW hat, nach Interlaken gekommen. In Interlaken bekam er Streit mit seiner Freundin, worauf sie sich trennten.« Brieftasche und Geld seien im Auto geblieben, seine Schriften auf dem »zuständigen Konsulat in Deutschland«. Des Weiteren gebe er an, beim in Interlaken lebenden Sergius Golowin ein Zimmer zu haben, eine Nachfrage bei diesem habe jedoch ergeben, »dass ihm Müller bekannt, bei ihm aber nicht im Zimmer sei«. Im Übrigen ist der Angehaltene im »Polizeianzeiger« ausgeschrieben zwecks »Aufenthaltserforschung«. Wegen »Mittel- und Obdachlosigkeit« wird er kurz vor Mitternacht ins Bezirksgefängnis Interlaken eingeliefert.[180]

Die alten Vögte erwachen: Der Kampf gegen das »Asozialen-Gesetz«. – Nach der Sommerpause profiliert sich die »Junkere 37« 1965 mit einer Reihe von Veranstaltungen als ausserparlamentarische Opposition gegen das »Gesetz über Erziehungs- und Versorgungsmassnahmen« (GEV) – das so genannte »Asozialen-Gesetz« –, das am 3. Oktober zur Abstimmung kommen soll. Am 5. Juni, einen Tag nach seiner Lesung des »Geheuls um Gabriela«, bestreitet René E. Mueller einen Abend unter dem Titel »Seht ihr den Hut dort auf der Stange? Ich und das Asozialen-Gesetz«.[181] »Ich bin gekommen«, sagt er an jenem Abend, »um mich meiner Haut zu wehren, um gegen etwas zu protestieren, das nicht nur jedem Rechtsbegriff (…), sondern auch dem angeblichen Christentum der Bürger grundsätzlich widerspricht.«[182] In der Tat gibt es in diesem Gesetz Artikel, von denen sich Mueller direkt bedroht fühlen muss, vor allem jenen über die »Landstreicherei«: »Wer sich aus Arbeitsscheu oder aus Hang zu ungeordnetem Leben ohne redlich erworbene Mittel und ohne feste Unterkunft im Lande umhertreibt und öffentlich Ärgernis erregt, wird mit Haft bestraft.«[183]

Muellers Referat, das durch seine Polemik bestens unterhält, wird mit häufigem Gelächter und gegen Schluss mehrmals spontanem Applaus quittiert. Erstmals kombiniert er das Vorlesen mit dem Vorsingen, eine formale Neuerung, die in den nächsten Jahren zum Markenzeichen seiner Vorträge werden wird. Singend parodiert er Schlager und Volkslieder, deren Melodien er mit eigenen Texten unterlegt. So führt er beispielsweise aus: »Wir könnten nun dieses Gesetz im einzelnen durchgehen mit dem Resultat, dass wir feststellen würden, dass ein jeder, der irgendwelchen Behörden unbequem ist, ohne weiteres für längere Zeit oder gar für immer eingesperrt werden kann, insbesondere wenn er ohne festen Wohnsitz oder regelmässige Arbeit ist«, um dann singend fortzufahren:

> »Die alten Vögte erwachten
> am lieblichen Aarestrand.
> Die Maler und Dichter zu schlachten
> im eigenen Vaterland.

Drum grüssen die Künstler aus Fernen
und sagen für immer Ade.
Die Freiheit entfloh zu den Sternen
vom verschmutzten helvetischen See.«

An diesem Abend bekennt sich Mueller zum »Ehrentitel« des »Asozialen« und skizziert dessen Lebensgefühl, indem er schildert, was man erlebt, wenn man – wie er es alljährlich tut – am 24. Mai nach Saintes-Maries-de-la-mer zum traditionellen Treffen der Zigeuner fährt: »Zigeunerlieder, die uns in herrlichste Ekstase bringen (…). Gertenschlanke Mädchen mit lang wallenden Haaren, grossen Augen und die unendliche Weite alles Phantastischen. Immerwährender Rausch. Nächte voll von Musik und allen Gerüchen des glühenden Daseins. Grosse Zeiten lang nur glücklich sein, dass man bersten könnte. Kein Trauern um eine verlorene Vergangenheit oder eine hoffnungslose Zukunft. Nur diesen einen, gegebenen Augenblick leben. Diesen einzigen Augenblick, den einzig möglichen, der wirklich Leben ist, den zu schlürfen bis zur Neige, bis zum letzten süssen Tropfen, der sich herauspressen lässt. Ganz frei von Arg und allem Bösen. (…) Eine totschreckliche Frage: Ob das Verbrechen sein soll.«

Ungehörig ist ein solches Lebensgefühl sicher für die zweihundert Grossräte des Kantons Bern, die die Abstimmungsvorlage im Frühling mit einer einzigen Gegenstimme für gut befunden haben. »Dieses durch und durch verlogene, dem perversen Denken eines wildgewordenen Spiessbürgers entsprungene Gesetz« nimmt sich Mueller nun vor, verteidigt die Demokratie gegen die »polizeistaatliche Demokratur der Democristen«, die er mit diesem Gesetz endgültig heraufziehen sieht: »Wir, die Minderheit der Asozialen, bilden uns ernsthaft ein und berufen uns geradezu auf die demokratischen Grundsätze, dass wir auch ein Recht haben zu leben, und zwar wie wir wollen und es für gut finden. Wir denken ja nicht im Traume daran, uns unter Gesetze zu beugen, die es einzig und allein darauf abgesehen haben, uns gleichzuschalten. Da wettern sie gegen die Gleichschaltung in den Oststaaten und was tun denn sie anderes, wenn sie uns zwingen wollen, zu den-

ken, wie sie es vorschreiben? Wir denken, wie wir wollen. Es wäre ja gelacht, wenn sie dem mit Haft und Kerker abhelfen könnten. Im Gegenteil können sie uns höchstens zu ihrer eigenen und ewigen Schande zu Märtyrern machen, wenn sie mit uns ihre üblen Gefängnisse bevölkern.«

In der Diskussion ergreift an diesem Abend auch der sozialdemokratische Journalist Albert Huber das Wort, der neuerdings mit einer Ägypterin verheiratet ist und sich seither Achmed oder Ahmad nennt. Er werde Nein stimmen gegen das Gesetz, weil er die Verhandlungen im Grossen Rat auf der Pressetribüne von Anfang bis zum Schluss mitverfolgt habe. Die Mehrheit jener, die in diesem Rat sässen, würden in ihren Gemeinden selber den »Ortspolizeibehörden« angehören, denen mit diesem Gesetz die Kompetenz gegeben werden solle, »Arbeitsscheue« und »Liederliche« zu »versenken«. Zum Gaudi des Publikums weist er darauf hin, dass unter die mehr als schwammigen Formulierungen des Gesetzes nicht nur Künstler wie Vincent van Gogh, sondern unter den Artikel über die »Landstreicherei« zum Beispiel auch der Playboy Gunther Sachs oder die häufig in St. Moritz residierende, wegen Kinderlosigkeit abgeschobene persische Kaiserin Soraya gerechnet werden müssten.

In der Auseinandersetzung mit dem »Asozialen-Gesetz« wird dem Kreis um die »Junkere 37« das ungebundene Leben der Nichtsesshaften zum Symbol für eine nicht konforme Kultur. Als Mueller am 25. Juni erneut von Heiligenberg nach Bern reist, um zusammen mit dem Jenischen Alfred »Baschi« Bangerter über »nonkonformistische Begegnungen junger Bernerautoren mit dem Zigeunervolke« zu berichten, fragt Golowin in der Einladung rhetorisch: »Beruht die Liebe vieler ›avantgardistischer‹ junger Dichter (…) zum Zigeunertum und seiner Volkskultur auf einer gewissen Wesensverwandtschaft oder ist sie bloss Originalitätshascherei? Finden wir hier den Ausdruck des gesunden Widerstandes gegen die Welt des Wirtschaftswunders oder die ›Abreaktion asozialer Triebe‹?«[184] Wie seine Schriftstellerkollegen forciert auch er die Parallelen zwischen den Jahren des Nationalsozialismus

und der Gegenwart: Schon damals sei am Anfang der Verbalradikalismus gegen die »Asozialen« gestanden, wie zum Beispiel der Buchtitel »Studien an zwei asozialen Zigeunermischtypen. Ein Beitrag zur Asozialen- und Zigeunerfrage« von 1937 zeige – einige Jahre später seien in Vernichtungslagern über 500 000 Angehörige des »wandernden Volkes« getötet worden: »Hat jemand das Recht, eine Menschengruppe auf Grund ihres ihm unverständlichen Lebensstils als ›asozial‹ einzustufen und auszurotten (oder auch ›nur‹ durch humanen Zwang umzuerziehen)?« Dies ist einer der häufigen Seitenhiebe Golowins gegen das 1926 gegründete Pro-Juventute-»Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse«, das 1965 nach wie vor 50 ihren jenischen Eltern geraubte Kinder und Jugendliche im »gesunden Erdreich« von Pflegefamilien, Heimen und Anstalten sesshaft zu machen versuchte.[185]

Die Einladung zum »Junkere 37«-Abend vom 20. August zitiert eine der wenigen Zeitungsreaktionen, in der die nonkonformistische Abstimmungskampagne überhaupt zur Kenntnis genommen wird. »Einige bernische Schriftsteller, Literaten, Vertreter von Kellertheatern« und »der Studentenschaft« hätten »dieses ihnen ein wenig anrüchig vorkommende Gesetz ein bisschen unter die Lupe genommen«. Aber die Realität sehe eben so aus: »Verlassene Familien, für welche die Volksgemeinschsaft sorgen muss!« Deshalb sei es »demagogisch«, wenn man die Gesetzesvorlage zur Ablehnung empfehle.[186] Unter dem Titel »Wer nicht mit dem Strom schwimmt…« widersprechen an diesem Abend die »Tägel-Leistler« Ueli Baumgartner, Sergius Golowin, Maurus Klopfenstein, Niklaus von Steiger und Zeno Zürcher. Lakonischer Kommentar der »Tages-Nachrichten«: »Die literarischen Veranstaltungen des kleinen Podiums sind im grossen und ganzen wertvoll, was man von den periodischen Amokläufen gegen gewisse Gesetze, wie es am gleichen Ort von Zeit zu Zeit geschieht, vielleicht nicht immer behaupten darf.«[187]

Am 24. September war René E. Mueller in dieser Sache übrigens noch ein drittes Mal in der »Junkere 37«. Zusammen mit Ueli Baumgartner versuchte er die Frage zu beantworten: »Die Schweiz auf dem Weg zum Faschismus? Berner Asozialen-Gesetz und Verwandtes…«[188]

Als unmittelbar vor der Abstimmung, am 1. Oktober, schliesslich der Burgdorfer Pfarrer und Schriftsteller Bernhard Nüesch aus christlicher Sicht gegen das Gesetz auftrat, wies Golowin auf der Einladung darauf hin, dass vor exakt zweihundert Jahren, im Oktober 1765, die bernische Obrigkeit Jean-Jacques Rousseau als »Feind der Ordnung und Gesellschaft«, also als Asozialen, aus dem Staate Bern ausgewiesen habe.[189] Zwei Tage später wurde in diesem Staat über das »Asozialen-Gesetz« abgestimmt.

Walter Zürcher wird Drucker und macht die »Tschinggen« zum Thema. – Die 414. »Kerzenkreis«-Einladung ist die erste, die Walter Zürcher an der Gurtenstrasse 4 in seinem neuen Büro tippt. Bei der Kantonalbank hat er ein Darlehen aufgenommen, um dieses Büro samt Infrastruktur vom jungen Grafiker und Schriftsteller Arsène Waldvogel übernehmen zu können. Waldvogel hatte hier ungefähr ein Jahr lang das »Büro Arsène« für Schreibarbeiten, Übersetzungen und Photokopien betrieben – kurzfristig versuchte er unter dem Namen »Di-Press« sogar eine eigene Presseagentur aufzubauen. Einziger Mitarbeiter war Walter Kauer, der in dieser Zeit bei ihm in Jetzikofen einige Kilometer vor Bern lebte.[190]

Nun ist also Zürcher Besitzer des »Büro Arsène«, stellt einen Mitarbeiter an, ergänzt den Maschinenpark mit einer »kleinen, uralten Offsetmaschine« und hat so neue Möglichkeiten, öffentlich zu wirken. Das erste Projekt, das er zusammen mit Guido Haas an die Hand nimmt, ist die Zeitschrift »Tabula«. Die Idee ist, die Weltliteratur zu durchpflügen und eine im Sinn des »Kerzenkreises« wertvolle Sammlung von Texten, Thesen, Zitaten und Resümees zu veröffentlichen. Bereits sei die erste Nummer gesetzt, Grafik und Typografie abgeschlossen, der Name der Zeitschrift geschützt und die Copyrights bei den Verlagen eingeholt gewesen, erinnert sich Zürcher, gedruckt worden sei jedoch nie, weshalb, wisse er nicht mehr genau, vielleicht sei der Aufwand zu gross gewesen oder ihm habe geschienen, das Projekt passe nicht mehr richtig in die Zeit.[191]

Diese 414. Einladung datiert vom 7. September 1965 und lädt zu einer Diskussion zum Thema »Die Tschinggen und die Menschlichkeit«. Als »Tschinggen« bezeichnet man in den sechziger Jahren abschätzig die in Italien geholten, billigen Arbeitskräfte, die mithelfen sollen, Hochkonjunktur und Wohlfahrtsstaat zu immer schönerer Blüte zu treiben. Spätestens seit im August 1963 in Zürich die rechtsextreme fremdenfeindliche Partei »Nationale Aktion für Volk und Heimat« gegründet worden ist[192], ist die so genannte »Überfremdung« ein zentrales politisches Thema, bei dem die nonkonformistischen Schriftsteller mitzureden beginnen. In der ebenfalls im September 1965 erscheinenden zehnten Ausgabe der »neutralität« spricht Walter Matthias Diggelmann in einem Interview von »faschistischen Strömungen«, die immer dann entstünden, »wenn sich eine Staatsgemeinschaft von der peinlichen und bitteren Wahrheit in die Lebenslüge flüchtet«: »Auch die Fremdarbeiter-Phobie trägt faschistische Züge. (…) Man redet von Überfremdung und vergisst tunlichst, dass man mit Millionen Werbefranken in Italien um Arbeiter geworben hat. Wir haben die Fremden gerufen, aber jetzt stempeln wir sie zu Sündenböcken. Bei uns heisst die Lebenslüge augenblicklich: Überfremdung.«[193] Unter diesem Titel verfasst Max Frisch ebenfalls 1965 das Vorwort für das Buch »Siamo Italiani«, das von Alexander J. Seiler geführte Gespräche mit italienischen Arbeitern in der Schweiz dokumentiert. Die ersten Sätze dieses Vorworts sind berühmt geworden: »Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen. Sie fressen den Wohlstand nicht auf, im Gegenteil, sie sind für den Wohlstand unerlässlich. Aber sie sind da. Gastarbeiter oder Fremdarbeiter?«[194]

Um diese beiden Begriffe muss es auch an der »Kerzenkreis«-Veranstaltung gegangen sein. »Wer den Begriff ›Gastarbeiter‹ dem ›Fremdarbeiter‹ vorzieht«, resümiert das »Berner Tagblatt« die Diskussion, »müsste sich jedenfalls bewusst sein, dass Gast-Freundschaft nicht in erster Linie eine wirtschaftliche, sondern zunächst eine ganz einfache menschliche Aufgabe ist.« Beim Stichwort »Überfremdung«

plädiert der Rezensent dafür, den Ausdruck zuerst einmal zu definieren: »Der Unternehmer meint damit nämlich ›Profit‹ und befürwortet den Zustrom an Fremdarbeitern, die Arbeiterschaft auf der anderen Seite will sagen: ›Konkurrenz‹ und stellt sich gegen die in ihrem Sinn noch nicht geklärte ›Überfremdung‹.«[195] Dass Fremdenfeindlichkeit in Arbeiterkreisen auch damals mit Existenzängsten gekoppelt war, hat 1981 Arthur Honegger in seinem Roman »Alpträume« herausgearbeitet, in dem er die Gründung der »Nationalem Aktion« darstellt und den Protagonisten Werner Staub sagen lässt, die Partei sei vor allem gegen jene, »die da zu Tausenden kommen, uns in den Fabriken und Geschäften die Arbeit wegnehmen, gegen die müssen wir uns wehren«.[196] Ebenfalls um 1965 hat Peter Lehner den »Überfremdungs«-Streit so zusammengefasst:

> »Vieni fratello
> Komme zu uns
> Bruder
> prima Lohn
> prima Wohnung
> vieni
> Prendi
> Mistgabel
> und Maulkorb
> schufte für uns
> Schuft«[197]

Achtungserfolg für die Nonkonformisten: Das »Asozialen-Gesetz« vor dem Volk. – Anlässlich eines »Junkere«-Abends im Juni 1965 hat René E. Mueller gesagt, er wehre sich zwar hier gegen das »absolut sinnlose Gesetz«, aber das werde nichts ändern: »Es kommt trotzdem durch.«[198] Das war eine zuverlässige Prognose: Am 3. Oktober 1965 haben die Stimmberechtigten bei einer Beteiligung von knapp 20 Prozent das kantonale »Gesetz über Erziehungs- und Versorgungsmassnahmen« mit 33 797 Ja- gegen 15 968 Nein-Stimmen angenommen.

Der Kampf der ausserparlamentarischen Gruppe um die »Junkere

37« gegen das gesamte parteipolitische Establishment ging erwartungsgemäss deutlich verloren. Immerhin konnte man aus dem Nein-Stimmen-Anteil von 32,1 Prozent und den über 2000 leer eingeworfenen Stimmzetteln ein verbreitetes Unbehagen dagegen ablesen, dass sich die Obrigkeit eine neue juristische Grundlage absegnen liess für die administrative Versorgung jener Leute, die sie als »sogenannte Aussenseiter der Gesellschaft: Liederliche, Müssiggänger, Arbeitsscheue und Trinker« bezeichnete.[199] Die Berner Presse hat in ihren Abstimmungskommentaren den Entscheid des Souveräns gehorsam ohne Vorbehalte begrüsst. Erst Ende April 1968 werden die »Tages-Nachrichten« anlässlich einer »Junkere«-Veranstaltung, von der noch die Rede sein wird, einräumen, dass die von den »Keller-Poeten« kritisierte »sehr unpräzise Formulierung des Gesetzes« nicht von der Hand zu weisen sei: »Man hat da leider 1965 im neuen GEV die Nomenklatur des früheren Armenpolizeigesetzes (1912) übernommen. Wie weit sind die Begriffe ›Unbotmässigkeit‹, ›Arbeitsscheue‹, ›Müssiggänger‹ zu fassen, welche Personen erregen ›öffentliches Ärgernis‹? Da ist dem Ermessen der Beamten einfach zu viel Spielraum gelassen worden. Da ist eine Schwäche im Gesetz, die in veränderten Zeiten ausgenützt und das GEV missbraucht werden könnte, zur Versorgung missliebiger Personen.«[200]

Durchbruch zur Moderne: Der Hauptsatz-Realismus der Jurasüdfuss-Literaten. – Im Herbst 1965 lädt Walter Zürcher sowohl Jörg Steiner als auch Peter Bichsel in den »Kerzenkreis« ein – Steiner für den 12. Oktober[201], Bichsel für den 12. November[202]. Beide Autoren lesen aus ihren zuletzt veröffentlichten Büchern, Steiner aus dem eben erschienenen Gedichtband »Der schwarze Kasten«, Bichsel aus den 21 Prosastücken, die vor einem Jahr unter dem Titel »Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen« erschienen sind.

Steiner stellt Gedichte vor, die fast nur aus Hauptsätzen bestehen: aus Beobachtungen, Feststellungen, Redewendungen, umgangssprachlichen Floskeln. Die einzelnen Zeilen sind wenig verbunden, die Texte

wirken ausserordentlich spröde und haben zum Teil etwas abstrakt Linguistisches, etwas mathematisch Formelhaftes – sie werden, wie der Untertitel der Sammlung sagt, zu »Spielregeln«, zu Anleitungen für eigene Sprachspiele. Darauf verweist das Gedicht vom »schwarzen Kasten«, das der Sammlung den Titel gegeben hat:

> »Die Leute spielen.
> Die Leute spielen mit einem schwarzen Kasten.
> Sie sagen:
> Wir spielen mit einem schwarzen Kasten.
> Man kann ihn öffnen,
> sagen die Leute;
> drinnen steckt wieder ein Kasten,
> ein schwarzer, und wieder, und noch
> Wir spielen.«[203]

Wie das »Berner Tagblatt« berichtet, hat Steiner an jenem Abend das Bauprinzip der Gedichte auch an Prosaminiaturen vorgeführt: »Die Technik der banalen und trockenen Sätze und des Unterspielens wurde in Geschichten kleinsten Umfangs angewandt. Und hier erwies sich diese Möglichkeit als äusserst fruchtbar. Die ›Leute‹, die in den Gedichten meist nur wie Autobahnreklamen vorüberhuschten, bekommen in der Prosa auf einmal Leben, weil sie mit erzählerischer Behaglichkeit schärfer ins Auge gefasst werden.«[204] Ähnlich charakterisiert später Heinz F. Schafroth Steiners Gedichtband im »Kritischen Lexikon der Gegenwartsliteratur«, nämlich »als blosse Einübung in die Sprache« des ein Jahr später erscheinenden zweiten Romans, »Ein Messer für den ehrlichen Finder« – in dem übrigens wie im ersten, »Strafarbeit«, die Erziehungsanstalt »Brandmoos« eine wichtige Rolle spielt.[205]

1965 gibt es in Bern keinen Verlag, der sprachexperimentelle Arbeiten, wie es Steiners Gedichte sind, drucken würde. Der Autor gilt damals denn auch als einer der jungen Autoren des Oltener Walter-Verlags. Durch diesen Verlag, erzählt Steiner im Rückblick, habe er damals begriffen, dass er nicht allein sei, »dass viele andere auch etwas Neues beginnen wollten. Ich habe gesehen, wie damals Otto F. Walter, dieser junge Mann, in seinem Verlag eigene Projekte machen konnte.«[206] Um

Walter herum entstand eine der interessantesten Szenen junger deutschsprachiger Literatur der frühen sechziger Jahre. Zum Beispiel so: Im Herbst 1961 sass er mit Steiner und einer grösseren Gruppe von Leuten im »Roten Turm« in Solothurn. Plötzlich habe Steiner, hat Walter später erzählt, auf einen jüngeren Mann der Tischrunde gewiesen und gesagt, »von dem dort habe er Gedichte, auch Prosa, gelesen, und: Ja, der könne schreiben, und ich solle mir den Namen merken. Der Mann heisse Bichsel.«[207] Im Frühsommer 1962 hat dieser seine 21 Prosastücke nach Olten geschickt. Walter war begeistert, versuchte sich aber finanziell abzusichern, weil er befürchtete, Kurzprosa gehe auf dem Markt unter und sei deshalb ein finanzielles Risiko. Schliesslich liess er Bichsels Arbeit im Herbst 1964 als Band 2 der bibliophil gestalteten »Walter Drucke« erscheinen[208] – die erste Auflage von 1200 Exemplaren war innert weniger Tage vergriffen.

»Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen« wird zur Geburtsstunde des Schriftstellers Peter Bichsel – dass er schon Ende der fünfziger Jahre Gedichte und 1960 seine »Versuche über Gino« publiziert hat, wird seither in den Darstellungen seines Werdegangs nicht mehr erwähnt. Die Wahrheit für die Literaturgeschichte lautet: Bichsel wurde von Steiner entdeckt, von Walter herausgebracht, von Marcel Reich-Ranicki mit einer ganzseitigen Rezension in der »Zeit« unter dem Titel »Vom verfehlten Leben« zum Senkrechtstarter der Saison 1964/65 gemacht und kanonisiert, indem er ein Bonmot Robert Walsers als »Schlüssel zum Verständnis der ersten Arbeiten Bichsels« einführte: »Besteht nicht schriftstellern vielleicht vorwiegend darin, dass der Schreibende beständig um die Hauptsächlichkeit herumgeht…?«[209]

Interessanter als diese Verwandtschaft mit Walser ist 1965 die näherliegende mit Jörg Steiner. Sie ist bereits den Verfassern der »Nachworte« zu den Büchern von Steiner und Bichsel aufgefallen. Kurt Marti hat Steiners Gedichte in Anlehnung an das »cinema-vérité« als »poésie-vérité« bezeichnet: »Man erfährt aus ihnen mehr über die Konsumgesellschaft der sechziger Jahre, als über die Innenwelt eines Dich-

ters.« Steiner schreibe ohne poetische Sprache, sondern mit »den abgenützten Metaphern der Umgangssprache«: »Jeder seiner Sätze formuliert einen ›Fall‹, eine alltägliche Situation. Mehrere Sätze ergeben ein Spannungsfeld von Fällen. Die trockenen Feststellungssätze reiben sich aneinander, erhitzen sich knisternd, ein Funke springt: Blitzlicht, Momentaufnahme! ›Handwerk hat goldenen Boden / die Gärtner wollen ihren Beruf wechseln.‹«[210] In Bichsels Prosaband hat Otto F. Walter dessen Texte ähnlich charakterisiert als Reihung von »einfache[n] Sätze[n], fast ausschliesslich kurze[n], brave[n] Hauptsätze[n]«: »Wenig Adjektive, kein Schmuck innerhalb der Syntax, registrierende, helvetisch gestimmte Tonlage ausschliesslich unter Verwendung von Wörtern aus dem Vokabular eines seiner Fakten sicheren Realismus.«

Mit diesem emotionslos registrierenden Hauptsatz-Realismus, der sich von allen Zusammengehörigkeitsappellen der Geistigen Landesverteidigung gleichermassen emanzipiert, wie vom moralisierenden Aufklärungspathos der »jungen, zornigen Männer«, und mit einer aus Verknappung und Aussparung destillierten Sprache, die »auf alle Attraktion raffinierter Sprachregie, auf Metapherglanz, auf Unterkühlung als Trick, auf Rhythmus als Motor« verzichtet, einer Sprache, die abbildet, ohne belehren zu wollen, schaffen Steiner und Bichsel damals den Anschluss an die literarische Moderne. Und in der Art, wie da »die Sätze in dem schrecklichen Alleinsein« herumstehen[211], zeigen sie authentischer als andere Kehrseiten der saturierten Wohlfahrtsschweiz.

Die Geschichte vom Hausiererpatent: Diggelmanns »Hinterlassenschaft«. – Für den 22. Oktober 1965 kündigt die »Junkere 37« eine weitere Diskussion mit Walter Matthias Diggelmann an, diesmal über dessen eben erschienenen Roman »Die Hinterlassenschaft«.[212] Als »Diskussionsanregung« wird auf der Einladung die Rezension des »Bunds« dokumentiert, der Roman habe kein »künstlerisch zu wertendes Format«, sondern mit dem »schweizerische[n] ›Rechtsbürgertum‹« lediglich einen politischen Gegner: »Wenn Diggelmann (…) aus einem Trauma heraus (…) allüberall ein militantes ›Rechtsbürgertum‹, einen

›schweizerischen Faschismus‹ sprungbereit im Hintergrund lauern sieht, lässt er die Realität weit hinter sich: da verfällt er Phantasmagorien und einer Art Hypnose, die ihn hier und heute wild gegen faschistische Windmühlen kämpfen lässt.« Deshalb verfalle der Autor der »literarischen Demagogie«.[213]

Diggelmann hat in seinem neuen Buch jene tabuisierte Frage zur Sprache gebracht, die auch in Hiltys These vom »Nullpunkt« gesteckt hat: jene nach Kontinuität und Bruch nach dem Zweiten Weltkrieg. In einem Interview mit der »neutralität« erzählt er, dass der Anstoss für den Roman seine Aufarbeitung der Übergriffe gegen die Familie Farner 1956 in Thalwil gewesen sei. »Mich interessierte in der Folge nicht bloss der äussere Ablauf einer solchen Aktion (…), sondern ich ging darauf aus, die Hintergründe zu entdecken, die Drahtzieher kennenzulernen.«[214] Seine Erkenntnisse spitzt er in jener These zu, die damals auch andere Nonkonformisten umtreibt: René E. Mueller schreibt im »Geheul um Gabriela«, »die Mörder von gestern« seien »die Direktoren von heute«[215], und Walter Kauer, er sei der Auffassung, »dass der Nationalsozialismus als Ideologie noch keineswegs tot« sei, sondern »in versteckter und mitunter nicht offen greifbarer Form (…) noch in vielen Köpfen« herumgeistere.[216] Diggelmanns Formulierung: »Die antikommunistischen Brandstifter von heute sind weitgehend die faschistischen Brandstifter des Antisemitismus der dreissiger Jahre und die sogenannten ›Vaterländischen‹ (lies Anpasser) der vierziger Jahre.«[217]

Um diese These literarisch entwickeln zu können, erfindet Diggelmann in der »Hinterlassenschaft« einen entsprechenden Plot: Der zwanzigjährige David Boller erfährt nach dem Tod des Vaters, eines Kommunisten, dass dieser in Wirklichkeit sein Grossvater gewesen und er selber das Kind von dessen Tochter und des deutschen Juden Reuven Fenigstein sei: Während er von seinem Grossvater adoptiert wurde, starben die Eltern in einem Konzentrationslager, nachdem sie vergeblich versucht hatten, sich in die Schweiz zu retten. David Boller macht sich auf die Suche nach den damals Verantwortlichen, wird Augenzeuge der Ausschreitungen in Thalwil, ändert seinen Namen in

David Fenigstein und wird Herausgeber der Zeitschrift »Zukunft«, in der er die Ergebnisse seiner Nachforschungen zu publizieren beginnt. In diese Geschichte hineinmontiert sind Zeitungsausschnitte aus den dreissiger Jahren und Auszüge aus Carl Ludwigs Bericht über »Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933 bis 1955«, den die Behörden 1957 so schnell schubladisiert haben, dass er öffentlich weitgehend unbekannt geblieben ist.

Über diesen Roman will Walter Matthias Diggelmann also am 22. Oktober in der »Junkere 37« mit dem Publikum diskutieren. Als er jedoch wenige Stunden vor Beginn der Veranstaltung die Berner Altstadt hinuntergeht, begegnet er Zeno Zürcher, der ihm sagt, wahrscheinlich falle die Veranstaltung ins Wasser: Die Polizei habe angerufen und gefragt, ob er, Diggelmann, ein Patent habe, er falle nämlich mit seinem Auftritt unter das Hausierer- und Schaustellergewerbe. Er, Zürcher, habe geantwortet, Diggelmann sei ja vor einem Jahr schon einmal in der »Junkere« aufgetreten, damals habe er noch kein solches Patent gebraucht. Diggelmann selber wird kurz darauf in einer Fernsehsendung ergänzen: »Am Abend zuvor war ich in Thun, auch dort hat man von mir kein Patent verlangt. So hat sich das unangenehme Gefühl ergeben, dass man in Bern auf Umwegen verhindern wollte, dass ich öffentlich auftreten könne, um möglicherweise die Berner Jugend in meinem Sinn zu verführen.«[218]

Zeno Zürcher war damals geistesgegenwärtig genug, die anrufende Beamtin nach der Rechtsgrundlage des Entscheides zu fragen. Diese verwies auf das »Gesetz über den Warenhandel, das Wandergewerbe und den Marktverkehr« von 1926, insbesondere auf Artikel 49: »Umherziehende Personen, die durch musikalische, theatralische oder andere Veranstaltungen, Aufführungen und Schaustellungen einen persönlichen Erwerb bezwecken, bedürfen hierzu einer Bewilligung der kantonalen Polizeidirektion«; auf Artikel 50: »Der Bewerber hat sich zur Erlangung der Bewilligung darüber auszuweisen: 1. dass er Schweizer Bürger oder Angehöriger eines Staates ist, in welchem Personen schweizerischer Herkunft unter gleichen Bedingungen stehen;

(…) 3. dass er eigenen Rechtes ist; 4. dass er einen guten Leumund geniesst« – und auf Artikel 52: »Die Ortsbehörde ist befugt, den bezeichneten Personen die Ausübung ihres Gewerbes in der betreffenden Gemeinde zu untersagen.«[219]

Zürcher beschrieb das Telefongespräch später so: »Auf meine Frage hin, ob das Gesetz auf alle ausserkantonalen Schweizer angewendet werde, gab die Sprecherin zur Antwort, dies werde gewöhnlich nur in Grenzfällen getan.« Das Patentbüro habe nun aber beschieden, dass die Diggelmann-Veranstaltung patentpflichtig sei. »Das Gespräch gedieh so weit, dass ich schliesslich aufgefordert wurde, ein Formular abzuholen zwecks Gesuch um Erlangung einer Vortragsbewilligung.« Auf dem Amt sei die Diskussion weitergegangen, weil beispielsweise die fristgerechte Einholung eines Leumundsberichts nicht mehr möglich gewesen sei. Schliesslich sei die Frage nach dem Honorar erörtert worden: »Ich versicherte, dass Herr Diggelmann weder Honorar und Reiseentschädigung noch irgendwelche Vergütungen beziehen würde. Darauf der erstaunte Beamte: ›Macht das Herr Diggelmann nur wegen euren blauen Augen?‹ Als ich diese Frage meiner braunen Augenfarbe zum Trotz mit Bestimmtheit bejahte, wurde von einer Patentpflicht abgesehen.«[220]

Dass der Diskussionsabend im überfüllten »Junkere«-Keller schliesslich trotzdem stattfindet, fällt neben der Tatsache, dass die Berner Polizei den Auftritt hat verhindern wollen, kaum mehr ins Gewicht, vor allem nachdem der »Blick« die Geschichte unter dem Titel »Sabotierte Redefreiheit« herausgebracht und darin Erwin Heimann als Präsidenten des Berner Schriftsteller-Vereins hat sagen lassen: »Ich habe schon über 200 Vorträge gehalten, ohne eine Polizeibewilligung einzuholen und wurde nie belästigt. Ich habe auch schon über 70 honorierte Vorträge im Kanton Bern organisiert, sogar mit ausländischen Autoren, ohne Polizeibewilligung, und es ist dabei noch nie jemandem eingefallen, die Literaten unter die umherziehenden Gewerbe einzureihen.«[221] Nun wissen es alle. Sogar dem »Spiegel« in Hamburg ist die Episode einen Bericht wert. Er endet mit den Sätzen: »Der Veranstal-

ter, ein ›Literarischer Podiums-Keller‹, zahlte dem Schriftsteller dennoch nachträglich zehn Fränkli aus – die Literaten wollen sehen, was die Berner Behörden nun gegen den ›unbequemen Entblösser unbewältigter Schweizer Vergangenheit‹ (›Blick‹) unternehmen werden.«[222]

Am 8. November muss sich der zuständige kantonale Polizeidirektor Robert Bauder nach Zürich ins Fernsehstudio bemühen, um dort in der Sendung »Tatsachen und Meinungen« die Geschichte unter Leitung von Alfons Matt mit Diggelmann und Heimann zu diskutieren. Bauder spricht nun vom »Übereifer« einzelner Beamter, von »Zufall« und davon, dass das Patentamt in keiner Weise das Recht habe, sich »nach dem Inhalt des Dargebotenen zu erkundigen« – es demnach um die unsachgemässe Anwendung eines reinen Wirtschaftsgesetzes und in keiner Weise um die Einschränkung der freien Meinungsäusserung gegangen sei. Folgerichtig fragt Diggelmann, ob es eigentlich nicht möglich wäre, dass mit legalen Mitteln, wie zum Beispiel der Anwendung eines solchen Gesetzes, illegale Ziele, zum Beispiel die Einschränkung der Meinungsäusserungsfreiheit, verfolgt werden könnten. Bauder erwidert, dass man ja sehr wohl darauf verzichte, Veranstaltungen »näher anzuschauen«, wenn »bekannte und anerkannte Vereinigungen wie der Schriftstellerverein« dahinterstünden.

Diesen Satz notiert sich Hans Rudolf Hilty. Er ist unterdessen Redaktor des sozialdemokratischen »Volksrechts« in Zürich. In einem Kommentar schreibt er: »Leider kam ein Punkt in der Fernsehdiskussion nicht zur Sprache: dass nämlich die Veranstalter, die Berner ›Keller-Poeten‹, vor ein paar Wochen öffentlich gegen ein neues Gesetz aus der Berner Polizeidirektion, das sogenannte ›Asozialen-Gesetz‹, aufgetreten waren. Regierungsrat Bauder betonte, ja, wenn ein bekannter und vertrauenswürdiger Verein, wie der Berner Schriftstellerverein (…), solche Veranstaltungen durchführe, fühle sich das Patentamt natürlich nicht veranlasst, die Frage der Gewerbsmässigkeit aufs Tapet zu bringen. Waren die ›Keller-Poeten‹ für den Polizeidirektor eine vertrauenswürdige Gesellschaft, bis sie von ihrem selbstverständlichen Bürgerrecht Gebrauch machten, bei einer Volksabstimmung die Nein-Pa-

role auszugeben? Das wäre eigentlich schlimmer noch, als wenn sich die Aktion des Patentamtes als Schikane gegenüber dem Schriftsteller Diggelmann entpuppt hätte. Beides lässt sich nicht beweisen, weil niemand wissen will, wer denn eigentlich das Patentamt in Bewegung gebracht hat… Der Zufall?«[223]

Einer hat es doch noch genauer wissen wollen: der sozialdemokratische Bieler Grossrat Marcel Schwander, und zwar mit einer Interpellation an die kantonale Regierung. Polizeidirektor Bauder hat am 15. Februar 1966 im Parlament geantwortet, der Fall sei »masslos aufgebauscht« worden, tatsächlich sei folgendes passiert: »Gewerbepolizei und Patentamt haben den Diggelmann-Vortrag, wie alle derartigen Veranstaltungen, vorgängig kurz geprüft und festgestellt, dass dem Vortrage nichts entgegenstehe.«[224] So hat Bauder in der »Berner Tagwacht« geantwortet, laut »Bund«: »Es hat überhaupt nie so etwas wie Massnahmen gegen Diggelmann und seine Vortragsabsichten gegeben. (…) Dieses üble Gerücht um ein Redeverbot usw. scheint in einer Kellerküche der unteren Stadt gebraut worden zu sein.«[225] – Dass der polizeiliche Doppelschlag gegen Diggelmann und die »Junkere 37« in seiner dilettantischen Tollpatschigkeit auch von kompetenter Seite als solche gewürdigt worden ist, ergibt sich übrigens aus dem lakonischen Eintrag auf Diggelmanns Staatsschutzfiche, wo ein Artikel der PdA-Zeitung »Vorwärts« mit den Worten verzeichnet wird: »Kommentar zum Redeverbot für D. (…) mit dem Vorwand, Hausiererpatent sei nötig.«[226]

Die bernischen Schikanen gegen Diggelmanns neues Buch sind aber vergleichsweise harmlos. Eine andere Reaktion in diesem Herbst ist bedeutend bösartiger. An der Frankfurter Buchmesse streut der Zürcher Verleger Alfred Rascher das Gerücht, Diggelmann sei der Letzte, der berechtigt sei, die schweizerische Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkriegs zu kritisieren, nachdem er selber in dieser Zeit bei der Waffen-SS Dienst getan habe. Das ist eine Verleumdung: Zwar war Diggelmann 1944, mit 17, nach einem Streit von zuhause ausgerissen und nach einer Odyssee als Zwangsarbeiter, Flüchtling und schliesslich Häftling durch Italien und Nazi-Deutschland kurz vor

Kriegsende in die Schweiz abgeschoben worden – mit der SS hatte er nie etwas zu tun. Nachdem die Presse Raschers Aussagen kolportiert hatte, strengte Diggelmann einen Ehrverletzungsprozess an. Rascher gab vor der Schlichtungsstelle klein bei. Der im »Volksrecht« vom 15. Dezember 1965 publizierte Widerruf endet mit den Worten: »[Rascher] bedauert, W.M. Diggelmann dadurch in seiner Ehre verletzt zu haben und erteilt ihm volle Satisfaktion.«[227]

Die schwerwiegendsten Folgen sind Diggelmann allerdings aus einem redaktionellen Eingriff erwachsen, in den er im Herbst 1966 bei der Vorbereitung der DDR-Ausgabe des Romans einwilligte. Es ging um eine kaum zehnzeilige Passage. Die Frau von Alois Hauser (der Konrad Farner zum Vorbild hat), fragt, was sei, wenn es sich in diesen Novembertagen 1956 in Ungarn »gar nicht um eine Linksrevolution« handle. Hauser verweist in seiner Antwort auf die Grossmachtpolitik der Sowjetunion, die Ungarn als »Aufmarschgebiet westlicher Truppen« so oder so nicht preisgeben könne. Diese allzu offene Passage soll der DDR-Zensur zum Opfer fallen. Diggelmann gibt nach – vermutlich aus Sympathie für die Lektoren, die unter starkem ideologischem Druck gute Arbeit zu machen versuchen – und lässt Hauser antworten: »Was heisst Linksrevolution? Es ist doch ganz klar, dass die alten Faschisten aus ihren Schlupfwinkeln gekrochen sind.« Damit wird der Ungarnaufstand in der »Hinterlassenschaft« zur faschistischen Konterrevolution umgedeutet – was der stalinistischen Lesart der Ereignisse entspricht. Auf Diggelmanns redaktionelle Willfährigkeit stösst der im Tessin lebende Schriftsteller Hans Habe, ein gebürtiger Ungar. Er macht sie öffentlich. Allen voran »Beobachter«, »Nebelspalter« und NZZ schreiten daraufhin zur Generalabrechnung mit dem nunmehr entlarvten »Stalinisten« Diggelmann. Diese Geschichte habe ihm in der Schweiz »politisch vollends das Genick« gebrochen, schreibt seine spätere Lebenspartnerin Klara Obermüller: »Er war von Stund’ an nicht nur als Nestbeschmutzer, sondern auch als ›Linker‹, als ›Marxist‹ und ›DDR-Sympathisant‹ verschrieen und brauchte entsprechend nicht mehr ernst genommen zu werden.«[228]

»Nonkonformismus«: Die Rückeroberung der liberalen Öffentlichkeit. – Seit dem Streit um den Expo-Schriftstellertag ist der Begriff »Nonkonformist« ein modisches Schimpfwort für alles Unbotmässige. Wie ungebräuchlich er noch kurz zuvor war, zeigt Walter Zürchers Verschreiber auf der »Kerzenkreis«-Einladung vom 22. April 1964, in der er den Referenten des Abends als »unkomformen Streiter« vorstellt.[229] Noch im September 1965 schreibt die »Neue Berner Zeitung« in einer »Theater-Sondernummer« über die »Junkere 37«, dort werde »allerälteste und neuste Dichtung« »unkonformistisch« besprochen.[230]

Als »Nonkonformisten« werden seit dem Herbst 1964 all jene bezeichnet, die in irgendeiner Weise quer denken und öffentlich dazu stehen; all jene, die nicht mehr unhinterfragt obrigkeits- und fortschrittsgläubig, antikommunistisch und wohlstandsfroh sein wollen. Als Nonkonformismus bildet sich Mitte der sechziger Jahre eine heterogene, unorganisierte, mittelständische Männeropposition aus Lehrern, Pfarrern, Ärzten, Beamten, Presseleuten und Schriftstellern – öffentlich auftretende Nonkonformistinnen hat es kaum gegeben.

Nonkonformisten denken zwar meistens linksliberal, sind aber keine Linken: Verstehen sich Letztere als mandatierte Sprecher einer in Parteien und Gewerkschaften organisierten Massenopposition, so sind Nonkonformisten ausgesprochene Einzelkämpfer, moralisch empörte Bürger mit Zivilcourage, durch nichts legitimiert als durch das Beispiel ihrer – mag sein: narzisstisch aufgeladenen – Integrität. Schliesst sich der eine oder andere doch einer Partei an, dann am ehesten dem Jungen Bern (Mani Matter), dem Landesring der Unabhängigen (Sergius Golowin) oder der Sozialdemokratischen Partei (Peter Lehner). Die meisten jedoch sind aus Überzeugung parteilos. Walter Matthias Diggelmann beispielsweise schreibt Ende 1965 in der »neutralität« einen Aufsatz mit dem Titel: »Warum ich keiner politischen Partei angehöre«.[231]

Die zentralen Themen der nonkonformistischen Opposition reichen von der Kritik am 1. August als Nationalfeiertag und den reaktionären Mythen des Landes bis hin zur Rolle der Schweiz im Zweiten

Weltkrieg, zur Landesverteidigung, zum Strafvollzug, zum Schulsystem, zu den Kirchen, den etablierten Parteien und einzelnen Politikern.[232] Ihr Anliegen sind nicht in erster Linie die soziale Gerechtigkeit, die Interessen der Arbeiterschaft oder gar der Klassenkampf. Das Charakteristikum ihrer Themen fasst Martin Dahinden so zusammen: »Sie waren symbolträchtig und sie eigneten sich, Fragen und Antworten über den Zustand der Schweiz grundsätzlich zu formulieren.«[233]

Erst hinter allen Themen zeigt sich der wirkliche Grund des nonkonformistischen Kampfes: Mit dem Instrument der Ideologiekritik bekämpften sie eine durch Antikommunismus und Geistige Landesverteidigung gleichgeschaltete Öffentlichkeit. Sie kämpften darum, mit der Borniertheit, Rigidität und geistigen Enge der Konformen im Land nicht einig sein zu müssen *und* diesen Dissens ungestraft öffentlich kundtun zu können. Folgerichtig beginnen sich auch in der »Junkere 37« in diesen Monaten eine ganze Reihe von nonkonformistischen Journalisten zu engagieren: neben Hans Rudolf Hilty und Achmed Huber sind das der freisinnige Redaktor des »Burgdorfer Tagblatts«, Heinz Däpp, die beiden Köpfe eines in Biel eben gegründeten Pressebüros, Mario Cortesi und Frank A. Meyer, und der Herausgeber der »neutralität« als eigentlichen Sprachrohrs des Deutschschweizer Nonkonformismus, Paul Ignaz Vogel.

Nur die borniertesten Kalten Krieger halten all diese Leute für Mitglieder einer fünften Kolonne des kommunistischen Feindes im Osten. Richtig ist dagegen, dass die Nonkonformisten, so formuliert es Peter Sager damals, durchwegs »Anti-Antikommunisten«[234] sind: Nicht eine grundsätzliche Gutheissung des »real existierenden Sozialismus« hat sie verbunden, sondern der Kampf gegen die zutiefst illiberalen antikommunistischen »unheimlichen Patrioten«[235] im eigenen Land, zu denen nicht zuletzt die Beamten des Staatsschutzes gehört haben. Egal mit welchem Auftrag diese damals ihre Schnüffelfichen wirklich führten – faktisch bekämpften sie eine bunte, reformerische Oppositionsbewegung deutschschweizerischer Kulturschaffender.

So schnell der »Nonkonformismus« im Herbst 1964 in der Öffent-

lichkeit als Begriff mit pejorativem, ja denunziatorischem Beiklang auftaucht, so schnell besetzen ihn die Beschimpften mit Witz und Ironie, drehen ihn um, differenzieren ihn aus, erheben ihn zum Ehrentitel und verteidigen ihn gegen die politischen Gegner. Dies ist zwar nicht ihre einzige, aber gewiss eine ihrer bedeutendsten sprachpolitischen Leistungen. Am 28. Januar 1966 präsentiert die »Junkere 37« einen satirischen Abend unter dem Titel »Es lebe der Konformismus!« Zeno Zürcher, Ueli Baumgartner und Achmed Huber referieren zum Thema »Wie bekämpfe ich den Nonkonformismus in Schule und Elternhaus, am 1. August und sogar auf weite Sicht?« Im Beiprogramm unterrichtet Sergius Golowin »über die Methodik der Nonkonformisten«, und Peter Lehner begeistert das Publikum »für etwelche ewige Werte«. Auf der Einladung heisst es: »Es ist ein edler Brauch geworden, uns als ›Keller-Poeten‹ und ›Nonkonformisten‹ anzusehen und zu kommentieren und uns sogar einen Teil des ›Berner-Kultur-Malaise‹ in die Schuhe zu schieben.«[236] Ein weiterer satirischer Abend steht am 25. März in Anspielung auf die einschlägigen Beschimpfungen durch den BGB-Nationalrat Walther Hofer und den westdeutschen Bundeskanzler Ludwig Erhard unter dem Motto: »Pinscher, Gartenzwerge und Keller-Poeten aller Länder vereinigt euch!«[237]

Im August des gleichen Jahres berichtet die »National-Zeitung«, das zunehmende politische Engagement der »Keller-Politiker« der »Junkere 37« habe ihnen einerseits »Popularität«, andererseits durch die bürgerliche Presse »die als Schmähung gedachte Etikette ›Nonkonformisten‹« eingebracht: »Nicht zu bestreiten ist, dass die Junkere von der gegenwärtigen nonkonformistischen Welle, die läuternd durch die Schweiz grollt, profitiert hat. Profitiert? Den Junkere-Initianten gibt die nicht herbeigewünschte Popularität eher Anlass zu einer gewissen Besorgnis. Sie möchten nicht zu einer Institution der Unzufriedenen und Abseitsstehenden werden, sondern sie möchten bleiben, was sie heute sind: ein Forum für alle. Aber auch wirklich alle.«[238] Dem Nonkonformismus ging es, heisst das, nicht um eine »Gegen-Öffentlichkeit«, sondern um die Rückeroberung der liberalen.

Die Berner Fasnacht: Golowin gräbt eine Geschichte von Verboten aus. – Seit Sergius Golowin in den dreissiger Jahren als Bub in den alten Hinterhöfen im Monbijou- und im Mattenhofquartier »Fasnacht« spielte, hat ihn dieser in der Stadt Bern seit Jahrhunderten stets von neuem unterdrückte Brauch nie mehr losgelassen. Immer wieder hat er sich in alten Quellen mit den verstreuten Hinweisen auf den Maskenspuk auseinander gesetzt. Zuerst im »Kerzenkreis«, später im »Tägel-Leist« hat er seine gesammelten Wissensfragmente über diesen Brauch zur Diskussion gestellt. In der »Freien Schule auf Schloss Vallamand«, deren Leitung der »Tägel-Leistler« Zeno Zürcher 1960/61 innehatte, wurde unter seiner Anleitung versucht, fasnächtliches Brauchtum neu zu beleben.[239] Und zur Frühlings-Tag-und-Nachtgleiche 1963 haben die Tägeldichter und ihre Huldinnen – wie berichtet – im »Podium« einen privaten Wiederbelebungsversuch der Berner Fasnacht gemacht. Als Golowin deshalb am 4. Februar 1966 in der »Junkere 37« über »Die Berner Fasnacht« spricht, kann er aus dem Vollen schöpfen, wenn er die Fragen beantwortet, die ihm die Einladung vorgibt: »Bern gehört zu den Gebieten, wo strenge Reglementierung von oben jede Festfreude erstickte. Soll man sich an solcher Ordnung freuen? Ist sie der Ausdruck des wahren Bernerwesens, und hat es überhaupt noch einen Sinn, sich mit verschütteten Wegen zu befassen?«[240]

Die Fasnacht, wird Golowin an jenem Abend ungefähr erzählt haben, hat vorchristliche Wurzeln und gehört in den »ganzen volkstümlichen Frühlings-Festkreis«, der dem Winterabschluss, der Wiederkehr des Lichts, der Fruchtbarkeit und dem neuen Leben gewidmet gewesen ist. [241] Im 12. Jahrhundert begrenzte die Kirche die Frühlingsfeste des Volkes auf die Zeit vor dem Aschermittwoch – der Vorabend zur christlichen Fastenzeit wurde so zur »Fastnacht«. Ihre ursprüngliche Bedeutung war längst mit christlicher Symbolik überlagert, als sie in Bern erstmals aktenkundig wurde: 1416 untersagte die Obrigkeit vermummten Handwerksgesellen das Betteln um Fleisch. 1472 wurde das Herumlaufen in Teufelskleidern verboten. Vom Berner Maler und Dichter Niklaus Manuel (1484–1530) sind unter dem Titel »Totenfresser« und

»Vom Papsts und Christi Gegensatz« Fasnachtsspiele bekannt, die zur Propagierung der Reformation beigetragen haben.[242] Nach der Reformation allerdings begann die Obrigkeit, das halb heidnische, halb katholische Fasnachtsbrauchtum mit Verboten systematisch zurückzudrängen.

Mitte des 17. Jahrhunderts verstärkte sich neben der geistlichen Unterdrückung der Fasnacht die weltliche. Zwar war die Fasnachtszeit schon immer »eine Polemik zwischen den sozialen Klassen« gewesen, und in der Reformationszeit gingen, etwa in Deutschland, Fasnacht und Bauernaufstände oft Hand in Hand.[243] Aber seit die Stadtberner Obrigkeit 1653 den Aufstand des Emmentals im »Bauernkrieg« mit exemplarischer Härte und Brutalität niedergeschlagen hatte, fürchtete sie sich aus guten Gründen vor dem vermummten »Bättelgsinds«, das in den Fasnachtstagen in die Stadt strömte – gerade weil es in erster Linie die Unsesshaften, die Bettler, Knechte und »anderen Vertreter von ärmeren, wenig einflussreichen Volksgruppen« waren, die das Bedürfnis hatten, »die auferlegten Gebote und Satzungen der Kirche und des Staates so recht mit Füssen zu treten«.[244] 1661 erliess die Stadt Bern eine »Chorgerichts Satzung«, in der verordnet wurde: »Wir verbieten auch, dass Nachts und Tags auff den Gassen, oder in den Dörffern umbher schweiffen, nächtliche Einzüg halten, New-Jahr, Fassnacht und Weynacht singen und schreyen …wie auch die Heydnischen Fassnacht-fewr, Fassnacht-butzer [=Larventragende, fl.], Mummereyen, und dergleichen Unwäsen, so zu Unruh und Beschwerd eingezogener Ehrbarer Leuthen, verübt wird …«.[245] Dass das Treiben trotzdem nicht ganz unterdrückt werden konnte, belegt die »Ordnung die Kleider (…) betreffend« von 1767: »Masqueraden und Mummereyen sollen zu allen Zeiten und bei allen Anlässen unter einer Buss (…) von jeder vermummten Person zu beziehen, verboten sein.«[246]

In einem Aufsatz, den Golowin 1969 veröffentlichen wird, zeigt er auf, dass es nach der kirchlichen und der staatlichen Unterdrückung im 18. und 19. Jahrhundert zusätzlich der kulturellen Ausgrenzung bedurft hat, um den Brauch der »Fasnacht« untergehen zu lassen. Die

Obrigkeit tat dies, indem sie eine »gute« von einer »schlechten« Fasnacht schied. Die »gute« Fasnacht war der Regimentszug des Berner Patriziats, der von tanzenden Bären, Kostümierten und Musikanten begleitet durch die Altstadt zog. Dieser Zug fand aus Anlass der Wiederwahl der Räte jeweils am Ostermontag statt und wurde bis 1879 durchgeführt.[247] Daneben gab es aber immer wieder Ansätze zu einer »schlechten«, nicht von der Obrigkeit gesteuerten Fasnacht. Sie wurde durch kulturelle Distinktion ausgegrenzt: Spätestens seit dem 18. Jahrhundert habe man in Bern, so Golowin, »eine ganze Wissenschaft zur Verachtung des Eigenen« entwickelt, die die Überreste der Volkskultur zerstört habe und so weit getrieben worden sei, dass schliesslich sogar das einfache Volk habe französisch reden müssen, weil die Herrschaft die deutsche Sprache verachtet habe.[248] Was im 19. Jahrhundert schliesslich an fasnächtlichem Treiben übrig blieb, wurde dem »Strassenbettel« zugerechnet und aus der Stadt verbannt: Was in den Gassen etwa noch an Strassenszenen »zwischen dem (…) Landvogt Gessler und dem Wilhelm Tell, zwischen dem Hanswurst, dem Bärenhautträger, dem Mieschmann und dem Doktor (…) aufgeführt« worden sei, sei denn auch »in jeder Beziehung erbärmlich« gewesen. Trotzdem spreche es »für die unglaubliche Kraft in dieser verschütteten Spiel-Überlieferung«, so Golowin, »dass die Erinnerung daran immer wieder genügte, innerlich unabhängige Menschen zu bewegen, in ihrem Willen zu bestätigen, nach neuen Wegen zu einer wahrhaft volkstümlichen, möglichst breiten Schichten die Tür zum schöpferischen Tun aufsprengenden Volkskultur zu suchen«.[249]

Übrigens hat die Einladung zu diesem »Junkere«-Abend die Frage, ob die »Reglementierung von oben«, die »jede Festfreude« ersticke, dem »Ausdruck des wahren Bernerwesens« entspreche, mit einem aktuellen Zitat aus dem »Bund« drastisch beantwortet: »Was uns bei dieser wenig erfreulichen Statistik für 1965 besonders auffällt, ist [:…] Bern unter den Städten, Bern unter den Kantonen, weist bei weitem am meisten Selbstmorde auf.«[250]

Wie Mueller in Schottland zu einem Häuschen kommt und Jack Kerouac begegnet. – Am 15. Februar 1966 schreibt René E. Mueller aus Aberdeen an Arsène und Hanni Waldvogel, er bitte darum, ihm mitzuteilen, wann sie nun nach Irland reisen würden, damit er sich anschliessen könne, bevor er versuchen wolle, am 24. Mai pünktlich zum Zigeunerfest der heiligen Sara im südfranzösischen Saintes-Maries-de-la-mer zu sein. Er sitzt im St. Andrew's House, fühlt sich in diesen Tagen »wirklich sehr einsam und recht unglücklich«[251] und hat, seit ihn im letzten Oktober ein Kantonspolizist schlafend auf der Treppe zur Interlakner Polizeiwache gefunden hat, turbulente Monate hinter sich.

»Ohne dass ich auch nur dazu kam, ein klärendes Wort zu sprechen«, sei er damals verhaftet worden, hat er im November in einem Brief Friedrich Dürrenmatt geklagt. Nach der Entfremdung im Zusammenhang mit den Turbulenzen von Heimiswil versuchte er damals, nicht zuletzt aus pekuniären Gründen, den Kontakt zu Dürrenmatt wieder zu normalisieren. Er unterzog sich deshalb der Mühe, ihm brieflich das zu bieten, was Dürrenmatt am liebsten hatte: eine saftige Geschichte. Man habe ihn ins Gefängnis gebracht und dann ohne Einvernahme nach Bern abgeschoben, wo man ihn noch einmal zwei Tage lang eingesperrt habe: »Angegebener Grund: ›Totale Mittel- und Obdachlosigkeit‹! Darauf haben sie stur beharrt, aber die hätten mich ja ganz sicher nicht wieder freigelassen, wenn dem wirklich so gewesen wäre!« Er habe in Interlaken versucht, bei Golowin Geld zu pumpen, und dass er keines auf sich getragen habe, sei ja wohl vernünftig: »Wer wird denn schon in dieser Zeit von Mord und Totschlag sein Vermögen mit sich herumtragen? Das hat aber den Polypen nicht eingeleuchtet.« Das »Schönste« sei dann bei der Einlieferung ins Berner Amtshaus geschehen: »Ich wurde – was sonst nicht üblich ist – dem Wachmeister (Gefängnis-Boss) vorgestellt. Der fauchte mich an: ›Ziehen Sie sich aus!‹ Ich musste wohl oder übel. In Anwesenheit von ihm und drei weiteren Bütteln. ›Ist das hier das Neueste?‹, wollte ich gerne wissen. Statt einer Antwort wurde von den vier Sbirren jede Pore meines Körpers, vom Nacken bis zu den Zehen, peinlich genau mit Lampen angeleuch-

tet und abgesucht. Ich wusste wahrhaftig nicht, wie mir geschah und stand ziemlich dumm.« Schliesslich habe ihn der Wachmeister aufgeklärt: »›Wir wollen jetzt einmal feststellen, wer hier eigentlich die Filzläuse mitbringt!‹ (…) Da ging mir das Licht auf (…): Ich hatte in Bern, bei einem Vortrag gegen das Asozialen-Gesetz die hygienischen Zustände im Berner Bezirks-Gefängnis arg gegeisselt! Zu diesem Vortrag waren leider auch Polizeibeamte beordert. Das war die ›Rache des Kanalarbeiters‹!«[252]

Den Brief an Dürrenmatt hat Mueller »Im Stapf« geschrieben, einem abgelegenen Haus am Fussweg, der von Innertkirchen über vierhundert Höhenmeter steil nach Reuti-Hasliberg hinaufführt. Dieses Haus habe ihm »eine deutsche Freundlin (…) grosszügig zur Verfügung gestellt«. Zwar gebe es eine Vorratskammer, aber die sei leer, und einen schönen Ofen, jedoch kein Holz. Draussen schneie es seit zwei Tagen ohne Unterbruch, er sei »grippeartig erkältet« und leide an zwei gebrochenen, »noch immer nicht recht geheilten Rippen«. Trotzdem sei er lieber ein »hungernder Herr« als ein »satter Sklave« und versuche hier mit klammen Fingern zu arbeiten: »Ich war, bin und bleibe in erster Linie Schriftsteller und dafür, und nur dafür, zu sterben bereit!« Er sei daran, einen »›Tatsachen-Roman‹ über Gammler, Zigeuner und Bürger (…) zu ordnen« und »zu harmonisieren«. Hier zu überwintern, sei aber ganz unmöglich – »abgesehen davon, dass sich das Auge des Gesetzes früher oder später auch hier, mich erspähend, für mich interessieren könnte«. Darum wolle er nach Deutschland zurück »in die Emigration gesicherten Exils«, wo man ihn »mit offenen Armen und Herzen empfangen« werde. Auf Seite 14 des handgeschriebenen Briefes ist es so weit: »Es wird kalt und kälter. Ich muss zum Schluss kommen, eh ich vollends erstarre. Aber eben, da wäre noch ein geheimer Wunsch, eine geheime Bitte – und es fällt mir so unsäglich schwer es auszusprechen, dass ich es gar nicht kann.«

Dürrenmatt hat auch so verstanden. Kurz darauf meldet Mueller aus dem Kinderheim Föhrenbühl in Heiligenberg: »Ich habe kürzlich wieder ein paar Piepen von Onkel Fritz erhalten.« Dazu eine Neuigkeit:

Er hoffe, »recht bald« in ein ebenfalls anthroposophisches Kinderheim in Schottland versetzt zu werden.[253] Neben der Ungastlichkeit des Winters im Berner Oberland gibt es übrigens einen weiteren Grund, warum Mueller damals so schnell wie möglich hatte abreisen wollen: Auf den 1. Januar 1966 trat im Kanton Bern das »Asozialen-Gesetz« in Kraft. Ob ihm auf diesen Zeitpunkt wirklich eine administrative Versorgung gedroht hätte, ist nicht bekannt. Aber dass er sich davor fürchtete, schon. Am 3. Januar fragte er in einem Brief an Ueli Baumgartner aus Deutschland: »Wütet die Inquisition schon offen oder wühlt die BEGESTAPO noch heimlich?«[254] Später hat er resümiert: »Als dann aber auch noch jenes Gesetz in Kraft trat, (…) ging ich ins Exil.«[255]

Am 16. Februar 1966 reicht Muellers derzeitiger Vormund, Walter Beutter, aus gesundheitlichen Gründen seine Demission ein. Er hat das Mündel in seiner Amtszeit zwischen dem 31. Mai 1965 und dem 31. März 1966 gerade einmal getroffen, und zwar am 23. September, am Vorabend einer Veranstaltung gegen das Asozialen-Gesetz in der »Junkere 37«. Für ihn ist Mueller damals ein »vom Schicksal nicht verwöhnter, bemitleidenswerter Mensch«. [256] Geld oder irgendwelche anderen Werte habe er nie zu verwalten gehabt, »sondern nur unbezahlte Rechnungen, Betreibungen, Zahlungsbefehle und Pfändungsankündigungen«.[257] Hinweise auf andere Probleme, die Mueller damals mit den Behörden hätten in Konflikt bringen können, finden sich in Beutters vormundschaftlichem Schlussbericht nicht.

Ebenfalls in diesen Tagen fällte die Vormundschaftsverwaltung der Stadt Bern einen Entscheid, von dem Mueller vermutlich zeitlebens nie etwas gehört hat und der ihn vielleicht auch gar nicht interessiert hätte, obschon dieser einen früheren Entscheid aufhob, der wie kaum ein anderer sein eigenes Schicksal mitgeprägt hat. Mit Datum vom 27. Januar 1966 wird die Vormundschaft über seine Eltern Ernst und Lina Müller-Lütschg aufgehoben, die fünfzehn Monate nach der Geburt ihres ältesten Sohnes René, am 19. September 1930, »wegen Verschwendung«, errichtet worden war.[258] Jetzt konstatieren die Behörden lakonisch den »Wegfall des Vormundschaftsgrundes«. Der Vater ist

zu diesem Zeitpunkt siebzig, die Mutter zweiundsechzig Jahre alt.[259] Ein Kontakt zwischen dem Sohn und seinen in Bern lebenden Eltern ist für die sechziger Jahre nicht nachzuweisen.

Und nun sitzt Mueller also in Aberdeen und klagt darüber, hin- und hergerissen zu sein. Eigentlich müsse man sich, das sehe er ein, für die »Betreuung dieser Kinder (…) ganz opfern«, aber es gebe eben noch das Leben des Schriftstellers. Deshalb sei alles, was er hier biete, »Pfusch und Machwerk«.[260] Die Verantwortlichen scheinen seine Arbeit ähnlich eingeschätzt zu haben. Er kann auf 1. März umziehen ins »Cairnlee House«[261], wo er von der Mitarbeit im Heimbetrieb weitgehend entlastet ist. In verschiedenen Briefen meldet er nun, dass er täglich »brav« seine »10–20 Zeilen« schreibe und Sheila seine Socken wasche. »Indessen setze ich mich in die Kneipe ab – Sheila kommt später nach – (…), und um 10 wird man rauskomplimentiert und geht bis gegen Mittag (…) pennen.«[262] Trotzdem geht es ihm nur mässig: »Da lungere ich herum, lustlos, ohne Elan zu erspriesslichem Tun, rauche, fresse unbotmässig viel Tabletten, wünsche den ganzen Kram zur Hölle und mich an den Busen einer Hure, in sexuelle und alkoholische Exzesse.«[263] So wird es Frühling.

Am 4. Mai trifft er in Belfast ein und reist mit Arsène und Hanni Waldvogel nach der westirischen Region Connemara, von der er später schreiben wird:

> »Connemara –
> todtrauriges Hügelland
> herbstnebelverschüttet
> Raben auf kaltem Brach.
> Sterbende Gärten bleichen
> um vermodernde Hütten.
> Bachlang hallt mein Ruf.
> Fallende Blätter antworten.«[264]

Nach einem einwöchigen Ferienaufenthalt reist er am 11. Mai per Autostopp via Galway und Dublin zurück nach Belfast.[265] Auf der Überfahrt nach Schottland lernt er Susan Sirrine kennen, eine junge »Amerikanerin auf Europatrip«, mit der er am Morgen des 13. Mai in Glas-

gow bei der Heilsarmee frühstückt, bevor die beiden »ein Stück zusammen nordwärts« gammeln und sich »ausserhalb Perth (…) zwischen zwei Autos in die Büsche« schlagen: »War schööön!«

Kaum ist er zurück in Aberdeen, trifft ein Telegramm von Sergius Golowin ein, Franz Gertsch und er würden ihn am Montag, den 23. Mai, mit einem Auto am Bahnhof von Annecy südlich von Genf erwarten. Mueller organisiert Geld[266], reist nach London, fliegt am 22. Mai von dort nach Paris[267] und ist pünktlich in Annecy. Golowin, der mehrmals zusammen mit Mueller nach Südfrankreich an das Zigeunerfest gereist ist, erzählt, René habe häufig davon gesprochen, dass er mütterlicherseits selber Zigeuner sei. Auch habe er Geschichten aus dem Leben der Fahrenden erzählt, die er von seiner Mutter gehört habe. Er habe jeweils gesagt, einer mit einer solchen Herkunft habe in der Schweiz von vornherein nichts zu bestellen. Darum sei seine Art zu leben immer auch ein Protest gewesen gegen eine Welt, in der er nie eine Chance bekommen habe.[268]

Wenn Mueller am 6. Juni aus Aberdeen schreibt, es sei »sehr, sehr schön« gewesen und er bereue keineswegs, dass er nach Saintes-Maries gefahren sei[269], so spricht er nicht nur von den Tagen in Südfrankreich. In einer brieflichen Notiz, die er später in das Grundtyposkript zum »Anti-Roman« »Engel der Strasse« aufgenommen hat, schreibt er unter »Manchester, 1. Juni [1966, fl.]«: »Vom grossartigen Abenteuer dieser Fahrt wirst du gelegentlich noch hören. Mit Ginsberg, Corso und Kerouac in London herum meviecht.«[270] Allen Ginsberg, Gregory Corso und Jack Kerouac gehören damals zu den prominentesten Vertretern der US-amerikanischen »Beat-Generation«, und insbesondere darauf, »dass keiner in der Schweiz mit Kerouac vertrauter ist als ich« und »dass ich mit ihm zusammen in London war«, hat Mueller später Wert gelegt.[271] In einem erzählerischen Fragment mit dem Titel »Die schwarze Strasse« aus dem Jahr 1970, in dem der Protagonist Reto heisst, erzählt er, dass sich die Diskussion mit Kerouac um ein durchaus standesgemässes Thema gedreht habe: »Nachher haben sie sich doch gestritten, Reto und Jack, wie eigentlich die

Gammler, diese grossen, schönen Engel, nach Europa gekommen seien (…). Jack beharrte darauf, dass er schlussendlich schon vor 45 durch die Staaten getrampt und vor den Beatniks, und Reto, dass es aber zuvor auch schon Jack London getan, ob Kerouac etwa Jack London sei? Und die herrlichen, alten Indianer und, dass wir hier in Europa, Brachland damals, aber alte Kuh mit unsterblicher Bürokratenseele, überhaupt noch nichts von ihm wussten, als wir (…) 45 zu gammeln anfingen und noch durch die letzten Schrapnells gen Süden rasten, nein taumelten, den ganzen Brustkasten, den Kopf, den Bauch voll Freude, Erwartung und einer nachgeraden Gier erfüllt, wie betrunken, befreit, high – und Reto überzeugt und Jack sieht es schliesslich ein, dass grosse Ideen, gewaltige Umwälzungen, die Entdeckung eines neuen Sterns, immer unabhängig voneinander an den entlegensten Orten zwischen den Polen dieses Globus und der Galaxien in Erscheinung treten.«[272] Nach diesem Disput am interkontinentalen Gipfeltreffen der Urgammler liegt es auf der Hand, dass im Klappentext zu Muellers »Geheul um Gabriela«, das im Frühjahr 1968 veröffentlicht werden wird, der Satz steht: »Bestimmt nicht zu Unrecht ist Jack Kerouac mitunter als der ›amerikanische Mueller‹ bezeichnet worden.«[273]

Zurück in Aberdeen schreibt Mueller am 6. Juni in die Schweiz, er plane »ernsthaft (…), den Winter in Israel zu verbringen«, gedenke jedoch, »alsdann wieder hierher zurückzukehren, bin ich doch hier nun wirklich recht eigentlich ganz privat, dass es mir vorkommt, Haus und Garten sind mein. Kurz, es macht mir viel Freude und Spass, hier zu sein und kein Mensch macht mir irgendwelche Vorschriften. Ich kann tun und lassen, was und wann immer ich will.«[274]

Vietnam wird zum Politikum: Urs Jaeggis Studie zur Deutschschweizer Presse. – 1966 gilt Urs Jaeggi, unterdessen ausserordentlicher Professor an der Universität, in der Öffentlichkeit gleichzeitig als »junge[r], talentierte[r] Berner Autor«[275] und als politisch unbequemer Soziologe, der »pseudowissenschaftlich« arbeite.[276]

An einem Autorenabend, den die Freistudentenschaft gemeinsam mit dem Berner Schriftstellerverein durchführt, liest Jaeggi am 22. Februar 1966 an der Universität aus einem unveröffentlichten Roman mit dem Arbeitstitel »Jakob«, der 1968 unter dem Titel »Ein Mann geht vorbei« erscheinen wird.[277] Im Zentrum der Geschichte stehen der alte jüdische Antiquar Jakob, der in den dreissiger Jahren als Emigrant nach Genf gekommen ist, die deutsche Studentin Monika und deren Freund Fernand; die Dreiecksgeschichte ist das »Protokoll einer Leidenschaft«[278], das damit endet, dass der Alte in seinem Laden von einer Horde jugendlicher Antisemiten – angeführt von Fernand – umgebracht wird. Die »Verflechtung von Aussengeschehen und Innenwelt« sei »meisterhaft dargestellt«, attestiert der »Bund« nach der Lesung. Man habe den Eindruck, »als versuche der Wissenschaftler in [Jaeggi] die Welt in einfachen, klaren Begriffen zu fassen und stosse dabei immer wieder überrascht auf Risse in der glatten Oberfläche, durch die das Unerklärliche der Tiefe heraufquillt«. Dieses Unerklärliche verleitet Jaeggi aber nicht zu magisch-mythischem Schwadronieren, im Gegenteil: »So karg und hartgemeisselt seine Prosa wirkt, so ohne jegliche Pose, fast unpersönlich, liest er auch. Ängstlich genau die Worte trennend, scheint es, als suche er bewusst jeden Fluss zu vermeiden, der den Zuhörer einlullen, ihm seine kritische Wachheit rauben könnte.« Der Autor habe, schreibt der »Bund«, beim Publikum an diesem Abend »begeisterten Widerhall« gefunden.[279]

In diesen Wochen arbeitet Jaeggi als Wissenschaftler zusammen mit den beiden Studenten Rudolf Steiner und Willy Wyniger intensiv an einer Studie, die am Beispiel des Vietnamkriegs Aussagen darüber machen soll, ob die deutschschweizerische Presse wirklich objektiv, neutral und ausreichend informiere, wie dies behauptet werde.[280] Zu diesem Zweck haben die drei Soziologen zwischen dem 1. und dem 31. Januar 1966 insgesamt acht Tages- und Wochenzeitungen – darunter den »Bund« – systematisch ausgewertet. Dabei bestätigte sich für sie die These, dass diese Zeitungen in ihrer Mehrzahl nicht das Forum seien, »welches die grossen internationalen Geschehnisse nach kriti-

schem Massstabe zu beurteilen versucht. Sie teilen häufig nichts mit, sie banalisieren. Oder aber: sie malen den ›Teufel an die Wand‹, und bezeichnen alles, was nicht ins eigene Schema passt, als Defätismus.«[281] Jede Argumentation, die darauf hinweise, dass dieser Krieg historische, ökonomische und soziale Ursachen habe, dass der Vietcong – die nordvietnamesische, kommunistische Guerilla – sehr wohl legitime Gründe für ihren Kampf habe und dass die 1966 aktuelle US-amerikanische Ausweitung des Krieges auf Laos und Nordvietnam völkerrechtswidrig sei, werde als »›Antiamerikanismus‹, wenn nicht als Landesverrat« qualifiziert.

In einem zweiten Teil konfrontieren die Wissenschaftler die systematisch ausgewerteten Zeitungen mit dem englischen »Guardian«, dem französischen »Nouvel Observateur« und den »Blättern für deutsche und internationale Politik«. Ergebnis: Während in der deutschen Schweiz die ideologisch gleichgeschaltete Presse gegenüber einigen löblichen Ausnahmen lokaler Zeitungen dominiere[282] und deshalb im grossen Ganzen parteiisch aus der Sicht der US-amerikanischen Regierung informiert werde, seien anderswo sehr wohl kritische und differenzierte Berichterstattungen möglich: »Die Schweiz scheint unter allen westlichen freiheitlichen Ländern wohl jenes Land zu sein, das sich am wenigsten kritisch zeigt.«[283] Es sei »jedenfalls widersinnig zu behaupten, die schweizerische Öffentlichkeit werde ›über alle Aspekte‹ des Vietnamkrieges unterrichtet« – wie dies die NZZ am 3. März 1966 tut.[284] Niemand betet demzufolge damals die US-amerikanische Kriegspropaganda gläubiger nach als die Schweiz. Dass dieser Sachverhalt noch nicht einmal thematisiert werde, verweise auf den Zustand der Gesellschaft: »Die fehlende Kritik an der Publizistik ist (…) ein Symptom für den Mangel an Kritik im gesellschaftlichen und politischen Bereich überhaupt.«[285]

Als die Arbeit »Der Vietnamkrieg und die Presse« im Herbst 1966 als Buch erscheint, entfacht sie in der Öffentlichkeit eine Kontroverse neu, die im Frühjahr entbrannt ist: Mitte März wurde im Bundeshaus eine »Erklärung zum Krieg in Vietnam« abgegeben, die von 51 promi-

nenten Unterzeichnern unterstützt wurde. In dieser Erklärung wird auf die historischen Ursachen des Krieges in Vietnam hingewiesen und gefragt: »Gilt der Grundsatz der Selbstbestimmung für Völker in Asien nur so lange als feststeht, dass sie sich für eine den USA genehme Politik und Ideologie entscheiden? Sind Übertretungen der Genfer Konvention, Folterungen, Napalmbomben und die Anwendung von Gas geeignete Mittel, um die Welt der Farbigen von der Aufrichtigkeit unseres Bekenntnisses zu den von uns Weissen entwickelten ethischen und politischen Werten zu überzeugen?« Als »Voraussetzung eines ernsthaften Versuchs, den Vietnamkonflikt auf dem Verhandlungswege zu lösen«, sei es erstens nötig, dass die USA die »Nationale Befreiungsfront« – also den politischen Flügel des Vietcong – als Verhandlungspartner anerkennten und zweitens die Genfer Vereinbarungen von 1954 als Verhandlungsgrundlage akzeptierten, was heisse: Selbstbestimmungsrecht für das vietnamesische Volk und freie gesamtvietnamesische Wahlen unter internationaler Kontrolle.[286]

Initiiert worden ist diese »Erklärung«, die der herrschenden Meinung in Medien und Politik diametral zuwidergelaufen ist, von den Schriftstellern Walter Gross, Arnold Künzli und Kurt Marti. Letzterer erinnert sich: »Unser Ziel war, dass wir nicht wie ein organisiertes Antivietnamkriegs-Komitee die ohnehin schon amerika-kritischen oder -feindlichen Leute sammeln wollten, sondern eher Bürgerliche, die Mittelschicht.« Mitgemacht habe schliesslich ein »linksbürgerliches Spektrum«[287], Akademiker, Journalisten und Schriftsteller vor allem – kurzum: die Nonkonformisten.[288] Alle 51 Unterzeichnenden waren Männer – Frauen um ihre Unterschrift zu bitten, war offensichtlich sechs Jahre vor der Einführung des Frauenstimmrechts auch für fortschrittliche Männer noch jenseits des Vorstellbaren.

Als im Herbst 1966 die Vietnam-Studie erschien, erinnerte man sich, dass auch Jaeggi im Frühling Mitunterzeichner des Aufrufs gewesen war. In der »Schweizerischen Metall- und Uhrenarbeiter-Zeitung« schrieb Fritz Marbach, der als Professor und Sozialdemokrat sowohl Berufs- als auch Parteikollege von Jaeggi war[289], in einer gehässigen

Attacke, die Methode solcher Aufrufe sei »mit Vorliebe von Goebbels und Hitler angewendet worden (…), und zwar mit erstaunlichem Erfolg«. Jaeggis Studie sei »unwissenschaftlich«, ihm mangle es an politischem Einfühlungsvermögen, und es sei bedauerlich, dass es in der Schweiz bereits gelungen sei, »allzuvielen die Mär von den angeblich imperialistischen Absichten der Amerikaner aufzubinden«.[290]

Jaeggis mutiger ideologiekritischer Angriff auf die führenden bürgerlichen Zeitungen der Deutschschweiz hat Eindruck gemacht und ist in der Öffentlichkeit bald einmal mit der Tatsache verknüpft worden, dass er kurz darauf, im Herbst 1966, als ordentlicher Professor nach Bochum gegangen ist. Im Zusammenhang mit seiner Publikation sei es dem konservativen »Professorenklüngel« der Universität gelungen, »Jaeggi aus Bern zu vertreiben«, hat zum Beispiel Max Schmid 1976 geschrieben.[291] Im Rückblick widerspricht Jaeggi: Er habe nach dieser Studie zwar Gegner gehabt in der Fakultät, aber die seien offensichtlich in der Minderheit geblieben. Denn nachdem er im Frühling 1966 den Ruf aus Bochum erhalten habe, hätten die Verantwortlichen in Bern nachgezogen und ihm angeboten, seine ausserordentliche Professur in ein Ordinariat umzuwandeln. Er habe aber Bochum vorgezogen. Richtig sei hingegen, dass er drei Jahre später, 1969, bei der Berufung des rechtslastigen Walter Heinrich Rüegg, als er sich auf Drängen der Studentenschaft ebenfalls beworben habe, nicht einmal mehr in die engere Auswahl gekommen sei.[292] Dannzumal allerdings wird Jaeggi als Neomarxist gelten und als Sympathisant der revolutionsbegeisterten Studentenschaft, die auch die Berner Universität bevölkern und verunsichern wird.

Bevor Jaeggi Bern verlässt, veröffentlicht er in der »neutralität« eine »Analyse des oppositionslosen Mehrparteiensystems« der Schweiz. Die Demokratie sei zum »komfortable[n] Gehäuse der Hörigkeit« degeneriert, schreibt er: »Die Knechte können ihre Herren frei wählen, und die Herren können die Knechte frei gewähren lassen, zumal die Knechte ohnehin nur das wählen wollen, was die Herrschaft aufrechterhält.« So weit sei es durch die »oligarchische Entartung des Par-

teiensystems« gekommen, es gehe heute um die »Suche nach einer linken Opposition«. Nachdem er verschiedene Möglichkeiten verworfen hat – unter anderem jene, es könnte »eine wirksame Opposition aus dem Lager der traditionellen marxistischen Gruppierungen« entstehen –, setzt er zu einem »Plädoyer für die Regeneration der Sozialdemokratie« an, weil der gangbarste Weg der sei, »die Rolle der Opposition im Rahmen der grössten schweizerischen Linkspartei neu zu durchdenken«. Notwendig sei, »auch auf die Gefahr hin, Stimmen zu verlieren (…), ehrlicher als heute radikalere Meinungen teils direkt [zu] unterstützen, teils [zu] tolerieren«: »[Die Partei] müsste ein Programm entwickeln, das Alternativen formuliert.« Dies jedoch sei nur möglich, wenn die »Intelligenz« neu in die Partei eingebunden werden könne: »Dass die SP heute kaum mehr auf solche Kräfte zurückgreifen kann, dass diese sich, wenn überhaupt, viel lieber in freien, ›unverbindlicheren‹ Gruppen finden, zeigt deutlich das Versäumte.« Jaeggi plädiert für die Einbindung dieser nonkonformistischen »Minoritäten« durch »offene und ausgiebige Diskussionen« und durch Schaffung »öffentliche[r] Plattformen«.[293] Lachend erinnert er sich im Gespräch daran, dass die NZZ damals seine Thesen in einem prominenten Kommentar auf- und angegriffen habe: Vehement habe sie die Sozialdemokratische Partei vor seinen Zumutungen in Schutz genommen.[294]

»Nonkonformismus«: Von Bürgern, Schweizern und Schriftstellern. – Ab dem 11. März 1966 dokumentiert die »Weltwoche« eine Debatte unter Schriftstellern, in deren Verlauf eine nonkonformistische literarische Ästhetik skizziert wird. Sie geht von einem Aufsatz aus, den Max Frisch bereits im Herbst 1965 unter dem Titel »Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?« in der »neutralität« veröffentlicht hat. Darin konstatierte er: »Tatsächlich ist meines Wissens wenig erzählt oder geschrieben worden, was als Bewältigung unserer Vergangenheit gewertet werden könnte. (…) Ist unser Land für seine Schriftsteller kein Gegenstand mehr? Und wenn es so sein sollte: Warum?«[295] An der Debatte, die die »Weltwoche« zu diesen Fragen ein halbes Jahr später or-

ganisiert, beteiligen sich neben Jean Rudolf von Salis vier junge Schriftsteller: Otto F. Walter, Peter Bichsel, Adolf Muschg und Walter Matthias Diggelmann.

Einen ersten Diskussionsschwerpunkt bildet die Frage, in welchem Verhältnis 1966 Schriftsteller und Bürger als Aspekte der gleichen Person stehen. Otto F. Walter antwortet als Erster, spontan werde er ob Frischs Frage nach der Schweiz als literarischem Gegenstand »rebellisch gestimmt«, weil sie »ein ›Soll‹ der Literatur« impliziere: »Die Generation, die erst nach Abschluss des Zweiten Weltkrieges zu eigenem Bewusstsein gekommen ist, hat mit dem Glauben an Nationen den Glauben an die direkte Veränderungskraft der Literatur verloren. Was sie schreibt, ist rätselhafter geworden, gerade weil wir ihr als Spezies Mensch, zusammen mit der Realität, wieder reichlich rätselhaft geworden sind, ohne Hoffnung auf jede Art von Programmliteratur.« Auch das »tauglichste Mittel der littérature engagée«, der »Gebrauch des traditionellen Realismus« als »direkte Kritik der Verhältnisse«, lasse sich nicht mehr ohne Ironie in der Sprache abbilden: »So bleibt sie, wo die Literatur doch fast zu allen Zeiten (mit Ausnahme des Mittelalters und der Epoche des sozialistischen Realismus) war: im Vorfeld. Im Vorfeld der Moral, der Religion, der Politik.«[296] Diese »Absage an die Programmliteratur«, kommentiert Martin Dahinden, sei selber »zur programmatischen Absage an ideologische Selbstverpflichtungen und an die Gewissheit gültiger Erklärungsmuster« geworden. Walter postuliere damit eine »Literatur, die es mit dem nonkonformistischen ›Aufweichen der Ideologien‹ ernst« meine.[297]

Peter Bichsel spitzt Walters Position weiter zu: »Wenn ich mich über den Jura äussere, dann als Bürger dieses Landes (als Bürger, der schreibt). Ich sehe nicht ein, warum mir der Titel Schriftsteller ein besonderes Recht geben sollte, mich über Politisches zu äussern.« Das programmatische Schreiben sei das Schreiben des Bürgers – die »Aufgabe des Schriftstellers« jedoch sei eine andere, nämlich darzustellen, »Fakten, Umwelt zu sammeln und zu ordnen. Zu meiner Umwelt kann Geschichte gehören, die Geschichte der letzten dreissig Jahre zum Bei-

spiel, (…), aber auch ein Bleistift, eine alte Frau, eine Bierflasche, eine Fahrverbotstafel. Das Prinzip, nach dem ich auswähle und ordne, bestimme ich entweder nicht oder dann selbst. (…) Gelingt mir die Ordnung, dann gelingt mir die Darstellung meiner Umwelt.«[298]

Dieser strikten Trennung von Bürger und Schriftsteller widerspricht Walter Matthias Diggelmann, indem er erzählt, wie der Roman »Die Hinterlassenschaft« entstanden sei, bei dem er nicht die Absicht gehabt habe, »einen auch nur halbwegs politischen Roman zu schreiben«. Aber bei der Recherche der Ausschreitungen gegen die Familie Farner in Thalwil sei folgendes passiert: »Als Bürger dieses Landes ohne antikommunistisches Brett vor dem Kopf, weil jeglichem Absolutismus abhold, will ich alles erfahren. (…) Aber: (…) Der Schriftsteller guckt dem Bürger über die Schultern, da dieser unwahrscheinlich anmutende Dokumente (…) studiert. Und es verläuft wie bei einer heimtückischen Krankheit: der Bürger infiziert den Schriftsteller. Ohne dass sich der Schriftsteller dessen zunächst bewusst wird, beschäftigt auch er sich mit dem Fall. Es geht noch weiter: allmählich reisst er den Fall an sich. Eine Geschichte, sagt er sich.« Der Bürger geht in den Schriftsteller, das Dokument in Fiktion, Zeitgeschichte in Literatur über: »Jetzt schaut der Bürger dem Schriftsteller über die Schultern, liest und prüft misstrauisch das Werdende und flüstert dem Schriftsteller ins Ohr: ›Nun einmal keine Belletristik, wenn ich bitten darf. (…) Zieh diesmal deine Narrenmütze vom Kopf, der literarische Maskenball findet erst nächstes Jahr wieder statt. Jetzt steh dazu. Nicht auf ein neues Auschwitz warten!‹«[299] So oszilliert Literatur zurück in Zeitgeschichte, die Fiktion in das Dokument, der Schriftsteller in den Bürger.

Während für Max Frisch noch selbstverständlich ist, dass »unser Land (…) ein Thema der schweizerischen Literatur« sei und insofern Bürger und Schriftsteller nach einem einzigen und unteilbaren Ethos handeln, bricht für die nonkonformistischen Autoren diese janusköpfige Einheit in zwei trennbare Funktionen auseinander: Diggelmann macht sie in ihren Wechselwirkungen produktiv, Walter und Bichsel reklamieren die strikte Trennung der Funktionen, weil sie argwöhnen,

im anderen Fall würde der Bürger dem Schriftsteller ins Handwerk pfuschen, was zu »Programmliteratur« führe.

Zum zweiten Diskussionsschwerpunkt wird die Frage: Inwiefern ist »unser Land« – nach dem Frisch als literarischem »Gegenstand« fragt – für Schreibende überhaupt noch eine Referenz? Walter antwortet, die Schweiz sei eine Genossenschaft, in der man sich gegenseitig Schutz garantiere, aber auch, seiner regionalen Herkunft gemäss leben zu können: »Wie kann dieses Gebilde, diese Vielzahl von Konditionen (und Sprachen), als Ganzes und als unser Land ein Gegenstand unserer Literatur sein? – Ich stamme aus dem Kanton Solothurn, aus dem Bezirk Thal, aus der sehr kleinen Gemeinde Rickenbach, ich wohne im Umkreis von Olten und Aarau. Da liegt mein Erfahrungsbereich, da und in den grossen Städten, die ich besonders mag. Auf das Risiko hin, als provinziell zu erscheinen: äusserlich aus diesem Grund heraus schreibe ich. Schweizer bin ich in etwa dritter Linie.« Für den Schriftsteller Walter ist die Schweiz als »Willensnation« kein vorrangiges Ideologem mehr. Das Ethos, das sich zuvor jahrzehntelang aus der Kongruenz von nationalstaatlichem Anspruch und schriftstellerischer Ambition ergab, ist obsolet geworden. Für den nonkonformistischen Schriftsteller Walter ist weder die Geistige Landesverteidigung noch der Protest dagegen ein vollständiges literarisches Programm.

In der Folge analysierte Adolf Muschg die Differenz, die sich zwischen der literarischen Provinz »Jammers« in den Romanen von Walter und Diggelmanns Aufarbeitung des Thalwiler Pogroms als eines Stücks tabuisierter Schweizer Geschichte öffnet, im Satz: »Es gibt heute einige Jüngere, die versuchen, Schweizer *Schriftsteller* zu sein; die *Schweizer* Schriftsteller unter ihnen sind rar geworden (Diggelmann zähle ich zu ihnen).« Diese »Akzentverschiebung« sei es, die »Frisch zu denken gegeben« habe.[300] Man kann ziemlich genau sagen, was Frisch zu denken gegeben haben wird: 1961 hatte er den Auftrag angenommen, für die gesammelten Werke von Albin Zollinger eine Einleitung zu verfassen. Im so entstandenen »Nachruf auf Albin Zollinger, den Dichter und Landsmann, nach zwanzig Jahren« fasst Frisch den ideologi-

schen Druck der Geistigen Landesverteidigung während des Zweiten Weltkriegs zusammen im Satz: »Gefragt war nicht der Dichter, sondern der Schweizerdichter (so geschrieben) und somit etwas, was es nicht geben kann.«[301] So gesehen war Frischs literarisches Projekt nicht zuletzt die Emanzipation vom »Schweizerschriftsteller« zum »Schweizer Schriftsteller«, während die nachfolgenden Nonkonformisten sich zu entscheiden hatten zwischen »*Schweizer* Schriftsteller« und »Schweizer *Schriftsteller*«. (En passant: Jörg Steiner sagt 1998 im Gespräch, dass es ihn jeweils ärgere, wenn er in Deutschland als »*Schweizer* Schriftsteller« angesprochen werde. Er sage dann jeweils: »Ihr müsst das nicht mit mir machen, das machen schon die Schweizer mit uns: Schweizer Käse, Schweizer Schokolade, Schweizer Autoren. Ersetzt mal das ›Schweizer‹ durch ›jüdisch‹, dann merkt ihr, was ich meine. Ich bin ein deutschsprachiger Autor aus der Schweiz.«[302])

Die »Weltwoche«-Debatte hat zwei Bruchstellen aufgezeigt, die die Jungen vom Selbstverständnis des Übervaters Max Frisch trennen und als Elemente einer nonkonformistischen literarischen Ästhetik gelten können: Einerseits ist für sie der Januskopf Bürger und Schriftsteller auseinander gebrochen, andererseits emanzipiert sich mit diesem Bruch der Schriftsteller von der nationalstaatlichen Identität des Bürgers. Im Moment des Schreibens weder Schweizer noch Bürger sein zu müssen, ist aus dieser Sicht die notwendige Voraussetzung, um überhaupt Schriftsteller sein zu können. Damit haben sich die Nonkonformisten jenen ideologischen Freiraum erkämpft, in dem ihre Literatur in den folgenden Jahren entsteht.

Christ und Marxist im Gespräch: Konrad Farner und Kurt Marti. – Auf der Einladung zum »Junkere«-Abend vom 11. März 1966 wehrt man sich wieder einmal gegen den Vorwurf, »immer originell und immer die Opposition sein zu wollen«: »Die ›Junkere 37‹ will nur ein bescheidenes Podium des offenen Gesprächs sein zwischen allen modernen Gruppen, denen es ehrlich um eine Standortbestimmung in der Gegenwart geht.«[303] Auf die Frage, ob die »Junkere 37« denn nicht

doch immer mehr zum Podium für den Nonkonformismus geworden sei, verteidigt Zeno Zürcher den damaligen Anspruch auch im Rückblick: Man habe ein Podium für Nonkonformismus *und* Konformismus sein wollen, kein nonkonformistisches Ghetto. Man sei wohl gegen das seelisch Verkrüppelte, Verängstigte, Humorlose gewesen, nicht aber gegen die Angepassten an sich. Alle seien zum Mitdiskutieren eingeladen gewesen, und alle Anwesenden hätten jeweils mitdiskutiert – auch den »Schtürmisieche« im Publikum sei das Wort nicht abgeschnitten worden. Diese vorsätzlich naive Haltung ging davon aus, dass die »Konformisten« und die »Nonkonformisten« grundsätzlich gleichermassen ein Interesse haben müssten, miteinander ins Gespräch zu kommen – so gesehen steht die »Junkere 37« in der Tradition des reformpädagogischen Aufbruchs um den »Kerzenkreis« seit 1955 und ist sozusagen ein diskurspädagogisches Experiment.

Auf konformistischer Seite gab es freilich nur selten ein Interesse an den »Keller-Poeten«, ein kontinuierliches hatten vermutlich nur die Schnüffler vom Staatsschutz. An diesem 11. März zum Beispiel, an dem der Marxist Konrad Farner mit den Pfarrern Kurt Marti und Bernhard Nüesch über »Christentum und Marxismus« diskutierte, war auch ein Vertreter der Sicherheits- und Kriminalpolizei der Stadt Bern anwesend, der danach der Bundespolizei meldete, man habe über »christlichen u. marxistischen Kommunismus« debattiert: »Anwesend waren rund 90 Personen, 36 Sitzplätze sind vorhanden! Für die 2 Pfarrer war es ausserordentlich schwer, unvorbereitet auf die v. Farner verlesenen Diskussionspunkte zu antworten.«[304]

So unvorbereitet werden die Pfarrherren freilich nicht gewesen sein. Seit der 1903 geborene Farner – Mitglied der Kommunistischen Partei der Schweiz seit 1923 – nach der Geschichte und der Kunstgeschichte auch noch Staatswissenschaften und Theologie studiert hatte[305], war er um den Dialog zwischen dem Marxismus und dem Christentum bemüht gewesen. 1954 zum Beispiel veröffentlichte er einen Vortrag mit dem Titel »Christ und Kommunist«[306]; 1960 erschien ein anderes Referat unter dem Titel »Fragen und Frager. Christ und

Marxist heute«[307]. Seit damals konnte man wissen, dass Farner sowohl auf die »Übereinstimmungen« als auch auf die »fundamentalen Unterschiede« zwischen Christentum und Marxismus eine differenzierte Sicht hatte.[308] Die entscheidende Übereinstimmung war für ihn der »Kern der sozialen Botschaft«: »Bei beiden [Lehren, fl.] wird der Mensch als Mensch gewürdigt, beide treten der jetzigen Entwürdigung und Ausbeutung, der Rentabilität des Menschen entgegen. Beide sehen in der Arbeit die Sinngebung des Lebens.«[309]

Ein wichtiger Diskussionspunkt war am »Junkere«-Abend der Ausschliesslichkeitsanspruch der marxistischen Lehre. Farner argumentierte undogmatisch: Zwar sei jede Weltanschauung, solange sie jung sei, ausschliesslich, so auch der Marxismus. Jedoch stelle sich mit der Zeit eine »historische Relativität« ein: »Ich halte heute aufgrund der aktuellen Praxis dafür: Der Marxist hat nicht das Monopol auf die Neuordnung einer gerechten Ordnung oder einer klassenlosen Gesellschaft mit der Zielsetzung des Kommunismus.«[310] Einige Jahre später, wenn sich Marti und Farner auf Wunsch des Filmemachers Richard Dindo zur Weiterführung des Gesprächs treffen werden, wird Farner in diesem Punkt beifügen: »Wir können sagen, bis jetzt ist die marxistische Lösung im Konkreten, und zwar in der Sowjetunion usw., nicht eine Ideallösung. Man kann sogar so sagen, in bezug auf das Individuum ist sie teilweise zum Fehlexperiment geworden. Gibt der Marxist das nicht zu, so ist ein Dialog mit dem Christen geradezu unmöglich.«[311]

Im Film hakt Marti hier ein. Gott habe sich im Christentum weder in einem Staat noch in einem Gesellschaftssystem verkörpert, sondern »in einem ganz konkreten einzelnen Menschen«. Daraus ergebe sich die Frage: »Macht die bessere Gesellschaft den besseren Menschen oder macht der bessere Mensch die bessere Gesellschaft?« Beide Aussagen stimmten in ihrer Einseitigkeit wohl nicht: »Wahrscheinlich ist der Vorgang komplizierter, dialektischer«, was darauf hinauslaufe, »dass der Christ lernen muss, das Evangelium Jesu gesellschaftlich anzuwenden. (…) Und dass man auch merkt, dass Kapitalismus, Bürger-

tum und Christentum nicht mehr zusammen gehen, dass die sich langsam auseinanderleben. Dass wir das nicht nur bedauern, sondern begrüssen und fördern müssen, auch dieses Bewusstsein gehört zum revolutionären Christen.«[312]

Zentraler Punkt jeder radikalen gesellschaftlichen Veränderung, da ist man sich grundsätzlich einig, ist die Eigentumsordnung an Privatbesitz, also auch an den Produktionsmitteln. Weil auf diese niemand freiwillig verzichtet, muss auch über Gewalt reden, wer über die Änderung der Eigentumsordnung redet. Während Marti Gewalt aus christlicher Sicht aus Prinzip ablehnt, kontert Farner mit Gewaltepisoden aus der Kirchengeschichte: »Neu wäre nur, dass jetzt im Christentum die Gewalt diskutiert werden muss als revolutionäre Gewalt und nicht mehr als konterrevolutionäre Gewalt.«

Marti bringt einen weiteren unlösbaren Widerspruch ins Spiel: Ob Revolution oder Evolution, »in welche Richtung sollen sie gehen? (…) Sehen Christen und Marxisten ein ähnliches Ziel, eine ähnliche Tendenz der Geschichte, die also voranzutreiben wäre, oder ist das nur eine Illusion?«[313] Mit andern Worten: Ist das Ziel – teleologisch – eine kommunistische Weltordnung in der geschichtlichen Welt oder ist es – eschatologisch – das Jüngste Gericht, der Himmel und die Hölle in einer metaphysischen? Dazu kommt das Problem mit der Liebe, das sich Marti stellt, weil er als Christ die Frage, warum Liebe, Frieden, Gerechtigkeit besser sei als Macht, Ausbeutung und Krieg, aus der geschichtlichen Entwicklung nicht beantworten kann. Gerade dass man sage: »Dennoch Liebe!« sei für ihn deshalb der Inhalt des christlichen Glaubens: »Als Christen wollen wir eine Gesellschaft, die in der Liebe realisiert werden kann, sozial *und* individuell. Da sehe ich dann nicht, wie man ohne *diesen* Glauben (…) optimistisch und gesellschaftsverändernd leben und wirken kann.«[314] Farner erwidert: Weil der Marxist keine Offenbarung und keinen Gott habe, müsse sich für ihn der »Zielpunkt« der Liebe, der in beiden Lehren identisch sei, »aus der menschlichen Geschichte herauskristallisieren«. Er pflichtet Marti zwar bei, dass dies aus dem bisherigen Verlauf der Geschichte nicht möglich sei,

fragt dann aber: »Wenn der Christ durch den Glauben der Liebe mehr verpflichtet ist, dann sollte man das konkret spüren. (…) Warum spürt man das beim Christen so wenig wie beim Marxisten?« An die Stelle von Martis Glauben setzt er deshalb »die Erziehung des Menschengeschlechts«, die »zugleich die Umänderung der menschlichen Gesellschaft in eine neue ethische Gemeinschaft« sei, »in der nicht mehr das Profitdenken, nicht mehr das materielle Streben im Mittelpunkt steht«.[315]

Von Farners undogmatisch kommunistischer Haltung war am »Junkere«-Abend insbesondere der Berichterstatter des »Berner Tagblatts« irritiert: »Indem sich Dr. Farner von einem (…) institutionalisierten Marxismus distanzierte, fiel der prinzipielle Gegensatz zwischen Christ und Marxist, zumindest offiziell vor dem Publikum, dahin, und etwas unglaubhaft musste die versöhnliche Stimmung den Zuhörer berühren, der sich vergegenwärtigte, dass die weltweiten Spannungen sich nicht so einfach und theoretisch beilegen lassen wie es im Berner Diskussionskeller den Anschein machte.«[316] Die Irritation bestand zweifellos darin, dass Marti als Christ nicht antikommunistisch und Farner als Marxist nicht atheistisch polemisiert, sondern dass die beiden trotz grundsätzlich nicht vereinbaren Positionen miteinander geredet und einander zugehört haben. Als »Barthisanen«, die beide in Basel bei Karl Barth Theologie studiert hatten, waren sie zwar unterschiedlicher Meinung, aber mit Bestimmtheit keine unversöhnlichen Gegner – zu ähnlich analysierten sie die ungerechte Ordnung der Welt.

Letzte Worte nach dem Streit: Im BSV ist wieder Ruhe eingekehrt. – Am 26. März 1966 trägt Erwin Heimann im Burgerratssaal des Casinos an der diesjährigen Generalversammlung des BSV seinen präsidialen Tätigkeitsbericht vor. Längst gibt es keine Misstöne mehr – schon deshalb nicht, weil die Jungen des Vereins zum grossen Teil zuhause geblieben sind. Am vergangenen 24. Oktober, liest Heimann vor, habe man »im Rittersaal des Schlosses Erlach des grossen Flüchtlings Jean-

Jacques Rousseau« gedacht, »der vor genau 200 Jahren auf diesem Boden einige glückliche Wochen verlebt« habe. Arnold H. Schwengeler habe eine Ansprache gehalten, Elisabeth Müller aus Rousseaus »Träumereien eines einsamen Spaziergängers« vorgelesen: »Anschliessend durften wir wieder Gäste unseres lieben Hans Müller und seiner Frau sein, und die Stunden in der ›Krone‹ zu Aarberg waren froh und gemütlich.«[317]

Aus Anlass des 25-jährigen Bestehens des Vereins spricht an der Generalversammlung anschliessend Friedrich Witz, Leiter des Artemis-Verlags, über die Entwicklungen des »Schweizer Schrifttums« seit 1941. Seine Ausführungen werden manchem BSV-Mitglied bis ins Herz hinein gutgetan haben: Die Literatur bewege sich seit einigen Jahren »zwischen zwei Extremen«: »den ›Schönfärbern‹ und den ›Tabuzerstörern‹«[318]. Mit »unmissverständlicher Besorgnis« beurteile er insbesondere die Zukunft der neuesten Literatur, »die die Würde zu einem Fremdwort werden lässt«.[319] Der »Dichter« solle deshalb das Experimentieren nicht zu weit treiben »und Bücher, wie sie Peter Bichsel mit seinen ›Milchmann‹-Geschichten verfasst hat, lieber ungeschrieben lassen«.[320] Solche Experimente mit dem Wort führten bei den »Jungen und Jüngsten« zur »Zerstörung des ›Werkzeuges‹«, mit dem sie doch arbeiten sollten, und »ob dem Suchen nach Wahrheit zum ›Kahlschlag‹, zum Zerfall der Wertordnungen und zum Kontaktschwund zwischen dem Schaffenden und dem Leser«.[321]

Im »Bund« schliesst Schwengeler an die Zusammenfassung dieses Referats einen kleinen Kommentar an: Immer und überall stünden sich »die Beharrenden und die Beunruhigten« gegenüber – »oder, um modische Schlagwörter zu gebrauchen, die »›Konformisten‹ und die ›Nonkonformisten‹«: »Aus solchen Spannungen, die unvermeidlich und notwendig sind, entsteht das Leben, auch in der Literatur. Doch – so möchte der Berichterstatter fragen – muss dieser Prozess nicht leiden, wenn infolge der Kontaktarmut auch unter den Schriftstellern selbst an Stelle fruchtbarer Gespräche eigensinnig verhärtete Fronten entstehen? Es ist uns aufgefallen, dass am Jubiläum des BSV merkwürdig

wenige Vertreter der jungen Generation teilnahmen. Scheuen sie die Diskussion? Fühlen sie sich gar umso mehr ›im Recht‹, je weniger sie von dem wissen, was vor zwanzig oder dreissig Jahren von unsern Schriftstellern geleistet wurde? Ist das gegenwärtige ›Malaise helvétique‹ (so Professor Dr. Hans Zbinden) nicht zum Grossteil auf blosse Ignoranz zurückzuführen?« Die Jungen hätten sich zurückgezogen, weil sie keine Argumente mehr hätten und ignorant seien. Das ist Schwengelers letztes Wort zum Literaturstreit im BSV.

Einen guten Monat später, am 7. Mai, öffnet die diesjährige BEA – die Ausstellung für Gewerbe, Landwirtschaft, Handel und Industrie – ihre Tore, und zwar mit einer »Sonderschau des Berner Schriftstellervereins«. Diese Schau sei, schreibt der »Bund«, »mit dem Handwerk vereint – wohl deshalb, weil das solid Handwerkliche auch beim Schriftsteller eine wesentliche Voraussetzung darstellt«. Erwin Heimanns kurzer Beitrag in der »Neuen Berner Zeitung« zu diesem Anlass streift noch einmal die Auseinandersetzungen im Verein: »Die Tatsache, dass in einem Verein alle Exponenten und Querköpfe vereinigt sind, die Traditionsbewussten und die Modernen, die Engagierten und die Nichtengagierten, die Arrivierten und die Nichtarrivierten, bietet Gewähr dafür, dass Meinungen und Haltungen sich gegenseitig messen – zuweilen auch aufeinanderprallen; dass das Gespräch, das häufig Diskussion ist, nicht abreisst. In einem gewissen Sinne diskutiert man in einem Schriftsteller-Verein stellvertretend für alle, für das Volk. Das ist ein anzustrebendes Ziel, das selbstverständlich von allen ein recht hohes Mass an Reife und Toleranz fordert.«[322] Falls den Jungen die Lust am Verein vergangen sein sollte, würde es ihnen halt noch ein bisschen an Reife und Toleranz mangeln. Das ist Erwin Heimanns letztes Wort zum Literaturstreit im BSV.

»Nonkonformismus«: Wie links ist die neue Oppositionsbewegung? – Im April 1966 lanciert der »Vorwärts«, die Wochenzeitung der kommunistischen »Partei der Arbeit«, unter dem Titel »›Nonkonformisten‹ über Nonkonformismus« eine Debatte, die schliesslich über zwei Mo-

nate hinweg insgesamt dreizehn Beiträge dokumentiert. Aus der Partei und ihrem näheren Umfeld nehmen Konrad Farner, Franz Keller, Gerhard Lehmann, Karl Odermatt, Theo Pinkus, Theodor Schwarz und Jean Villain teil – die in der Öffentlichkeit als »Nonkonformisten« Titulierten werden vertreten von Sergius Golowin, Walter Gross, Manfred Gsteiger, Hans Rudolf Hilty, Kurt Marti und Max Schmid.

»Politisch nicht festgelegte, kritisch denkende Zeitgenossen, die sich über unser Land und seine Probleme ein eigenes Urteil zu bilden versuchen, werden, wenn sie dabei mit den Institutionen des Staates und der Gesellschaft in Konflikt geraten, heute gerne als Nonkonformisten bezeichnet«, schreibt die Redaktion im Editorial und formuliert als Diskussionsgrundlage drei Fragen: »1. Ist der Nonkonformismus in der Schweiz eine Form der Opposition gegen die gegenwärtige bürgerliche Gesellschaft? Ist er eine gesellschaftliche (politische) Haltung oder ein individueller (psychologischer) Zustand? 2. Welche Probleme führen zu einer nonkonformistischen Haltung? 3. Strebt der Nonkonformist einem oder mehreren konkreten Zielen zu? Stellt er sich Ziele, die mit denen der sozialistischen Bewegung ganz oder teilweise identisch sind?«[323] In der Folge orientieren sich die Diskutierenden in unterschiedlichem Mass an diesen Ausgangsfragen. Die Debatte ist eine Auslegeordnung möglicher Definitionen des Begriffs »Nonkonformismus«, wobei grundsätzliche Einigkeit darüber besteht, dass er nur auf Phänomene links der Mitte des politischen Spektrums anwendbar sei: »Sind Begriffe wie ›Rechts-Nonkonformist‹ und ›Rechts-Intellektueller‹ nicht Widersprüche in sich selbst?«, fragt Hilty.[324]

Aus der Sicht der Marxisten ist der »Nonkonformismus« grundsätzlich eine nicht zu Ende gedachte politische Haltung. Was sich zur Zeit so nenne, sei eigentlich ein »Teil-Nonkonformismus«, schreibt zum Beispiel Pinkus. Dieser sei zwar von »wesentlichen Teilerkenntnissen« geprägt, bedeute aber nicht bereits »die Einsicht in die wirklichen Ursachen [der] eigenen Opposition«. »Vollständiger« Nonkonformismus wäre demnach linker Konformismus. »Nonkonformismus« verdiene seinen Namen nur »insofern er die Hohlheit der bürgerlichen Gesell-

schaft entlarvt und nicht in reinem Negativismus und Anarchismus echte Werte zersetzt«, definiert Schwarz, Universitätsdozent in Bratislava.[325] Für Farner sind die Begriffe »Konformismus« und »Nonkonformismus« unbrauchbar, sie seien »modische, oberflächliche Schlagworte«. Ironisch meint er, in der kapitalistischen Gesellschaft sei er »ein konformistischer Nonkonformist«, in der sozialistischen wäre er ein »nonkonformistischer Konformist«. Als Marxist sei er aber »ein ›Konformist‹ der steten Veränderung, weil echte Wissenschaft in steter Veränderung begriffen« sei.[326] Als marxistischer Psychologe führt Keller an, dass der »Nonkonformist« sozusagen die Ausnahme sei, die die Regel der »6. These zu Feuerbach« von Karl Marx bestätige, wonach »das menschliche Wesen (…) das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse« sei. Die »Nonkonformisten« verkörperten, so gesehen, einen individuellen Eigensinn, der sie zu »Sektierer[n] der Geschichte« mache. Da deren Taten aber gesellschaftlich nur relevant wären, »wenn sie den materiellen Bedürfnissen einer unterdrückten Klasse« entsprechen würden, habe Marx sie vernachlässigen können.[327]

Im Rahmen der Debatte stechen vor allem die Beiträge von Gsteiger, Gross und Marti als Beispiele dieses individuellen Eigensinns hervor. Gsteiger betont »die individuelle Entscheidung des Intellektuellen« und die Unterschiedlichkeit der einzelnen gesellschaftspolitischen Probleme so stark, dass sich der Begriff »Nonkonformismus« in nichts auflöst und er die »generellen« Nonkonformisten, bei denen »ein Automatismus des Widerspruchs« funktioniere, als »krankhafte Fälle« denunzieren kann.[328] Gross ergeht sich in Ausführungen über den Antagonismus zwischen Individuum und Gesellschaft, Einzelnem und Partei, scheiterndem Anarchismus und Entfremdung in der Masse und schliesst mit einem Aphorismus des Polen Stanislaw Jerzy Lec: »Es könnte schlimmer sein. Dein Feind könnte sich als Freund entpuppen.«[329] Und Marti nimmt die Gelegenheit wahr, den Kommunisten im »Vorwärts« eine kleine Moralpredigt zu halten. Er plädiert für die Solidarität mit den Zöllnern, »deren Freund Jesus gewesen« sei, was heisse: Solidarität »für die von den je herrschenden Mächten und ihren

Ideologien diffamierten und entrechteten Minderheiten und Einzelnen. In ihnen ruft mich Gott zur Solidarität, zum Wort und zur Tat gegen den Absolutheitswahn der Systeme und ihrer Bürokratien. Es gibt nur ein Absolutum, nur ein Tabu: Leben, Würde und Freiheit jedes einzelnen Menschen! Zu jeder Macht, die sich nicht in den Dienst der individuellen Freiheit stellt, verhalte ich mich, konform dem Evangelium von Jesus Christus, nicht-konform.«[330]

Auf eine realpolitische Ebene lässt sich am ehesten Hilty ein. Er unterscheidet drei verschiedene Nonkonformismen. Das Problem des »individuellen« Nonkonformismus »zahlreicher Schriftsteller und Künstler« sei, dass ihn die Gesellschaft »kulinarisch« konsumieren könne: »Sie klatscht Beifall, wo sie sich betroffen fühlen müsste.« Der »schismatische« Nonkonformismus wirke ghettoisierend und führe zur »Abspaltung einer neuen Gruppe von der Gesellschaft« – als Beispiel einer solchen Gruppe nennt er pikanterweise die Partei der Arbeit. Als SP-Mitglied, das er seit kurzem ist, setzt er sich für den politisch pragmatischen »integrierten Nonkonformismus« ein: »Wer wünscht, dass bei uns wirklich etwas geändert wird, der stärke (…) die progressiven Kräfte in der schweizerischen Sozialdemokratie, den linken Flügel im schweizerischen Katholizismus, die Linie von ›National-Zeitung‹ und ›Badener Tagblatt‹ (gegenüber der Linie von NZZ und ›Bund‹) im schweizerischen Freisinn.«[331]

Schmid gibt Hilty zur Hälfte Recht, indem er ihn in der Kritik des »individuellen Nonkonformismus« unterstützt: »Ohne den Willen, die Freiheit nicht nur zu besitzen, sondern sie auch zu gebrauchen, ist es um die Glaubwürdigkeit jeder Gesellschaftskritik geschehen. Ungehörigkeiten zu sagen, ist auch die Freiheit des Narren am Hofe des Königs.« Im Gegensatz zu Hilty plädiert er aber dafür, dass sich die Nonkonformisten »nicht parteipolitisch integrieren lassen, sondern als eine eigenständige politische Bewegung an die Öffentlichkeit treten«. Wie dieser »Zusammenschluss der schweizerischen ›Nonkonformisten‹« auszusehen hätte, lässt er offen.[332] Der Berner Fürsprecher Gerhard Lehmann widerspricht Schmid in der Behauptung, dass es überhaupt

»schweizerische Nonkonformisten« gebe: Es gebe sie nur in der deutschen Schweiz, was mit der Marginalität der deutschschweizerischen PdA seit dem Ungarn-Aufstand im Herbst 1956 zusammenhänge: »Einerseits ist das Fehlen einer marxistischen Massenorganisation der Grund für die Erscheinung des Nonkonformismus. Andererseits beweist die Existenz des Nonkonformismus das Vorhandensein einer geistigen Opposition gegenüber der Ideologie der herrschenden Klasse, einer Opposition, die in anderen Ländern mit marxistischen Massenparteien wie in Italien und Frankreich (und auch die welsche Schweiz gehört dazu) in der Kommunistischen Partei weitgehend aufgeht.« Das Fehlen einer marxistischen Massenpartei in der Deutschschweiz habe sowohl den Raum für eine nonkonformistische Bewegung geöffnet als auch deren theoretische Defizite verursacht. Ihre Opposition sei »zu wenig grundsätzlich und unmarxistisch«: »Die Folge ist eine weitgehende Isolierung des Nonkonformisten von den breiten Massen der Bevölkerung.«[333]

Gerade diese Isolierung bestreitet Sergius Golowin, der den Nonkonformismus vor allem mit den aktuellen subkulturellen Jugendszenen in Europa und den USA in Zusammenhang bringt. Zwar sieht er, in Hiltys Terminologie, vor allem »schismatischen Nonkonformismus«, aber genau das Gegenteil von »Ghettoisierung«, die ihm Hilty als Schwäche unterstellt. Für Golowin sind Vorstösse »zur unverfälschten Volkskultur« sichtbar: »Beatnik-tum, Pop-Art in Amerika führten zur so wichtigen Entdeckung, Neugewinnung der Quellen volkstümlicher Kunstüberlieferung.« Den Hauptteil seines Beitrags verwendet Golowin dazu, die Aktivitäten der »Junkere 37« als bescheidenen Teil eben dieser Subkulturen zu deuten.[334] Ebenso wichtig nimmt der in Ostberlin lebende Schweizer Journalist Jean Villain die Jugendkulturen, streicht an ihnen jedoch vor allem die Orientierungslosigkeit und Ratlosigkeit gegenüber unverstandenen gesellschaftlichen Verhältnissen heraus. Nie hätten sich diese Verhältnisse dichter »mit einer parfümierten Wolke von Abrakadabras und Stereotypphrasen« verhüllt als heute. Deshalb seien sie nur noch für jene durchschaubar, die »über ein ge-

wisses Minimum an gesellschaftswissenschaftlichen Kenntnissen« verfügten. Gerade weil die Jugendlichen aber noch kaum einen theoretischen Hintergrund hätten, schlössen sie sich »unter der wandelbaren Fahne des ›Nonkonformismus‹« zusammen, gerade deshalb auch sei ihre Opposition »ein mehr oder weniger blind-emotionales Umsichschlagen nach der Art eines don-quichottesken Windmühlengefechtes«. Nötig sei ein »geistiger Massenemanzipationsprozess« und die »Bündelung millionenfacher, vorerst noch ungezielter individueller Versuche der Auflehnung«, die schliesslich zu einer »ihrer Absichten vollauf bewussten politischen Opposition« werden müsse.[335]

Im abschliessenden Beitrag stellt der »Vorwärts«-Redaktor Karl Odermatt klar, dass keine andere Partei als die PdA ein politisches Programm besitze, das eine »demokratische Alternative zur Herrschaft der Monopole« darstelle. Diese Anrufung des eigenen Parteiprogramms verweist auf die grundsätzliche Schwierigkeit der Debatte: Aus der Sicht der kommunistischen Parteimitglieder konnte sie nur den Sinn haben, den unabhängigen Nonkonformisten ihr erst halb überwundenes falsches Bewusstsein einsichtig zu machen.

Walter Vogts »Wüthrich«: Ein schreibender Arzt verunsichert seine Zunft. – Als der knapp 39-jährige Walter Vogt, Röntgenarzt am Berner Tiefenauspital, am 16. Mai 1966 im »Kerzenkreis« auftritt, ist er in der Öffentlichkeit als Schriftsteller noch kaum ein halbes Jahr bekannt[336] – im »Kerzenkreis« bereits ein bisschen länger. Einige Tage bevor der Diogenes Verlag in Zürich mit dem Erzählband »Husten« seinen literarischen Erstling veröffentlichte, las Vogt in Walter Zürchers Keller »Lyrik – Prosa – Sprüche«.[337] Der Rezensent des »Berner Tagblatts« schrieb nach der Lesung, Vogt habe in seinem Leben wohl »zu vielen Menschen bis aufs Skelett gesehen, um sich in poetischen Illusionen zu wiegen. (…) Dichtung? Lassen wir das. Zunächst ein Mann mit Witz und Verstand, der des Zuhörers Gehirn und Zwerchfell anspricht.«[338]

Nun, ein gutes halbes Jahr später, erscheint mit dem Roman »Wüthrich. Selbstgespräch eines sterbenden Arztes« Vogts zweites

Buch: Der alte Professor Wüthrich fährt am Geburtstag seiner vor gut sechs Jahren verstorbenen Frau mit dem Auto durch Bern zur Arbeit in das Insel-Spital. In der Altstadt kauft er Blumen, die er am Feierabend aufs Grab bringen will, spaziert über die Münsterplattform, nickt auf einer Bank ein, kommt zu spät zur Arbeit, lässt seine Untergebenen antreten zur Chefarztvisite. Sie wird zur absurd-apokalyptischen Prozession, der der grössere zweite Teil des Textes gewidmet ist. »Wüthrich« ist als grosser innerer Monolog gestaltet, der lediglich durch die Gespräche unterbrochen wird, die der Professor führt – eine »äussere« Erzählposition fehlt. So ist man lesend in den Professor eingesperrt, der trotz störendem Ohrensausen und stark abgebautem Kurzzeitgedächtnis die Fassade seiner Autorität zu wahren versucht, was ihm dank dem Opportunismus seiner Untergebenen auch mehr oder weniger gelingt. Seine Gedanken pendeln zwischen wahnhaften Unsterblichkeitsfantasien und, wenn er etwa an die Zukunft der Medizin denkt, sarkastischer Desillusioniertheit: »Menschen werden mehr und länger leben, mehr und länger krank sein, schwerer krank sein, mehr sterben. Mehr Menschen, mehr Tode. Die Ärzte werden sich mehr und länger ausbilden, mehr und länger arbeiten, behandeln, spritzen, operieren, bestrahlen … Die Technik wird in der Medizin immer mehr überhandnehmen und die geistigen Möglichkeiten immer mehr hinter den technischen Möglichkeiten herhinken.«[339] Wüthrich weiss fast alles und vergisst alles gleich wieder. Er steht über allen naturwissenschaftlichen Fakten und verachtet die Assistenzärzte, die mit ihnen zu rechnen haben. Er diagnostiziert aufgrund seiner Gottähnlichkeit intuitiv, bis er sich am Schluss der Visite dem einzigen Gott beugen muss, der mächtiger ist als er: dem Tod.

Viel später wird die Literaturkritikerin Elsbeth Pulver feststellen, kaum je sei in einem literarischen Werk »so eindringlich dargestellt (und nicht nur behauptet und reflektiert) worden, wie sehr die gesellschaftliche Rolle einen Menschen verändert, prägt, deformiert«.[340] Und sie wird darauf hinweisen, wie Vogt diese Eindringlichkeit herstellt: durch die fast mikroskopisch genaue Nachzeichnung der hierarchi-

schen Spitalstrukturen, »kritisch, mit der Schärfe des Karikaturisten, analytisch, bis man das Knochengerüst sieht und die Scharniere ächzen hört«.[341] 1966 hat der Rezensent des »Bunds« nach Vogts »Kerzenkreis«-Lesung seinen ersten Eindruck mit vorsichtigem Respekt formuliert: Am Text berühre und überzeuge, »dass er schreibt aus der Mitte seiner persönlichen Wirklichkeit heraus, dass ihm wichtiger als Stil und Experiment die Notwendigkeit ist, wenn auch nicht zu einer Antwort und zu einem Weltbild, so doch in aller Ehrlichkeit zu einer Frage vorzustossen; dass bei ihm das Wort Diener des Gedankens und nicht blosses Jonglierobjekt ist«.[342]

Zwischen dieser spontanen Reaktion und Pulvers fundierter Würdigung aus zeitlicher Distanz hat sich eine dritte Ebene der Rezeption geschoben: die des Angriffs auf einen nonkonformistischen Kopf, der nicht zuletzt von Vertretern der ärztlichen Standesorganisation geführt wurde. Nachdem am 12. Oktober 1966 im Theater am Neumarkt in Zürich Vogts erstes Stück, »Höhenluft«, uraufgeführt worden ist, kommentiert ein Berufskollege in der »Schweizerischen Ärztezeitung«, Vogt habe seinen Beruf verfehlt: »Verständlich, wenn man sich in solcher Lage das innere Chaos vom Leibe schreibt, wenn man kann. Weshalb aber erst noch öffentlich andere damit bemühen?«[343] Am 8. Dezember 1966 erhält Vogt für »Wüthrich« von der Stadt Bern einen Literaturpreis, weil es ihm gelungen sei, »den aussichtslosen Kampf des Menschen gegen den Tod als scharfer Beobachter und mit überzeugenden sprachlichen Mitteln zu gestalten«.[344] Nun greift ein Doktor Wyss zur Feder. Er zweifle »nicht an der Urteilsfähigkeit des stadtbernischen behördlichen Preisgerichts, das durch die Auszeichnung eines dem Zeitgeschmack durchaus angepassten Werkes seine Sympathie für pikante Formen literarischer Muster bezeugt. (…) Wir wollen hoffen, dass seine [Vogts, fl.] schriftstellerische Laufbahn es ihm eines Tages gestatten wird, sein Brot nicht mehr als Arzt verdienen zu müssen. Zu diesem Zeitpunkt wird er auch auf seine Mitgliedschaft in unserem Kreise verzichten können.«[345]

In einem Interview, das Vogt in diesen Tagen gibt, äussert er sich über die »geistige Vereinbarkeit« seiner beiden Berufe Arzt und

Schriftsteller: »Darüber haben sich in den letzten Monaten in unseren Zeitungen viele Leute, die sich sicher für kompetent hielten, in so ausführlicher und teilweise scharfer Weise geäussert, dass es mir schwer fällt, dem etwas hinzuzufügen. Ich habe aber den Eindruck, dass ich als Arzt nicht zur Diskussion stehe, wenn ich als Schriftsteller auftrete, und umgekehrt.«[346] Kurz darauf weist Kurt Marti in einem Essay über Vogt auf ein Problem hin, das damals die meisten Schreibenden betrifft, auf die Erpressbarkeit der Schriftsteller und Schriftstellerinnen im Doppelberuf: »Nun muss man wissen, dass Vogt Röntgenarzt an einem öffentlichen Spital ist, dass der Brief seines Kollegen prompt und zustimmend von einer Berner Zeitung abgedruckt wurde: die Pression zeichnet sich ab, mit Stimmungsmache aus dem Kreise der ›Kollegen‹ sollen Vogts vorgesetzte Behörden auf, wie es im reaktionären Jargon heisst, den ›Nestbeschmutzer‹ behutsam angesetzt werden. Man kennt das.«[347] Vogt selber schreibt später: »Im Krankenhaus war ich über Nacht kein guter Röntgenarzt mehr. Die Chefärzte nörgelten plötzlich an Bildqualitäten, an meinen Befunden herum, begannen mich mit wahnsinnigen Ausbauplänen zu quälen, schrien endlich nach einem Pflichtenheft für den Röntgenarzt.«[348] Im Rückblick erinnert sich Marti, dass diese Druckversuche deshalb fehlschlugen, weil der stadtbernische Fürsorgedirektor Klaus Schädelin den Röntgenarzt am Tiefenauspital gedeckt habe.[349] Vogt selber bestätigt: »[Schädelin] rettete buchstäblich meine bürgerliche Existenz.«[350] Zwei Jahre später hat er aus freiem Entscheid seine Stelle gewechselt: Er ging als Assistent in die psychiatrische Klinik Waldau, um sich dort zum Psychiater weiterzubilden, und nahm dafür erhebliche finanzielle Einbussen in Kauf.

»Patriotismus einer humanen Kultur«: Kurt Marti zur Schweiz und zu ihren Schriftstellern. – Im Mai 1966 schreibt Kurt Marti ein Vorwort: »Zuerst war die Bitte, vor einer Maturaklasse über ›Die Schweiz im Spiegel ihrer neueren Literatur‹ zu sprechen. Die zu diesem Thema gesammelten Beobachtungen und Gedanken trug ich in einer literarischen Kellerveranstaltung ein zweites Mal vor (Berns literarisches Le-

ben wickelt sich unter der Erde ab, im Untergrund).«[351] Damit spielt er auf den 412. »Kerzenkreis«-Abend an, der ein Jahr zuvor stattgefunden hatte. Damals hatte er einige Sätze für die »Einladung« geschrieben: »Dieser Vortrag arbeitet mit zwei nicht eindeutig definierbaren Grössen. Wir wissen nie genau, was die Schweiz ist. Wir wissen auch nicht, was schweizerische Literatur ist. Wir können aber feststellen, dass es literarische Äusserungen gab und gibt, die zu erkunden versuchen, was die Schweiz wirklich ist oder was sie möglicherweise sein könnte.«[352] Unterdessen sind insgesamt sieben Essays entstanden, die nun unter dem Titel »Die Schweiz und ihre Schriftsteller – die Schriftsteller und ihre Schweiz« gedruckt werden sollen.

Martis Texte sind Schlaglichter auf die Literaturgeschichte seit dem Ersten Weltkrieg und dienen zur Herleitung seiner Sicht auf die Möglichkeiten moderner Literatur in der Schweiz, wobei er einschränkt, dass er unter Schweiz grundsätzlich die »deutschsprachige Schweiz« verstehe (und darüber hinaus eingeschränkt werden muss, dass er in seinen Darstellungen keine einzige Schriftstellerin erwähnt). Das grundsätzliche Problem der hiesigen Literaturproduktion ist nach Marti folgendes: Wer von seiner Arbeit leben will, ist »auf Export angewiesen«, also auf den »›Bücherabsatz‹ nach Deutschland«. Dieser Export wurde nach Spittelers Rede »Unser Schweizer Standpunkt« von 1914, in der er zu Beginn des Ersten Weltkriegs gegen Deutschland und die Germanophilen im Land eine neutrale Position behauptete, schwieriger und stand nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 nur noch faschistoider Weltanschauung offen.[353] Die Schweiz begann sich mit der Geistigen Landesverteidigung ideologisch einzuigeln und 1937 mit dem Friedensabkommen zwischen der Gewerkschaft der Metall- und Uhrenarbeiter und deren Arbeitgebern politisch einem »Ausgleich zur Mitte« anzunähern, der das Land in Zeiten äusserer Bedrohung politisch und ökonomisch so autark wie möglich funktionieren lassen sollte. Diese Einigelung führte zum völligen Zusammenbruch der ökonomischen Basis vieler Schreibender im Land und in der Folge zum Beispiel zu einer unsolidarischen Politik des

Schweizerischen Schriftsteller-Vereins gegenüber Kollegen und Kolleginnen aus dem Ausland, die in der Schweiz als politische Flüchtlinge zu überleben versuchten.[354] Die aufgezwungene Enge wurde immer mehr auch zu einer Geisteshaltung, die das Kriegsende von 1945 überdauerte und, so Marti, bis in die sechziger Jahre weiterwirkte: »Der Konservativismus [des] Bürgertums äussert sich in seinem instinktiven Misstrauen jeder neuen Idee gegenüber, die eine Veränderung bisheriger Zustände anstrebt.« Deshalb die »Geringschätzung schriftstellerischer Arbeit«, die sich etwa in Walther Hofers Wort von den »literarischen Gartenzwergen« oder jenem des »Bund«-Chefredaktors von den »geistige[n] Beatles« ausdrücke.[355] Die Enge im Land habe zu einer »Verteidigungs-Neurose«, einem »blinden Antikommunismus«, zu Schlagwörtern wie jenem von der »Überfremdung« – und in der Literatur zu »Heimatstil und Heimatmystik« geführt.[356]

Gegen diese Schweiz, die ihre geistige Immobilität mit einer längst unzeitgemäss gewordenen Ideologie übertünche – »Man ist nicht realistisch, indem man keine Idee hat«, sagte Max Frisch bereits 1954[357] – , schreiben die Schriftsteller in den sechziger Jahre notgedrungen an und bedienen sich vermehrt auch des Mittels der politischen Publizistik. Marti verweist auf die Erklärung für den Atomwaffenverzicht verschiedener Intellektueller im Abstimmungskampf gegen die erste Atom-Initiative im Frühjahr 1962. Dieses »Insistieren auf Vernunft und Moral, auch in der Landesverteidigung«[358], habe zu Versuchen geführt, »Neutralität neu zu konzipieren« gemäss der »Überzeugung, dass die Schweiz im Atomzeitalter kein isoliert nationales Schicksal mehr haben kann, und die Neutralität deshalb mehr denn je nicht nur eine Maxime staatserhaltender Aussenpolitik, sondern darüberhinaus zum Engagement für Friedenserhaltung in der Welt überhaupt werden muss«.[359]

Sieht Marti im Kampf gegen die Herrschaft der »unheimlichen Patrioten« auf politischer Ebene eine neue Neutralitätspolitik, so postuliert er auf der literarischen einen neuen Umgang mit der Sprache und einen »neue[n] Schriftstellertyp«. Zur Entfaltung des Sprachbegriffs widmet er einen Essay der konkreten Poesie von Eugen Gomringer,

dessen Sprachverständnis weniger von »Verarmung« der Sprache als von »aufklärerischem Rationalismus« geprägt und Voraussetzung sei für die »reduzierende Verschleifung und Vermischung verschiedener Sprachen«, die Sprachwissenschaftler und Philosophen unterdessen »nicht nur für unaufhaltsam, sondern für wünschenswert« hielten.[360] Als »neuen Schriftstellertyp« charakterisiert er Markus Kutter, der – wie Eugen Gomringer – sein Geld in der Werbung verdiene. Hier zeichne sich möglicherweise eine »Symbiose zwischen Literatur und Industrie« ab, die »einen beinahe reaktionären, jedenfalls konservativen Zug« verrate: »Vielleicht hat diese verwirrende Symbiose aber darin Modell-Charakter, dass sie die Begriffe ›reaktionär‹ und ›progressiv‹, ›rechts‹ und ›links‹ zu desavouieren beginnt?«[361] Als Mitorganisator der 1. Bolderntagung hatte Kurt Marti ja die Diskussion über eine solche Symbiose bereits 1956 zum Thema zu machen versucht.

Der abschliessende Essay nimmt mit seinem Titel »Schweizer in dritter Linie« Otto F. Walters Diktum aus der Debatte um Frischs Frage nach der »unbewältigten schweizerischen Vergangenheit« auf und ist noch einmal der Überwindung der geistigen Enge im Land gewidmet: »Diese Distanziertheit, die im Eigenen das Fremde, im Fremden das gemeinsame Humane entdeckt, Heimat verfremdet und Fremde dem Eigenen integriert, ist nicht nur eine Frage moderner Mobilität und Freizügigkeit. Wer heute schreibt, tut es nach Marx und Freud, auch wenn er beide nie gelesen hat. Wo immer er sich aufhält und durch unsere Zivilisation bewegt: das Bewusstsein der psychischen und sozialen Entfremdung geht mit ihm und begegnet ihm auch in den andern. Überall stösst der heutige Autor auf das Phänomen des sich und der Gesellschaft entfremdeten, darum seine Identität suchenden Menschen.«[362] Deshalb könne ein Schriftsteller heute – so habe es Ernst Bloch formuliert – nur noch »Patriot einer humanen Kultur« sein: »Dies aber nicht im Sinne eines Menschheits-Pathos, wie es nach dem ersten Weltkrieg sich äusserte, eher sotto voce jetzt, untertreibend, skeptisch – ebenso skeptisch gegen internationale wie gegen nationale Ideologien.«[363]

»Nonkonformismus«: Wer sind die Totengräber der Demokratie? – Ab und zu kommt es zum ideologischen Nahkampf um den Begriff des »Nonkonformismus« – in Bern nicht selten dann, wenn die »Junkere 37« im Spiel ist. Am 20. Mai 1966 bemüht sich wegen dieses Kampfs gar der Präsident des Kantonsparlaments, Grossrat Ernst Bircher, ein Sozialdemokrat, in den Keller an der Junkerngasse. Thema des Abends: »Wer ist eigentlich Totengräber der Demokratie?«[364]

Diese Veranstaltung hat eine Vorgeschichte: Mitte Januar 1966 geht Friedrich Dürrenmatt, der sich wegen der Inszenierung seines neuen Stücks »Der Meteor« sowieso in Zürich befindet, auf die Redaktion des »Blick« und gibt dort ein dreistündiges Interview. Am 20. Januar, dem Tag der Uraufführung des »Meteors«[365], veröffentlicht die Zeitung unter dem Titel »Dürrenmatt bei BLICK: Die Schweiz und die Welt« Ausschnitte aus diesem Gespräch mit einem Bild, auf dem man den Schriftsteller mit Stumpen und Rotweinglas und umgeben von acht aufmerksam zuhörenden Redaktoren an einem grossen Konferenztisch referieren sieht. Zum Zustand der politischen Schweiz wird er unter anderem wie folgt zitiert: »Wer denkt, ist ein Verräter. Unsere Parteien sind ihre eigenen Leichen. Sie haben ihre Programme realisiert. (…) Die Schweiz hat sich erfüllt. (…) In 100 Jahren wird die Welt verschweizern.«[366]

Am 16. Februar 1966 hält Ernst Bircher als Grossratspräsident im Berner Rathaus eine Rede über die zu Ende gehende Legislaturperiode 1962 bis 1966. Unter anderem führt er aus: »Die Toleranz gehört zu den Grundlagen unserer Demokratie. Aber die, welche die demokratischen Grundlagen zerstören wollen, dürfen von uns keine Toleranz erwarten. // Vor kurzem wurde behauptet, wir stünden an der Bahre unserer dahinsiechenden Demokratie. Der berühmte Schriftsteller und Dramatiker Friedrich Dürrenmatt meinte, wir seien in der Schweiz politisch schachmatt, wer denke, gelte als Verräter, und unsere Parteien seien nur noch ihre eigenen Leichen.«[367] Dass Bircher demnach Dürrenmatt zu jenen rechnete, die »keine Toleranz erwarten« dürften, liegt auf der Hand – trotz des Abschnitts, der in das offizielle Ratsprotokoll

hineinredigiert worden ist. Der »Bund«-Journalist, der über die Rede berichtete, kommentierte diese Passage mit den Worten, Bircher habe mit den »Totengräbern der Demokratie« abgerechnet.[368] Diese Formulierung wiederum gefiel dem Berner »Blick«-Redaktor Eduard Wahl, der eben in der »Junkere 37« »Lyrik und Prosa aus eigenen Werken« gelesen und über die Frage diskutiert hatte: »Ist die Arbeit an der Gestaltung eines Blattes wie ›Blick‹ mit der Aufgabe des Dichters vereinbar?« [369] Wahl entschloss sich, ohne Birchers Rede gehört zu haben, aus der »Bund«-Paraphrasierung eine Story zu machen, und gab ihr den Titel: »Dürrenmatt wirklich ein Totengräber? Berns roter Schultheiss übte sich in Literaturkritik«. Im Artikel berichtete er dann von »parlamentarischer Zensur« des »roten Grossratszensors Bircher« und verwies auf die zeitliche Koinzidenz von dessen Rede mit dem Versuch eines »Schmachgerichts in Moskau«, die beiden sowjetischen Schriftsteller Andrej Sinjawskij und Julij Daniel mundtot zu machen. Im Übrigen, schrieb Wahl dem »Bund« ab, habe Bircher die Kritik als »die Karrensalbe der Demokratie« bezeichnet und gesagt, Leute wie Dürrenmatt »missbrauchten die Karrensalbe, um das Fahrzeug zu besudeln«.[370]

Zwei Tage bevor Bircher am 20. Mai in der »Junkere 37« auftritt, spielt die sozialdemokratische »Berner Tagwacht« in einer Vorschau auf dieses Bild mit der »Karrensalbe« an: »Bereits der letzte Parteitag der bernischen Sozialdemokratie hat bekanntlich einen positiven von einem negativen Nonkonformismus unterschieden. Ernst Bircher wird auf seine brillante Art diesen Unterschied bestimmt noch unterstreichen und den Kellerpoeten zeigen, wie sie ihre mit Karrensalbe überfüllten Büchsen nützlich verwenden können. Falls sie wollen …«[371]

1967 wird Berns Stadtpräsident Reynold Tschäppät, Präsident der bernischen Sozialdemokratie und Nationalrat, in einem Interview sagen: »Der revolutionäre Kommunismus ist zweifellos nonkonformistisch, aber in einem negativen Sinn. Meine Freunde und ich lehnen den Nonkonformismus nicht ab, sondern sind vielleicht echtere Nonkonformisten als viele, die dies von sich behaupten.«[372] Dass es auch jenseits des Eisernen Vorhangs rechtschaffene Tschäppäts gibt, erfährt Walter

Matthias Diggelmann im gleichen Jahr. Auf seine Frage an Parteifunktionäre, ob man heutzutage in Ungarn »Regierung und Parteiführung kritisieren« dürfe, erhält er zur Antwort: »Wir wünschen sogar, dass die Leute offen kritisieren. Nur eines möchten wir verhindern: dass sie die Grundlagen des Sozialismus angreifen.«[373] Alle dürfen kritisieren, solange sie grundsätzlich dafür sind – nur wer dagegen ist, soll besser schweigen. So lässt sich von Bern bis Budapest »positiver Nonkonformismus« definieren.

In ihrer Berichterstattung suggeriert die »Berner Tagwacht«, Bircher habe in der »Junkere 37« sein Publikum überzeugen können: »Man war sich (…) einig darüber, dass heute in der Schweiz ein ernst zu nehmender Nonkonformismus konstruktive Alternativen zu unserer Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung präsentieren muss.« Was darunter zu verstehen sei, sagt die Zeitung gleich selber: »ein Föderativstaat mit Rechtsvereinheitlichung an Stelle unseres Kantönliföderalismus mit seiner Rechtszersplitterung« und »eine Korrektur der ›direkten Demokratie‹ durch massive Erhöhung der Unterschriftenzahlen für Initiative und Referendum«.

Die Konstruktion eines solchen »echten, freiheitlichen Nonkonformismus«[374] erzeugt als Gegenbild einen »Negativismus«, der – so Peter Bichsel anderthalb Jahre später in einem Interview – »jede Diskussion zum vornherein verunmöglicht«: »Bevor das Problem überhaupt gestellt ist, versöhnt man sich schon. Selbst die progressivere Presse ist in der Schweiz verpflichtet, pro Artikel eine Lösung zu geben.«[375] Dieses Konfliktverbot, das die voreilige Versöhnung erzwingt, setzte sich in der »Junkere 37« an diesem Abend durch: Das »freimütige Gespräch«, das Zeno Zürcher zwischen Bircher und dem Publikum moderierte, habe eine »erfreulich positive Wendung« genommen, konstatierte die »Berner Tagwacht« befriedigt.[376]

Übrigens: Als Friedrich Dürrenmatt vernommen habe, dass er im »Bund« als »Totengräber der Demokratie« tituliert worden sei, habe er gefragt: »Wer hat sie denn umgebracht, dass sie begraben werden muss?«[377]

Die Literaturaktivistin Anastasia Bitzos: Konkrete Poesie in der Kunsthalle. – Es seien sicher 500 Leute gewesen, erinnert sich der Filmemacher Peter von Gunten[378] – 500 Leute, die sich an diesem 26. Mai 1966 im Saal und in den Vorräumen der Berner Kunsthalle zusammendrängten, als eine kaum 20-jährige Frau ans Mikrofon trat. In der Art einer routinierten Radiomoderatorin begrüsste sie in sauberem Bühnendeutsch die Anwesenden zu diesem Abend mit »konkreter poesie, in tonband, lichtbild und lesung«[379] und dankte den Autoren, »die sich ausnahmslos honorarfrei vertreten, sei es durch persönliches Erscheinen oder durch ein Tonband«.[380]

Die junge Frau heisst Anastasia Bitzos, lernt in der Buchhandlung Müller-Gfeller Buchhändlerin und ist seit einiger Zeit der Wirbelwind in Berns Kunstszene. »Überall drin und überall der gute Geist – ein richtig schönes griechisches Temperament und ein hübsches Modi«, sagt im Rückblick zum Beispiel Christian Megert, damals Künstler und Galerist in Bern, später Professor an der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf. Und von Gunten, damals Grafiker, Fotograf und der Freund von Bitzos, sagt, Anastasia sei eine »Frühzünderin« gewesen, extravertiert, voller Ideen, Tochter des Griechen Theodor Bitzos, damals erster Heldentenor am Stadttheater, ein hyperbegabtes Kind, eine ausserordentlich talentierte junge Frau, die in der Buchhandlung und in der »galerie aktuell«, in der sie sich engagierte, die avangardistischsten Tendenzen in Kunst und Literatur mitbekam, an ihrem 20. Geburtstag in der »Junkere 37« dadaistische Gedichte ihrer Wahl vorstellte[381] und begeistert Harald Szeemanns Arbeit als Leiter der Kunsthalle mitverfolgte.[382] Für sie selber war jene Zeit »Berns ›Epoque‹«: »Unter Szeemanns Ägide reisst der Besucherstrom ausländischer Gäste – Künstler, Museumsleute, Galeristen – nicht ab; wir fühlen uns eingebunden in ein dichtes internationales Beziehungsnetz und getragen von einer kollektiven Aufbruchstimmung, die uns gleichzeitig wieder richtungweisende Impulse abgeben lässt.«[383]

Als angehende Buchhändlerin steht sie mit verschiedenen »Konkreten Dichtern Europas in Verbindung«[384] und schlägt dem Leiter der

Kunsthalle vor, diese in Bern live zu präsentieren. Szeemann stellt die Kunsthalle zur Verfügung, obschon – oder vielleicht gerade: weil – Bern für diese experimentelle Form der Lyrik ein hartes Pflaster ist, wie Claus Bremers Auftritt in der »Literarischen Stunde am Kaminfeuer« im Oktober 1963 gezeigt hat.[385] Man habe, so von Gunten, an jenem Abend nicht mehr als dreissig bis fünfzig Leute erwartet.

Und dann sind es also an die 500, und Claus Bremer beginnt, seine als Diapositive projizierten Texte zu kommentieren. Danach hört man ab Tonband Eugen Gomringer und Ernst Jandl und später rezitiert Bremer mit dem »Blumengedicht« das Erstlingswerk des jungen Berners Rolf Geissbühler – ein Gedicht, in dem »die ganze Welt aus Blumennamen« entstehe: »Eine auf den ersten Blick lapidare und spröde, doch von verhaltenem Zauber erfüllte Poesie«, wie der »Bund« urteilt. Übrigens findet diese Zeitung nun auch lobende Worte für Bremers Arbeiten. Seine Texte seien »sowohl gedanklich wie rhythmisch und graphisch überzeugend, klar und einheitlich durchkomponierte Gebilde«.

Dass die Texte von Geissbühler und Bremer mit freundlichen Worten kritisiert worden sind, hat vermutlich damit zu tun, dass sie an jenem Abend zu den konventionelleren Beiträgen gehört haben. Bereits ist die konkrete Poesie dazu übergegangen, die kognitive Bedeutungshaftigkeit des Materials in zwei Richtungen aufzubrechen. Einerseits wird als kleinste Einheit nicht mehr das Wort angesehen, sondern die einzelne Schrifttype, was zu »Typoems« führt, die nur noch als Grafiken deutbar sind. Andererseits wird die Sprache in »phonetischen Gedichten« oder »artikulatorischen Etüden« auf ihren lautmalerischen Aspekt reduziert und so zum rein akustischen Ereignis verselbständigt. Für solche Experimente hat der »Bund« wenig Verständnis. »Beides« habe, urteilt er, »mit Dichtung nichts mehr zu tun.«[386]

Vor allem anderen spannend ist an jenem Abend Bremers Vortrag – möglicherweise sein erster überhaupt in dieser Art, denn später schreibt er: »Seit 1966 kommentiere ich meine konkrete Poesie. (…) Ich führte den Kommentar des Autors als Bestandteil des Gedichts ein.«[387] Dies ist darum sinnvoll, weil sich die Bedeutung seiner Arbei-

ten in der Wechselbeziehung des Lesbaren mit dessen grafischer Darstellung erschliesst – also in der schriftlichen Präsentation. Das gibt dem Autor Gelegenheit, dem betrachtenden Publikum auf einer Metaebene simultan Deutungsmöglichkeiten des Projizierten vorzuschlagen oder theoretische Überlegungen anzustellen.

Insbesondere betont er an diesem Abend seinen strikten Materialbegriff: »Die konkrete Dichtung sagt formal, was sie inhaltlich sagt, oder sagt inhaltlich, was sie formal sagt. Ihre Form ist ihr Inhalt und ihr Inhalt ihre Form.«[388] Aus dem Essay »Farbe bekennen. Mein Weg durch die konkrete Poesie« von 1983 zu schliessen, zweifelt Bremer aber 1966 bereits stark an den theoretischen Prämissen, die er in den fünfziger Jahren entwickelt hat: Sie haben ihn in eine Sackgasse geführt. Konkrete Poesie sei der »Versuch, die Diktatur des Ich in der Poesie zu brechen, das Hinweggehn über andere«, hatte er damals postuliert und diesen Versuch als seinen Beitrag gesehen zur »poetischen Entnazifizierung«, als »Lektion in Freiheit« und als die »Zelle einer Demokratisierung«. Mitte der sechziger Jahre war solch demonstratives Ethos bereits nur noch blauäugig: »Der Kunde war König geworden, stak aber fest – bitteres Erwachen mancher Poeten – in den Stiefeln des Kaufzwangs. Wir Verfechter der konkreten Poesie (nicht nur wir), wir fanden den Faschismus aufgegangen in einem Konsumsog, der sich – gesamthaft gesehen, Randgeschehen – unserer Methoden bediente. Die Freiräume – unsere Spezialität – waren von ihm besetzt. Was sollte unsere Freiraum-Herstellerei, wenn wir damit das Wirkungsfeld der märktehungrigen Wirtschaft vergrösserten. Sie war mächtiger als wir. Wer jetzt noch konkrete Poesie machte, machte sie konform mit den Magneten der Wirtschaft.«[389]

Bremers Einsicht: Konkrete Poesie funktioniert nur so lange, wie deren Ideologiefreiheit behauptet wird, so lange, wie die Sprachmaterialien als wertfreie Spielsteine für die artistischen Kunststücke angesehen werden. Diese Position hat Eugen Gomringer noch 1984 verteidigt: »das konkrete der sprache ist einerseits das konventionalisierte materiale, andererseits das flüchtig assoziative einer aufblitzenden indivi-

duellen einsicht. es ist deshalb letztlich immer das jeweils konstituierte konkrete. damit wird das konkrete zu einem weiten feld der möglichkeiten und bietet sich den verschiedensten denkrichtungen an. wer hat nicht schon profitiert von der tatsächlichkeit der spracharbeit der konkreten?«[390] Dieser Position neigt 1966 auch Kurt Marti zu, für den Gomringers konkrete Dichtung »und deren ›synthetisch-rationalistisch‹ konzipierte Theorie« damals »innerschweizerisch die radikalste Gegenposition zu Heimatstil und Heimatmystik« bezeichnen. Als Masseinheit seines Denkens setze Gomringer die Welt voraus und nicht »umgekehrt die Schweiz als Masseinheit der Welt«. Deshalb zeige seine konkrete Poesie einen Weg, der »das ›Eigene‹ nicht mehr zum ›Absoluten‹« mythisiere, sondern es »zum Gesamt des ›Andern‹ und ›Fremden‹ in funktionelle Relation« bringe und so »sinnvoll« relativiere.[391] Konkrete Poesie also als Waffe gegen die geistige Enge der Heimat. Der Preis: Diese Waffe ist nur so lange eine, wie sie sich, nach Gomringer, auf dem »weiten feld der möglichkeiten (…) den verschiedensten denkrichtungen« anbietet. Oder anders: Konkrete Poesie bleibt nur so lange konkrete Poesie, wie sie darauf verzichtet, Einfluss zu nehmen auf die nach allen Seiten offene Bedeutung des Gesagten. Das ist eine sprachtechnokratische Position, die eine vollständig apolitische Methode des öffentlichen Redens gefunden zu haben meint, weil sie das Sprachmaterial für so apolitisch hält wie der Architekt seine Baumaterialien für apolitisch halten mag.

An diesem Punkt beginnt die Szene der konkreten Poeten Mitte der sechziger Jahre auseinander zu brechen – die einen dekonstruieren Sprache zu rein grafischen, die anderen zu rein akustischen Phänomenen, und die restlichen spalten sich – »ungefähr 1967«, wie Bremer schreibt – in »drei Gruppen«: »Eine [Gruppe], die sich anpasst, die sich in die Reihe der Diener des Konsumzwangs einfügt, – eine zweite, die nicht mehr konkret schreibt, die mit der konkreten Poesie Schluss gemacht hat (oder Schluss macht) – konkrete Poesie ist jetzt klassisch (Anthologien entstehen, Ausstellungen reisen um die Welt) –, – eine dritte Gruppe, zu der ich mich zähle, versucht, trotz der Macht der

Werbung werbesichere Freiräume im Gedicht zu halten, den Materialcharakter des Textes den Lesenden zu bewahren, durch ihn Kreativität auszulösen, dank des Autoren-Ichs (oder Wirs, zu dem der Autor zählt), das sich haftbar macht, indem es sich kontrapunktisch zur Sprache bringt.«[392]

Was das heisst, wird am 27. Februar 1968 klarer werden, wenn Anastasia Bitzos in der Kunsthalle ihren zweiten »text- und aktionsabend« durchführen wird, an dem Bremer eine weitere Kollektion von konkreten Gedichten als Diapositive vorstellt. Neu ist nun, dass er den Inhalt des Textes und seine grafische Anordnung in eine klar dialektische Beziehung stellt. So gestaltet er zum Beispiel die Aufforderung von Jesus im Garten Gethsemane, das Schwert wegzustecken, »denn die zum Schwert greifen, sollen durchs Schwert umkommen«, typografisch als Panzer – und umgekehrt Aufforderungen zum Kampf von Che Guevara, Mao Tse-Tung oder Régis Debray als Tauben. An jenem Abend sagt er: »Sie sehen: Ich setze nicht nur Schrift und Bild, Inhalt und Form in eine bewusstmachende Beziehung – ich versuche auch, zwischen dem Ästhetischen und dem gesellschaftsbezogenen Politischen Verbindungen herzustellen, die zur persönlichen Überprüfung auffordern.«[393]

Indem Bremer die konkrete Poesie, die auch für ihn zuvor aus ideologiefreiem Spielmaterial entstand, zu politischen Aussagen zwingt, überschreitet er ihre Möglichkeiten. Denn die dialektische Spannung in seinen neuen Gedichten ist nur dann eine, wenn beispielsweise die Montage von Christus-Wort und Panzer als Widerspruch verstanden wird; für alle anderen implodiert die Konstruktion zu fader Affirmation – etwa zur Metapher für die bewaffnete Neutralität der christlichen Schweiz. Bremers Kommentare werden also notwendig, weil seine Gedichte nur noch unter ganz bestimmten ideologischen Voraussetzungen »richtig« verstanden werden. »Sobald der Autor aber im Feld des Gedichts Gefolgschaft verlangt, hat die konkrete Poesie sich aufgehoben«, schreibt Bremer im Rückblick.[394] Sein Weg durch die konkrete Poesie ist damit zu Ende. Und nicht nur seiner. 1987 konstatiert der Literatur-

wissenschaftler Michael Glasmeier: »Mit Beginn der siebziger Jahre wird es still um die konkrete Poesie. Es finden keine grossen Ausstellungen mehr statt. Die Texte erscheinen in Schulbüchern und Dissertationen. Die Dichter gehen individuelle Wege, hören mit dem Schreiben auf, werden Professoren, Werbeleiter, Redakteure und Theoretiker.«[395] Bremer selber hat auf seiner Suche nach nicht zu vereinnahmenden poetischen Freiräumen später wieder mit konventionelleren Gedichtformen experimentiert.[396] Er ist 1996 im Alter von 72 Jahren auf der Forch bei Zürich gestorben.

Und Anastasia Bitzos? Sie lebt heute am Fusse des heiligen Berges Arunachala in Tiruvannamalai im südindischen Staat Tamil Nadu und arbeitet in der Bibliothek eines Ashrams. Nachdem sie den vorhergehenden Abschnitt gegengelesen hat, widerspricht sie in ihrem Brief insbesondere Bremers pessimistischen Schlussfolgerungen. »Ich (…) denke«, schreibt sie, »dass die Freiräume geschaffen blieben. Sie wurden von der folgenden Generation, die andere Schwerpunkte sah, neu besetzt, anders genutzt! Sie gingen nicht an die Wirtschaft verloren, sondern erhielten sich als inhärenter Teil neuer Verhaltensmuster.« 1967 arbeitete Anastasia Bitzos nach Beendigung ihrer Lehre als Mitarbeiterin an der Kasse der Kunsthalle, um näher am Ort des Geschehens zu sein. Nach Szeemanns Rücktritt 1969 ging sie ebenfalls, wurde zuerst Mitarbeiterin des Schweizerischen Werkbunds, später Sekretärin der Sozialdemokratischen Fraktion im Bundeshaus. Am Ende dieses Engagements stand für sie 1976 die Erkenntnis, »dass die Verbesserung politischer Rahmenbedingungen zwar nötig ist, dass gesellschaftliche Veränderung grundsätzlich aber nicht wesentlich von äusseren Faktoren abhängt, sondern von grundlegenden und integralen Bewusstseinsveränderungen und vor allem auf individuellem Wandel beruht«. Auf der Suche nach einer neuen Identität arbeitete sie nun als Wanderferien-Begleiterin auf den griechischen Inseln, begann sich mit Yoga und östlichen Philosophien zu beschäftigen und nahm ihre persönliche spirituelle Praxis auf. Später arbeitete sie als Reiseleiterin im gesamten asiatischen Raum, 1992 liess sie sich in Südindien nieder.

Heute widmet sie sich der Auseinandersetzung mit nondualistischen Lehren und »durchlebt den intensiven Prozess einer laufenden Entpersonalisierung und Ganzwerdung«, wie sie schreibt.[397]

»Der Zigeuner in uns«: Die Sehnsucht nach einer Kultur der Ungebundenheit. – Wenn in der »Junkere 37« immer häufiger von den Zigeunern die Rede ist, dann auch aus einem ethnologischen Interesse und aus Solidarität mit einer unterdrückten Minderheit heraus. Jedoch redet man immer auch und immer mehr über sich selber, wenn man in der »Junkere 37« über Zigeuner redet. Als Sergius Golowin am 10. Juni 1966 unter dem Titel »Die Geheimwissenschaft des fahrenden Volkes« über »volkstümlichen Okkultismus« spricht, stellt er den Abend unter das Motto: »Wir, die letzten Outsider in allen Dingen, die Nirgendorganisierten, die allerletzten Zigeuner des gleichgeschalteten und schematisierten 20. Jahrhunderts!«[398] Drei Wochen später fragt er an gleicher Stelle, warum »sogar beim gütigen Pestalozzi alles Verführerische, Sinnliche, Gefährliche, ›Vom-rechten-Weg-Lockende‹ als das Zigeunertum in uns angeprangert« worden sei.[399] Das Wort »Zigeuner« steht in der »Junkere 37« auch als Metapher für die eigene Sehnsucht.

Spätestens ab 1964 wird im »Tägel-Leist« die Unterdrückung der schweizerischen Jenischen durch Kindswegnahmen, Kriminalisierung und Psychiatrisierung diskutiert[400] – möglicherweise unter dem Eindruck des im gleichen Jahr erschienenen Rechenschaftsberichts von Alfred Siegfried, dem Leiter des Pro-Juventute-»Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse«, in dem die rassistisch motivierte Ausmerzung einer schweizerischen Bevölkerungsminderheit ausführlich begründet und dokumentiert wurde.[401] Dieser Versuch, die Kultur der Fahrenden durch die physische Isolierung und die psychische Zerstörung ihrer Träger und Trägerinnen zum Verschwinden zu bringen, war einer der Gründe für den »Junkere«-Kampf gegen das »Asozialen-Gesetz« – Baschi Bangerter und René E. Mueller, die beide fahrende Vorfahren hatten, gestalteten damals einen Abend mit dem Titel »Nonkonformistische Begegnungen junger Bernerautoren mit dem Zigeunervolke«.[402]

1970, zwei Jahre bevor eine publizistische Kampagne des »Schweizerischen Beobachters« die Schliessung des so genannten »Hilfswerks« erzwang, beschrieb Golowin, worum es bei der brutalen Sesshaftmachung der fahrenden Minderheit eben auch ging: »Manches, was heute im Volksleben als Selbstverständlichkeit und allein sittlich gilt, wurde nur als das Ergebnis einer grausamen Züchtung durch folgerichtigen Zwang möglich: Durch die geschichtliche Tatsache, dass man alle Vertreter von andern Möglichkeiten der gesellschaftlichen, zwischenmenschlichen Beziehungen durch Jahrhunderte ›ausmerzte‹, zumindest seelisch zerstörte. Was wir heute als ›gefestigte moralische Haltung‹ bezeichnen, kann nur zu oft nichts anderes bedeuten, als das Nachwirken einer durch äusseren Druck anerzogenen unterbewussten Furcht: der Furcht, aus dem Bereich der ›guten‹ Gesellschaft in die Hölle der gehetzten und rechtlosen Aussenseiter verbannt zu werden.«[403]

Trotz des Engagements interessierte man sich in der »Junkere 37« jedoch nur selektiv für die Fahrenden. Insbesondere deren aktuelle Lebenssituation wurde kaum je thematisiert: Nie gab es Veranstaltungen zu den fehlenden Stand- und Durchgangsplätzen, über die Schwierigkeiten bei der Einschulung von fahrenden Kindern oder über das Patentwesen, mit dem die kantonalen Gewerbepolizeien seit jeher und auf denkbar schikanöse Weise die Ökonomie der Fahrenden so stark wie möglich einzuschränken suchten. Kein »Junkere«-Abend thematisierte den Niedergang des Hausierens mit Textilien, Geschirr und Kurzwaren oder von Handwerken wie dem Scherenschleifen, Schirmflicken und dem Korben, und keiner den Grund dafür: die Tatsache, dass die Massenproduktion der hoch industrialisierten Gesellschaft die traditionellen Nischenmärkte der Fahrenden schon lange unumkehrbar zerstört hatte.[404]

Umso faszinierter waren die Kellerpoeten vom gegenkulturellen Mythos der »Gaukler aus den Zauberhöhlen des ewigen Märchen-Indien«[405], dem bereits Jahre zuvor das magische Zigeunerbild des »Tägel-Leists« entsprochen hatte – etwa in René Neuenschwanders Erzäh-

lung »Der blonde Brecht«, in der sich die wahrsagende greise Zigeunerin »auf einer Lichtung mitten im Gestrüpp« in einen »fremden Vogel« verwandelt und gleich darauf, erneut als Greisin, einen Besen reitend, »im Schilf [herum]hopst«.[406]

Mitte der sechziger Jahre kommt es zunehmend zu einer Vermischung dieses Zigeunerbildes mit eigenen Wunschvorstellungen: In dem Mass, in dem man sich mit »verzigeunerte[n] Gammler[n]« und »vergammelte[n] Hip-Zigeuner[n]« zu solidarisieren beginnt, wird das Zigeunerleben zur eigenen Lebensutopie. Ueli Baumgartner schreibt 1966 in einem Gedicht: »die unbehausten / sind wir / die wiedergänger / irrend durch die / täler der städte«.[407] Urban Gwerder will 1968 die »Vorzeichen ändern von bewusst & unbewusst / behaust & unbehaust«.[408] 1973 schliesslich beschwört Golowin anlässlich einer Schilderung des Zigeunertreffens in Saintes-Maries-de-la-mer die Initiation in die neue Lebensform: Im hinteren Raum der einzigen Gaststube, die an jenem Morgen in der regnerischen Dämmerung offen gewesen sei, sei ein seltsames langhaariges Volk aus aller Herren Ländern zusammengeströmt, Leute, die sich nie zuvor gesehen und sich tags darauf wieder verloren hätten, doch ihre »inneren Saiten« seien gleich gestimmt gewesen: »Sie sahen aus wie Brüder (…). Sie waren eigentlich ein Volk, als wären sie es schon seit Jahrhunderten gewesen, als wären sie, gleich Zigeunern, vor Zeitaltern aus dem gleichen verlorenen Bergtal ausgewandert, um der Menschheit ihre geheimnisvolle, durch Gleichnisreden verborgene Botschaft zu bringen.« Hier habe »Freund Romano« zur Gitarre zu singen begonnen, statt mit verständlichen Worten mit »magische[n] Silben einer melodischen Beschwörung«, und in diesem Augenblick, so bezeugt es Golowin, sei »das grosse Wunder von Saint-Ma« über das versammelte Gammlervolk gekommen: »Das alte Feuer einer alten Kultur, das alle Gewalt der Jahrhunderte nicht zerstören konnte, gab hier, vielleicht sehr widerwillig, sein Bestes von sich – es verströmte aufleuchtende Funken, die in den kommenden Jahren zu Bränden im Gebälk einer morschen Welt heranwachsen sollten.« Als er, Golowin, vor den Gasthof getreten sei, seien ihm zwei, drei

andere Gammler entgegengekommen, von denen einer auf seiner Gitarre die gleiche Melodie gezupft habe, die er von vorhin noch im Ohr hatte: »Das grosse Tanzlied der kommenden Jahrhunderte einer neuen grossen Völkerwanderung«.[409]

Kundgebungen für den Zivildienst: Die Zusammenstösse von Witzwil und Ins. – Später hat Theo Krummenacher, der protestantische Pfarrer von Moutier, einen Augenzeugenbericht verfasst: »An der Kreuzung der Strassen Ins–Witzwil und Gampelen–Cudrefin wurden die Wagen ohne Ausnahme stehen gelassen. Wir entrollten ein grosses Transparent mit den Forderungen nach einem Zivildienst, und die 43 oder 45 Teilnehmer [und Teilnehmerinnen, fl.] begannen ihren Marsch Richtung Strafanstalt. Es war ein warmer, klarer Abend. (…) Es bestand kein Plan, keine Organisation, die einzige Abmachung war: Keine Gewalt! Wenn man uns zurückdrängen will, dann absitzen! Diese Weisung wurde ausgegeben, als wir plötzlich die Barrikade gewahrten, die mit Hilfe von Heuwagen auf der Höhe der ersten Gebäude quer über die Strasse errichtet worden war. Beim Näherkommen merkten wir, dass wir ›erwartet‹ wurden (…). Aus etwa 50 Metern Entfernung sah ich, wie Hydranten probiert wurden. Wir marschierten ungeordnet auf der ganzen Breite der Strasse vorwärts auf die Barrikade zu und sprachen kaum miteinander.«[410]

Entstanden war die Idee zu dieser Demonstration im Anschluss an einen Vortrag, den der Bieler Lehrer Arthur Villard als Präsident der Internationalen der Kriegsdienstverweigerer vor einer Sektion der jurassischen Jungsozialisten gehalten hatte: Am Montag, den 13. Juni 1966, wollte man vor die seeländische Strafanstalt Witzwil ziehen, um für Pierre Annen zu demonstrieren. Denn an diesem Tag hatte der Bieler Gymnasiallehrer Annen, ein Altphilologe, ins Gefängnis einzurücken, weil er die Teilnahme an einem militärischen Wiederholungskurs verweigert hatte. Bereits im Juni 1963 hatte er an 2500 Schweizer einen Aufruf verschickt, ab Juli 1964 mit ihm zusammen den Militärdienst zu verweigern oder den Militärpflichtersatz nicht mehr zu be-

zahlen, wenn bis zu diesem Zeitpunkt nicht ein Zivildienst für Militärdienstverweigerer eingeführt sein sollte.[411] Annens Solidaritätsaktion galt den Kriegsdienstverweigerern aus Gewissensgründen, die sich auf die verfassungsmässig garantierte Glaubens- und Gewissensfreiheit beriefen. Nach seiner Verweigerung sprach ihm das Militärgericht prompt die »ehrenhaften Motive« seines Handelns ab und verknurrte ihn zu einer unbedingten Gefängnisstrafe von 81 Tagen. Nicht besser ging es den elf anderen, die sich seiner Aktion angeschlossen hatten: Ein Vater von fünf Kindern mit 1140 Aktivdiensttagen wurde beispielsweise zu acht Tagen Gefängnis verurteilt, weil er aus Solidarität mit Annens Aktion eine militärische Inspektion verweigert hatte.[412]

Vor den quergestellten Heuwagen kommt der Demonstrationszug zum Stehen. Eine Bieler Gruppe um Arthur Villard ist da, einige Leute aus Bern, die zur Zeit für die Schaffung eines Zivildienstes einen Hungerstreik durchführen, einige Frauen und Männer aus Delémont und Porrentruy, der »Blick«-Redaktor Eduard Wahl.[413] Auf dem Transparent, das man mitträgt, steht: »Ziviler Aufbaudienst statt Gefängnis!«[414] Hinter der Barrikade sind etwa zwanzig Männer erkennbar – einer von ihnen ist ein »Kindsmörder«, wie Pierre Annen später schreiben wird[415] –, zwei uniformierte Polizisten, einer mit Schäferhund, der andere mit Gummiknüppel, einige Wärter, mit Stöcken bewaffnet, in den Gärten des weitläufigen Anstaltskomplexes aufgeregte Frauen und Kinder. Krummenacher: »Zuvorderst rechts befanden sich zwei junge Burschen, links zwei Frauen. Beide Gruppen der Manifestanten wollten sich anschicken, die Barrikaden zu umgehen (…), um den Männern auf der anderen Seite Flugblätter abzugeben.«[416] Wahl: »Da eröffnete der Mann am Strahlrohr den Angriff mit dem Wasserstrahl. Hart und kalt traf die flüssige Faust die ungewarnte Menge.«[417] Die jungen Männer rechts weichen zurück, die beiden Frauen links werden an den Haaren gepackt, hinter die Barrikade gerissen, Michèle Crevoisier, Ehefrau eines SP-Grossrats aus Moutier, wird über eine Wagendeichsel gezerrt und verprügelt. Unterdessen ist nach Krummenachers Beobachtung der Wasserstrahl von »weich« auf »spitz« umgestellt worden. Jetzt

kommt das Transparent unter Beschuss.[418] Wahl: »Erstmals wurde mit der Kanone auf Ideen geschossen: der Wasserdruck bohrte ein Loch in das Transparent.«[419] Krummenacher: »Das standhafte Transparent, das von seinen Trägern wie eine Fahne hochgehalten wurde, hatte offenbar einen unwiderstehlichen Zorn bei den Verteidigern der Barrikade ausgelöst. Ich sah, wie plötzlich einige Männer über die Barrikade sprangen und die Träger des Spruchbandes angriffen und brutal schlugen.«

Endlich gelingt es dem Delsberger SP-Grossrat Pierre Gassmann, mit dem Anstaltsdirektor Emil Loosli einige Worte zu wechseln. Looslis einziges Argument: »Ihr habt hier nichts zu suchen. Das ist Privatboden.« Krummenacher wird zugerufen: »Wenn ihr etwas wirklich Gescheites hättet machen wollen, dann hättet ihr einen Wagen voll Stroh mitbringen, euch hineinsetzen und anzünden sollen.« Um Viertel vor neun ist der Spuk vorbei. Ungefähr die Hälfte der Demonstranten und Demonstrantinnen sind bis auf die Haut durchnässt. Zwei junge Frauen und ein Gymnasiast aus Biel sind mit Fäusten und Stöcken zusammengeschlagen worden. Im eindunkelnden Abend zieht man sich durchs Grosse Moos zurück. Die Frage, die die Abziehenden am meisten beschäftigt: Warum wussten die in Witzwil, dass sie kommen würden? Es gab nur eine vernünftige Antwort: Die Polizei musste Telefongespräche abgehört haben. Krummenacher vermutet, es seien solche zwischen »Béliers« gewesen – Separatisten, die für die Abspaltung des Juras vom Kanton Bern kämpften und seit Jahren als Staatsfeinde behandelt wurden.[420]

Tags darauf setzte die Propagandaschlacht ein: In einem Communiqué der Direktion von Witzwil wurde die Verantwortung für die Geschehnisse auf die Demonstrierenden abgeschoben, sie hätten trotz Warnrufen die Barrikaden bestiegen, sie hätten Steine geworfen und separatistisches Propagandamaterial zu verteilen versucht. Villard und Krummenacher schreiben eine Richtigstellung. Der Bernische Staatspersonalverband wehrt sich für das Anstaltspersonal von Witzwil. Der kirchliche Friedensbund nimmt in einer Untersuchung für die Demonst-

ranten und Demonstrantinnen Partei[421] – nach deren Publikation erhält allerdings der dafür verantwortliche Pfarrer Hanspeter Koch vom Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund die Kündigung als Sekretär der Kommission für Emigrationsfragen.[422] Eduard Wahl, der als Journalist ebenfalls abgespritzt worden ist, reicht Strafanzeige ein; die drei Verletzten verzichten, weil sie eine Klage für chancenlos halten; Krummenacher, der Pfarrer von Moutier, wird als Folge seiner Teilnahme an der Demonstration entlassen.

Immerhin ist die öffentliche Reaktion so weit kontrovers, dass sich Robert Bauder als kantonaler Polizeidirektor genötigt sieht, eine Untersuchung der Ereignisse anzuordnen. Lakonischer Kommentar des »Berner Tagblatts«: »Ob eine solche Aufklärung hinterher die Eindrücke dieses Krawalls in der Öffentlichkeit überhaupt in irgendeiner Weise zu berichtigen vermöchte, ist (…) höchst zweifelhaft, denn die Meinungen sind gemacht. Auf der einen Seite betrachtet man das Handgemenge als typischen Zusammenprall zwischen schlägerhaften Bütteln der Obrigkeit und jungen, nichts Böses im Schild führenden Idealisten, auf der andern als notwendigen Strauss zwischen Hütern der demokratischen Ordnung und einer Horde kommunistisch unterwanderter ›Röhrlihöseler‹, denen man die staatsbürgerlichen Mores eben nicht anders als handgreiflich beibringen könne.«[423] Erst später wird bekannt, dass das Kommando der Berner Kantonspolizei die Anstaltsleitung in Witzwil am 12. Juni darüber ins Bild gesetzt habe, dass die »Béliers« eine gewaltsame Befreiung von Pierre Annen planten.[424]

Kaum drei Wochen später: Am 4. Juli 1966 soll nach Annen auch Arthur Villard wegen Militärdienstverweigerung ins Gefängnis. Das ist pikant: Immerhin ist Villard eben bei den Wahlen im Mai für die Sozialdemokratische Partei ins Kantonsparlament gewählt worden und hat bereits angekündigt, »mit jahrelang gesammeltem Belastungsmaterial den Rücktritt des Polizeidirektors« Bauder fordern zu wollen. Andererseits hat die Kantonspolizei zuhanden des Divisionsgerichts, das über Villards Militärverweigerung zu befinden hatte, einen derart beleidigenden Leumundsbericht verfasst, dass dieser dagegen – erfolglos – auf

Verleumdung klagte. Villard war vermutlich der exponierteste Nonkonformist überhaupt: Sein antimilitaristisches Engagement wurde als »kryptokommunistisches Handwerk« denunziert, seine Kinder litten unter tätlichen Angriffen von Erwachsenen und Schulkameraden, er selber als Lehrer unter Diffamierungen, die ihn, der mit einer gelähmten Ehefrau zusammenlebte, auch materiell bedrohten.[425]

Am 1. Juli meldet die »Zürcher Woche«: »Am 4. Juli, um 19.30 Uhr, besammeln sich vor dem Hotel Bären im bernischen Dörfchen Ins (…) die Anhänger Villards, um in Grossformation aufs nahe Zuchthaus Witzwil zu marschieren und dagegen zu protestieren, dass der eine der politischen Gegner, Dienstverweigerer Villard, im Gefängnis des anderen [gemeint ist Bauder, fl.] bestraft werden soll.«[426] Geschrieben hat diesen Demonstrationsaufruf der 25-jährige Mario Cortesi, der im Jahr zuvor mit dem »Büro Cortesi« in Biel ein Pressebüro auf die Beine gestellt hatte: »Wir haben das Büro gegründet, weil Leute von der National-Zeitung aus Basel kamen und sagten: Wir möchten jeden Tag einen Artikel aus Biel und der Region. Das Wichtige am Büro war dann das Ideelle: Jeder der mitmachte, war sofort Teilhaber zu gleichen Teilen. Eine weitere Idee war, dass jeder seinen Lohn selber festlegen konnte im Rahmen von dem, was hereinkam.«[427] Gründungsmitglieder waren neben Cortesi der Kameramann Guido Noth, der Filmer Ludwig Hermann und die Journalistin Ella Sollberger, kurz darauf kamen als Journalisten Peter Rothenbühler und Frank A. Meyer hinzu.[428]

Am Abend des 4. Juli treffen sich rund 300 Demonstrantinnen und Demonstranten[429] vor dem »Bären« in Ins und marschieren mit Spruchbändern und Transparenten zum Bahnhofplatz, dem von der Polizei zugewiesenen Ort der Kundgebung – das ursprüngliche Vorhaben, von Ins aus zum zweiten Mal vor die Tore der Strafanstalt Witzwil zu ziehen und dort auf freiem Feld eine Kundgebung durchzuführen, war polizeilich untersagt worden.[430] Dabei sind diesmal jene Freunde Villards, die ihn am Morgen in Biel verabschiedet haben und danach zu Fuss nach Ins herübergekommen sind. Dabei sind die Referenten Jules Humbert-Droz als ehemaliger Zentralsekretär der Sozialdemokrati-

schen Partei der Schweiz, der Zürcher Journalist Roman Brodmann und der Schriftsteller Jörg Steiner. Dabei ist eine Abordnung der »Junkere 37«, die mit einem Transparent »Gewissensfreiheit ohne Aber« fordert[431]; »recht stark vertreten« sei darüber hinaus »die holde Weiblichkeit« gewesen.[432] Und dabei sind schliesslich zahlreiche Journalisten, Fotografen und ein Kamerateam des Schweizer Fernsehens.

Als auf der Freitreppe des Hotels »Bahnhof« Mikrofon und Scheinwerfer endlich funktionieren – die Beamten des benachbarten Bahnhofs hatten sich geweigert, einen Stromanschluss zur Verfügung zu stellen –, sind gut hundert Gegendemonstranten aus der Gegend aufmarschiert. Sie schneiden die Stromkabel durch, schrauben Sicherungen heraus, greifen Kameraleute tätlich an und versuchen, die Ansprachen mit Pfeifkonzerten und Sprechchören zu übertönen. Autos fahren hupend in die Kundgebung, beim Bahnhof beginnt laut pfeifend eine Lokomotive zu rangieren, es wird dazu aufgefordert, die »Vaganten« und »Verbrecher« aufzuhängen oder ins Konzentrationslager zu schicken. Schliesslich werden die Plakate und Spruchbänder der Demonstrierenden behändigt und verbrannt.[433]

Trotzdem werden die Ansprachen gehalten. Hubert-Droz weist lakonisch darauf hin, dass eine erste Zivildienst-Petition im Jahr 1903 eingereicht worden sei: Seit 63 Jahren prüfe der Bundesrat nun also das Problem.[434] Dann spricht Jörg Steiner: »Meine Sache ist es, als einer unter vielen, als einer unter euch, als ein Beliebiger und Austauschbarer zu unserer Sache zu stehen. Unsere Sache ist die Schweiz. Wir stehen heute für sie ein, wir, die unbrauchbaren Festredner, die Linkischen, die Leute, die stottern, wo sie Parolen ausgeben müssten, die Leute ohne Rezept und Slogan, die Leute, die von Missbehagen über unsere selbstzufriedene parlamentarische Sattheit erfüllt sind und zornig über den unmenschlichen Sarkasmus so vieler prominenter Politiker.« Der Mythos Schweiz, der 1942 mitgeholfen habe, den Krieg zu überleben, fährt Steiner fort, sei nach dem Krieg zum »Mythos Überschweiz« gewuchert: Zwar sei man von zwei Weltkriegen verschont geblieben, aber: »Wie weit sind wir unseren Nachbarn in sozialen, kultu-

rellen und humanitären Fragen voraus? Wir wissen: Es ist alles unterblieben.« Steiner schliesst: »Für Villard und Annen stehen wir hier gegen Witzwil. Für eine neue Verfassung stehen wir hier gegen Witzwil. (…) Witzwil ist in der Schweiz. Witzwil wächst. Wie lange noch?« Nach Steiner versucht Roman Brodmann trotz stärker werdender Störaktionen als einer jener zu sprechen, die im Zweiten Weltkrieg Aktivdienst geleistet haben: »Als wir damals mit dem Gewehr in der Hand an der Grenze standen, da glaubten wir, nicht nur das Bankgeheimnis der faschistischen Bonzen und Kriegsverbrecher verteidigen zu müssen. Wir glaubten, auch an der Grenze zu stehen für die Würde des Menschen, für die Freiheit des Gewissens und für die Freiheit der Gesinnung. Und wir glaubten in jugendlichem Patriotismus, dass das Dinge seien, auf die man als Schweizer stolz zu sein habe.« Deshalb sei das, was mit Annen und Villard heute geschehe, eine »nationale Schande«. Er hoffe auf die »Schweiz der Zukunft«, die als »humanitäre Schweiz« das verwirkliche, »was sie der Welt versprochen hat«: »menschliche Gesinnung nicht mehr zum Delikt« zu machen.[435]

Nach der eigentlichen Demonstration entlädt sich der Volkszorn vor allem gegen den Bieler SP-Grossrat Marcel Schwander, der als Journalist im Hotel »Bahnhof« versucht, seinen Bericht für den »Tages-Anzeiger« und die Nachrichtenagentur United Press zu verfassen. Etwa hundert Bauern, berichtet der ebenfalls anwesende Cortesi, seien vor die Beiz gezogen und hätten gefordert, Schwander solle herauskommen. Daraufhin habe ein Wachtmeister Schwander seinerseits aufgefordert, Ins zu verlassen, weil seine Sicherheit nicht mehr garantiert werden könne. Als Schwander danach vors Haus getreten sei, habe die Menge skandiert: »Hänket ne! hänket ne!«

Für den Schutz der bewilligten Demonstration hat die Kantonspolizei übrigens exakt drei Mann abdetachiert. Dafür seien – so recherchierte Cortesi – in einem nahe gelegenen Wald »zwei Brigaden Polizisten mit Wagen versteckt« gewesen. Sie wären zum Einsatz gekommen, falls sich die Demonstrierenden erfrecht hätten, den ursprünglich geplanten zweiten Zug auf Witzwil doch noch anzutreten.[436]

»Nonkonformismus«: Frontenfrühling oder Gesinnungsethik? – Am Morgen nach der Kundgebung von Ins geht Bundespräsident Hans Schaffner in den Ständerat, um dort zum bundesrätlichen Geschäftsbericht zu sprechen. Nahe liegend, dass er dabei dem Nonkonformismus einen Exkurs widmet. »Unbesehen« würden »viele Kritiken« aus Ländern eingeführt, sagt er, »die einen gewissen Nachholbedarf an Schimpfen und Demokratie ausweisen, weil sie eben tausend Jahre lang schweigen mussten«. Diesen Kritik-Import aus Deutschland kenne man ja: »Wir stehen hier vor einem Ereignis, das nicht unbekannt ist. Es sind ja noch viele Herren da, die den ›Fronten-Frühling‹ erlebt haben. Damals wurde auch eine Blüte eingeführt, eben nicht aus helvetischem Edelgewächs (…), und man hat dem dann schlussendlich auch die Stirne geboten. Genau dasselbe geschieht jetzt. Wir führen einen sturen, einen unendlich langweiligen, einen bis zum Verhältnisblödsinn sich entwickelnden Nonkonformismus ein und ziehen unsere gut funktionierenden Leistungen unseres hochoriginellen Staatswesens immer wieder in Zweifel.« Die Verantwortung dafür trage jener Teil der schweizerischen Presse, der mit dem Nonkonformismus sympathisiere. Spöttisch kommentiert »Georg Berner« – ein Pseudonym von Achmed Huber – in der »Zürcher Woche«, die hauptsächlichen Reaktionen der Presse auf Schaffners Angriffe hätten bewiesen, dass in diesem Land weiterhin alles in Ordnung sei: »Devot nahm sie Hans Schaffners Tritt zur Kenntnis, brav verschwieg sie die dicksten Passagen des bundespräsidialen Credo und schadenfroh-dumm rapportierte sie nur den ›Verhältnisblödsinn‹ der Nonkonformisten.«[437]

Kaum einen Monat später, am 1. August, spricht alt Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen vor der Schweizer Kolonie in Vaduz und führt dabei Schaffners Presseschelte weiter: Die »überbordende« Kritik an den Institutionen sei zu einer »unguten Mode« geworden, und die »Negativität gewisser Blätter« zeige sich in »üble[r] Kritikasterei«. Die »National-Zeitung«, die Grund hat, sich angegriffen zu fühlen, kommentiert, Leute wie Wahlen würden gegen »das Phänomen ›Nonkonformismus‹« gerne »das Argument ›Verantwortung‹« hochspielen:

»Wer Verantwortung sagt, meint meistens die Sorge für die gegebene Ordnung. Es ist eine schmalbrüstige Verantwortung, die nur haftet für die Folgen innerhalb eng abgesteckter Kompetenzen. Sie kümmert sich nur um das rechtliche Minimum, das gefordert wird. Daneben gab es aber seit eh und je auch eine Gesinnungs-Ethik, die nicht nach Rücksichten, sondern nach moralischen Absichten handelt. Wer sich ihr verpflichtet, der will immer das Unbedingte, wo der Politiker aus dem Streit der Interessen nur noch ein Bedingtes herausdividiert.« Gegen diese real zustande kommenden Kompromisse wisse der »seinem Gewissen und nichts sonst Verantwortliche« dann häufig nur, »dass dies und jenes nicht sein« solle. Deshalb, so Kränzle, bleibe das Denken mancher Nonkonformisten »gelegentlich anschlusslos und zu wenig gesichert vor einem irrealen Radikalismus«.[438] Nonkonformistische Kritik weiss meist genauer, was sie nicht will, als was sie will. Aber damit ist sie noch nicht widerlegt.

Nach den Kundgebungen im Seeland: Wie »volksdümmlich« ist das Volk? – Wenn nach der Inser Kundgebung weitherum Feuer im Dach ist, dann nicht zuletzt wegen der Berichterstattung von Mario Cortesi: Ins sei »mit Hass gerüstet« gewesen »gegen die angekündigten Störer einer volksdümmlich-vaterländischen Ruhe«. Vorab das »Bieler Tagblatt« habe die »fascistischen Emotionen« der Inser Bevölkerung geschürt, und »die Disziplin der Demonstranten gegen die Horden wildgewordener Halbfascisten« habe bewiesen, »von welcher Seite es in Witzwil zu Ausschreitungen gekommen« sei.[439] Cortesis Berichterstattung übernimmt am 5. Juli 1966 nicht nur die »National-Zeitung«, sondern auch die »Antenne«, eine Informationssendung des Schweizer Fernsehens. Am 6. Juli verfasst der Gemeinderat von Ins eine Pressemitteilung, in der er Cortesis Anwürfe zitiert und »mit aller Entschiedenheit« zurückweist: »Der Gemeinderat bedauert, dass das Schweizerische Fernsehen einen Mitarbeiter beschäftigt, der in Wort und Sprache beweist, dass er den Anforderungen seines Berufes in keiner Weise gewachsen ist.«

Am 8. Juli erscheint im »Bund« ein Leitkommentar von Chefredaktor Paul Schaffroth. Das Problem der »Dienstverweigerung aus Gewissensgründen« sei eine politische Frage geworden, die man mit den »Mitteln der Demokratie auf befriedigende Weise« werde lösen können: »Gewisse Vorkommnisse der letzten Tage scheinen aber darauf hinzudeuten, dass gerade die Regisseure der Demonstrationen für die Gewissensfreiheit der Dienstverweigerer gar nicht an einer sachlichen demokratischen Auseinandersetzung interessiert sind, sondern vielmehr darauf ausgehen, Gutmeinende, Gutgläubige für ihr politisches Brunnenvergiften auszunützen und zu missbrauchen. Ihr Vorgehen ist von einer perfekten Perfidie gekennzeichnet und so geschickt getarnt, dass offenbar weite Kreise es nicht als Gaukelei erkennen, sondern ihnen noch gute Absichten zubilligen wollen. In den letzten Wochen, so scheint es uns, haben sie nun ihr wahres Gesicht gezeigt, ihre Methoden, so raffiniert sie auch sein mögen, wurden sichtbar. Das Spiel, das diese Regisseure treiben, ist gefährlich und stellt nachgerade unser Volk nicht nur vor die Gewissensfrage zum Problem Militärdienstverweigerung aus Gewissensgründen, sondern vor eine Situation ähnlich derjenigen vor dreissig Jahren, das heisst vor die Frage, ob es den nötigen Widerstandswillen aufbringt, den inneren Angriff auf unsere Eigenart und auf unsere bewährten herkömmlichen politischen Einrichtungen zu parieren.«[440] Gleichentags schreibt Roman Brodmann unter dem Titel »Der zweite Pogrom von Witzwil« in der »Zürcher Woche«: »Die Begegnung [von Ins, fl.] war notwendig, für uns vor allem. Der Weg zur Wiederherstellung der Demokratie wurde sichtbar: weit und steinig.«[441]

Tags darauf, am 9. Juli, verurteilt der Direktor des Deutschschweizer Fernsehens, Guido Frei, die Einseitigkeit von Cortesis Bericht, unter anderem mit einem Argument, das der Inser Gemeinderat vorformuliert hat: Cortesi habe die Bevölkerung »global« angegriffen, obschon lediglich »3 Prozent der Dorfbewohner« anwesend gewesen seien. Cortesi wird als Mitarbeiter der Sendung »Antenne« suspendiert, das Fernsehen entschuldigt sich »für den entstandenen Ein-

druck, die kleine Gruppe von Gegendemonstranten sei mit der Bevölkerung von Ins zu identifizieren«.[442]

Immerhin ist Mario Cortesi nun eine Person von öffentlichem Interesse. Am 12. Juli geht die Meldung durch die Presse, auf Einladung der Sozialdemokratischen Partei werde er am kommenden 1. August in Bützberg bei Langenthal die Ansprache zur Bundesfeier halten. Sinn von Augustfeiern sei es ja, sagt der Zuständige von Bützberg gegenüber der Presse, »zum Nachdenken herauszufordern«.[443] Das »Emmenthaler Blatt« versieht die Meldung vom Festredner Cortesi mit einem Kommentar: »Wenn der junge Mann auch bei dieser Gelegenheit seine bekannte Platte abzuspielen beabsichtigt, wird er freilich eine höflichere Version als in Ins verwenden müssen, sonst könnte ihm von den ›volksdümmlichen‹ Bauern eine vaterländische Antwort zuteil werden.«[444] Nachdem die gleiche Zeitung einige Tage später vor Ärger gar lyrisch wird – »O Mario, bester Mario mein, / wenn's einmal schief geht, wirst du Schwein / haben müssen, Protektion / um so zu frönen deinem Flohn!« –, treffen beim Zuständigen für die 1.-August-Feier in Bützberg anonyme Drohungen ein. Weil man seine Sicherheit nicht garantieren könne, wird der Bieler Journalist schliesslich ausgeladen. [445] Als Ersatz vorgesehen ist Cortesis Kollege Achmed Huber, der neben dem Dorfpfarrer Zwicky als zweiter Redner auftreten soll. Als Zwicky allerdings erfährt, dass Huber Moslem ist, zieht er seine Zusage kurzfristig zurück und begründet von der Kanzel herunter: »Wir verwerfen die islamische Lehre, dass der Glaube mit der Gewalt des Schwertes ausgebreitet werden soll.«[446]

Mario Cortesi hält seine bereits geschriebene Rede am Abend des 1. Augusts schliesslich in der »Junkere 37«[447] und beginnt mit den Worten: »Liebe Landsleute, ich bin stolz, dass Bützberg mir die Chance gibt, hier sprechen zu dürfen.« Es gebe in diesem Land heute »eine andere Schweiz«, eine »neue Schweiz« der »kleinen Minderheiten«, eine Schweiz der »unschweizerischen Schweizer«. In Witzwil und Ins hätten sich »›schweizerische‹ Schweizer (…) gegen die eigenen Rechte aufgelehnt: gegen das Demonstrationsrecht und das Recht der freien Mei-

nungsäusserung – beide wendeten ›unschweizerische‹ Schweizer an, um für einen ›unschweizerischen‹ Zivildienst zu plädieren. Dieses paradoxe Verhalten unseren eigenen politischen Rechten gegenüber, dieses Bekämpfen einer denkenden Minderheit, ist ein Symptom unserer Mühe, die Gegenwart zu bewältigen. Wir tauschen die Gegenwart ein gegen rühmliche Vergangenheit, weil wir spüren, dass wir uns, der Welt etwas bieten sollten, das wir nicht besitzen: eine Gegenwart, in welcher die Zukunft geplant wird.« Eine solche Gegenwart gebe es nicht, es gebe weder das Frauenstimmrecht, noch einen Zivildienst für Militärverweigerer aus Gewissensgründen, noch eine dringend nötige neue Bundesverfassung, dafür Gewässerverschmutzung, Nationalstrassendebakel und Telefonüberwachung. Die schweizerische Politik steuere auf eine »gefährliche Bankrottsituation« zu, die herbeigeführt worden sei »von den phantasielosen Ersatzideologen eines kalten Krieges gegen alles, was sich mit Kritik hervorwagte, herbeigeführt durch jahrelange vaterländisch bemäntelte Destruktion, von der niemand zu sagen weiss, was sie uns nützte, deren Schaden aber kaum abzuschätzen ist.«[448]

Für den 31. August 1966 lädt die »Junkere 37« zur Diskussion unter dem Titel »Inser Dokumentation«.[449] Der Staatsschutzspitzel zählt »80 Teilnehmer«.[450] Zeno Zürcher hat mit Erfolg an den Gemeindepräsidenten von Ins geschrieben, er möge »zur Klärung der Tatsachen« eine Delegation seines Dorfes nach Bern schicken.[451] Mario Cortesi hat private Tonbandaufnahmen mit den Reden von Brodmann und Steiner mitgebracht. Sergius Golowin, Ueli Baumgartner und Peter Lehner lesen »Polit-Lyrisches« – letzterer unter anderem folgende Verse:

»Schweiz Witzwil bei Ins
Gebrauch vom Recht der Rede
machten die einen
die gegen den Zwang zur Gewalt
Verweigerer
unter dem Zwang der Gewalt
die andern machten
vom Recht auf Grölen Gebrauch
Ins bei Witzwil Schweiz.«

Die angeregte Debatte ergibt keine neuen Aspekte. Die Meinungen sind gemacht. Die Inser Delegation wehrt sich in mehreren bodenständigen Voten gegen das »junge Gemüse« aus der Stadt, das in ihrem Dorf etwas inszenierte, was dort niemand gewollt habe und Ins seither in der ganzen Schweiz durch den Dreck ziehe. Mehr als alles, was die Inser zu sagen haben, verblüfft die »Junkere 37«-Aktivisten, wer ihre Argumente vorträgt: Es ist Robert Seiler, jener Seiler, mit dem man früher im Kreis um den Reformpädagogen Fritz Jean Begert zusammengesessen ist; Seiler, der alte Spanienkämpfer und Kommunist, Mitgründer der Partei der Arbeit nach dem Zweiten Weltkrieg; nach dem Ausschluss aus der Partei wegen ideologischer Abweichung 1953 Gründer der anthroposophischen Heimschule »Schlössli« in Ins. Dieser Seiler macht sich nun als Ortspräsident der Freisinnigen Partei zum Sprecher der »Volksdümmlichen«: Was da nach der Demonstration gegen die guten Leute von Ins öffentlich geworden sei, sagt er, sei »Bschütti gfüehrt«: »Wir in Ins unten leben in einer schlechten Ecke des Kantons. Da kommt viel Dreck zusammen, die Broje herunter, die Aare herunter. Den Ghüder der Stadt Bern haben sie uns jahrzehntelang ins Moos hinausgeführt. Neuerdings wird uns von Neuenburg her die Luft versaut. Und dann kommt noch so eine Demonstration.«[452] Zweifellos: Die »Volkskultur«-Ideologen des »Tägel-Leists« sehen sich an diesem Abend mit Vertretern eines Volkes konfrontiert, die sie in keiner Weise als ihresgleichen anerkennen.

Ein gutes Jahr später wird Mario Cortesi mit Jörg Steiner für die »National-Zeitung« ein Interview führen und ihn fragen, ob nach der Kundgebung von Ins versucht worden sei, auf ihn Druck auszuüben. Steiner wird antworten: »Ja, und zwar in erster Linie wirtschaftlicher Druck. Man bedeutete mir damals, dass in der Schweiz jeder sagen dürfe, was er wolle, sofern er in der Lage sei, die materiellen Folgen zu tragen. Das ist eine der eindrücklichsten politischen Lehren, die ich in den letzten Jahren empfangen habe und ich bin auch dankbar dafür – eine Lehre allerdings, die mir mit aller Deutlichkeit gezeigt hat, dass die Arbeit der Nonkonformisten wichtig ist.«[453]

Im Rückblick sagt Heinz Däpp: »Vor allem diese Inser Kundgebung hat elektrisierend gewirkt und hat zu einer starken Politisierung im ganzen Kanton geführt. Dort ist diese Nonkonformisten-Bewegung entstanden und hat sehr rasch Zusammenhalt gesucht. Am Anfang war's ein verschworener Zirkel über den ganzen Kanton hinein.«[454] Seit den Kundgebungen von Witzwil und Ins sind die Nonkonformisten keine reinen Einzelkämpfer mehr.

Die »Junkere 37« feiert ein Jubiläum: Die Welt des Georges Ghaby Hay. – Als ihm die Ehre zufällt, den hundertsten Abend der »Junkere 37« zu gestalten, ist er gleich auch für eine würdige Dekoration des Kellers besorgt: Seine skurril-exotischen Schattenspielfiguren, die er für eigene Stücke entworfen und gebaut hat, habe er mit Franz Gertsch zusammen aufgehängt, hat Ueli Baumgartner später erzählt.[455]

Baumgartner, damals 39-jährig, war ein »Tägel-Leistler« der ersten Stunde und wirkte seit mehr als fünfzehn Jahren in der Subkultur der Berner Altstadt. Er hatte an der Kunstgewerbeschule Zürich unter anderen bei Max Bill und Johannes Iten die Fachklasse Grafik absolviert und sich nach der Rückkehr nach Bern zu Beginn der fünfziger Jahre im ersten Kellertheater, dem »Theater der untern Stadt«, als Bühnenbildner engagiert. 1953/54 begann er sich mit dem Schattenspiel zu beschäftigen. Seit er 1955 im Rahmen einer Veranstaltung des Berner Schriftsteller-Vereins zum ersten Mal mit seinem Stück »das verlorene wort – ein schattenspiel in 6 scenen« aufgetreten war[456], wurde ihm der Name einer der Spielfiguren zum häufig verwendeten Pseudonym: Georges Ghaby Hay. Im Februar 1959 las er in der »Literarischen Stunde am Kaminfeuer« aus seinem zweiten Schattenspiel, »Das Loch in der Pfanne oder Oedipus, der durch die Oede muss«.[457] Das »Berner Tagblatt« schrieb, der Sagenstoff vom König Ödipus ziehe in Baumgartners Version »eine Kurve, die vom alten Mörike über Morgenstern, Schwitters (…) und Hugo Balls Dada zur Gegenwart führt, und lässt ihn so, punktuell und von innen, zu neuen und echten Erlebnisaktionen erglimmen«.[458] Drei Jahre später, am 17. Februar 1962,

eröffnete Harald Szeemann als Direktor der Kunsthalle seine Ausstellung »Puppen – Marionetten – Schattenspiel (Asiatica und Experimente)«. An der Vernissage führte Baumgartner seine Schattenspielfiguren vor. Im Rahmen dieser Ausstellung kam es zur Uraufführung des Stücks »Das Loch in der Pfanne«.[459]

Dass die Ehre, den hundertsten Abend bestreiten zu dürfen, auf Baumgartner fiel, war einerseits logisch: Nachdem er jahrelang aus beruflichen Gründen viel abwesend gewesen war, gehörte er unterdessen zur Kerngruppe der »Junkere 37«-Aktivisten – so sehr, dass man gegenüber der Öffentlichkeit nicht mehr von vier, sondern von fünf »Leitern« sprach.[460] Andererseits war Baumgartner als Künstler, Schattenspieler und Lyriker der wohl Eigensinnigste aus dem Kreis des »Tägel-Leists«. Es hätte deshalb einen Grund gegeben, am Jubiläumsabend eine grössere Konzession ans Publikum zu machen: Seit einigen Monaten lag der Diskussionskeller nämlich richtiggehend im Trend.

Am 10. Juni 1966 hatte die »Weltwoche« für die »Junkere 37« das Wort vom »Berner Hyde-Park« geprägt.[461] Seither galten Zeitungsberichte über die »Keller-Poeten« als chic. Anfang August schrieb die »National-Zeitung«, in diesem Keller sagten junge Leute »manches, was heute schockierend wirkt. Morgen aber sagen es schon die meisten.«[462] Am 11. August widmete der Journalist Heinz Däpp jenem Keller, in dem er sich seit einigen Monaten selber aktiv engagierte, ebenfalls in der »National-Zeitung«, einen längeren Beitrag. Darin wies er darauf hin, dass am »kleinen Tischchen mit dem bleichgrünen Tischtuch und dem Dutzend eng gedrängter Reihen wackliger Stühle« in den letzten Monaten der »EMD-Presseoberst« Hans Rudolf Kurz und der »PdA-Chefideologe« Konrad Farner, der im Zürichbiet nicht wiedergewählte marxistische Sekundarlehrer Max Meier und der Grossratspräsident Ernst Bircher gleichermassen referiert hätten: »Denn hier gibt es keine Tabus. Der Junkere-Keller gehört allen: den Nonkon- und den Konformisten, den Naiven und den Durchtriebenen, ja sogar den ›Spinnern‹.« Natürlich gebe es gerade wegen des Niveaus mancher Veranstaltungen Kritik in der Stadt, schrieb er weiter und liess Zeno Zürcher antworten:

»Stimmt, die Junkere ist der schlechteste Berner Diskussionskeller. Leider ist er auch der einzige.« Danach folgte in indirekter Rede das »tägel-leistsche« »Volkskultur«-Credo: »Heute, im Zeitalter der Spezialisierung, sei das politische oder kulturelle Gespräch eine Klassenangelegenheit geworden (…), über hohe Politik und kulturelle Probleme dürfe nur reden, wer standes- oder bildungsmässig dazu privilegiert sei. Die Stellungnahme des Laien sei nicht mehr erwünscht. Damit aber pachteten einige wenige sogenannt Kompetente wichtige Bereiche des kulturellen und politischen Lebens.« Däpp resümierte: »Die Ideologie der Junkere besteht darin, dass ihr alle Ideologien recht sind.«[463]

Auf der Einladung zum hundertsten »Junkere«-Abend vom 23. September 1966 heisst es, mit der eigenwilligen Bilderwelt, die Baumgartner dichtend und malend gestalte, habe er manches vorweggenommen, »was erst heute (meistens von USA und Frankreich her) langsam als ›Phantastischer Realismus‹ und ›Pop-Art‹ auch in Bern ›populär‹ wird.« Seit der »Tägel-Leist« 1958 mit dem »SINWEL« eine eigene Zeitschrift herzustellen begann, hatte Baumgartner neben Holzschnitten regelmässig Gedichte beigesteuert, die in freien Versen die fantastische Kehrseite der Alltagswelt beschworen – eine Welt, die er mit »Hirschvogel-Geistern, Baumdämonen, Stein-Riesen, brennenden Phallus-Poeten und anderen im Tägel-Leist lebenden Phantasien«[464] bevölkert sah: »Der Pastor Gegentier predigt, / Und streuet Gift auf der / Elben Pfad… // Er predigt so sehren / Es glaubt ihm weder / Faun noch Silen.«[465]

Im Abstimmungskampf gegen das »Asozialen-Gesetz« hat auch er begonnen, als »Keller-Poet« »Polit-Lyrik«[466], also politische Gebrauchsverse zu schreiben – beispielsweise einen Zyklus unter dem Titel »Der unaufhaltsame Abstieg eines Mannes namens Dursli Miesig in erbaulichen und weniger erbaulichen Chorälen und Moritaten«.[467] Jetzt würdigen ihn seine Kollegen auf der »Junkere«-Einladung: »In seinen dichterischen Versuchen geht es Baumgartner um die Erfassung der geistigen Welt des Aussenseiters – dies in einer Zeit, wo immer mehr der lieben Mitbürger nach Sondermassnahmen gegen alles ›Asoziale‹ verlangen.«[468] Im kommenden Frühjahr wird der »Vorwärts« über

Baumgartners Polit-Lyrik schreiben: »Seine Sprache ist von ausser-gewöhnlicher Kraft, lapidar, öfters gar naiv. Er spricht und dichtet vordergründig, programmatisch, aber so, dass er vom Volk verstanden werden kann, wenn es nur will.«[469]

Seinen Versen, die er unter dem Titel »Requiem für einen Vagabunden« für den hundertsten Abend zusammengestellt hat, fehlt sowohl die kabarettistisch-grelle Sozialkritik als auch der mythisch-gegenweltliche Zauber der frühen Gedichte. In der expressiven Klage dieser Texte mag die persönliche Erfahrung aufgehoben sein, plötzlich zu einer unerwünschten und bekämpften oppositionellen Minderheit zu gehören:

»mit verlorenen schritten flüchtend
durch die viertel der fremden stadt
das klappern der absätze auf
hartem asphalt erinnert
an des diebes geständnis.
das pochen und hämmern
hinter maschinenhallen,
der rasselnde atem schwindsüchtiger
zeit.
mietskasernen in reih und glied
stockwerk auf stockwerk geschichtet
mit hohlen fensteraugen,
das beinhaus
der fliessband-geborenen.
mit schaudern geht man vorbei
an den häusern wohlhabender bürger,
weil jeder weiss
dass du hier keine heimat
findest
und hinter duftigen gardinen
prometheus auf ein sofa
gefesselt ist.
doch spät am abend die einkehr
als flüchtiger gast.
schon tritt man wieder
über die schwelle ins dunkel
und niemand will dir weggefährte sein.«[470]

In späteren Jahren hat Baumgartner nicht mehr geschrieben. Er hat sich als Grafiker sein Leben verdient und ist zusammen mit seiner Partnerin Karin Kring all jenen Freund und Gastgeber gewesen, die, wie er, nicht gross herauskommen wollten oder konnten. Langsam und beharrlich, ohne öffentliche Beachtung, hat der einstige Weggefährte des unterdessen zu Weltruhm gelangten Franz Gertsch nach der Pensionierung an seinen Bildern weitergearbeitet. Am 29. April 2000 ist er in seiner bescheidenen Wohnung hinter dem Eigerplatz tot zusammengebrochen.[471] Freunde und Freundinnen – unter ihnen eine stattliche Vertretung vom »Tägel-Leist« – haben seine Urne im Reichenbachwald oberhalb des Restaurants »Zehnder-Mätteli« in den Wurzeln eines Baumes beigesetzt.

Die Poëtenz-Soirée in Bern: Walter Zürcher wird Urban Gwerders Verleger. – »Poëtenz« heisst die »aristokra-urbaneske Show«, mit der am 24. September 1966 der Comte Ivan Merdreff alias Urban Gwerder, »der weisse Indianer«, der Beatnik aus Zürich, the poet himself im Theater am Zytglogge auf der Bühne steht – und es wird eine der »stimmungsvollsten Shows« seiner Tournee, während der Zettel auf die Bühne geflogen seien mit der Aufschrift: »Wir sprechen dieselbe Sprache!«[472]

Vier Jahre ist es her, seit Gwerder als achtzehnjähriges Wunderkind der Dichtkunst im »Podium« einen Gedenkabend für seinen zehn Jahre zuvor verstorbenen Vater, den Lyriker Alexander Xaver Gwerder, bestritten und kurz darauf an der zweiten Boldern-»tagung für junge schriftsteller« als »Zweigespann Golowin–Gwerder« die Ruhe vor dem Nonkonformismus gestört hat. Danach ist er eine Zeit lang von der Bildfläche verschwunden. Weil ihn das »Wunderkind-Tamtam« angeödet habe, habe er dafür gekämpft, vorzeitig für mündig erklärt zu werden, und kaum war das geschafft, zog er mit seiner Frau Tina und dem gemeinsamen Sohn Wanja nach Südfrankreich.[473] Seither hat er sich durchgeschlagen: Expressbote, Bahnpöstler, Babysitter, Kulissenschieber, Buchhändler, Siebdrucker, Speditions-Nachtarbeiter, Marktfor-

scher, Holzfäller, Knecht, Bauarbeiter.[474] Daneben versteht er sich weiterhin als Lyriker: »Meine Vision von Poesie hatte sich aus der eher hermetischen Alchymistenklause wegerweitert zum fahrenden Sänger/Botschafter/Geschichtenerzähler, direkt an die Leute.« Nun schwebten ihm Lesungen vor »weg von der Heiligen-Hallen-Atmosphäre mit Wasserglas und Blumenstrauss, aber auch nicht so intellektuell wie oft die Jazz & Lyrik-Lesungen«. Das Ganze sollte »multimedialer, direkter, sinnlicher« sein. »Schüssel an Schüssel im Pissoir« eines Zürcher Spuntens habe er mit dem Organisten Jelly Pastorini erstmals die Idee besprochen, mit einer »Poesie-Performance« gemeinsam aufzutreten.[475]

Bereits im Hinblick auf dieses Projekt ermuntert Gwerder den Filmemacher Fredi M. Murer, seine Idee, über die »langhaarige nonkonformistische Gwerder-Familie« einen Film zu drehen, jetzt zu realisieren. Innert einem Monat und mit einem Budget vom 4000 Franken, das Murer für Materialkosten zur Verfügung hat, wird »mit einer grundlegenden Konzeptidee und ein paar Ablauf-Notizen« im Frühling 1966 der Film »CHICORÉE« gedreht. In einer der Szenen sieht man Gwerder bei einer Solo-Demonstration am Rand des offiziellen Ostermarsches in Zürich. Der Demonstrationszug und der Verkehr bewegen sich rückwärts, nur der Dichter schreitet, in der Hand ein Plakat mit der Aufschrift: »Wollt ihr den totalen Urban?«, vorwärts. Am 7. Mai 1966, als in St. Gallen das »Poëtenz«-Programm erstmals über die Bühne gehen soll, ist der Stummfilm fertig gestellt. So wird zuerst »CHICORÉE« gezeigt und hinter der Leinwand von Pastorinis Gruppe »The Jelly Sounds« improvisierend begleitet. Dann betritt Gwerder die Bühne und beginnt, musikalisch untermalt, mit der Rezitation seiner Lyrik.

»Urban: ein netter, junger Mann mit sehr grossen Augen, einem herrlichen Winnetou-Haarschopf, einem seitlich vom ausdrucksvoll weichen Mund niederhängenden Schnurrbart, in einem wunderhübsch roten und musterbortenbezogenen seidenen Sennenjackett, mit Sonnenbrille und schwarzem Schlapphut. Er möchte – so muss man ver-

muten – die Bürger schrecken.« So sieht es nach dem Berner Auftritt der »Bund«, und auch das »Berner Tagblatt« ist von Gwerders Aufmachung beeindruckt. Er sei eine »Erscheinung, die trotz entsprechender Maskerade nicht ganz in diese Show passt. Irgendwo ist eine falsche Note. Urban Gwerder wird das nicht wahrhaben wollen, aber seine Poesie entspringt einem echten Welt- und Existenzgefühl; seine Harlekinade hat ihren Ursprung in echter Intelligenz und seine Sehnsucht gilt einer Schönheit, um die sich ausser ihm noch viele Menschen bemühen.«[476]

Mit einer »automatischen Schreibweise«, mit der schon der französische Surrealismus experimentiert hatte, begann nun auch Gwerder zu pröbeln: Mit ihr sollte es gelingen, gegen die herrschende einseitige Rationalität nicht-rationale Bewusstseinsbereiche zu verbalisieren. Sein Vorgehen war folgendes: »Nach längerem Training im Halbschlaf, aus dem Schlaf heraus« habe er »blind und im Dunkeln« geschrieben, jedoch nur so lange, bis er sich bewusst geworden sei, dass seine Hand schrieb, dann habe er aufgehört. Neben diesen sperrigen, in einem sozusagen aleatorischen Verfahren gewonnenen Texten, gehörten zum »Poëtenz«-Programm auch bilderreiche gesellschaftskritische Verse, die mit Polemik, Wortspielen und Kalauern die »Markthalle Gesellschaft« denunzierten. Den »Schweizern« rief er zu: »(…) Herr / gib ihnen die ewige Unruhe / nimm von ihnen / Einbildung, Dummheit und Geld. // Unsere Heimat ist schachmatt / Lehrer leeren Kinder / wie Abfuhrmänner Kübel kippen / (…) // Wer kein Geld hat der ist nicht von hier / und wer nicht Kompromisse pissen / kann / stirbt arm.«[477] Seine Verachtung gilt dem »Moralchoral« der »Zeitungsschreiber«, den »Akademickymauser[n]« und den »überflüssig und schlecht / besetzte[n] Bürostühle[n]«: »Eine Armee von tausend / motorisierten Halbstarken / Vaterland / täte dir besser.«

Gegen diese Welt beginnt Gwerder eine eigene Kultur zu formulieren: »Ich bin euch fremd / weil ich bin wie ich bin.« Trotzdem fühlt er sich nicht allein: »Alle Tage grüsst / mich der Untergrund« und »neue Zigeuner« tauchen auf, »heimatlos / aus einem Schattenstaat / schat-

tenlos und engelhaft / heilige Monster (…) / zwischen Traum / & Wirklichkeit.« So werden in der Vision des jungen Poeten »5000 Jahre des Indianers / wieder wirklich«.

Die Poëtenz-Soireen, die in Baden, Basel, Biel, Rheineck, St. Gallen, Stuttgart, Winterthur und zweimal in Bern stattfinden, haben sich im dritten Teil, in dem beim Aperitif Original-Manuskripte, Dokumente, Manifeste und Drucke besichtigt werden konnten, nicht selten zu »grossartigen Festen bei Gleichgesinnten« ausgewachsen. Beim Auftritt in Bern sei er zum Beispiel »regelrecht entführt« worden »in eine grosse Abbruchhaus-WG mit tollen wilden Leuten zu einem Alpchessi voll Sangría, Spaghetti-Essen und Übernachten«. Und: »Der Kleinverleger Walter Zürcher bot mir an, wenn ich ein Buch machen wolle, würde er es herausgeben.«[478]

Ein interessanter Hinweis, der belegt, dass sich Walter Zürcher, seit mehr als zehn Jahren Organisator des »Kerzenkreises« und seit einem Jahr Betreiber des ehemaligen »Büros Arsène« für Schreibarbeiten, Übersetzungen und Photokopien, unterdessen als Kleinverleger versteht. In der Erinnerung von Zürcher ist 1966 ein Jahr des Umbruchs: Er fühlte sich zwar immer noch dem »Panideal«, der Lehre von Rudolf Maria Holzapfel verpflichtet, begann sich aber seit einiger Zeit von der überalterten panidealistischen Bewegung zu lösen. Gleichzeitig verlor er immer mehr das Interesse an der Weiterführung des »Kerzenkreises«. Er begann den Keller seiner ehemaligen Feinde zu besuchen – im Gästebuch der »Junkere 37« taucht sein Name erstmals im Dezember 1965 auf[479] – und widmete sich dem Aufbau seines Verlags.[480] Im April 1966 erlitt er einen Rückschlag: Fast gleichzeitig mit dem Keller an der Gerechtigkeitsgasse 15, wo damals die »Kerzenkreis«-Abende stattfanden, wurden auch die Räumlichkeiten seiner kleinen Druckerei gekündigt. Der Plan, Räume zu suchen, »die sich sowohl für [das] Vervielfältigungsbüro wie für die Vorlesungen eignen würden«[481], zerschlug sich. Mit dem »Kerzenkreis« fand er schliesslich Unterschlupf im »Theater am Zytglogge«, seine kleine Druckerei richtete er im Stöckli ein, das er mit seiner unterdessen sechsköpfigen Familie in

Gurtendorf auf Berns Hausberg bewohnte. – Im Herbst 1967 wird im »Walter Zürcher Verlag« Gwerders Gedichtband »TILT« erscheinen, in dem die auf der »Poëtenz«-Tournee entstandenen Texte dokumentiert sind.

Adorno analysiert die »Junkere 37«: »Abhub der bürgerlichen Kultur«. – Der 104. »Junkere-Abend« ist einer der legendärsten, nicht zuletzt weil es weder eine Tonbandaufzeichnung, noch eine Einladung, noch einen Gästebucheintrag gibt. Aber Spuren hat der Abend trotzdem hinterlassen. Zum Beispiel gibt es eine Fotografie, die zweieinhalb Jahre später in der »Berner Tagwacht« veröffentlicht worden ist. Sie zeigt drei Männer vor Ueli Baumgartners Schattenspielfiguren, die an jenem Sonntag, dem 2. Oktober 1966, nach wie vor die Kellerwände schmückten: im Vordergrund Sergius Golowin, nachdenklich vor sich hin blickend, im Hintergrund, mit dunkler Hornbrille und mit der linken Hand vor dem Mund aufmerksam zuhörend Urs Jaeggi und in der Mitte der 63-jährige Referent: Theodor W. Adorno.[482]

Den »Junkere«-Auftritt des Frankfurter Soziologen und Kulturphilosophen hatte Urs Jaeggi eingefädelt – sozusagen als Abschiedsgeschenk an die Berner Subkultur vor seinem Wegzug nach Bochum. Als Soziologieprofessor der Universität hatte er in diesem Sommer den Diskussionskeller zu besuchen begonnen und mit Ausführungen zum Thema »Der Bergbauer – Stiefkind der Industriegesellschaft« auch seinen Einstand als Referent gegeben.[483] Adornos Zusage, in der »Junkere 37« einen Abend durchzuführen, hatte er erst im Laufe des Samstags bekommen – in aller Eile hat man daraufhin telefonisch eingeladen, fast fünfzig Personen sind gekommen.[484] Man habe sich »in einem Kreis« zusammengesetzt zu »einem gemütlichen Gespräch«[485], und der »liebenswürdige Professor« sei »erfreut« gewesen »über die lebhafte Diskussion«.[486]

Gesichert ist, dass sich der Linkshegelianer Adorno, der wegen eines Radiovortrags zum Thema »Die Kunst und die Künste« in Bern weilte, lebhaft für die Junkerngasse interessierte, weil hier zwischen

September 1793 und Januar 1797 Friedrich Hegel als Hausmeister gewirkt hatte.[487] Nicht gesichert jedoch ist, wovon an jenem Abend die Rede war. Urs Jaeggi vermutet aus der Erinnerung, Adorno könnte über die »Dialektik der Aufklärung« gesprochen haben, jene philosophischen Fragmente, die er 1944 im kalifornischen Exil zusammen mit Max Horkheimer verfasst hatte.[488] Einen Hinweis auf das Gesprächsthema jenes Abends gibt es: Martin Schwander, Gymnasiast aus Burgdorf und Mitarbeiter der linken Zeitschrift »Zeitdienst« in Zürich, fragt in seinem Artikel keck: »Prof. Adorno sagte einiges, mit dem man nicht unbedingt einverstanden sein darf. Oder ist der politische Protestsong wirklich der ›Abhub der bürgerlichen Kultur‹? Soll nicht jeder Künstler seine eigene Sprache sprechen? Muss man wirklich das komplizierteste aller Deutsch sprechen, um der Masse etwas klar zu machen? Oder ist es vielleicht soziologisch gedacht, wenn Adorno behauptet, die Masse befinde sich in der ›Regression‹?«[489]

Auf welcher Ebene Adorno widersprochen worden ist, lässt sich auch aus einer Passage schliessen, die Golowin fast zehn Jahre später in sein Buch über »Die Welt des Tarot« eingeschoben hat: »Als ein sicher sehr belesener und kluger Hauptvertreter der europäisch-amerikanischen Hochschulwissenschaften von heute einmal (…) mit ›Künstlergruppen des Kultur-Untergrundes‹ zusammensass und von ihnen über die Kräfte und Dinge, die sie bewegten, vernahm, also von ›modernem Bänkelsang‹ (Polit-Lyrik), Puppentheater um Urbilder, zeitgemässem Märchenerzählen und ›Kartenschlagen‹ (…), sah er darin voll Entsetzen ›nichts anderes als den Abhub der bürgerlichen Kultur‹.« Golowins Kommentar: »Was ihm offenbar unverständlich blieb, ist die von den Tarot-Philosophen der Vergangenheit und Gegenwart verkündete Erkenntnis, dass das menschliche Bewusstsein, das für einen Wiederanfang der Kultur seine schöpferischen Kräfte neu aufbieten will, sich zuerst ›rückbesinnen‹ muss – sich an die in ihm ruhenden Urbilder zu erinnern hat.«[490]

Adorno – der damals an seiner schliesslich unvollendet gebliebenen »Ästhetischen Theorie« zu arbeiten begann und »technische Fort-

geschrittenheit« und »Idiosynkrasie gegenüber allem Überkommenen« als zentrale Kriterien für eine gültige ästhetische »Einschätzung von Kunstwerken« betrachtete[491] – muss an jenem Abend erschrocken sein über die unbeschwerte Naivität, mit der man in der schweizerischen Provinz mitten in einem vormodernen Sumpf von Obsoleszenzen meinte, Aussagen zur Kultur machen zu dürfen. Umgekehrt werden vermutlich nicht nur Golowin und Schwander ein bisschen den Kopf geschüttelt haben über die ignorante Hochgestochenheit des Professors aus Frankfurt.

Die »Gruppe 67«: In Burgdorf entsteht ein neues literarisches Podium. – Anfang November 1966 schliessen sich in Burgdorf Martin Schwander, Walter Aeschimann, Heinz Fankhauser, Toni Zimmermann und Peter Zünd zur »Gruppe 67« zusammen und schicken ein »Gründungsmanifest« an Heinz Däpp, den Redaktor des »Burgdorfer Tagblatts«, der es am 3. November unter dem Titel »Forum für progressive Kunst: die Gruppe 67« publiziert.

Das geistige Leben der Schweiz, heisst es darin, habe eine Intensität und eine Bedeutung erlangt, wie sie noch kaum zuvor dagewesen sei und der Burgdorfs Kulturleben nicht gerecht werde. Deshalb habe man die »Gruppe 67« gegründet: »Wir wollen versuchen, einem wahrscheinlich kleinen, aber interessierten Publikum Gelegenheit zu geben, Schriftsteller und Künstler experimenteller Richtungen, aber auch zeitgenössische Schweizer Schriftsteller, persönlich kennenzulernen. Gerade die Vertreter der experimentellen Richtungen (konkrete Poeten, Neo-Dadaisten, Polit-Lyriker, Protest- und Folksänger, Maler der phantastischen Richtung, Vertreter der Computer-Musik usw.) stossen in weiten Kreisen auf Ablehnung und Protest, Ziel der Gruppe 67 ist es nun, nicht einfach abzulehnen, sondern mit diesen umstrittenen Persönlichkeiten zu diskutieren und dadurch neue Aspekte zu gewinnen.« Weil man sich bewusst sei, dass man mit einem solchen Programm »in Burgdorf schwankenden Boden« betrete, sei die endgültige Gründung erst für 1967 vorgesehen.[492]

Martin Schwander erinnert sich, am Anfang sei ein Film gewesen, »Il vangelo secondo matteo« von Pier Paolo Pasolini, der von Heinz Däpp in den Schulräumlichkeiten vorgeführt worden sei. Wie sie auf Däpp gekommen seien oder Däpp auf sie, wisse er nicht mehr. Es könnte so gewesen sein: Am 17. Juni 1966 war in der »Junkere 37« darüber diskutiert worden, ob Pasolini mit der Verfilmung des Matthäus-Evangeliums Christus als marxistischen Propagandisten auf die Leinwand gebracht habe; Heinz Däpp sass mit anderen am Tisch der Diskutanten, Martin Schwander – laut »Junkere«-Gästebuch – im Publikum.[493] Schwander weiter: »Aus dem Kreis der Schüler, die bei der Vorführung und der anschliessenden Diskussion mit Däpp dabei gewesen sind, ist dann die Idee entstanden, einen öffentlichen Zirkel zu gründen, bei dem nicht nur Leute vom Gymnasium dabei wären. Das Gründungsmanifest schrieben ein Versicherungsagent, ein Dekorateurlehrling und drei Gymeler. Später sind Arbeiter dazugekommen, eine zeitlang ist sogar ein junger Bauer dabeigewesen, ein Kreis, nicht nur auf das Gymnasium beschränkt, der uns gepasst hat.«[494]

Bei null anfangen musste Schwander nicht mehr, er hatte bereits lange genug zugeschaut, wie man ein Diskussionspodium leitet: Die Veranstaltungen des Stadtbibliothekars Golowin hatte er öfter besucht, und im Gästebuch der »Junkere 37« taucht sein Name erstmals Ende Juni 1965, einen Monat nach seinem sechzehnten Geburtstag, auf.[495] Klar, dass ein derart neugieriger und frühreifer Kopf, der auch noch kritische Ansichten äussert, den Schnüfflern des Staatsschutzes ins Visier geraten muss. Schwanders erster Ficheneintrag datiert von Mitte September 1966, als er als journalistischer Mitarbeiter des »Zeitdienst« telefonisch recherchierte: »16.9.66 v. Pol. Kdo. BE: S. setzte sich mit der Administration des ›Vorwärts‹ in Basel in Verbindung u. wünschte alle Artikel, die sich auf Nonkonformismus beziehen. Vermutlich brauchte S. diese zu Informationszwecken. S. ist der Sohn des Zahnarztes Paul Schwander, der Mitglied der Freisinnig-Demokratischen Partei ist und früher polit. aktiv tätig war.«[496]

Die erste Veranstaltung der »Gruppe 67« findet am 12. November

1966 statt, und zwar am Elfenweg 25, im Luftschutzkeller des neu erbauten Hauses des Versicherungsagenten Heinz Fankhauser.[497] Eingeladen ist Walter Vogt, der »Röntgo-Poet«, den eine Berner Zeitung letzthin »Medizyner« genannt habe. Assistiert wird Schwander bei dieser Veranstaltung von Sergius Golowin; und weiter bekannt ist lediglich, dass nach Vogts Lesung »aus seinen angriffigen Werken (…) eine rege Diskussion« entstanden sei. Ins Gästebuch, in das sich an diesem Tag 18 Personen eintragen, schreibt der Autor: »Zukunft ist etwas Schönes – ich wünsche der Gruppe 67, dass sie 87 gross und lebendig sei (ohne das untere/mittlere/obere Emmental literarisch zu tyrannisieren).«[498] So alt ist die »Gruppe 67« freilich nicht geworden.

Wie Mueller in Aberdeen lebt, schreibt und sich nach Bern sehnt. – »Tja, was ich noch sagen wollte: Diese Karin, die dicke, fette aus Soho, die habe ich ja noch so einigermassen gemeistert, aber nun stehe ich (…) grundneuen Gefahren gegenüber, und zwar in der mageren Gestalt einer neunzehnjährigen Schwedin namens Agneta, grünäugig, gelbhaarig und hässlich wie die Nacht.«[499] Anspielungen auf Liebesabenteuer sind häufig Teil der Briefe, die René E. Mueller aus Schottland in die Schweiz schickt, aber dass er ernstlich verliebt wäre, hat er bisher noch nie geschrieben. Am 25. November 1966 ist das anders: »Die Maschine ruhte und verschimmelte. Das kommt von wegen dem kleinen schwarzen Pantherli, in das ich so furchtbar verliebet bin. Aus Kopenhagen, man denke, und wir, Brigitta und ich, leben wie die Tauben, was sich umsomehr aufdrängt, als ich mein klein Häuschen aufgegeben habe und mir nächst nahe ein wundertolles vollkommen unabhängiges Appartement einrichten liess (…), [das] bezog ich mit der ausdrücklichen Aufforderung, den Winter hauptsächlich zum Schreiben zu benützen.«[500] Übrigens heisst Brigitta in späteren Briefen Birgitte – zumindest in diesem Fall hat der Liebhaber wohl zuerst geturtelt und erst danach nach dem genauen Vornamen gefragt.

Seit Mueller Anfang Juni aus Saintes-Maries-de-la-mer nach Aberdeen zurückgekehrt ist, führt er ein sesshaftes Leben »auf einem der

schönsten Flecken ausserhalb Aberdeens auf den Hügeln, in einem bestmöglich freien Land«.[501] In den Briefen finden sich seither kaum mehr Hinweise auf ein Engagement im anthroposophischen Kinderheim. Man scheint ihn als Langzeitpensionär seinen Neigungen nachgehen zu lassen: dem Feiern und Bechern, Turteln und Schreiben.

Der Text, den er als Schriftsteller in Arbeit hat, trägt den vorläufigen Titel »Und ich nahm die Strasse«[502], ein »Gammlerschunken«[503], der ihm »in jeder Beziehung fast über den Kopf« wachse.[504] Ende Juli schreibt er, er arbeite »täglich wie ein armer Hund« und werde »doch nicht dick und fett dabei«: »An mir ist vielleicht doch kein Schriftsteller verloren gegangen. Aber was will man tun? Ich kann ja sonst auch nichts!«[505] Und Ende Oktober: »Die Arbeit an diesem Buch ist bis jetzt keine reine Freude. Schon eher ein Wechselbad mal heiss mal kalt. Ich schreibe mit Lust und Inbrunst unter dem genüsslichen Gefühl, wenigstens oberen Durchschnitt zu schaffen, empfinde gewisse Befriedigung dabei, bis ich bei Nacht oder andern Tags das Gewerkte überdenke und betrachte. Dann hagelt es Zweifel, die sich begleitet von Angst und Furcht zur endlichen Überzeugung steigern, es sei doch ganz grosser Seich.«[506]

Im August unterbricht er die Arbeit am Gammlerbuch und wendet sich seinen Gedichten zu. Da er gleichzeitig in mehreren Briefen davon spricht, an die Frankfurter Buchmesse reisen zu wollen, ist anzunehmen, dass er hofft, dort für diese Gedichte einen Verleger zu finden. Am 4. September schreibt er an Walter Matthias Diggelmann, er habe eben »eine mordsmässige Sauarbeit« hinter sich gebracht: »Über 300 Gedichte gesichtet, geordnet, redigiert usw. Ich bin bemüht, mal wieder einen Band herauszubringen und hoffe sehr, dass er besser sein wird, als der von 1960. (…) Damals war ich halt noch jung und doof.«[507]

Am 18. September meldet er, dass er sich »nach Bereinigung von fast 300 Aderlässen« wieder seinem Schunken zuwende.[508] Am 23. September – in Bern feiert man den 100. Abend der »Junkere 37« – sitzt er im Nachtzug von Aberdeen nach London auf dem Weg nach Frankfurt. Einem kleinen Gratulationsschreiben für das Jubiläum der »Freunde und Komplizen« in Bern fügt er folgende Verse bei:

»Mondhorn und Fledergemäuse –
Raus ihr Zwerge!
Raus aus den Höhlen,
raus aus dem Gehäuse!
High – Gartenzwerge der Heimat!
High – Pinscher und Kellerpoeten!
Die Gartenriesen aus Schottland
grüssen die Gartenzwerge
im Zwergenkleinstaat!
High die Liebe!
Tanzet, küsset, singt
und streut Sand ins Getriebe!
Hemmet den Schwung
der Dummheit
und geistigen Landesverteidigung!«[509]

Der Abstecher nach Frankfurt muss ein Misserfolg gewesen sein: Er erscheint in seinen Briefen nur noch einmal, und zwar als die »Krisenzustände Frankfurter Buchmesse«.[510] Mueller bleibt literarisch weiterhin vollständig erfolglos, die Gedichtsammlung, mit der er nach Frankfurt gereist sein wird, ist verschollen.

Spätestens Mitte Oktober ist er wieder in Aberdeen: »Manchmal drehe ich durch. Neulich sind wir von einer Party, nachdem wir des Beatens genug hatten, morgens um drei direkt an die Beach hinausgefahren. Es war ganz schön kalt. Eisiger Wind wehte irres Schneegestöber. Die Zeitungen erwähnten andern tags einen Blizzard. Das Meer schlug mannshohe Wellen, und das Nebelhorn dröhnte, und die Nacht war ein gewaltig rauschendes Lied, voll von Leben, Sex, Leidenschaft. Voll von rotaufschäumendem Blute und weissglühender Liebe. Und auf einmal, da hat es mich gepackt, dass ich nicht widerstehen konnte, die ganze Welt, das ganze Universum zu umarmen, und da habe ich mich mit samt Schuhen und Kleidern durchs Schneegestöber über den Strand gestürzt und geradewegs hinein in die peitschende Flut und wie ich dann geschwommen bin, konnte ich endlich wieder atmen. Darauf liess ich mich nach Hause chauffieren, zog trockene Kleider an, und dann haben wir zu dritt sechzig Flaschen Tuborg gesoffen.«[511]

Daneben verfolgt Mueller mit Interesse die laufenden Ereignisse in Bern und erteilt Zeno Zürcher eine »Mängelrüge«, weil ihn die Einladungen für die »Junkere 37« zu unregelmässig und zu spät erreichten.[512] Die Zusendung von Zeitungen verdankt er andererseits wortreich: »Ich bin ja so froh für überhaupt alles, was ich an Publikationen aus der Schweiz bekommen kann, damit ich doch wenigstens ein bisschen auf dem laufenden bin.«[513] Schweigt Bern, kommt in ihm »das verdammte Gefühl der Einsamkeit« hoch: »Manchmal komme ich mir ja schon sehr verlassen vor, wenn ich so wochenlang nichts aus der Schweiz zu hören bekomme.«[514]

Für Mueller – das wird immer wieder klar – ist der Schottland-Aufenthalt nicht nur freiwillig. »Mit Berechtigung und absolut wahrheitsgetreu« würde er seine Briefe nach Bern am liebsten mit »GAU BERN, S D R (Schweizerisch-Demokratische-Republik)« adressieren.[515] Als er Anfang August von den Zusammenstössen in Witzwil und Ins hört, sehnt er sich nach einem »Junkere«-Auftritt: »Ich spiele ja bereits seit einiger Zeit mit dem verlockenden Gedanken, Kopf und Kragen zu riskieren, um furiengleich unter diese doofe Schafherde zu fahren, nur ist leider sehr zu befürchten, dass ich schon vor dem Auftritt ins KZ abtreten müsste.«[516] Kurz darauf gibt er ein Beispiel für seine Probleme mit den Berner Behörden: »Übrigens habe ich mir gerade wieder einen ausgedehnten Ferienaufenthalt an der Inser Riviera [also in Witzwil, fl.] eingehandelt, weil ich wissen liess, nicht im Traume daran zu denken, Militärpflichtersatz zu leisten, [ich] sei aber gerne bereit, die gleiche Summe zu Gunsten vietnamesischer Flüchtlingskinder zur Verfügung zu stellen.«[517] Als ihn Arsène und Hanni Waldvogel, die in einem Bauernhaus in der Nähe von Bern leben, einladen, über Weihnachten zu ihnen zu kommen, gibt er zu bedenken: »Dass mich bei Euch auf dem Lande schon kein Polizist finden werde, tönt ja recht treuherzig. Erstens bin ich da noch nicht einmal so sicher, haben doch gerade die Landjäger einen ausgesprochenen Ehrgeiz und zweitens will ich selber das Winzigste nicht riskieren. Es ist mir hier um vieles vieles besser als etwa in Witzwil.«[518]

Im Lauf des Novembers ändert er seine Meinung und verhandelt mit Zeno Zürcher über die Modalitäten eines »Junkere 37«-Auftritts am 10. Dezember. Ob dieses Inserat im »Stadtanzeiger« unbedingt sein müsse, fragt er: »Ginge es nicht auch mit gelenkter Flüsterpropaganda? Sonst erscheint womöglich ein Grossaufgebot meiner Gläubiger und die Polizeimusik.« Er wäre »heilfroh«, wenn man »möglichst auf Leisetreten« mache, damit er »nicht schon in Kloten beschutzhaftet« werde: »Übrigens werde ich mich sehr bemühen, sehr lieb zu sein, damit ich Gau Scheizz auch wieder heil verlassen möge.«[519]

Muellers Aufenthalt in der Region Bern über den Jahreswechsel 1966 auf 67 wird zwar nicht lange dauern, aber trotz seines Bemühens, lieb zu sein, noch lange zu reden geben.

Das »forum politicum« tritt auf: »USA, get out of Vietnam!« – Am Abend des 26. November 1966, einem Samstag, schiebt »Blick«-Redaktor Eduard Wahl eine Sonderschicht. Erst noch hatten erboste Bauern auf dem Bahnhofplatz in Ins gefordert, man solle den SP-Grossrat Marcel Schwander aufhängen. Nun, so notiert Wahl, fordern auf dem Münsterplatz in Bern Couleur-Studenten, man solle ihn erschiessen.[520]

Was ist geschehen? Etwa 150 Leute sind an diesem Abend vom Bärengraben die Altstadt heraufgezogen, Studenten, junge Sozialdemokraten und einige Mitglieder der Partei der Arbeit. Sie trugen brennende Fackeln und Transparente und forderten: »USA, get out of Vietnam!« Auf dem Münsterplatz wies Schwander in einer kurzen Ansprache auf die amerikanischen Verbrechen in Vietnam hin, auf Bomben, Gas, Folter, Unterdrückung und auf die Gehilfenschaft für ein diktatorisches Regime: »Es stimmt nicht, dass in Vietnam die westliche ›Freiheit‹ verteidigt wird.«[521]

Während der Rede taucht im Hintergrund des dunklen Münsterplatzes eine »etwa 40-köpfige Vertretung der farbentragenden Studenten«[522] auf – Helveter, Burgunder und Rhenaner.[523] Nun passiert laut »Bund« folgendes: »Als sich einer von ihnen das Wort zur öffentlichen Darlegung [seiner] andern Auffassung erbat, namentlich um einer

Identifizierung der gesamten Studentenschaft mit der sozialistischen Meinung vorzubeugen, wurde es ihm peinlicherweise und wenig demokratisch verweigert.«[524] Natürlich geht es in diesem Moment nicht nur um Vietnam, sondern um Studentenpolitik: Nachdem bereits im Sommer 1965 die kritische »Vereinigung progressive Hochschule« gegründet worden ist mit dem Zweck, die »innere und äussere Demokratisierung der Universität« Bern zu fördern[525], hat sich vor einer Woche, am 18. November, das »forum politicum« konstituiert und sich einen bedeutend weiter gefassten Zweckartikel gegeben: Das »forum« bestehe »aus Studenten der Universität Bern, die im Sinne einer fortschrittlichen und aufgeschlossenen Weltanschauung Lösungen zu politischen Fragen aus allen Bereichen suchen« wollten. Erster Präsident ist Martin Rothenbühler, erster Sekretär Ernst Leuenberger.[526] Rothenbühler hat – zusammen mit dem Präsidenten der »Vereinigung junger Sozialdemokraten«, Thomas Bircher – als erste Amtshandlung bei der Stadtpolizei erfolgreich um die Bewilligung für diese Vietnam-Kundgebung nachgesucht.

Für die bürgerlichen Studenten ist sie eine doppelte Provokation: Erstens werden sie an diesem Abend mit einer neuen Art linker Studentenpolitik konfrontiert, zweitens findet die antiamerikanische Aktion ausgerechnet am diesjährigen Dies academicus statt. Sie hätten nach dem offiziellen Akt an der Universität »den Nachmittag in den Tiefen bernischer Bierlokale« verbracht, wird denn auch die »Zürcher Woche« spotten, bevor sie – »die Bierköpfe hoch, die Reihen fest geschlossen« – »mit zackig hochdeutschen Sprechchören« auf den Münsterplatz gezogen seien, »um dort dem linken Treiben ein Ende zu setzen«.

Hier wird man unterdessen ein bisschen handgreiflich: Als ein anwesendes Kamerateam der »Tagesschau« seine Lampen auf die Couleur-Studenten richtet, wird eine der Lampen aufs Pflaster geschmissen. Dem Frontberichterstatter des »Blick« – eben erst stand er noch im Wasserstrahl vor Witzwil – wird diesmal eine brennende Fackel entrissen und am Boden zertreten.[527]

Als nach Schwander dann der Jungsozialist Bircher das Wort ergriff, um drei Resolutionen zu verlesen, hätten »die Herrensöhnchen in Halbwichs und Couleur altpreussische Lieder zu singen« begonnen[528], und zwar den Cantus »Burschen heraus…«, wie der »Bund« wusste, mit dem sie dann, »leider wieder von den deplacierten Schmähungen seitens gewisser Demonstranten verfolgt«, schliesslich abgezogen seien.[529] Die erste Resolution war an den US-Botschafter in Bern, John S. Hayes, gerichtet: Zwar werde der »Krieg als Mittel zur Lösung von Problemen zwischen Völkern abgelehnt, jedoch der bewaffnete Aufstand als letztes Mittel gegen die Unterdrückung durch diktatorische Regenten anerkannt«.[530] Die zweite appellierte an Nordvietnam, das Internationale Rote Kreuz ins Land zu lassen.[531] Die dritte rügte den Bundesrat, weil er zwar Südvietnam, nicht aber Nordvietnam diplomatisch anerkannt habe: Diese »schwerwiegende ungleiche Behandlung« verstosse gegen das Neutralitätsprinzip.[532]

Die erste Aktion des »forum politicum« – die es dank der gütigen Mithilfe der Couleur-Studenten am folgenden Montag auf die Titelseite des »Blicks« schafft – wird weder Lyndon B. Johnson noch Ho Chi Minh noch Hans Schaffner stark beeindruckt haben. Aber sie ist das erste öffentliche Lebenszeichen einer »neuen Linken« in Bern, die innert zwei, drei Jahren die Nonkonformisten als ausserparlamentarische politische Opposition ersetzen wird.

Das Ende des »Kerzenkreises«: Wer hat Angst vor »Gilgamesch«? – Zweieinhalb Jahre nachdem Guido Bachmann im »Kerzenkreis« aus der fünften Fassung seines »Gilgamesch«-Romans vorgelesen hat, erscheint die sechste Fassung im Herbst 1966 als Buch: »Nur schwer wird sich der Leser der Faszinationskraft dieser Sprache wie der Dramatik der Handlung entziehen können«, heisst es im Verlagsprospekt, wo solche Sätze gewöhnlich stehen. Seltener ist da schon die Mahnung im Innern des Buches, »den Band verschlossen aufzubewahren und Jugendlichen nicht zugänglich zu machen«.[533] Der Hinweis – für die »National-Zeitung« »ein verwerflicher Reklametrick«[534] – wird wegen

einiger homoerotischer Passagen für nötig befunden. Der schweizerische Generalvertreter des Wiesbadener Limes-Verlags weigert sich wegen dieser Passagen, »Gilgamesch« in seine Listen aufzunehmen[535], was zur Folge hat, dass das Buch im Weihnachtskatalog des Buchhändler- und Verlegervereins nicht aufgeführt wird.[536] Aber das nützt den aufrechten Hütern der Moral wenig: »Rühmen möchte ich die Berner Buchhandlungen«, schreibt Walter Vogt in der »Zürcher Woche«, »die das Werk allesamt direkt beim Verlag bestellten und in schöner Einmütigkeit in die Schaufenster stellten.«[537]

Als die »Junkere 37« am 25. November eine Diskussion unter dem Titel »Wer hat Angst vor ›Gilgamesch‹?« veranstaltet, schreibt Sergius Golowin auf der Einladung: »Der Erstling des jungen bernischen Schriftstellers erzeugte berechtigtes Aufsehen. Bei uns sind es eigentlich wieder einmal nur die ›Keller‹, die auch weiterhin das ziemlich unbestrittene Vorrecht besitzen, sich mit einer neuen Erscheinung auseinandersetzen zu dürfen …«[538] Laut »Tagwacht« ist die Diskussion an jenem Abend ziemlich misslungen. Die beiden eingeladenen Kritiker, Redaktor Achmed Huber und Pfarrer Kurt Marti, scheinen mit dem Buch sowohl aus islamischer wie aus christlicher Sicht ihre Mühe gehabt zu haben. Huber habe moniert, darin kämen »lauter Homosexuelle und eine Dirne« vor, und Marti habe eingestanden, dass er diesen Band »seinem Sechzehnjährigen jedenfalls nicht unter den Christbaum legen werde«. Was bleibt, ist Ratlosigkeit: »Der verkrampfte Versuch, dem Roman hinsichtlich des Inhalts nachsichtiges Verständnis entgegenzubringen, misslang mehr oder weniger kläglich. Positiv wurde einhellig lediglich die äussere Form des Romans, das sprachliche Geschick des jungen Autors (26) gewertet.«[539]

Am 5. Dezember hat im »theater am zytglogge« eine weitere »Gilgamesch«-Lesung mit Guido Bachmann stattgefunden. Sie war über das konkrete Thema hinaus für die Berner Subkultur eine denkwürdige Veranstaltung: Mit diesem 434. »Kerzenkreis«-Abend fand ein mehr als elfjähriges Projekt der Berner Subkultur seinen Abschluss. Walter Zürcher beendete seine Tätigkeit als Veranstalter zugunsten seines

Verlags. Schon im Sommer 1964 hatte er den Namen »Kerzenkreis« fallen gelassen und die Abende danach bei allerdings fortlaufender Nummerierung unter »Keller 15«[540] und schliesslich ohne Nummerierung unter »theater am Zyglogge/Podium« weitergeführt.[541] In dieser letzten Zeit waren die Veranstaltungen vor allem ein literarisches Podium und für das interessierte Publikum Ersatz für die »Lesungen am Kaminfeuer«. In der letzten Saison lasen im »theater am zytglogge« Peter Lehner, Walter Vogt, Ruth Elisabeth Kobel, Kurt Hutterli, Gerhard Meier, Beat Brechbühl, Hektor Küffer, Brigitte Meng und eben Guido Bachmann.

Die »Kerzenkreis«-Bilanz ist beeindruckend: Zwischen dem 16. März 1955 und dem 5. Dezember 1966 haben zusammen mit den »Zwischenveranstaltungen«, den »öffentlichen Veranstaltungen« und drei Wochenendkursen insgesamt 447 dokumentierte Anlässe stattgefunden; die ersten 66 organisierte Fritz Jean Begert, die restlichen Walter Zürcher. In dieser Zählung nicht berücksichtigt ist, dass gewisse Veranstaltungen mehrmals durchgeführt wurden und dass Wochenendkurse gewöhnlich aus mehreren Anlässen bestanden. Nicht berücksichtigt sind weiter alle Treffen, die von »Kerzenkreis«-Untergruppen abgehalten worden sind, etwa jene von Begerts »Gruppe zum Studium der grossen Pädagogen«, die sich zwischen Juni 1958 und Februar 1961 siebzig Mal getroffen und darüber hinaus sechs »Pädagogische Fahrten« unternommen hat – oder die Anfang 1957 entstandenen Volkslied-, Schattenspiel-, Novalis- und Volkskulturgruppen, die ein Jahr später nach der Spaltung des »Kerzenkreises« im »Tägel-Leist« weiter aktiv waren.[542]

Bis 1960 wurden die Veranstaltungen wöchentlich durchgeführt, später fanden sie noch etwa monatlich statt. Am meisten »Kerzenkreis«-Veranstaltungen gab es 1956 (60), 1959, (59) und 1957 (54), am wenigsten 1962 (19), 1963 (15) und 1966 (12). Die Veranstaltungsorte wechselten häufig, am längsten – zwischen 1957 und 1961– war der »Kerzenkreis« im Keller der Kramgasse 16 domiziliert. Weitere Veranstaltungsorte waren das Restaurant »Wilder Mann« an der Aarberger-

gasse 41 (1955/56), das Restaurant »Nydeggstube« an der Gerechtigkeitsgasse 16 (1956/57), die Nydeggasse 17 und der Nydeggstalden 34 (1957), die Junkerngasse 37 (1961/62), der Lyceum-Club am Theaterplatz 7 (1962/63), die Postgasse 6 (1963), der Keller an der Gerechtigkeitsgasse 15 (1964/65), das Hotel »Wächter« an der Neuengasse 44 (1965) und schliesslich das »theater am zytglogge« an der Kramgasse 70 (1966).

In einem späteren Aufsatz über den »Kerzenkreis« schreibt Walter Zürcher: »Was war (ist) der Kerzenkreis? Eine Spiritistengruppe? Kerzenlicht gegen Glühbirne? Eine Sekte oder der Vorhof dazu? Getarnte revolutionäre oder idealistische Spinner? Verträumte Romantiker oder frustrierte Intellektuelle und Künstler? Eine Kontakt- und Schaltstelle im Kulturuntergrund Berns? Ein alchimistisches Seelen-Labor oder eine inzüchtlerische Diskutierbude? An all dem stimmt etwas. (…) Immerhin beteiligten sich dabei über 100 Leute aktiv, nahmen durchschnittlich 450 x 30 Konsumenten teil. Nicht zu vergessen (…) einige hunderttausend Bürger, die durch Teilnehmer und Presse orientiert wurden. Der Kerzenkreis basierte nicht auf Statuten, verfügte über keinen formellen Vorstand und entbehrte jeder gesicherten finanziellen Basis. In elf Jahren wurden ca. Fr. 20000.- für Organisation (Versand der je 300 Einladungen, Inserate, Raummiete usw.) verwendet, die ausschliesslich von Teilnehmern durch Kollekte und freiwillige Beiträge aufgebracht wurden.«

Auf die Frage, was am »Kerzenkreis« wesentlich und wirksam gewesen sei, antwortete Zürcher: »Meiner Ansicht nach ist die Bedeutung des Kerzenkreises nicht in der direkt nachweisbaren Tätigkeit zu dokumentieren, so eindrucksvoll nachträglich gesehen einzelne Ergebnisse und ›Entdeckungen‹ sein mögen. Viel wirksamer scheint mir das dichte informelle Kulturgewebe, die unüberblickbaren Freund-, Lieb- und Feindschaften, Zusammenschlüsse und Spaltungen, die unzähligen und unkontrollierbaren Impulse, die von dem Energiefeld Kerzenkreis ausgingen und nachweisbar noch heute bei vielen Menschen und Institutionen weiterwirken.«[543]

Dies alles brauchte man im »theater am zytglogge« anlässlich von Guido Bachmanns »Gilgamesch«-Lesung, die keine hohen Wellen warf, nicht zu wissen. Der »Bund« nahm die Veranstaltung zum Anlass, Bachmanns Buch zu rezensieren und es bei dieser Gelegenheit gegen moralische Diffamierungen in Schutz zu nehmen: »Wohlvermerkt: Gilgamesch ist kein ›bequemes‹ Buch, keine prickelnde Gute-Nacht-Lektüre für Neugierige … aber mit Entschiedenheit auch keine ›perverse Schweinerei‹ (wie das unberufene Gerüchtemacher haben möchten), denn längst hat die Literatur unserer Zeit aufgeräumt mit Tabus und thematischen Zwangsjacken, hat Raum gegeben für eine sachliche, verstandesmässige Auseinandersetzung mit dem Abseitigen, Beängstigenden, das zuweilen eine vertretbare und diskussionswürdige künstlerische Form finden kann.«[544]

Diese Rezension ist am 17. Dezember 1966 erschienen – am gleichen Tag, an dem der Literaturwissenschaftler Emil Staiger den Literaturpreis der Stadt Zürich in Empfang nimmt und bei dieser Gelegenheit eine Rede hält, die nicht nur in die Literaturgeschichte eingehen, sondern auch das Signal werden wird für die Skandalisierung der Diskussion um Guido Bachmanns Roman.[545]

Der trotzige Halbstarke
Muellers fünfziger Jahre

»Von der Hauptstrasse führt ein Weg dem Wald entlang bergauf in einen alten Festungshof, von dort ein Loch in den Fels und eine Treppe mit 600 Stufen im Innern des Berges vor ein eisenbeschlagenes eichenes Tor – darüber zu schreiben ›Der du eintrittst, lass jede Hoffnung fahren‹, erübrigt sich (…). Du steigst durch diese düstere Treppenhöhle, du kannst ahnen, was auf dich wartet, selbst der Polizist, der dich begleitet, ist verstummt und schaudert, wird sehr schnell im Büro deinen Empfang quittieren lassen und fluchtartig enteilen.«[1]

Mueller, halb Schatten, halb wirklicher Mensch, der du Jahrzehnt um Jahrzehnt vorangehst hinunter zur Wahrheit, die dich über alle Grenzen hinaustreiben wird; Mueller, der du nun deine sechziger Jahre durchquert hast von Blumenstein bis Aberdeen, von Heiligenberg bis Malix und Gianico, der du vor mir die fünfziger Jahre hinabgingst, wo Schritt um Schritt höher heraufwuchsen die Mauern, hinter denen das Reich der Administrativjustiz beginnt, in dem du, noch jugendlich, von Internierung zu Internierung renitenter, dich zu befreien versuchtest gegen die unverstehbaren Fesseln einer unverstandenen Welt; Mueller, hier hinterm eisenbeschlagenen eichenen Tor der Erziehungsanstalt Aarburg lass uns rasten und sehn, wie du allmählich auftauchst aus dem menschenvernichtenden Aktendiskurs, wie du ausbrichst, taumelnd entlang der Enge des drohenden Fürsorgezwangs, längst schon schubladisiert als »infantiler weichlicher Psychopath mit ausgesprochenem kompensatorischem Geltungsbedürfnis«, der sich – so spotten die Akten – zu Hohem geboren fühle, zu Dichtung und Schauspielerei.[2]

Am 28. Mai 1951, einige Tage nach deinem 22. Geburtstag, hat sich am Sägehofweg 6 in Bümpliz dein Vater, der SBB-Kondukteur

Ernst Müller, hingesetzt, und an den Fürsorgedirektor der Stadt Bern kurz und bündig folgendes geschrieben: »Unterzeichneter teilt Ihnen mit, dass er für seinen Sohn René Ernst Müller keine Verpflichtungen mehr auf sich nimmt. Er ist volljährig.«[3] Deine Eltern, beide bevormundet seit 1934, wehrten sich dagegen, dass ihnen einer ihrer vier Buben, die ihnen längst weggenommen und in verschiedenen Anstalten versorgt worden waren, wieder ihr schmales Budget belasten sollte. Der Brief deines Vaters war nötig geworden, weil du es geschafft hattest, nach knapp dreijähriger Internierung von der Aarburg loszukommen: Im Juli 1950 bist du aus der Erziehungsanstalt »entwichen«. Nach deiner »Rückführung« habest du dich geweigert, die angefangene Gärtnerlehre fortzusetzen.[4] Dass man dich deswegen unter Druck gesetzt hätte, steht nirgends, sondern: »Der Jüngling machte während dieses Sommers wiederum eine in seiner psychopathischen Konstitution verwurzelte Krise durch, lief nach Frankreich davon und benahm sich nach seiner Rückkehr so eigenartig, dass seine Unterstellung unter die Kontrolle des Psychiaters angezeigt erschien.«[5]

Am 4. September 1950 bist du »zur Begutachtung [des] geistig-seelischen Zustandes« in die Heil- und Pflegeanstalt Münsingen überstellt worden[6], wo man dich zurückbehielt, bis über dein weiteres Schicksal entschieden war. Am 24. Oktober befand der Regierungsrat des Kantons Bern, dass du »auf den Zeitpunkt des Antritts einer geeigneten Arbeitsstelle« zu entlassen seist. Er stützte sich auf den ärztlichen Bericht aus Münsingen, der »das Vorhandensein einer Geisteskrankheit« verneinte und »auf die einer nachhaltigen Beeinflussung durch Anstaltserziehung nicht mehr zugänglichen Charaktereigenschaften des Zöglings« hinwies. Deshalb rieten die Ärzte von einer Rückversetzung in die Anstalt ab.[7] Am 30. Oktober schrieb Ernst Aebi als Vormund deines Vaters einen geharnischten Brief an den bernischen Fürsorgedirektor und protestierte dagegen, dass sein Mündel sich an deiner Begutachtung in Münsingen finanziell beteiligen solle: »Wenn man alle Jünglinge in ein Narrenhaus stecken wollte, die einen Seitensprung gemacht haben, so müsste man noch viele solcher An-

stalten bauen. Was die wochenlang anhaltende kostspielige Beobachtung zu bezwecken hat, will mir nicht recht klar sein. Nach seiner Entlassung wird sich René Müller genau so als Querulant benehmen, wie er sich schon vor Einlieferung in die Anstalt gegeben hat.«[8]

Am 31. Oktober wirst du aus Münsingen entlassen.[9] Du kehrst in dein Elternhaus zurück und beginnst am 2. November beim Gärtnermeister Bracher als Hilfsarbeiter.[10] Am 25. November wirst du vom Divisionsgericht 6 Zürich schuldig befunden wegen »Anwerbung in die Fremdenlegion im Jahre 1947«, zu einem Monat Gefängnis verurteilt und zur Schweizer Armee »ausgemustert«. Du wechselst deinen Arbeitsort in den nächsten Monaten mehrmals, aus der Gärtnerei Zimmermann in Erlenbach im Simmental läufst du davon und treibst dich »seit dem 28.4.1951 planlos in der Stadt Bern umher«.[11]

Dass man dich deswegen unter Druck gesetzt hätte, steht nirgends, jedoch unterzeichnest du am 15. Mai 1951 eine »Zustimmungserklärung«, in der es heisst: »In der Erkenntnis, dass er nicht in der Lage ist, seine Interessen selbständig zu wahren, gibt [er] hiermit die ausdrückliche Zustimmung zu seiner Bevormundung.«[12] Seit der Aufhebung der ersten Vormundschaft wegen Volljährigkeit vier Monate nach deinem zwanzigsten Geburtstag[13] sind etwas mehr als anderthalb Jahre vergangen. Auf 1. Juni entmündigt dich der Regierungsstatthalter II von Bern formell nach Artikel 372 Zivilgesetzbuch, weil du »infolge Unerfahrenheit [d]eine eigenen Angelegenheiten nicht selber gehörig zu besorgen« vermögest.[14] Dein neuer Vormund heisst Fritz Kormann, ein Schriftsetzer. Die Akten melden: »Der Rubrikat ist gesund und arbeitsfähig. Er ist jedoch Psychopath und wird den Behörden ab und zu zu tun geben.«[15] Ab 21. Mai 1951 wohnst und arbeitest du als Hilfspatissier im Hotel »Bellevue-Palace« in Bern. Einmal, hat Ueli Baumgartner später eine deiner Geschichten weitererzählt, habe die französische Botschaft zum Bankett in das »Bellevue« geladen. Zum Dessert habe es Meringuen gegeben, drauf einen Ananasring und drauf eine Kirsche; zuoberst ein Toupet aus Rahm. Weil du bei deiner letzten Frankreichreise von der dortigen Polizei verhaftet worden seist,

habest du dich rächen wollen. Deshalb seist du in die »Bellevue«-eigene Metzgerei gegangen und habest einigen Kalbsköpfen die Augen herausgeschnitten. Statt der Kirschen habest du danach die Kalbsaugen in die Ananasringe eingesetzt und mit Rahm überdeckt. So seien die Desserts serviert worden. Als die Reklamationen kamen, sei der Koch mit einer Pfanne auf dich los: »Du Souhung! I schlah di z'tod! Du machsch mini Exischtänz zunichte!«[16]

Am 30. Januar 1952 meldest du dich in das Heilsarmee-Männerheim nach Zürich ab. Auf Silvester des gleichen Jahres wechselst du deine Schriften nach Biel, seit dem 12. Februar 1953 arbeitest du als Officebursche im Bahnhof-Buffet in Bern.[17] Der Vormundschaftsbericht vom 24. Juni dieses Jahres erwähnt, du habest in den letzten zwei Jahren »sechsmal Arbeitsstellen verlassen, ohne zu künden oder vorher einen Arbeitsplatz zu suchen«.[18] Kormann demissioniert als Vormund, sein Nachfolger wird Hans F. Ris, ein Forstingenieur.[19] Mitte August arbeitest du »im Forstbetrieb«, danach als Magaziner in einer Fabrik, vom November 1953 bis zum März 1954 in einer Buchdruckerei und Buchhandlung. Dann tauchst du ab. Du führest »einen liederlichen und arbeitsscheuen Lebenswandel«: »Mehrere Arbeitsstellen, die ihm vom Vormund und vom Arbeitsamt zugewiesen wurden, hat er grundlos verlassen. Er fiel in den letzten Monaten fast vollständig seinen Eltern zur Last, die ebenfalls bevormundet sind. Es handelt sich um einen unaufrichtigen, unsteten und erblich belasteten Psychopathen, der nach Auffassung des Vormundes in einer Arbeitserziehungsanstalt zur Arbeit gewöhnt werden muss.«[20] Seit dem 12. Mai bist du »Landarbeiter« bei einem Bauern. Mitte August tauchst du wieder ab: »Sonntag, den 15. August 1954, ersuchte er kurzerhand seinen Arbeitgeber um Auszahlung des Lohnes, der ihm einen Betrag von Fr. 120.– auszahlte. René Ernst Müller begab sich hierauf nach Bern, besuchte Kinos und Wirtschaften und ergab sich dem übermässigen Alkoholgenuss. Mit dem Rest seines Geldes fuhr er nach Basel und versuchte, schwarz über die Grenze nach Frankreich zu gehen. Er wurde am 17. August 1954 um 04.00 Uhr durch einen Grenzwächter angehalten.« Dass man

dich deswegen unter Druck gesetzt hätte, steht nirgends, aber die Behörden versorgen dich auf 1. September administrativ, indem sie festlegen: »René Ernst Müller wird wegen liederlichen Lebenswandels für die Dauer eines Jahres in die Arbeitsanstalt versetzt. Als Vollzugsanstalt wird die Arbeitserziehungsanstalt Lindenhof, Staatsdomäne Witzwil, bestimmt.«[21]

Seit April 1955 – du lebst unterdessen in der Witzwiler Aussenstation Alp Kiley – verhandeln verschiedene Behörden miteinander, ob dir eine vorzeitige, bedingte Entlassung zugestanden werden könne. Man einigt sich schliesslich auf den 30. Juni 1955 als Entlassungsdatum[22], im Weiteren darauf, dich für ein Jahr unter Schutzaufsicht zu stellen mit den folgenden Weisungen: »a) nun auch in der Freiheit zu keinen Beanstandungen mehr Anlass zu geben, b) fleissig und regelmässig zu arbeiten, c) den Genuss alkoholischer Getränke zu meiden, d) seinen Lohn, wenn nötig durch seinen Schutzaufseher verwalten zu lassen, e) alle Anordnungen der Schutzaufsichtsorgane und des Vormundes genau zu befolgen, insbesondere die ihm zugewiesene Arbeitsstelle anzutreten und diese nicht zu verlassen.«[23]

Am 4. Juni beginnst du in der Firma Winkler und Fallert zu arbeiten.[24] Am 25. September tauchst du wieder ab. Der Restaurateur des Cafés »Sultan« an der Effingerstrasse ruft die Stadtpolizei an, draussen auf dem Trottoir vor seinem Lokal liege »ein jüngerer Mann«, »der mit Händen und Füssen wild um sich schlage und zeitweise laut schreie«. Man bringt dich ins Inselspital, von dort in die Waldau, zwei Tage später steht die Diagnose fest: »nervöse Störung«.[25] Dann wirst du bei Winkler und Fallert entlassen.[26] »Nachdem er von sich aus vorübergehend als Bauarbeiter tätig gewesen war, vermittelten ihm die Schutzaufsichtsorgane eine weitere Stelle als Wäscher in einem Hotelbetrieb in Wengen unter Gewährung einer letzten Chance.« Bis zum Ende der Saison am 5. April 1956 hast du in Wengen im Hotel »Metropole« gearbeitet.

In diesem Frühjahr, du bist nun 27 Jahre alt, gibt es vermehrte Hinweise auf deine künstlerischen Interessen: Du wollest »oben hinaus« und Schauspieler werden, steht in einer Aktennotiz der Städti-

schen Polizeidirektion: »Zur Zeit nimmt er Gratisunterricht bei Frau Schell, Leiterin der Theatergruppe des Konservatoriums. Frau Schell soll bei Müller Talente festgestellt haben.« Noch im April 1956 reist du mit einer Schauspielertruppe von Margarethe Schell-von Noé nach Wien[27], wo man als Gast des Max-Reinhardt-Seminars im Schlosstheater Schönbrunn Carlo Goldonis Komödie »Der Fächer« aufführt. Guido Bachmann, der bei dieser Aufführung ebenfalls mitgewirkt hat[28], erinnert sich, du seist »als hauchdeutsch radebrechender Apotheker ein umwerfender Erfolg« gewesen.[29] Und in seinen Memoiren hält er zuhanden der Nachwelt fest, du habest damals mit Bachmanns Wiener Schlummermutter, Amalie Ignatiewna Stubengeruch-Ossipowna, einer alternden »Kurtisane aus St. Petersburg«, seinerzeit »Konkurrentin der berühmten Alma Mahler-Werfel«, einer »grossen« und »begehrten Dame« also, geschlafen.[30]

Nach der Rückkehr aus Wien arbeitest du zusammen mit Bachmann beim SBB-Stewarddienst Willi Enk, dem Konkurrenzbetrieb der Speisewagengesellschaft, wo du, wie sich Bachmann erinnert, »dick drin gewesen« seist.[31] Allerdings nicht lange: »Diese Stelle verliess er [am] 16.8.1956. Müller hatte ein Manko von 250 Franken, das aber zum grössten Teil durch ein Depot gedeckt war.« Am 30. August lässt du dich in der Länggasse als Fensterwäscher beim Reinigungsinstitut Dähler anstellen[32], wo du es knapp einen Monat aushältst: »Am 15.9.56 wurde er krank (Durchfall), erschien aber nach Genesung nicht wieder zur Arbeit, trieb sich auf Kosten der Mutter in der Stadt herum, zahlte seine Miete nicht und phantasierte von grossen Einnahmen von seinem Theater.«[33] In der Tat willst du nun zum ersten Mal in deinem Leben konsequenter deine künstlerischen Ambitionen verfolgen: Du versuchst unter dem Titel »Bäredräck« ein Theater aufzuziehen, als dessen Direktor und Regisseur du auftrittst – nebenher gedenkst du als freier Journalist ein wenig Geld zu verdienen. Am 24. September bedankst du dich bei der städtischen Amtsvormundschaft in einem der frühesten erhaltenen Briefe dafür, dass man dir die Möglichkeit gebe, »einen freien Beruf auszuüben«. Du habest eben »ein paar Bespre-

chungen« gehabt, die ergeben hätten, dass du »nun endlich die geeigneten Leute zusammen« habest: »›Der kleine Prinz‹ liess sich umbesetzen und mit Hofmannsthals ›Tod und Tor‹ steht es auch zum besten. Letzteres Stück wird auch finanziell sehr interessant sein, da wir es in verschiedenen Kirchgemeinden spielen können, wo wir für die Säle nicht bezahlen müssen.« Daneben willst du dich »bei verschiedenen Zeitungen um ständige Mitarbeit bewerben«.[34] In diesen Wochen erhebt sich in den Akten deine Stimme zum ersten Mal über die Amtssprache, die dich schubladisiert hat, bevor du denken konntest, und dich seither Aktenstück um Aktenstück, Jahr um Jahr, mit gnadenloser fürsorgerischer Konsequenz in diese Schublade zurückredet, wenn du auszubrechen versuchst.

Hierher, in den Herbst 1956, in dem dir die Sprache zum ersten Mal taugliche Waffe wird beim Kampf gegen den unerträglichen Zwang, gehört die Geschichte von Roland Ernst Müller, deinem jüngsten Bruder. Erinnerst du dich? Roland kam zwölf Jahre nach dir, am 6. April 1941, zur Welt. Wegen »Verwahrlosung und Unfähigkeit der Eltern« wurde er mit fünfeinhalb Jahren von zuhause »polizeilich« weggenommen.[35] Nach einem Winter im Städtischen Jugendheim kam er am 5. Mai 1947 in das Kinderheim »Fraurüti« nach Langenbruck und im Herbst des gleichen Jahres in das staatliche Erziehungsheim Aarwangen.[36] Im Juli 1955 wurde er bei der Familie B. im Dornacker in Rüeggisberg als Verdingbub »privat plaziert«.[37] Sein engster Spielgefährte wurde Heinrich Krebs, der sich erinnert, Roland sei ein fröhlicher und aufgestellter Bub gewesen. Er habe Knickerbocker-Hosen und einen Bürstenschnitt getragen, sei immer sauber und gepflegt in die Schule gekommen, sei punkto »Weltgewandtheit« weiter gewesen als sie. Er habe mehr Lausbubenstücklein gewusst als die anderen und habe »öppe tubacket«. Auf dem Dornacker habe man ihn sicher nicht aus reiner Nächstenliebe aufgenommen, man habe ihn als Hüterbub und zum Wärche gebraucht. Er habe arbeiten müssen wie sie alle, oft vom Morgen bis zum Abend. Passiert sei es dann am Ende der langen Herbstferien. Er habe ihn zuvor sicher einen Monat nicht mehr gese-

hen, denn getroffen habe man sich ja nur während der Schulzeiten, weil man nicht im gleichen Graben gewohnt habe. Er habe in der letzten gemeinsamen Schulzeit nichts Spezielles bemerkt, ausser dass Roland ab und zu davon erzählt habe, in Aarwangen habe sich einmal ein Zögling mit einem Flobert-Gewehr erschossen.[38]

Fritz Guggisberg war nicht nur Rolands Lehrer, er war auch Rüeggisbergs »Pflegekinderinspektor«: Im Dornacker habe man damals einen der »besseren Pflegeplätze« angeboten. Die Familie B. habe eigene Kinder gehabt, mehrere Buben und eine Tochter, der Vater sei wohl ein bisschen »ruuch« gewesen, aber im Dorf angesehen, Politiker der Bauernpartei, die Mutter fürsorglich und feinfühlig. Dass Roland weniger Nestwärme gehabt habe als die leiblichen Kinder, möge sein, aber alles in allem habe ihm die Zeit in der Familie B. sicher gut getan. Was seine Schulleistungen betreffe, sei er in keinem Fach »bsungerbar es Liecht« gewesen und häufig fahrig und zerstreut, aber doch auch nirgends auffallend schwach und zudem in der Klasse gut integriert. Disziplinarisch habe es keine grösseren Probleme gegeben. Der Bub habe trotz der schwierigen Jugend keinen verdorbenen Charakter gehabt, er sei schon damals eine gewisse Persönlichkeit gewesen. Er hätte gute Chancen gehabt, in späteren Jahren seinen Mann zu stellen. Im Frühjahr 1957 wäre er aus der Schule gekommen.

Am 16. Oktober 1956 hat sich dein jüngster Bruder Roland im Dornacker in einer Scheune erhängt. Niemand konnte es sich erklären. Der Lehrer sei »wahnsinnig erchlüpft«, die Pflegemutter habe sich derart ein Gewissen gemacht, dass man von der Gemeinde her habe gegen ihre Schuldgefühle reden müssen. Und der Pfarrer sei nach Bümpliz gefahren und habe nach einem Gespräch mit deinen Eltern an der Beerdigung mit deutlichen Worten darauf hingewiesen, »dass die leiblichen Eltern an diesem Freitod ihren Anteil Schuld auf sich zu nehmen« hätten.[39] Danach konnte das Dossier Roland Ernst Müller geschlossen werden. Eine letzte Aktennotiz lautet: »Auf dem Konto Roland/41 ist heute ein Überschuss von Fr. 20.- verzeichnet. Er resultiert aus dem Sterbegeld der Krankenkasse.«[40]

Eine andere Aktennotiz der Amtsvormundschaft vom 31. Oktober 1956 besagt: »Wir versuchten mit dem Vormund zusammen, René Ernst Müller eine Chance zu geben, dass er mit seiner Theatergruppe weiter probe und daneben durch Zeitungsartikel seinen Lebensunterhalt verdiene. Die Theatergruppe fiel zusammen und mit Artikelschreiben hat sich der Mündel nicht durchbringen können.«[41] Seither hast du Gottfried Beck, deinen Vormund seit einem Jahr, zum Feind. Anfang November 1956 schreibt Beck, du stehest »auf einer infantilen Stufe« und seist schon von deinen »Eltern her mit Psychopathie belastet«: »Ein Bruder hat sich kürzlich das Leben genommen und ein anderer befindet sich in Witzwil.« Erfolg verspreche einzig noch eine »neue Einweisung in die Arbeitserziehungsanstalt«.[42] Am 5. November könntest du eine neue Stelle beim Roten Kreuz antreten. Du rufst an und erklärst, dass du »wegen Teilnahme an der Demonstration für die Ungaren erst später die Arbeit aufnehmen« würdest. Auch tags darauf habest du wieder »bis nach Mitternacht für die Ungaren demonstriert und Unterschriften gesammelt«.[43] An diesem Dienstagabend hatten die bernischen Jugendverbände und die Neue Helvetische Gesellschaft eine Kundgebung »für das blutende und geknechtete Ungarn« organisiert. Zehntausend Leute kamen, dreitausend zogen nach Abschluss der Kundgebung Richtung sowjetische Botschaft, die Sowjetdiplomaten drohten zu schiessen, falls die Demonstrierenden das Botschaftsareal betreten würden. Die Polizei bildete einen Kordon und versuchte die Jugendlichen mit Gummiknüppeln und Tränengas zurückzudrängen: »Für Augenblicke lockerte sich der Druck auf die vordersten Reihen, um gleich darauf von neuen, noch wütenderen, von infernalischem Gebrüll begleiteten Attacken abgelöst zu werden. Über die nächtliche Szene lagerten zeitweise dichte Schwaden von Tränengas. (…) Bald einmal hatte die Menge die Harmlosigkeit dieser Gasgeschosse begriffen. Mit Latten der mitgeführten Transparente hieben nun die Demonstranten auf die Köpfe der Polizisten ein. Vereinzelt flogen Steine. (…) Den kritischen Punkt erreichte der Krawall, als ein Zubringerwagen der PTT zur russischen Botschaft zu fahren hatte und den Polizeikor-

don passieren konnte. Wie einst die Eidgenossen hinter Winkelried stürzte nun das halbwüchsige Jungvolk durch die Bresche und überrannte kurzerhand das Polizeiaufgebot.«[44] Geschossen wurde zwar nicht, aber dramatisch war es an jenem Abend vor der sowjetischen Botschaft – und du bist dabeigewesen. »Wegen Erkältung blieb er am Mittwoch im Bett, wobei er am Abend wieder die ganze Nacht bis 1 Uhr demonstrieren ging«[45], notierte man missbilligend auf der Fürsorge. Aber wer weiss, vielleicht hast du an diesem Mittwoch das Gedicht »Herr Spiesser war auch dabei« geschrieben:

»Die Demonstranten stürmten voll Wut
Zur Botschaft der Russen. Wildes Geschrei –
Herr Spiesser schrie am meisten nach Blut –
Herr Spiesser war auch dabei:
Ran mit der Spritze!
Schrie er an der Spitze.
Hinten ein Schieben und Drängen,
Vorn erstes Gemenge mit Polizei:
Raus mit den Russen! Sie sollen hängen!
Herr Spiesser war auch dabei:
Gib ihm die Schnitte!
Schrie er aus der Mitte.
Tränengasbomben, Steine flogen,
Die Schlacht ward zur wilden Raserei,
Zum Schreckenskampf der Menschenwogen,
Herr Spiesser war auch dabei!
Die Hunde schinten!
Schrie er, ganz weit hinten.
Später am Stammtisch hat er sich gebläht;
Wir haben gekämpft mit Polizei!
Und laut in die Runde hat er gekräht:
Ich war natürlich auch dabei!«[46]

Einige Tage lang hast du danach wirklich beim Schweizerischen Roten Kreuz gearbeitet. In Wabern hast du geholfen, Ungarn-Spenden zu verpacken. Bereits am 1. Dezember bist du dann wieder im Hotel »Metropole« in Wengen. Diese Arbeit habest du nur unter der Drohung angenommen, »sonst nach dem Lindenhof Witzwil eingeliefert zu werden«,

schreibt der Vormund.[47] Kaum in Wengen eingetroffen wehrst du dich in einem Brief an die Amtsvormundschaft, dessen Kopf der Schriftzug »Helft Ungarn« ziert, gegen das restriktive Finanzregime, dem dich der Vormund nun unterstellt hat: »Ich weiss nicht, was sich der gute Mann denkt –, dass er mich für ein schlachtreifes Schwein hält, ist ja bekannt (…) Fragen Sie ihn, ob ich mir die Zähne mit Schmierseife putzen soll und ob er mir seine gebrauchten Rasierklingen überlassen möchte!«[48] Dein Brief ist von der Amtsvormundschaft zur Stellungnahme an Vormund Beck weitergeleitet worden, der wutentbrannt zurückschrieb. Bei einem derart »unverschämten, überheblichen Querulanten«, der »bereits zwei Vormünder zusammengeritten« habe, sei bei ihm »Schluss mit sozialer Gefühlsduselei«: »Wie Müller mit dem Geld umgeht, zeigt sein Verhalten beim Verlassen seines Zimmers Herrengasse 24 am 30. Nov. 56. Herr Bertschy, der Zimmervermieter, telefonierte mir letzte Woche, ob Müller weggezogen sei. Er hat Bern verlassen, ohne das Zimmer zu kündigen, so dass er für den Dezember dafür auch noch aufkommen muss. Die Türe musste, da sie mit einem Yaleschloss versehen war, aufgebrochen werden. Der Wandbelag war teilweise weggerissen (…), die Bude zum Teil rot gestrichen, die Malutensilien lagen in einer Ecke. Das Zimmer war in einem unglaublichen Zustand und glich eher einem Saustall.«[49] Und so weiter.

Dir scheint es in den nächsten Monaten in Wengen wohl zu sein, und die Amtsvormundschaft ist vernünftig genug, den entnervten Vormund Beck durch Peter U. Lehmann, deinen Chef im Hotel, zu ersetzen.[50] Bis Anfang August kann Lehmann »nichts Nachteiliges über mein Mündel aussagen«. Dann dies: Du wirst »frech«, gehst nachts öfter aus, beginnst morgens unpünktlich und unwillig mit der Arbeit: »Zweimal reiste er im Monat August nach Bern, um angeblich eine Stelle beim Stadttheater zu erhalten. Eine grosse innere Unruhe schien ihn zu beherrschen und er versuchte jedes Mittel, um von Wengen fort zu kommen. Am 28. August hatte er frei und reiste nach Interlaken, um wegen einer Stelle beim ›Oberländischen Volksblatt‹ vorzusprechen. Am 29. August läutete er ins Hotel an und sagte meiner Frau, er sei am

Vortage sehr berauscht gewesen und erst jetzt aus der ›Narkose‹ erwacht. Weiter sagte er, es hätte wohl keinen Zweck mehr, zurück zu kommen.« Vermutlich bist du danach nach Paris gefahren.[51]

Im Herbst 1957 erhältst du mit Alois Tuor wieder einmal einen neuen Vormund.[52] Du bist nach Bern zurückgekehrt und arbeitest bei der Zeitung »Der Aufstieg« als Abonnemente-Acquisiteur. Dazwischen schreibst du an einem Buch[53] und bemühst dich erneut, journalistisch Fuss zu fassen: Um den 20. Dezember telefonierst du mit dem Presseattaché der sowjetischen Botschaft in Bern und bittest um Pressematerial »kultureller und politischer Natur aus Russland«, du seist froh, wenn man dir regelmässig Material zustellen könne, weil du dich als freier Journalist betätigen würdest. Am 24. Dezember ist der Polizeidienst der Schweizerischen Bundesanwaltschaft über deinen Anruf im Bild. Informiert hat ihn ein Nachrichtendienstler der Sicherheits- und Kriminalpolizei Bern, der am 21. Dezember die Telefonabhörung »TAB Nr. 13848« auswertete. Diesem Staatsschützer war dein Anruf wichtig genug, um darüber einen zweiseitigen Rapport unter dem Titel »Beziehungen zur Sowjetbotschaft« zu verfassen, wobei er für die Resümierung des Telefongesprächs 12 Zeilen benötigte, deren 35 jedoch für die Skizzierung deines Werdegangs und deiner aktuellen Lebensumstände, soweit sie für den vaterländischen Staatsschutz relevant sein mochten (»… in denkbar schlechten familiären Verhältnissen aufgewachsen … Internierung in eine Erziehungsanstalt … Massnahme absolut keinen Erfolg … liederlicher und sittlich gefährdeter Bursche … versuchte er sich nun in der Schriftstellerei und im Theaterspielen … charakterlich und organisatorisch genügte er nicht … seit einiger Zeit … freier Journalist und Akquisiteur … gilt als sehr zuvorkommender, anständiger und pünktlich zahlender Mieter … dass er sich in extrem politischer Hinsicht bemerkbar gemacht hätte, ist nicht festgestellt worden«).[54]

Das folgende Jahr bleibt weitgehend im Dunkeln. Im Juli 1958 seist du in Bern besoffen an einem »monumentalen Schützenfest« aufgetaucht und habest ins Bierzelt gekotzt, schreibt Guido Bachmann. »Man bringe mir ein Weib vom Schlage der Tscherkessen!«, habest du

gebrüllt und von einer Liebesnacht erzählt, bei der du »einen Penis wie ein gefrorenes Rossbein« gehabt habest.[55] Ansonsten hast du dich für längere Zeit ins Ausland abgesetzt – Frankreich, Deutschland, Österreich.[56] Am 7. Januar 1959 strandest du auf der Schweizer Botschaft in Paris, gibst an, du seist Reporter des »Bunds«, ohne Geld und auf der Suche nach Arbeit: »Son comportement bizarre laisse penser qu'il ne jouit pas entièrement de son équilibre mental.« So hat man dich an die Schweizer Grenze abgeschoben.[57] Noch bevor du am 23. Februar die Stelle als Casserolier im »Hotel de la gare« in Biel angetreten hast, bist du am 16. Februar in der Musikbar »Bali« In der Berner Altstadt deiner ersten Zora begegnet. Aber diese Geschichte kennen wir schon.

Unruhige Zeiten im Bernbiet (1967/1968)

Wie Mueller in Burgdorf einen Vortrag über die Folkniks hält. – Klar ist: Gegen Abend des 10. Januar 1967 sitzt René E. Mueller im Schnellzug von Zürich Richtung Bern. Eben hat er zum ersten Mal seit langem Friedrich Dürrenmatt getroffen.[1] Unklar ist, wie lange er sich schon in der Schweiz aufhält. Ende November hatte er aus Aberdeen wegen eines Auftritts in der »Junkere 37« für den 10. Dezember korrespondiert und darum gebeten, ihn nur mit »gelenkter Flüsterpropaganda« bekannt zu machen.[2] Ob er stattgefunden hat, ist unklar, Einladung und Eintrag im »Junkere«-Gästebuch fehlen. Jedoch gibt es eine Notiz an Hanni und Arsène Waldvogel vom 27. Dezember aus Aberdeen, in der Mueller seine Ankunft in Bern für den 30. Dezember ankündigt.[3] Wäre Mueller bereits am 10. Dezember in der »Junkere 37« gewesen, bedeutete dies, dass er über Weihnachten nach Aberdeen zurück- und Ende Dezember erneut in die Schweiz geflogen wäre. Vermutlich war es so, denn am 20. Januar 1967 schreibt Achmed Huber in der »Zürcher Woche«, Mueller habe – wie er suggeriert: kürzlich – in der »Junkere 37« »nebst sackgrob-offener auch verschlüsselte und verfremdete Polit- und Poliz-Lyrik rezitiert, von Zetteln lesend und häufig zur Flasche greifend. Im Publikum hatten unscheinbare Herren emsig mitgeschrieben. Doch geschah vorerst nichts.«[4]

Geschehen ist es am 10. Januar in Burgdorf. Dort ist Mueller Gast der letzthin gegründeten »Gruppe 67«. Das »Burgdorfer Tagblatt« meldet gleichentags: »Heute abend geht's hoch her im Keller der Gruppe 67. René E. Mueller (…), der berühmt-berüchtigte Prototyp eines Berner Asozialen, Kellerpoeten und sich selbst anbetenden Halbgottes ist aus Schottland zurückgekehrt. (…) Heute abend will er uns sagen, ge-

gen wen und was er protestiert und polemisiert. Diskussionsberechtigt ist jedermann! Das Publikum muss indessen auf etliches gefasst sein und vieles mit Fassung zu tragen wissen.«[5]

Im Luftschutzkeller des Hauses von Heinz Fankhauser an der Elfenstrasse 25 sind an diesem Abend etwa 35 Personen anwesend.[6] »Schon bei Beginn meines Referates wurde ich diskret darauf aufmerksam gemacht, dass Herren von der Polizei anwesend seien. Das überraschte mich nicht so sehr, hatte ich doch diesbezüglich bereits meine Erfahrungen. Nur – wie habe ich das denn eigentlich zu finden, dass harmlose Lesungen harmloser Dichter vor einem harmlosen Publikum überwacht werden?«[7]

Mit dem Vers »Kam ein Uhu geflogen / von Aberdeen her / ein Pamphletli im Schnabel / trug er über's Meer« beginnt Mueller sein Referat unter dem Titel »Folkniks – Folklore Bänkelsang Protest«.[8] Es ist durchsetzt mit Volkslied-Parodien, die er singend vorträgt. Er bietet einen Rundumschlag gegen die Nazis und das »ganze Heer von Ex- und Neos«, gegen den Opportunismus der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, gegen das Apartheidregime Südafrikas, gegen den Vietnamkrieg der USA, gegen die Schweiz im Allgemeinen, die »eines lautlosen Todes in Sterilität« sterbe, gegen die »Muskelpackhelvöter« und den »heiligen Militarismus« – und selbstverständlich gegen die polizeiliche Asozialenhetze, die er dem kantonalbernischen Polizeidirektor Robert Bauder persönlich anlastet. Dem Staat und den Spiessern, die ihm blind vertrauen, widmet er im Übrigen folgenden drastischen Vers:

> »Guten Abend gut Nacht
> der Staat für dich wacht
> der Staat für dich denkt
> der Staat für dich lenkt
> schlafe selig und süss
> träum' von Käse und Kies
> bis der Staat, der dich lenkt,
> eines Morgens dich henkt.«

Gegen ein solches Staatsvertrauen stellt Mueller die Folkniks, zu denen er sich selber zählt: die anarchistischen Nachfahren der Jahrmarkts-

und Bänkelsänger, der ehemaligen Barden, die gegen die »deformierte Gesellschaft« eine »formierte Antigesellschaft« bildeten: »Unter einem Regime, das Menschen unrechtmässig einsperrt, ist das [Gefängnis, fl.] der einzig angemessene Ort für anständige Artgenossen, die die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat erfüllen. Gegen ungerechte Gesetze gibt es drei mögliche Reaktionen: 1. Ihnen befriedigt gehorchen. – Das macht der Bünzli. 2. Gegen sie ankämpfen, um sie zu bessern. – Das tun die hoffnungslosen Idealisten. 3. Die einzig richtige – sie sofort übertreten!« Die Folkniks hätten den Folksong, der ursprünglich identisch gewesen sei mit dem traditionellen Volkslied, zum »Protestsong der Gegenwart« weiterentwickelt, der »mit volkstümlichen Texten zur gezielten Rebellion gegen gesellschaftliche Misstände [und] militärische, polizeiliche und totalitäre Tendenzen des Staates wurde«.

Vor der Pause fordert Mueller, die anwesenden Zivilpolizisten möchten nun gehen, sonst werde er nicht weitersprechen. An Dürrenmatt kann er kurz darauf rapportieren: »Nach der Pause blieben zwei Stühle leer und ich hielt meinen Vortrag zu Ende.« Die Nacht verbringt er in Burgdorf. Vor seiner Abreise sitzt er beim Mittagessen im Restaurant »Bären«: »Plötzlich erschien ein Polizist in voller Kriegsbemalung. Das konnte nichts Gutes bedeuten. Wahrhaftig kam er straks auf mich los, um mich ziemlich formlos (…) zu verhaften. (…) Auf den Posten geschleppt, fand ich mich (…) einem Herrn in Zivil gegenüber. (…) Zu meiner Verblüffung (und Beruhigung!) wollte man überhaupt nichts anderes von mir wissen als: ›Was, Herr Mueller, wollten Sie eigentlich gestern abend mit ihrem Vortrag sagen?‹ Natürlich sehr bedauerlich, wenn die das nicht kapiert haben, denn ich sagte es deutlich genug, so dass selbst neun Jahre Schulbildung und Polizeirekrutenschule kein Hinderungsgrund hätten sein müssen, um es zu verstehen. Freilich hätten sie dann gern noch erfahren, wer denn das organisiert habe und wer da alles dabei war und so.« Später hat sich herausgestellt, dass die Polizei auch die Nummern der in der Nähe des Veranstaltungsraums parkierten Autos notiert hat.[9] Weitere Polizei- und Behördenmassnahmen hat die »Zürcher Woche« zusammengestellt: »Gleich-

zeitig telephonierte die Polizei den Leuten der ›Gruppe 67‹ und erkundigte sich, warum sie eigentlich den René E. Mueller eingeladen hätten. Dann wurden Eltern und Lehrer anvisiert. Inzwischen erkundigten sich in Bern, Biel und Thun diverse Behörden nach allfälligen weiteren subversiven Literatenkellern – getreu der Devise, wonach dieses Land allerhöchstens Keller für Kartoffeln und zum Schutze vor Bomben, nicht aber Keller zur Auseinandersetzung mit neuen Ideen braucht.«[10] Martin Schwander erinnert sich: »Einige Tage nach der Mueller-Lesung mussten wir am Gymnasium vor dem Rektor antraben. Es war ein freundliches Gespräch: Er hat einfach gefragt, was wir eigentlich wollen und ob das nötig gewesen sei und wer überhaupt hinter der ›Gruppe 67‹ stehe.«[11]

Nach dem wohlwollenden Hinweis zum Voraus hat das »Burgdorfer Tagblatt« seine Meinung nach Muellers Auftritt geändert. Zwar brachte es wenig Verständnis für die Aktivitäten der Polizei auf, aber nur, weil sie damit solche »Typen» allzu ernst nehme: »Sie provoziert damit nur unnötig eine gewisse Opposition und schädigt höchstens ihr eigenes Ansehen, indem sie gleichzeitig den ›Künstlern‹ dieser Art neuen Stoff liefert.« Was denn dieser »Berner Asoziale« geboten habe? »Belangloses Gefasel, ohne Niveau. Nein, nein, es war zu dumm, zu dreist, um schockieren zu können.«[12] Eine etwas andere Einschätzung von der Bedeutung des Anlasses hat Sergius Golowin im Rückblick: Nicht die folgende, sondern diese Veranstaltung der »Gruppe 67« sei der Auslöser gewesen für das, was in den folgenden Wochen als »Burgdorfer Literatur-Skandal« landauf, landab die Gemüter erregen wird.[13]

Sei es, wie es wolle: Während man in Burgdorf die Einladungen verschickt für die Veranstaltung vom 17. Januar – eine Lesung Guido Bachmanns aus seinem Roman »Gilgamesch«[14] –, schreibt René E. Mueller am 15. Januar morgens um fünf an Hanni Waldvogel: »Der fliegende Gammler ist gut in London gelandet. (…) Jetzt trinke ich Tee und höre laute Musik und gegenüber sitzt ein Schwuler in einem Damenpelz. Schon so früh ist es hier lustig.«[15]

Streit um Emil Staigers Worte und Otto F. Walters Kopf. – Vor Guido Bachmanns Auftritt in Burgdorf bleibt noch Zeit zu erzählen, warum die Wochen seit Mitte Dezember 1966 in der Deutschschweiz die literaturpolitisch brisantesten sind seit vielen Jahren: Innert weniger Tage trifft die erste Garde der »literarischen Gartenzwerge« mit dem bildungsbürgerlichen Establishment zweimal zusammen, dass die Funken sprühen.

Am 17. Dezember 1966 ehrt die Stadt Zürich mit einer Feierstunde im Schauspielhaus den diesjährigen Literaturpreisträger Professor Doktor Emil Staiger, Ordinarius für Literatur an der Universität Zürich. Alle sind gekommen, auch Staigers alter Freund Max Frisch, der dessen Dankesrede später mit einem Auftritt des Renaissance-Bussspredigers Girolamo Savonarola vergleicht: »Manchmal (…) blicktest du, von Blumen verdientermassen umrahmt, hinaus in den Saal, als stündest du seit langem unter einem päpstlichen Predigtverbot, so mit würdig-rebellischer Miene, nicht unbesonnen wahrlich, aber im vollen Bewusstsein deines schönen Mutes und vorbereitet-entschlossen, hier und jetzt einmal die schlichte und gediegene Wahrheit zu sagen, koste es dann die Wahrheit, was es wolle.«[16]

Staiger stellt seine Rede unter den Titel »Literatur und Öffentlichkeit«[17] und fragt, ob nur die Öffentlichkeit der Literatur gegenüber verantwortlich sei oder ob nicht umgekehrt auch die Literatur der Öffentlichkeit gegenüber Verantwortung trage. Er zitiert Horaz, wonach Dichter »nützen« und »ergötzen« wollten, und stellt fest, die heutige »littérature engagée« sei nur noch »eine Entartung jenes Willens zur Gemeinschaft, der Dichter vergangener Tage beseelte«. Heute gehe es ihnen, nach Schiller, nicht mehr darum, ihre Individualität zur »reinsten herrlichsten Menschheit emporzuläutern«, es gehe nicht mehr um »eine sittliche Gesinnung« und den »Wille[n] zur Gemeinschaft«, die für Dichter unentbehrlich sei – heute werde die Darstellung des »Verbrecherischen, Gemeinen« zum Selbstzweck. Es gebe eine »über die ganze westliche Welt verbreitete Legion von Dichtern«, deren »Lebensberuf« es sei, »im Scheusslichen und Gemeinen zu wühlen«. Wenn diese aber

behaupteten, »die Kloake sei ein Bild der wahren Welt, Zuhälter, Dirnen und Säufer Repräsentanten der wahren, ungeschminkten Menschheit«, so frage er, Staiger: »In welchen Kreisen verkehren sie?« Solche »Trümmerliteratur« verbreite »nihilistische Stimmung« und komme vor allem in »Zeiten des Wohlstands und der Ruhe« auf: »Der Nihilismus ist, in erstaunlich vielen Fällen, ein Luxusartikel.« Staiger schliesst: »Wenn uns die Dichter unserer Zeit verlassen, rufen wir den Beistand der Dichter vergangener Zeiten herbei und lassen uns von ihnen sagen, was der Mensch ist und vermag, was er auch heute noch vermag, sofern er stark und innig will.« Die Rede habe unter dem »Jubel der Zustimmung« geendet, berichtet Max Frisch[18], und Kurt Marti schreibt etwas später, die Zustimmung, die Staiger habe »einheimsen« dürfen, sei »sozusagen überwältigend« gewesen. Die Festgesellschaft im Schauspielhaus, so der NZZ-Feuilletonchef Werner Weber, habe sich in zwei Parteien gespalten: »Die eine, diejenige der Kritiker, sprach von ›Pauschal-Urteil‹ über die moderne Literatur und verlangte Namen (…). Die andere (…), diejenige der Zustimmer, begnügte sich mit dem ›Endlich hat's einer gewagt! Man darf wieder von Anstand reden in der Literatur.‹«[19]

Staiger hat die Auseinandersetzungen um »Nullpunkt« und »Zertrümmerer«, die Polemiken um »positive« und »negative« Nonkonformisten, um »Pinscher« und »literarische Gartenzwerge« aus konservativer Sicht zum »Manifest«[20] gegen den aktuellen literarischen Nonkonformismus zusammengefasst. Das zürcherische Kulturestablishment ist begeistert, die nonkonformistischen Geister im Land sind wütend – und reagieren.

Die wohl böseste Replik auf Staigers Rede ist jene, die am 23. Dezember in der »Zürcher Woche« erscheint. Geschrieben hat sie deren Chefredaktor Werner Wollenberger, ein Nonkonformist, der sich »weder von Parteien noch Programmen« habe vereinnahmen lassen und »allen Ideologien, Dogmen und Doktrinen zutiefst« misstraut habe.[21] Wollenberger stellt fest, mit seiner Rede habe Staiger »seine eigene Abdankungsrede« gehalten und »sich selbst in aller Öffentlichkeit unter die Toten« gereiht. Der Literaturprofessor habe eine »Sünde wider den

Geist der Literatur« begangen, weil er sie »nur als etwas Totes und Abgeschlossenes, nicht aber als Lebendiges, Werdendes, Heutiges zu begreifen« vermöge: »Er hat sich zudem schuldig gemacht der Hauslieferung von Argumenten an jene, die Literatur als schönen Luxus bestenfalls, als überflüssige Konvention schlechtenfalls betrachten, und er hat sich schuldig gemacht eines unannehmbaren Unwissens um die Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts sowie einer politischen Ahnungslosigkeit, die selbst für den Bewohner eines Elfenbeinturmes nicht mehr statthaft ist, ganz abgesehen davon, dass er zudem (…) durch Unwissenschaftlichkeit seine Wissenschaft desavouierte.«

In seinem »Tagebuch 1966–1971« sagt Max Frisch, warum es ihm damals nicht leicht gefallen sei, Staiger öffentlich zu widersprechen: »Wir duzen einander seit langer Zeit, ich verdanke ihm freundlichen Zuspruch zu frühen Arbeiten, wir sammelten Pilze zusammen und rauchten zusammen Zigarren; er wird schwerlich verstehen, dass ich heute als sein öffentlicher Gegner auftrete.«[22] Frischs Replik erscheint einen Tag nach jener von Wollenberger in der »Weltwoche« und bezeichnet die Staiger-Rede als »Standgericht« gegen die »Noch-Lebenden« der Schriftstellerei: »Verurteilung ohne namentliche Aufrufung, selbstverständlich ohne Untersuchung des jeweiligen Falles. Salve! So, wir erinnern uns, verfuhr man schon immer, wenn die Rede war von entarteter Kunst.«[23] Hatte der »Tages-Anzeiger« drei Tage zuvor festgestellt, Staigers »Philippika gegen die Moderne« wäre auch in der östlichen Welt mit Beifall aufgenommen worden[24], schreibt Frisch nun, die »grundlegende Rede, gehalten in Moskau, würde offiziös nicht minder begrüsst als in Zürich (…); begrüsst (…) von den Regierungsmännern und Erziehungsdirektoren und Staatspreisträgern der Sowjetunion«. Mit anderen Worten: Der Konformismus, auch der literarische, der sich – nach Staigers Begriffen – auf »Gerechtigkeit, Wahrheit, Mass« beruft, gleiche sich diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs verblüffend. Hier wie dort gehe es um die Behauptung einer rückwärts gewandten Ideologie der Positivität, »wobei als fraglos positiv unterstellt wird«, so Kurt Marti, »was die tonangebende Gesellschaftsschicht

um ihrer Selbstverklärung willen als ›positiv‹ gewertet haben möchte«.[25] Ziel dieser Ideologie sei es hier wie dort, jegliche gesellschaftspolitischen Veränderungsprozesse so gut wie möglich zu unterbinden. – Es ist nicht die unbedeutendste ideologiekritische Leistung des Nonkonformismus, durchschaut zu haben, dass die Mächtigen hier wie dort an den verstaubenden Kulissen des Kalten Kriegs schon deshalb festhalten wollten, weil diese sich vorzüglich dazu eigneten, die Opposition im eigenen Land zu disziplinieren.

Mit Frischs Replik ist das Argumentationsfeld weitgehend abgesteckt, auf dem sich bis in den folgenden März hinein in der deutschschweizerischen und der deutschen Presse der »Zürcher Literaturstreit« entfalten wird.[26] Einen wichtigen Aspekt, den Frisch nicht anzusprechen gewagt hätte, betont der sozialistische »Zeitdienst«: Zwar sei das Gefährliche an Staigers Rede, dass sie so undeutlich bleibe, einen Autor jedoch mache sie durch Anspielung kenntlich: »Peter Weiss, der sich in seinem Theaterstück ›Die Ermittlung‹ mit den Auschwitz-Prozessen auseinandersetzt, das, um einem weitern Publikum deutlich zu machen, auf welche Weise im Dritten Reich die Sprache missbraucht wurde, um den Mord an sechs Millionen zu vertuschen oder zu rechtfertigen. Wer gegen solche Literatur ist, macht klar, wes Geistes Kind er ist.«[27] Wie begründet diese Anspielung ist, belegt die 1996 publizierte Dissertation von Julian Schütt zur »Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus«: »Um 1933/34 tat [Staiger, fl.] aktiv in der Nationalen Front mit, in ihrem sogenannten ›Gau Zürich‹.«[28] Auch wenn seine Mitgliedschaft bei den Schweizer Nazis »letztlich eine Papiermitgliedschaft« gewesen sei und er durchaus »zum vergleichsweise distinguierten Flügel« der Bewegung gehört habe[29], belege doch zum Beispiel sein 1933 publizierter Aufsatz »Dichtung und Nation«, dass der »spätere Programmatiker der interpretatorischen Einfühlung« sich zwar in den Nationalsozialismus eingefühlt habe, »nirgends aber in die Opfer«.[30] Schütt macht zwischen Staigers Positionen von 1933 und 1966 eine »frappante Affinität« aus, in der »das Skandalon seiner Zürcher Preisrede« liege: »1966 nicht an-

ders als 1933 gibt Staiger vor, den Standpunkt einer normsetzenden Öffentlichkeit zu vertreten, leiht ihr seine Stimme sowie seine literaturwissenschaftlichen Traditionen und Topoi – in Wirklichkeit reproduziert er jedoch in beiden Fällen nur die Haltung der Ordnungshüter, sie nimmt er als Literaturwissenschaftler in Schutz gegen normverletzende, ordnungsstörende, individualistisch-ästhetizistische Literaten, deren Wille zur Gemeinschaft ›entartet‹ sei.«[31]

Am 27. Dezember folgt die Hiobsbotschaft aus Olten, die Autoren wie Peter Bichsel, Kurt Marti oder Jörg Steiner ganz direkt trifft: Der Verwaltungsrat der Walter-Verlag AG schreibt ihrem Leiter des literarischen Programms, Otto F. Walter, in einem Brief, er habe »die Überzeugung gewonnen, dass Sie Ihren eigenen Weg unabhängig vom Unternehmen gehen sollten. Wir haben Ihnen deshalb den einstimmigen Beschluss des Verwaltungsrates mitzuteilen, dass er auf Ihre Dienste und Ihre durchaus anerkannten Fähigkeiten verzichten will und das Arbeitsverhältnis (…) auflöst.« Ausschlaggebend für die Entlassung des Sohns des ehemaligen Firmengründers sind nach Martin Zingg zwei Gründe: Einerseits habe Walter »mit seinem literarischen Programm einen grossen, vermutlich zu grossen Erfolg« gehabt und »damit andere Teile des Unternehmens in den Schatten zu stellen« gedroht; andererseits habe der katholische Verlag nicht akzeptiert, dass Walter 1964 seine Ehe habe scheiden lassen.[32]

Die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« titelt: »Walter ade! Literarischer Selbstmord eines Verlages?«[33] Kurt Marti spricht von einem »Akt kultureller Selbstverstümmelung«.[34] Und Adolf Muschg schreibt dem Verwaltungsrat: »Ich bitte Sie im Namen geistiger Landesverteidigung, den ich sparsamer verwende als Sie, die Vergrasung einer wertvollen Provinz zu verhindern.« Aber die Entlassung ist endgültig. Otto F. Walter wechselt mit einem Grossteil seiner Autoren nach Neuwied zum Luchterhand-Verlag und arbeitet dort bis 1973 als Verlagsleiter und als Leiter des literarischen Programms bis 1982.[35]

Wer am Abend des 17. Januar 1967 in Burgdorf die »Gilgamesch«-Lesung von Guido Bachmann besuchte, war sich darüber im

Klaren, dass im letzten Monat die Konfrontation von »Geistigen Landesverteidigern« und »Nestbeschmutzern« endgültig auf das Feld der Literatur durchgeschlagen hatte, dass die Zeitungen täglich mit Repliken, Dupliken und Leserbriefen voll waren, dass die Emotionen auf beiden Seiten hoch gingen und alles, was nach Literatur klang, in einem zuvor nicht gekannten Mass politische Brisanz erhalten hatte.

Golowins Bänkelsang-Recherchen: Der Pintenwirt Hans Rudolf Grimm. – Am 13. Januar 1967, ein paar Tage nachdem René E. Mueller in Burgdorf über »Folkniks – Folklore Bänkelsang Protest« referiert hat, spricht Sergius Golowin in der »Junkere 37« über »Die Kunst der Alten – Bänkelsänger im Bernbiet und anderswo«.[36]

Im Gegensatz zu Mueller, der sich mit seinen gesellschaftskritischen Volkslied- und Schlagerparodien lediglich in die Tradition des bernischen Bänkelsangs gestellt sehen will, hat sich Golowin schon vor längerer Zeit in dessen Erforschung vertieft. Dabei ist er auf Hans Rudolf Grimm gestossen, den Burgdorfer Pintenwirt, der zwischen 1665 und 1749 gelebt hat und 1733 seine »neu vermehrte, und verbesserte Kleine Schweitzer-Cronica« mit folgendem Vorspruch versehen hat:

> »Ich thu den Bauren Bücher schreiben,
> Kann darmit meine Zeit vertreiben,
> Bücher schreiben ist mein Acker,
> Darinn arbeit ich fein wacker,
> Und verkauffen ist mein Pflug,
> Damit so hab ich Brod genug.
> Dan ob die Bauren schon nicht Herren,
> Wollens doch auch wissen und hören
> Wie es ergangen ist im Land,
> Solches mach ich ihnen bekandt.
> Ein jeder solt die Cronic kauffen,
> Wär besser als das Geld versauffen.«[37]

Bereits 1965 hat Golowin, unterstützt vom Zürcher Verleger René Simmen – Anfang der fünfziger Jahre Kleinstgalerist und Theatergründer in Bern[38] –, Grimms Werke herausgegeben unter dem Titel »Vom gros-

sen Misch-Masch; und 197 andre Meinungen, Historien und Verse von Hans Rudolf Grimm, Buchbinder, Trompeter und Flachmaler«.[39] Für Golowin ist Grimm der »erste wirklich volkstümliche ›gedruckte‹ Schriftsteller«[40] und einer der »Ur-Journalisten« des Bernbiets.[41] Grimm schrieb ausdrücklich »nur für den gemeinen Mann«, was seiner Chronik den abschätzigen Kommentar des Gelehrten Gottlieb Emanuel von Haller einbrachte, sie sei »eine höchstens für unverständige Bauern sich schickende Arbeit«. Jedoch musste von Haller zugeben: »… mit allem dem hat er [Grimm, fl.] das sonderbare Schicksal gehabt, dass seine Bücher und Verse von dem Pöbel begierig aufgenommen, und mit einem solchen Erfolg unter demselben eingeführet worden, dass kein Schriftsteller sich einer so schleunigen durchs ganze Land ausgebreiteten Begierde seine Schriften aufzukaufen, und auswendig zu lernen, rühmen kann.«[42] Die patrizische Ablehnung von Grimms Chronik begründet Golowin im Übrigen so: Grimm habe die Sehnsucht nach Bildung und Wissen der Landleute nicht im Sinn der damaligen religiösen Einpaukerschulen befriedigt, die mit »unmenschlichen Zähmungsversuchen« Untertanen gezüchtet hätten[43] – sondern als »Erhalter der Volkskultur«[44], der sich in erster Linie vom Wissen der Nicht-Sesshaften – der Kessler und Gassenlieder-Sänger, der Marktschreier, Spielleute, Leier- und Zauberlaternen-Träger – habe inspirieren lassen.

Dass die »Volkssinger« im Bernbiet seit dem Bauernkrieg von 1653 mit starker obrigkeitlicher Repression zu kämpfen hatten, liegt für Golowin auf der Hand, denn ihre Art der Volksbildung, für die zum Beispiel Grimms Wirken Zeugnis ablege, sei »eigentlich die Fortführung des Bauernkrieges mit friedlichen Mitteln« gewesen.[45] 1969 wird Golowin ergänzen: »Im immer brutaleren Klassenkampf zwischen den nur noch für das masslose Wachstum ihrer politischen und wirtschaftlichen Macht Sinn besitzenden Oberschicht und den in völlige Bedeutungslosigkeit versinkenden ›niederen‹ Mitbürgern besass die Volkskultur mit ihren unberechenbaren Auswirkungen überhaupt keinen Platz mehr.«[46] Mit dem Motiv des Kulturkampfs präzisiert Golowin seine Kritik an der Aufklärung, die er 1956 als »Bruch in der Überlieferung und

als Schub in die Naturentfremdung« umschrieben hatte[47]: Das Interesse der Obrigkeit an der Aufklärung im Allgemeinen und ihre »zähen Bemühungen (…), (…) eine allgemeine ›Schulpflicht‹ durchzusetzen« im Speziellen, »verlieren im Lichte der Quellen einen guten Teil der heute in sie hineingedichteten ›Fortschrittlichkeit‹ und erscheinen uns als ein weiteres Mittel, jede Möglichkeit der Bildung einer eigenwilligen volkstümlichen Gegen-Kultur im Keime zu ersticken«.[48]

So denunziert Golowin die aufklärerische Rationalität als Herrschaftsprojekt der Berner Obrigkeit und stellt ihr die »ganze magische Welt der volkstümlichen Kunst« entgegen.[49] Wie stark er bereits 1967 den eigenen Nonkonformismus in Analogie denkt zu jenem der »Märit- und Pintenkeller-Künstler« im Ancien Régime, zeigt die rhetorische Frage, mit der er kurz darauf ein »Junkere«-Referat über »Die altbernischen Jahrmarkts-Zauberer« einleiten wird: »Standen diese beweglichen und unruhesäenden Fahrenden den modernen Freunden der Pop-Kultur, Keller-Poetik, Science Fiction, des phantastischen Realismus usw. (also z. B. auch einem guten Teil der JUNKERE 37-Gäste) näher, als ihre ›gediegenen und seriösen‹ Zeitgenossen?«[50]

»Gilgamesch« in der Provinz (I): Rektor Leidig greift durch. – Martin Schwander erinnert sich: »Guido Bachmann hat uns in der ›Gruppe 67‹ speziell interessiert, weil sein Buch ›Gilgamesch‹ in der Schweiz praktisch boykottiert worden ist. Deshalb wollten wir ihn in Burgdorf haben, um mit ihm zu diskutieren. Er hat sofort zugesagt, weil er ja sonst, abgesehen von den Berner Kellern, nirgends auftreten konnte. Wir haben gewusst, dass es heiss ist, ihn kommen zu lassen. Deshalb haben wir uns besonders gut vorbereitet, damit wir ihm kritisch würden gegenübertreten können. Ungefähr zu fünft haben wir uns auf den Abend vorbereitet; jeder hat das Buch gelesen. Ich bin jener gewesen, der's besessen und weitergegeben hat.«[51] Wie bei Muellers Lesung eine Woche zuvor erscheint am Tag der Veranstaltung im »Burgdorfer Tagblatt« ein Hinweis, in dem es unter anderem heisst: »Totschweigen ist keine saubere Methode.«[52]

In seiner Begrüssung der gut zwanzig Personen[53] sagte am Abend des 17. Januar 1967 der Stadtbibliothekar Sergius Golowin, dass »jede neue Literatur (…) seit jeher für eine grosse Anzahl von Zeitgenossen ein Ärgernis gewesen« sei. Danach hat Bachmann gelesen. »In Bildern von eindringlicher sprachlicher Kraft«, schreibt Schwander danach im »Burgdorfer Tagblatt«, habe der Autor »die Verständnislosigkeit einer bestimmten Schicht« geschildert »gegenüber den quälenden Problemen der Jugend und jener Menschen, die in die Stellung eines Aussenseiters gedrängt« würden. Nach der Lesung sei Bachmann gefragt worden, ob »die krassen Stellen im ›Gilgamesch‹ wirklich notwendig« gewesen seien. Bachmann habe geantwortet, dass »die Notwendigkeit der Erlebnisse, des dämonischen Verführungsspieles (…) in einem solchen Werk nicht zu umgehen« seien.[54] Ein bisschen konkreter schildert der »Tagblatt«-Redaktor Heinz Däpp die Diskussion: Einer der drei anwesenden Gymnasiallehrer[55] – ein »agent provocateur?«[56] – habe die Frage aufgeworfen, »warum denn das Werk überhaupt so umstritten sei«. Daraufhin sei der Autor »gedrängt« worden, einen »visionären homoerotischen Exzess« vorzulesen, »eine sogenannte Schwarze Messe (…) (es handelt sich dabei um eine seit Thomas von Aquin in der Literatur immer wieder auftauchende ›Vereinigung mit dem Teufel‹).«[57]

Als vier Tage nach Bachmanns Auftritt sämtliche Gymnasiasten, die der Lesung beigewohnt haben, auf das Rektorat der Schule gerufen werden, um Auskunft zu geben, inwieweit sie bei der »Gruppe 67« aktiv seien, ist der Rektor Emmanuel Leidig nicht mehr so freundlich wie bei der Vorladung nach der Mueller-Lesung eine Woche zuvor. Leidig »verurteilt den Vorleseabend als ›Schweinerei‹ und äussert die Meinung, Bachmann gehöre vor Psychiater und Richter. Er verweist auf die Staiger-Rede und gibt bekannt, dass die Angelegenheit der Mittelschulkommission vorgelegt werde. [Er] verhehlt ferner nicht, dass er ›Gilgamesch‹ nicht gelesen habe, indessen habe er sich darüber einlässlich informiert.«[58] Er fordert die Auflösung der »literarisch irregeführten« »Gruppe 67«.[59]

In den nächsten Tagen nimmt er sich den Hauptsündenbock vor: Martin Schwander, der Bachmanns Buch besessen und weitergegeben hat. Am 24. Januar erhält Schwander von Leidig einen Brief: »Der Jugendanwalt ist von Ihrem Falle benachrichtigt worden und wird Sie zu gegebener Zeit direkt vorladen. Es handelt sich darum, vier Klassenkameraden das pornographische Buch von Guido Bachmann zum Lesen gegeben zu haben. Sie sind bis auf weiteres suspendiert, also nicht nur von dem Schulunterricht, sondern von allen Schulanlässen.«[60] Tags darauf informiert Leidig auch Schwanders Vater schriftlich. In der Folge verfasst der Zahnarzt Paul Schwander einen Brief zuhanden der ausserordentlichen Mittelschulkommissions-Sitzung, die am 31. Januar ausschliesslich wegen seines Sohnes stattfinden soll: Die ganze Geschichte sei Martins »überbordender und sehr unkritischer Begeisterung für alles, was sich moderne Literatur nennt«, zuzuschreiben – abgesehen davon sei das Buch auch von Kritikern und Lehrern als »ernsthafter künstlerischer Versuch« gewertet worden.[61] In seinem Antwortschreiben widerspricht Leidig, ihm gegenüber habe der Jugendanwalt bestätigt, dass es sich bei »Gilgamesch« »um ein pornographisches Buch« handle: »Die Bemäntelung dieses Schmutzes durch ›namhafte Kritiker‹ als eines ›ernsthaften künstlerischen Versuches‹ ist zu durchsichtig, als dass man darauf einzugehen braucht.«[62]

Am Nachmittag des 31. Januar hat sich Martin Schwander beim Jugendanwalt Herbert Schulthess zu einer schliesslich drei Stunden dauernden Abreibung einzufinden.[63] Schwander wird zuerst über das Jugendstrafrecht orientiert und danach zu seinem Fall einvernommen, wobei der Jugendanwalt nicht zurückhält mit staatsbürgerlichen Belehrungen. Unter anderem klärt er ihn über jene Kreise auf, »die das Fernsehen erobern« wollten – namentlich erwähnt er Walter Matthias Diggelmann, Georg Berner – also Achmed Huber – und Golowin.[64] Im Weiteren bringt er ein kürzlich in Burgdorf durchgeführtes Podiumsgespräch über die Dienstverweigererfrage zur Sprache und warnt Schwander, »dass Dienstverweigerer und Zivildienst-Sympathisanten von Moskau und Peking aus gelenkt« würden. Als literarische Vorbilder

empfiehlt er Meinrad Inglin, Marie Lavater Slomann und Susy Langhans-Maync. Nebenbei beschlagnahmt er nicht nur Schwanders »Gilgamesch«-Exemplar[65], sondern auch das Gästebuch der »Gruppe 67«.[66] Deshalb habe es in seinen Kreisen danach geheissen, erinnert sich Schwander, »Hände weg von Gästebüchern!« Man solle sich nirgends mehr eintragen, sonst gehe es wie in Burgdorf.[67]

Ob die Mittelschulkommission mit dem Jugendanwalt Rücksprache hielt, bevor sie sich am gleichen Abend zu ihrer ausserordentlichen Sitzung traf, ist nicht bekannt. Bekannt ist aber, dass sich die Kommission zwar hinter ihren Rektor stellte, jedoch trotzdem beschloss, dass Schwander nach der Sportwoche ab 20. Februar die Schule wieder besuchen dürfe.[68] Anzunehmen ist deshalb, dass der Kommission an diesem Abend klar war, dass es zu einer Sanktion nicht kommen würde und man sich demnach mit einer Schikane begnügen müsse. Das »Burgdorfer Tagblatt« kommentierte später: »Obschon also offenbar bereits am 31. Januar die Schuldlosigkeit von Martin Schwander feststand (anders lässt sich die an diesem Tag verfügte Aufhebung der Suspension nicht erklären), wurde der Gymnasiast noch während 20 Tagen grundlos von der Schule ferngehalten.«[69] Vermutlich diente die Schikane dazu, Leidig trotz seines unhaltbaren Vorgehens halbwegs sein Gesicht wahren zu lassen.

Während Schwander also weitere drei Wochen vom Schulunterricht ausgeschlossen bleibt, Rektor Leidig zur geistigen Aufrüstung in allen Klassen des Obergymnasiums Staigers Rede verlesen lässt und für den 10. Februar Lehrer, Schulkommission und Schülerschaft zu einer Diskussion zum Thema »Grenzen des Nonkonformismus« lädt – während in Burgdorf über die »Gilgamesch«-Geschichte bereits sachte Gras zu wachsen beginnt, nicht zuletzt weil »Tagblatt«-Redaktor Däpp zu Schwanders Schutz bisher auf jegliche Berichterstattung verzichtet hat, passiert folgendes: Am Morgen des 9. Februar prangt an allen Kiosken landauf, landab das »Blick«-Plakat mit folgender Schlagzeile: »Burgdorf: Hochburg der Spiessbürgerei? Darum wurde Martin Schwander vom Gymnasium ausgeschlossen«. Wieder hat Eduard Wahl

zugeschlagen. Sein Artikel trägt den Titel: »Meinungsterror in Burgdorf«. Tags darauf steht auf dem Kioskplakat des »Tages-Anzeigers«: »(Kurz-)Schlüsse aus Prof. Staigers Rede« und auf jenem des »Burgdorfer Tagblatts«: »Der Burgdorfer Literatur-Skandal«. Die Auseinandersetzung um Bachmanns »Gilgamesch«-Lesung ist nicht zu Ende. Sie beginnt erst.

Ein unbeugsamer Friedensaktivist: Der Kampf des Arthur Villard. – Längst sind Pierre Annen und Arthur Villard aus den Gefängnissen Witzwil respektive Oberschöngrün entlassen worden, in die sie im Sommer 1966 wegen des gleichen Delikts eingesperrt worden sind: Als Annen im Sommer 1963 per Flugblatt dazu aufgefordert hatte, ab Mitte 1964 den Militärdienst zu verweigern, falls bis zu diesem Zeitpunkt kein Zivildienst für Verweigerer aus Gewissensgründen geschaffen worden sei, hatte Villard die Aktion unterstützt, indem er für den Versand eine Adresskartei zur Verfügung stellte. Der Aufruf brachte den beiden bedingte Gefängnisstrafen wegen »Aufforderung und Verleitung zur Verletzung militärischer Pflichten« ein, aber keine politischen Zugeständnisse. 1965 verweigerte Annen den nächsten militärischen Wiederholungskurs, Villard den letzten Landsturmkurs – er als ehemaliger Aktivdienstsoldat mit Jahrgang 1917 nach nota bene 1100 geleisteten Diensttagen.[70] Nun wurden beide zu unbedingten Gefängnisstrafen von 81 respektive 45 Tagen verurteilt. Wann sie ins Gefängnis einrückten, wusste nach den Kundgebungen von Witzwil und Ins das ganze Land.

Am 27. Januar 1967 erzählt Villard in der »Junkere 37« von seinen Erfahrungen in der solothurnischen Strafanstalt Oberschöngrün.[71] Das Gästebuch verzeichnet über 40 Anwesende[72] – dazu kommt der obligate Spitzel der »Sikripo BE«.[73] Zeno Zürcher hat wieder sein Tonbandgerät eingeschaltet. Am Anfang, sagt Villard, habe der Verwalter von Oberschöngrün »ein bisschen Angst« vor ihm gehabt, weil er den Rapport der Berner Polizei gelesen habe: »Es war der Rapport eines Wachtmeisters der Kantonspolizei in Biel, der wirklich nicht sehr gut

lautete. Gegen diesen Rapport wollte ich Klage einreichen, sie wurde von den Militärgerichtsorganen jedoch abgewiesen. Ich erreichte nichts und musste alles bezahlen, und die Folge war, dass das Obergericht einen noch grösseren, siebenseitigen Rapport machte: Auch was darin gesagt wird, ist nicht sehr schön. Alles, was ich in meinem Leben gemacht habe, sei falsch. Meine Tätigkeit für den Frieden in der Schweiz und im Ausland, das sei alles nur Sektierertum. Mein ganzes Leben ist in dieser Art dargestellt, und der Rapport im ganzen ist nichts als ein politisches Pamphlet. So werden im Kanton Bern Rapporte gemacht. Man nennt das Leumund.«[74] Der Verwalter in Oberschöngrün habe dann seine Haltung respektiert, und er sei »sehr korrekt behandelt« worden: »Die Bilanz der Strafzeit ist für mich positiv. Dabei muss ich sagen, dass ich keinen Vergleich mache mit meinen Strafgenossen in Oberschöngrün, das ist nicht möglich. Denn was ich gemacht habe, habe ich mit Freude gemacht, für eine gute Sache. Ich bin wirklich fast immer fröhlich gewesen, was für die meisten Insassen nicht der Fall war und speziell nicht für die jüngeren – der Freiheitsentzug ist für sie nicht leicht anzunehmen.«

Villard ist nicht einzuschüchtern gewesen. Jahr für Jahr sind seine Aktionen spektakulärer geworden: 1968 ist er wegen der öffentlichen Deponierung seiner Militäreffekten erneut zu einer mehrwöchigen Gefängnisstrafe verurteilt worden, die er im Kanton Zug zu verbüssen hatte, weil die Militärbehörden befürchteten, »es könnte bei einer Gefängnisstrafe im Kanton Bern zu grossen Kundgebungen kommen«. Als er am 13. September 1969 als Demonstrationsredner »zur generellen Militärdienstverweigerung« aufforderte, reichte ein Genfer Feldweibel im Namen der »Schweizerischen Vereinigung der Leichten und Mechanisierten Truppen« Klage ein. Villard wurde in erster Instanz freigesprochen, 77 Kriegsdienstverweigerer deponierten, teilweise anlässlich von Villards Gerichtsverhandlung, ihr Dienstbüchlein und begingen so eine der raren Massenverweigerungen in der Geschichte der Schweizer Armee. Bundesanwalt Hans Walder rekurrierte in der Folge mit Erfolg gegen den Freispruch: Die 2. Strafkammer des Berner Ober-

gerichts verurteilte Villard zu einem Monat Gefängnis und 1000 Franken Busse, dessen Nichtigkeitsbeschwerde gegen das Urteil wurde vom Bundesgericht abgewiesen.[75]

Bedeutend mehr Verständnis als die Behörden hatte die Bevölkerung für Villards friedenspolitisches Engagement. Während sich Erstere auch ein Jahrzehnt nach den heissesten Phasen des Kalten Krieges von Staatsfeinden und Fünften Kolonnen geradezu umzingelt wähnten, wählte Letztere Villard im Mai 1966 mit der zweithöchsten Stimmenzahl in das Kantonsparlament[76] und 1968 zusätzlich in das Parlament der Stadt Biel.[77] 1971 erfolgte die Wahl in den Nationalrat, dem er als enfant terrible bis 1979 angehörte.

Arthur Villard sei seinen Weg gegangen »wie Dürers Ritter angesichts von Tod und Teufel«, schrieb Marcel Schwander nach dessen Tod am 18. Mai 1995 in seinem Nachruf: »Der Uhrmachersohn Villard war ein Einzelkämpfer, ein ›résistant‹, kein Verwaltungsmann, kein Politiker aus Berechnung, kein ›politicard‹.«[78] Der anarchistischste Nonkonformist der Deutschschweiz wird als unbeugsamer Kämpfer für eine friedlichere Welt und als einer der integersten eidgenössischen Parlamentarier seiner Zeit in die Geschichte eingehen.

»Gilgamesch« in der Provinz (II): Der Burgdorfer Literatur-Skandal. – Nachdem am 9. Februar 1967 der »Blick« den Skandal um Martin Schwanders Suspendierung vom Gymnasium öffentlich gemacht hat, weiss innert kürzester Zeit die ganze Deutschschweiz, wer die »Gruppe 67«, wer Emmanuel Leidig und wer Schwander ist – und alle, die es bisher noch nicht gewusst haben, wissen auch, dass Guido Bachmann einen Roman mit umstrittenen homoerotischen Passagen geschrieben hat. Am 15. Februar erklären zehn Zürcher Buchhandlungen gegenüber dem »Tages-Anzeiger« übereinstimmend, »Gilgamesch« sei zur Zeit ausverkauft.[79] Schwieriger als für Bachmann ist die Situation in diesen Tagen für Schwander, der von der Schulleitung weiterhin im Unklaren gelassen wird, »ob und wann er im Burgdorfer Gymnasium wieder genehm« sei.[80] Am 11. Februar lässt Rektor Leidig

lediglich verlauten: »Die Sache ist sehr diskret und heikel. Der Fall liegt beim Jugendanwalt; er wird von kompetenter Seite behandelt.«[81]

Unterdessen stellen verschiedene Zeitungen kommentierend die »Verstaigerung« des literarischen Lebens fest. Das »Berner Tagblatt« schreibt, der »Literatur-Skandal zu Burgdorf« sei die »unmittelbare Folge von Professor Staigers Rede in Zürich«[82]; der »Zeitdienst«, was in Burgdorf versucht werde, mache klar, wie »gefährlich« Staigers Rede sei[83], und die »National-Zeitung«, Staigers »pauschale Abrechnung mit der Gegenwartsliteratur« habe »ihre ersten politischen Früchte in Burgdorf zur Reife gebracht«.[84] Dass sich Staiger unterdessen explizit von der »Burgdorfer Interpretation« seiner Zürcher Rede distanziert hat, interessiert niemanden.[85]

Dem Märtyrer Schwander gilt die Solidarität all jener, die sich im Zürcher Literaturstreit gegen Staiger engagieren. Zuerst reagiert Max Frisch. Am 12. Februar schreibt er aus Berzona »An den Gymnasiasten Martin Schwander, p. A. Gymnasium Burgdorf«: »Ich kenne Sie nicht, Ihren Namen lese ich in der Zeitung. Dass Sie vom Gymnasium suspendiert und zum Jugendanwalt geschickt worden sind, ist vielleicht ein Schock für Sie, und es kommt jetzt drauf an, was Sie daraus machen. (…) Gestern war übrigens Meinrad Inglin hier, ein prachtvoller Mann; der Jugendanwalt, der Sie auf Meinrad Inglin verweist, hat recht: ein vortrefflicher Autor. Aber ich kann Ihnen verraten: dieser alte Inglin wäre auf Ihrer Seite. Der Jugendanwalt würde sich wundern. Sicher meint der Jugendanwalt es nur gut, ich zweifle nicht, das ist sein Beruf; dass Leute, die den Militärdienst verweigern, von Moskau und Peking gelenkt sind, ist trotzdem der bare Unsinn. (…) Ich möchte Sie nur ermuntern, lieber Martin Schwander, sich nicht einreden zu lassen, dass Sie deswegen, weil Sie sich selbst ein Urteil zu bilden versuchen, ein entgleister Mensch sind. Die Schule wird Sie wieder aufnehmen, denke ich, sonst wird die Öffentlichkeit sich um die Schule kümmern, und Sie werden, so hoffe ich, eine gute Matur machen; die Erfahrung, die Sie da gemacht haben, wird bleiben: es kann eine sehr gute Erfahrung sein, eine, die Sie selbständig (nicht verstockt) und wach macht gegen-

über der Welt, in der wir leben. Insofern ist das Gymnasium Burgdorf dann eine sehr gute Schule gewesen.«[86]

Tags darauf schreibt Hans Rudolf Hilty im »Volksrecht«: »Martin Schwander habe ich vor zwei oder drei Jahren kennengelernt und seither hie und da gesehen. Wenn immer in Bern oder Burgdorf eine Autorenlesung oder Diskussion um geistige Fragen stattfand, war er da, einer der jüngsten und aufmerksamsten Zuhörer, bat die Autoren um Autogramme und wagte gelegentlich auch selbst das Wort zu ergreifen, nicht vorlaut, sondern fragend, nachdenklich, ein junger Mann mit einem spezifisch musischen Spürsinn.«[87] Ähnlich skizziert ihn einige Tage später Walter Vogt: »Gelegentlich wird man stutzig. Wenn er an jeder Autorenlesung aufkreuzt und zu Premieren nach Zürich fährt, mit seinem kleinen Tonbandgerät. Könnte es sich um einen Besessenen handeln?« Vogt gibt die Antwort selber: nicht Besessener, sondern junger Dichter, der zum Beispiel folgende Zeilen geschrieben habe:

> »Sonntag ist's
> strahlend, schön.
> Der Nachbar hisst seine Fahne
> neutralrot, westenweisses Kreuz.
> Der Nachbar ist ein Patriot,
> seine Fahne weht nach dem Wind.«

Vogt kommentiert: »Ich fürchte (ich möchte es nicht behauptet haben), dieses Gedicht liefert den Schlüssel zum ganzen Rummel um den armen M. S. Es handelt sich nämlich um ein politisches Gedicht. Gedankenlyrik nannte man das seinerzeit. Das ist das Schlimme daran: ein intellektuelles Gedicht, nicht einmal aufrührerisch, kühl.«[88]

Auch von Susy Langhans-Maync, deren Werke der Jugendanwalt wie jene Inglins als vorbildlich empfohlen hat, trifft eine Solidaritätsnote ein. In ihrer Funktion als Sekretärin des Berner Schriftsteller-Vereins schreibt sie: »Bevor ich Dir schrieb, habe ich unsere gestrige Sitzung abgewartet, um mich ermächtigen zu lassen, Dir im Namen des Vorstandes und auf offiziellem Briefpapier unsre Sympathie auszudrücken. Wir weigern uns glattweg, Dich als bösartiges schwarzes Schaf

(…) zu betrachten, das mit wohlgezielten Hornstössen eine tugendsame Generation zu Fall bringen will. Wenn ich daran denke, wie Du anlässlich des Büchermärits (…) unsere staubtrockenen Schwarten tapfer und fröhlich verkauftest und überall rege mitmachst, wo sich Literarisches tut, freue ich mich nach wie vor über unser jüngstes Passivmitglied, das über Nacht so ungeheuer aktiv geworden ist.«[89]

Im »Burgdorfer Tagblatt« erscheint unter dem Titel »Alle für einen« eine Stellungnahme von vier erwachsenen Mitgliedern der »Gruppe 67« – mitunterzeichnet vom »Tägel-Leistler« Alfred Bangerter: »[Wir] verwundern uns, dass sich der ganze ›heroische‹ Angriff allein gegen Martin Schwander richtet. Wir als mitverantwortliche Mitglieder der Gruppe sind jederzeit bereit, unsere Ansichten über Politik und Literatur vor jeder Instanz zu vertreten.«[90] Überhaupt bringt die Berichterstattung des »Tagblatts« die Leitung des Burgdorfer Gymnasiums täglich mehr unter Druck. Nachdem es die Berichterstattung als Reaktion auf den vorpreschenden »Blick« aufgenommen hat, bringt es innert einer Woche auf nahezu sieben Zeitungsseiten Kommentare anderer Zeitungen, Stellungnahmen und Leserbriefe, und zwar »alle (…), die wir erhielten«.[91] Fazit: Auch wenn die Einschätzung von Bachmanns Roman kontrovers bleibt, wird das Vorgehen der Schulleitung doch grossmehrheitlich als falsch beurteilt und als »Burgdorfer Seldwylerei« teils ironisch, teils sarkastisch kommentiert.

Emmanuel Leidig, dessen Name den Zeitungen unterdessen als Adjektiv zur Charakterisierung der Angelegenheit dient, informiert am Abend des 15. Februar endlich Vater und Sohn Schwander darüber, dass Martin ab 20. Februar den Unterricht wieder besuchen könne. Tags darauf begründet er zuhanden des Vaters sein bisheriges Schweigen: Zwar habe die »Mittelschulkommission in ihrer Sitzung vom 31. Januar 1967 die grundsätzliche Aufhebung der Suspendierung Ihres Sohnes Martin beschlossen und den Rektor beauftragt, den Wiedereintrittstermin zu bestimmen«, seither habe er jedoch vergeblich auf das Gutachten des Jugendanwalts gewartet und informiere nun lediglich aufgrund einer Vororientierung.[92]

Dieses Gutachten der »Jugendanwaltschaft Emmental-Oberaargau« liegt tags darauf vor: »Das Verfahren gegen Martin Schwander wird mangels subjektiven Tatbestandes ohne Zuerkennung einer Entschädigung aufgehoben. Die Kosten werden dem Staat auferlegt.« In der Begründung wird erstaunlicherweise festgehalten, dass »Gilgamesch« »zweifellos dichterische Qualitäten des Autors« verrate. Andererseits enthalte der Text abgesehen von seinem literarischen Wert Stellen, die »eindeutig unzüchtig« seien. In der Folge wird nachgewiesen, warum Schwander der subjektive Vorsatz gefehlt habe, ein »unzüchtiges Buch« auszuleihen. Er habe sich nämlich auf die Aussagen zweier Erwachsener gestützt, die in der Folge als Zeugen einvernommen worden seien. Der eine ist Reinhold de Quervain, Deutschlehrer am Gymnasium Burgdorf, der gegenüber Schwander gesagt habe, Bachmanns Buch sei »weithin eindrücklich, jedoch habe es Teile, die ihm sehr fragwürdig schienen«. Unzüchtig habe er das Buch gegenüber Schwander nicht bezeichnet. In diesem Punkt gleich sagt der zweite Zeuge aus. Es ist Kurt Marti, der in der »Junkere 37« an einer Diskussion über »Gilgamesch« teilgenommen hat.[93] Gegenüber dem Jugendanwalt sagt er aus, »er habe dort das Buch als literarisch beachtliches Erstlingswerk beurteilt, aber auch gesagt, dass es gewisse Mängel enthalte. Er habe daran kritisiert, dass es sehr introvertiert und ohne Bezug auf die Wirklichkeit sei. An der Veranstaltung sei die Frage, ob das Buch unzüchtig sei, gar nicht aufgetaucht. Das Werk sei ein Entwicklungsroman, in dem das Sexuelle notgedrungen vorkomme.« Weil Schwander »so beraten« gewesen sei, schliesst der Jugendanwalt, habe er in guten Treuen davon ausgehen können, dass das Buch nicht unzüchtig sei. Deshalb: kein Vorsatz. Und deshalb: Aufhebung des Verfahrens.[94]

Unterdessen haben sich auch einzelne Politiker für den Burgdorfer Literatur-Skandal zu interessieren begonnen. SP-Grossrat Arthur Villard formuliert eine schriftliche Anfrage an die Kantonsregierung, in der er unter anderem wissen will, ob in einer höheren Schule »wahre Bildung« möglich sei, »wenn die Leitung zu einer derartigen Ein-

schüchterungsmethode greift, um den Lesestoff der Schüler zu zensurieren«.[95] Und Hans Martin Sutermeister, Grossrat des Landesrings, fragt in seiner Interpellation, ob sich die Regierung »voll und ganz hinter die Aktion Rektor Leidigs« stellen könne.[96] Mit diesen Fragen ist das parlamentarische Nachspiel zur Auseinandersetzung programmiert.

Der Handel scheint zugunsten Schwanders entschieden, am 18. Februar erinnert das konservative »Emmenthaler Blatt« gar daran, dass Rektor Leidig »eigentlich schon in den Jahren ist, wo er Anrecht auf die volle Pension hat«.[97] Doch dieser hat nur eine Schlacht verloren, nicht den Krieg: Die Presse hat sich längst anderen Sensationen zugewendet, als Sergius Golowin in der »Zürcher Woche« noch einmal auf die Auseinandersetzung zu sprechen kommt und erzählt, dass die Gymnasiasten der »Gruppe 67« unterdessen vom Rektor mit der Regelung konfrontiert worden seien, dass er sich ab sofort das Recht vorbehalte, »die Zugehörigkeit zu einem Verein ausserhalb der Schule zu verbieten, wenn er das als nötig« erachte.[98] Schwander präzisiert im Gespräch: »Die Alternative lautete: entweder innerhalb der Schule, und dann müsst ihr alles vorlegen, oder ausserhalb der Schule, und dann dürft ihr nicht mehr hin. Deshalb haben wirs aufgegeben und nichts mehr gemacht. Weil für uns war genau das der Reiz, dass wir dort auch mit normalen Leuten diskutieren konnten. So war das Hauptresultat, dass sie Erfolg gehabt haben mit ihrer Repression und der Zirkel zerstört worden ist.«[99]

Die Burgdorfer »Gruppe 67« war zwischen Mitte November 1966 und Mitte Februar 1967 aktiv. In fünf Veranstaltungen hat sie insgesamt sieben Autoren vorgestellt: Walter Vogt, Ueli Baumgartner, Peter Lehner, Sergius Golowin, René E. Mueller, Guido Bachmann und Jörg Steiner.[100]

Wie Mueller von Aberdeen via »Junkere 37« nach Biogno-Beride kommt. – Kaum ist er nach seinem Auftritt bei der »Gruppe 67« aus Burgdorf nach Aberdeen zurückgekehrt, schreibt René E. Mueller in die Schweiz, die Zeit, die ihm hier noch bleibe, sei fast zu »knapp be-

messen (…), um den Laden zu liquidieren und alles bestmöglichst zu ordnen«.[101] Warum er Schottland so plötzlich verlassen will, erwähnt er einige Tage später in einem Brief an Walter Matthias Diggelmann: Ein Bekannter habe ihn und Birgitte eingeladen, schreibt er, »für ein paar Wochen in seinem Tessiner-Haus zu wohnen. Das ist an sich recht erfreulich und wir beabsichtigen denn auch, Scotland am 18. Februar zu verlassen und diese Wohnung zu beziehen.« Daneben dankt er Diggelmann, ihm »aus einer beträchtlichen Patsche geholfen« zu haben (»von wegen Rückzahlung wage ich kaum zu sprechen«). Möglicherweise hat sich Diggelmann am Kauf von Muellers Flugticket beteiligt.[102]

Beim Bekannten, der ihn ins Tessin eingeladen hat, handelt es sich um Peter Zuber, den er 1962 in der Lenk als neuer Freund von Lotti Zwahlen kennen gelernt hat. Unterdessen ist er Assistenzarzt am »Ospedale civico« in Lugano und lebt in seinem Haus in Biogno-Beride hinter Ponte Tresa im Malcantone.[103] Mueller ist begeistert: Zwar sei die Arbeit im anthroposophischen Schulheim Camp Hill »nicht immer, aber meistens schön und fast immer beglückend« gewesen[104], aber er fühle »zu deutlich«, dass es an der Zeit sei, sich »endlich ausschliesslich als Schriftsteller zu etablieren«.[105]

Bevor er abreist, hat er noch einiges zu organisieren, denn während seines Schweizer Aufenthalts um den Jahreswechsel hat er gleich auch seinen Nachfolger für Aberdeen gefunden. Es handelt sich um Walter – respektive neuerdings: Walther – Kauer, der interessiert ist, mit seiner derzeitigen Lebensgefährtin Silvia Gutbrod und deren Sohn für einige Zeit nach Schottland zu ziehen. Mueller organisiert für die drei bei der Heimleitung Papiere, die eine »erleichterte Einreise« ermöglichen sollen[106], und skizziert in einem Brief bereits Kauers Pflichtenheft: »Johannes ist natürlich traurig, weil ich weggehe – er fürchtet vor allem für den Garten, weshalb ich ganz besonders auf W. rechne.«[107] Bereits am 11. Februar trifft Muellers Ablösung ein.[108] Später wird Kauer in autobiografischen Hinweisen ein Studium der Heilpädagogik in Aberdeen geltend machen. Im Rahmen seiner Dissertation hat Christoph Bircher – unter anderem nach Rücksprache mit

René E. Mueller – 1988 recherchiert, Kauer habe sich 1967 etwa sechs Monate in Camp Hill aufgehalten: »Er ist dort für den Garten zuständig und beschäftigt sich mit Hühnerzucht und dem Anbau von Erdbeeren.«[109]

Ansonsten versucht Mueller seine letzten Tage in Schottland zu geniessen: »Tage beginnen mit tiefen Schlucken aus dem unerschöpflichen Born der Liebe, alsdann Blasen der Bengali-Flöte, bisschen Yabyum und dann rein in die schweren Wasser.«[110] Seine in diesen Tagen schriftlich mehrfach geäusserten Bedenken, dass ihn in der Schweiz die Polizei gleich abfangen werde, scheinen sich nicht bestätigt zu haben. Mueller trifft am 20. Februar 1967 in Bern ein[111] und lebt – soviel bekannt ist – daselbst einen knappen Monat lang unbehelligt. Am 3. März schreibt er ins Gästebuch der »Junkere 37«: »René E. was here.«[112] Eine Woche später, als unter dem Titel »Requiem um eine Hexenjagd« der Burgdorfer Literatur-Skandal thematisiert wird, trägt er mit einem »Kurzbeitrag« zur Lancierung der Diskussion bei.[113]

Am 18. März ist Mueller in Biogno-Beride – zwar nicht wie ursprünglich geplant zusammen mit Birgitte, aber trotzdem begeistert: »Das Haus liegt einfach fantastisch und alles – aber auch alles – ist so einmalig wunderbar, dass es einem unglaublich vorkommt, dass es diese Welt (…) überhaupt gibt. Sträflich herrlich. (…) Alles blüht und grünt und wo ich arbeite, habe ich auf einem kleinen Tisch zwei wundervolle Kamelienblüten. (…) Ich fühle mich unsinnig frei und kann atmen und atmen. Keiner hat eine dumme Schnurre – überall ist man lieber, willkommener Gast.« Er hat ein neues Paradies gefunden, in dem er in nächster Zeit mit dem Assistenzarzt Zuber leben will, und das Einzige, was zu wünschen übrig lässt, ist wie gewöhnlich die finanzielle Lage. In seinem ersten Brief aus dem Tessin bittet er denn auch um ein »Fünffrankenstück«: »Dieses nun wäre mir höchst willkommen, damit ich mir noch Cigaretten kaufen kann, um die Zeit, die bis zur klangvolleren Gestaltung meiner Börse notgedrungen noch verstreichen wird, erträglicher zu machen.«[114]

Höhepunkt und Ende der Antiatom-Bewegung: der »Marsch auf Bern«. – Am Sonntag, den 16. April 1967, setzt sich am Bahnhof Lyss ein Demonstrationszug in Bewegung. Man zieht über Seedorf, Frienisberg und Herrenschwanden Richtung Bern und trägt Transparente mit sich, auf denen zum Beispiel steht: »Via l'imperialismo americano dal sud-est asiatico! Pace e indipendenza al Vietnam«. Nach 23 Kilometern und sechseinhalb Stunden Marsch trifft der Zug in der Altstadt auf dem Münsterplatz ein zur Schlusskundgebung der »Tagung und Demonstration für Frieden und Unabhängigkeit für das Volk von Vietnam«.[115]

Seit 1963 hat die »Schweizerische Bewegung gegen atomare Aufrüstung« jeweils einen »Ostermarsch« durchgeführt. 1966 war es nach einer Hetzkampagne durch die »Vereinigung für eine starke Landesverteidigung« zu massiver polizeilicher Überwachung des Marsches und wegen einer Gegendemonstration zu Zwischenfällen gekommen.[116] Deshalb verzichtete das Organisationskomitee, dem auch die beiden Bieler SP-Grossräte Marcel Schwander und Arthur Villard angehörten, in diesem Jahr auf einen Aufruf zum Ostermarsch und plante statt dessen eine »zweitägige Monster-Manifestation« mit Forumsgesprächen, Diskussionen, einem Fackelzug und einem ökumenischen Gottesdienst in Biel sowie dem abschliessenden »Marsch auf Bern«.[117]

Einer der Redner, der auf dem Münsterplatz das Wort ergreift, ist der Schriftsteller Kurt Marti. »Ich spreche zu Ihnen als Christ«, sagt er. »Christus hat uns geboten, Friedensstifter, Friedensaktivisten zu sein. Wenn man heute als Christ für den Frieden aktiv sein will, so bedeutet dies, dass man auch politisch Stellung beziehen und politisch handeln muss.«[118] Nach dieser Einleitung spricht er den »unerbittlichen Interventionskrieg« an, den die USA gegen Vietnam führen. Der Vergleich, den er mit dem sowjetischen Einmarsch von 1956 in Ungarn macht, habe die Leute damals »furchtbar aufgeregt«, erinnert er sich.[119] Wörtlich sagte er damals: »Die Sympathie der Schweizer gehörte seit jeher den Kleineren, wenn diese sich gegen eine Grossmacht wehren mussten. 1956 gehörte unsere Sympathie den Ungarn. Es beunruhigt mich,

dass ein Teil der Öffentlichkeit jetzt, wo Budapest Vietnam heisst, wider alle schweizerische Tradition mit der landesfremden intervenierenden Grossmacht sympathisiert und nicht mit dem kleineren Volk, das für seine Unabhängigkeit entweder kämpft oder namenlos leidet.« Als Beleg dafür, dass es ihm nicht um generellen »Anti-Amerikanismus«, sondern um die Kritik am Unrecht gehe, das »amerikanische Christen in Vietnam« begehen, kommt er danach auf jene »politische Initiative« zu sprechen, »die die Amerikaner zusammen mit den Russen« gemeinsam ergriffen hätten: den internationalen Atomsperrvertrag. Da es erklärtes Ziel der schweizerischen Politik und Landesverteidigung sei, einen Krieg zu verhindern, solle die Schweiz nicht zu den Letzten, sondern zu den Ersten gehören, die einen solchen Vertrag unterzeichnen, »auch wenn sie damit den Traum einer eigenen Atombewaffnung definitiv abschreiben muss«.[120]

Ein solcher Satz ist auch 1967 noch eine Provokation. 1962 und 1963 hatte das schweizerische Stimmvolk zuerst die Initiative »für ein Verbot von Atomwaffen« und danach jene »für das Entscheidungsrecht des Volkes über die Ausrüstung der schweizerischen Armee mit Atomwaffen« abgelehnt.[121] Die Sozialdemokraten hatten die beiden Initiativen lanciert, nachdem der Bundesrat im Juli 1958 erklärt hatte, »in Übereinstimmung mit unserer jahrhundertealten Tradition der Wehrhaftigkeit« sei er der Ansicht, »dass der Armee zur Bewahrung unserer Unabhängigkeit und zum Schutze der Neutralität die wirksamsten Waffen gegeben werden müssen. Dazu gehören die Atomwaffen.«[122]

Seit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg hatte es in der Schweiz Bestrebungen gegeben, das Land atomar aufzurüsten. Im Frühjahr 1967, als Marti auf dem Münsterplatz die Unterzeichnung des Atomsperrvertrags fordert, hat der Bundesrat eben einen geheimen Koordinationsausschuss ins Leben gerufen, der darüber wachen sollte, dass – so der Historiker Peter Hug – »die als ›zivil‹ deklarierte Atomforschung weiterhin den militärischen Bedürfnissen« diene. In einer Felskaverne im waadtländischen Lucens ist zur Zeit ein Schwerwasserreaktor im Bau, mit dem man das für die Atombombenproduktion

nötige Plutonium gewinnen will. Dessen Inbetriebnahme wird am 21. Januar 1969 zu einem gravierenden Kernschmelzunfall und zur sofortigen Zerstörung der Anlage führen. Im Rückblick kommentiert Susan Boos die Tatsache, dass die Regierung der Schweiz in einen Forschungszweig nie mehr investiert habe als in die Atomforschung, wie folgt: »Es ist offenkundig, dass es (…) weder um die Energieversorgung noch um Exportinteressen ging, sondern primär um die militärische Option: Man wollte stets in der Lage sein, die Bombe zu bauen.«

Gegen solche Allmachtsfantasien im Kleinstaat kämpfte die Antiatom-Bewegung in den sechziger Jahren – zum Beispiel mit Ostermärschen. Die Fantasten dankten es ihnen mit engmaschiger Überwachung durch die Schnüffler des Staatsschutzes. Im Rückblick kommentiert Frank A. Meyer: »Es wurde ein totaler Krieg der militärischen und bürgerlichen Nomenklatura gegen alle Gruppen und Persönlichkeiten, die sich der atomaren Bewaffnung der Schweizer Armee widersetzten oder die auch nur am Sinn solcher Bewaffnung zweifelten.« Ideologisch sei in dieser Auseinandersetzung »schweres Geschütz« aufgefahren worden: »Wer nicht wollte, was die Armeeführung forderte, der war ein Kryptokommunist, Landesverräter, Ostspion. Die flächendeckende Hetze traf Liberale wie Linke, Pazifisten wie demokratische Sozialisten. Mit System wurde die Schweiz gespalten: in gute Schweizer, die für Atomwaffen waren, und schlechte Schweizer, die gegen Atomwaffen waren.«[123]

Unterdessen ist Marti beim dritten Stichwort seiner Rede angelangt, bei der eben im Nationalrat eingebrachten Forderung nach der Errichtung eines »Schweizerischen Instituts für Konfliktforschung, Friedenssicherung und Rüstungsbeschränkung«, »das seriös und unabhängig, mit wissenschaftlicher Sauberkeit realistische Wege ermittelt für die friedliche Lösung nationaler, sozialer und internationaler Konflikte«. Marti schliesst: »Ich weiss: Vietnam, Atomsperrvertrag, Friedensinstitut: das sind keine populären Themen. Darüber wird an Stammtischen und in politischen Versammlungen nicht diskutiert. Gerade deshalb ist diese Demonstration nötig.«[124] Übrigens: Den Atom-

sperrvertrag wird die Schweiz 1969 unterzeichnen – was die Gruppe für Rüstungsdienste des Militärdepartementes nicht daran hindern wird, noch 1987 in einem internen Sitzungsprotokoll zu fordern, »Nuklearwaffen ›schlüsselfertig‹ im Ausland zu kaufen«.[125] Ein Friedensforschungsinstitut ist seither zwar wiederholt gefordert, jedoch nie realisiert worden.

Der »Marsch auf Bern« mit über 2000 Teilnehmenden ist die grösste und zugleich letzte Aktion dieser Antiatom-Bewegung. In den zwei Tagen von Biel und Bern zerbricht sie an einem internen Konflikt: Der inhaltliche Graben zwischen der pazifistischen Friedensbewegung und den jugendlichen Radikalen wird unüberwindbar. Theo Pinkus hat später erzählt: »Gegen den Willen der ehemaligen Ostermarsch-Initianten beherrschte der Vietnamkrieg die politische Auseinandersetzung. In Biel setzten die jungen Linken eine öffentliche Konferenz zu Vietnam durch, und während des Marsches verbrannten Maoisten Porträts des amerikanischen Präsidenten Johnson.« Die Eskalation des Streits habe schliesslich zum eigentlichen politischen Untergang des führenden Ostermarsch-Initianten Heinrich Buchbinder geführt: »Die Marschleitung verbot strikte jegliche politische Stellungnahme zum Vietnamkrieg und isolierte sich damit völlig. In Biel kam es an der Abendkundgebung bereits zum grossen Streit.« Auf dem Münsterplatz in Bern sei schliesslich Buchbinder »politisch richtig bankrott« gegangen: »Er riss einigen Demonstranten die Fahne der nationalen Befreiungsfront von Vietnam aus den Händen. Da war er für viele abgeschrieben.«[126]

Solche interne Konflikte hat der »Bund« zweifellos nicht mitbekommen. Für seine hämische Glossierung der Kundgebung auf dem Münsterplatz genügte ihm die Tatsache, dass der einzige Nonkonformist in Berns Stadtregierung, Fürsorgedirektor Klaus Schädelin, gesichtet worden sei: Ob er sich habe »die neuste Schnurrbarttracht ansehen, die gängigsten Vietnamschlagworte zu Gemüte führen, oder ein neues Tätigkeitsgebiet für die Fürsorge« suchen wollen, sei nicht klar geworden.[127]

Ein Ernstfall für die Parapsychologie: Der Klopfgeist von Thun. – An diesem Abend haben sich im Keller der »Junkere 37« »100 Leute (…) im engen Raum gedrängt« und »fast soviel mussten abgewiesen werden«.[128] Es war der 21. April 1967, und angekündigt war die »erste öffentliche Vorführung einiger der wichtigsten Dokumente« zum »Spuk von Thun«. Präsentiert wurden sie vom Bieler »Blick«-Redaktor Gilbert Bourquin und von Sergius Golowin, zwei Augen- und Ohrenzeugen der Ereignisse, die in jenen Tagen nicht nur die »Blick«-Leserschaft in Atem hielt.[129]

Die Sache war die: An der Lerchenfeldstrasse 29 in Thun geschah in der kleinen Dreizimmerwohnung im Dachstock Unerklärliches. Dort lebten drei Personen, die seit dem November 1966 fast jede Nacht von einem »Poltergeist« belästigt wurden, »der sich durch beharrliches, auch intelligent antwortendes Klopfen, aber auch durch heftige Eigenbewegungen von Mobiliar und verschiedener anderer, mitunter sogar durch die Luft fliegender Gegenstände« kundtat. Bei den drei Personen handelte es sich um die 37-jährige Alice Z., ihre 70-jährige Mutter Marie und ihre 13-jährige Tochter Marlies.[130] Am Abend des Palmsonntags 1967 wollte eine Nachbarin, die Rechtsstudentin Renate M., der Sache auf den Grund gehen. Zusammen mit einer Freundin installierte sie im Schlafzimmer, wo sich der Spuk bisher vor allem bemerkbar gemacht hatte, ein Tonbandgerät. Die drei Bewohnerinnen legten sich im dunklen Schlafzimmer auf ihre beiden ohne Zwischenraum nebeneinander stehenden Betten – Mutter und Tochter schliefen gemeinsam in einem Bett. Licht fiel lediglich vom Wohnzimmer her durch die Verbindungstüre ein. Friedrich August Volmar, der den Fall exakt recherchiert und das damals aufgezeichnete Tonband abgehört hat, bezeugt, dass die Klopflaute deutlich hörbar gewesen seien, »meist kräftig, bald dumpf, bald spitz, mitunter so laut wie Hammerschläge, bisweilen nur wie mit mässig pochendem Fingerknöchel oder wie mit einem Stäbchen erzeugt«. Der Geist habe sich jeweils bemerkbar gemacht, wenn er von einer der anwesenden Frauen befragt worden sei. Er habe die Anzahl der Zimmer, Bilder oder anwesenden Personen geklopft, die

Resultate einfacher Rechnungen etc. Neben diesen Klopfgeräuschen hätten die beiden jungen Forscherinnen beobachtet, dass die mit den drei Bewohnerinnen belasteten Betten am Fussende viermal »bis zu etwa 30 bis 40 cm auseinandergeschoben wurden«. Je einmal habe sich am Fussende eine Bettdecke und eine Obermatratze gehoben – beim Versuch, letztere niederzudrücken, habe die Rechtsstudentin einen Widerstand zu spüren geglaubt.[131]

Am 6. April 1967 lanciert Bourquin die Geschichte vom Spuk in Thun im »Blick«. Am Abend des 8. April sitzt abends im Dachstock der Lerchenfeldstrasse 29 eine »Blick«-Equipe unter Bourquins Leitung zusammen mit Golowin und einer ehemaligen Mitarbeiterin von Hans Bender, einem renommierten Parapsychologen an der Universität Freiburg im Breisgau. Später hat Golowin geschrieben, er habe damals eine »wilde Gespensternacht« erlebt, »höchst verblüffende und wahrhaft unheimliche Eigenbewegungen verschiedener Gegenstände und technisch unerklärliche fluoreszierende Lichterscheinungen«.[132]

Nun hat der »Blick« seine tägliche Schlagzeile: »Es klopft, es rumort, es scherbelt – es ist ein Poltergeist!«, »Alle helfen mit: Was tun gegen den Poltergeist?«, »Jede Nacht im Thuner Spukhaus: eine Gefahr!«[133] Die Tagespresse beginnt nachzuziehen. Aus Freiburg reist Bender persönlich an. Vor dem Haus an der Lerchenfeldstrasse kommt es abends zur Ansammlung von schliesslich über hundert Leuten. Der Nachtlärm beginnt das ganze Quartier zu stören. »Im Interesse der direkt betroffenen Familie und zur Herstellung der öffentlichen Ruhe und Ordnung«[134] sehen sich die Behörden von Thun gezwungen einzugreifen. Sie tun es rasch entschlossen und nachhaltig: Die Grossmutter wird in ein Altersheim versorgt, die Mutter in die »Kantonale Heil- und Pflegeanstalt Münsingen«, deren Tochter in ein Berner Jugendheim.[135]

Damit hört der Spuk in Thun zwar auf – seine Erklärung und Deutung jedoch beschäftigt die Leute weiter. Zu welchen Ergebnissen man am 21. April in der »Junkere 37« kam, ist nicht überliefert, aber höchstwahrscheinlich werden alle drei Meinungen vertreten worden sein, die in der Folge auch schriftlich niedergelegt wurden. Zuerst gab

es jene, die hinter dem ganzen Spuk nichts als einen gut inszenierten Schabernack sahen, den die Boulevardpresse mit ihrem Gespür für Sensationen aus kommerziellen Gründen gross herausgebracht habe: »Opfer der Sensationslust wurden die von den angeblichen Gespenstererscheinungen Betroffenen, deren Haushalt auseinanderfiel.«[136] In der Tat sind zwar Grossmutter und Mutter noch einmal zusammengezogen – letztere allerdings starb bereits zwei Jahre später »nach schwerer Krankheit, unerwartet rasch«.[137] Die Jugendliche jedoch wurde von den Behörden in Bern in einer Familie fremdplatziert.

Für Volmar, der von der Existenz parapsychologischer Phänomene überzeugt ist, ist der Spuk von Thun mehr als eine Zeitungsente. Bei seiner ausführlichen Darstellung stützt er sich auf Untersuchungen Benders und jenes Psychiaters, der in Münsingen die internierte Mutter betreute. Volmar führt den »Kollektivspuk« auf »psychophysische Kräfte« zurück, die sich aus der speziellen psychischen Situation der drei Bewohnerinnen ergeben hätten, wobei die Mutter die Antworten auf ihre Fragen »telepathisch-suggestiv« auf die Tochter übertragen und diese so unbewusst zum »Medium« gemacht habe: So seien das »intelligent antwortende Klopfen und wahrscheinlich auch andere psychokinetische Phänomene« zustande gekommen.[138] Zu einem ähnlichen Schluss kommt der Bieler Gymnasiallehrer Theo Locher, der die im Frühjahr 1966 gegründete »Vereinigung für Parapsychologie« präsidierte[139]: »Besonders bei Jugendlichen im Entwicklungsalter können sich psychophysische Energien stauen, die bei besonderer Veranlagung und in unbewusst krisenhaften Situationen zu verblüffend spukhaften und als solche oft zerstörerischen Entladungen führen.«[140]

Eine dritte Meinung hat Sergius Golowin vertreten, der nicht darüber spekulieren mochte, was in jenem Haus »wirklich ging«, weil ihm, wie er später schrieb, »die notwendigen wissenschaftlichen Kenntnisse« fehlten. Aber die physikalischen und psychologischen Erklärungen von Spukereignissen haben ihn sowieso nie sonderlich interessiert. Zu seinen Erlebnissen in Thun schreibt er: »Mich beschäftigte eigentlich ausschliesslich die (…) gestörte ›öffentliche Ruhe und

Ordnung‹. In den nächtlichen, aufgeregten Menschenansammlungen vor dem Geisterhause lernte ich zwischen Mitternacht und Morgendämmerung mehr über modernen Volksglauben als in hundert Vorträgen oder mühsamen Befragungen alter Leute. Jeder wollte mit Rat und Tat helfen, mit der schrecklich-unfassbaren Macht ›fertigzuwerden‹. Der eine empfahl, auf die Türen mit ›reiner‹ Kohle den Fünfstern (Drudenfuss!) zu zeichnen, der andere, ein neues Messer (mit der Klinge nach oben!) auf die Schwelle zu legen. Man blätterte in einer (offensichtlich ziemlich neuen!) Ausgabe des berühmten Zauberbuches ›Siebentes Buch Mosis‹ und versuchte sich zu erinnern, was dem Urgrossvater vom vielgepriesenen ›Wattenwyl-Manndli‹ empfohlen worden war.«[141] Ebenfalls bei dieser Gelegenheit habe er »im Volk die Meinung« gehört: »Im Haus, in dem die unerklärlichen Kratz- und Klopfgeräusche stattfanden, habe jemand eine glückbringende ›Figur‹ (›es Alrünli‹) verborgen – dies habe er sicher von einem ›Fahrenden‹, einem ›Zigeuner‹ erhalten. Er habe sie aber nicht gebührend behandelt; die darin steckende ›Zauberkraft‹ entlade sich nun und erzeuge die seltsamen Wirkungen.«[142] Golowins Quintessenz: »Zu Beginn des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts, unter dem geärgerten Auge der ruheliebenden Obrigkeit, begegnete ich da also dem alten Magieglauben.«[143]

Nicht die Erklärungen für den Spuk von Thun haben den Mythografen Golowin interessiert, sondern die Geschichten aus dem »Volk«, für die der Klopfgeist zum Katalysator wurde. Im Nachwort seines 1965 erschienenen Buches über »Berns Stadtgespenster« schrieb er: »So ist die Berner Sage (…) eine Darstellung, sogar Deutung im Seelengrund verborgener Kämpfe. Dies macht sie uns bei all ihrer Naivität zu einem treueren Spiegel von Vergangenheit und Gegenwart als manche nur gesicherte Tatsachen verwertende geschichtliche Arbeit und gibt ihr möglicherweise eine zeitlose Bedeutung.«[144] Für Golowin war der Klopfgeist von Thun schon eine Sage, als er für die meisten noch eine Sensation war.

Zum Denken provozieren: Die »Woche der Polit-Lyrik« in der »Junkere 37«. – Die lyrischen Versuche der »Keller-Poeten« im Umfeld der »Junkere 37« spielen nun immer direkter auf aktuelle gesellschaftspolitische Sachverhalte an: Kritik am Militarismus, am Schutzwahn der Gesamtverteidigung, am Staatsschutz, an der bornierten Spiessbürgerei und ihrem rigiden Arbeitsethos gelten nicht länger als antipoetisch. Gegenüber der Presse vermutet Sergius Golowin im Mai 1967, dass man intern »etwa vor zwei Jahren« von »Polit-Lyrik« zu sprechen begonnen habe.[145] Als René E. Mueller sich zum Jahreswechsel 1966/67 in Bern aufhält, wird die Durchführung einer »Politlyrikwoche« diskutiert[146], und Mitte April schreibt Golowin auf der Einladung zur »1. Woche der Polit-Lyrik«, die vom 1. bis zum 5. Mai stattfinden soll: »Innerhalb verhältnismässig kurzer Zeit ist die Polit-Lyrik (sonst auch Keller-Dichtung, Protest-Poesie genannt), seit jeher in der ›Junkere 37‹ fleissig gepflegt (…), zu einem schweizerischen Begriff geworden. Es ist heute auch an uns, unseren Freunden und Gegnern eine möglichst vollständige Übersicht dieser Gesamterscheinung zu geben.«[147]

Die erste öffentliche Veranstaltung mit »Politlyrik aus der ›Junkere 37‹« hatte letzthin, am 1. April, im Restaurant »Weisser Wind« in Zürich stattgefunden. Auf Einladung der kommunistischen »Vereinigung Kultur + Volk« lasen neben Golowin und Ueli Baumgartner der unterdessen weitherum bekannte Martin Schwander[148], der unter dem Titel »Neutralrot und Westenweiss« zur Zeit einen ganzen Zyklus mit Polit-Lyrik zusammenstellte.[149] Laut »Vorwärts« führte Golowin bei dieser Gelegenheit aus, Polit-Lyrik sei »das Gegenteil von Professor Staigers Interpretation der Dichtkunst«, sie sei »nicht zeitlos, sondern zeitbedingt«: »Sie vergeht, wie die Zeit und die Menschen vergehen. Polit-Lyrik ist Auseinandersetzung mit der Zeit und wird öfters für bestimmte Anlässe und zu Ereignissen geschrieben und komponiert.« »Modern oder unmodern« spiele dabei keine Rolle.[150] Dass eine Begriffsbestimmung, die das literarische Erzeugnis derart unumwunden als Mittel zum Zweck fasst, auch innerhalb der schreibenden Zunft umstritten bleibt, ist klar. Im Herbst 1967 wird Kurt Marti in einem Inter-

view sagen: »Ich halte es für falsch, wenn man einfach sagt: Wir machen jetzt Politlyrik. Ich beurteile die vorhandenen Politgedichte nach der Formulierung, nach ihrer Aussage. Ich prüfe, ob sie literarisch gut sind und politisch irgendwie Hand und Fuss haben. Aber ich bin gegen leichtfertige und billige politische Gedichte, gegen die ›Mode‹.«[151] Ungefähr zur gleichen Zeit wird Max Frisch auf die Frage nach der »Zuständigkeit der Literatur« »das Private« geradezu als »Domäne der Literatur« bezeichnen. In diesem schriftlich gegebenen Interview findet sich auch eine Formulierung, aus der sich Frischs Skepsis gerade auch gegen »Polit-Lyrik« herauslesen lässt: »Es gibt den politischen Schriftsteller, aber häufiger gibt es den politisierenden Schriftsteller…«[152]

Solche Vorbehalte wären im Frühling 1967 nicht nur den Polit-Lyrikern, sondern auch dem Staatsschutz als schöngeistige Finessen erschienen. Der Schnüffler der Stadtpolizei Zürich, der die Veranstaltung im »Weissen Wind« zu überwachen hatte, betrieb auf jeden Fall eine einfacher gestrickte Literaturkritik, wenn er festhielt, die vorgelesenen Gedichte seien »linkstendenziös« gewesen und hätten »auf aktuelle politische Ereignisse und Zustände Bezug« genommen. Im übrigen notierte er, die Veranstaltung sei »ohne Zwischenfälle« verlaufen und ein »Erfolg« gewesen.[153]

Für diese erste Woche der Polit-Lyrik hat die »Junkere 37« vier abendfüllende Lesungen programmiert, am 1. Mai mit Ueli Baumgartner, am 3. mit Sergius Golowin, am 4. mit Peter Lehner und am 5. mit René E. Mueller. Der Zyklus wird als bedeutend genug eingeschätzt, dass der Zürcher »Tages-Anzeiger« den Journalisten Beat Allenbach an sämtliche Lesungen schickt und ihn aus diesem Anlass eine ganze Seite über die »Dichtung in der ›Junkere 37‹« schreiben lässt.[154]

Der am ersten Abend auftretende Polit-Lyriker Baumgartner hat sich unterdessen endgültig von der mythenschwangeren Naturlyrik emanzipiert, die er Ende der fünfziger Jahre im »Tägel-Leist« vorgetragen hat. In einem seiner Gedichte zeichnet er in zwei streng gebauten Strophen das Janusgesicht der Welt, in der er lebt:

»man hat
dämme gebaut
feste mauern
das frei stürzende
wasser der berge
eingedämmt
gestaut
energie
für die wirtschaft
man hat dämme gebaut
feste mauern
die gefühle
die freien sprudelnden
gedanken
eingedämmt
gestaut
energie
für die wirtschaft
wehe,
wenn
die dämme
brechen …«[155]

In Bezug auf die Polit-Lyrik bewährt sich Golowin eher als Gesprächspartner denn als Lyriker. Seine Texte seien nicht immer geeignet, so Allenbach, »politisches Bewusstsein« zu fördern: »Sie verwischen manchmal wohl eher, was klar auf den Hörer eindringen sollte.«[156] Andererseits sei er »ein volksverbundener Poet, ein gegenwärtiger und fassbarer Geschichten- und Märchenerzähler«, ein moderner Bänkelsänger, der »sich als Dichter nicht so sehr ernst« nehme, »schon gar nicht als am Rande der Gesellschaft stehender Künstler«.[157] Auf die Frage, ob Polit-Lyriker nicht »extrem links« stünden, gibt er in diesen Wochen zur Antwort: »Wenn ›Links‹ Opposition bedeutet, kann ich nur sagen: Hoffentlich stimmt's! Wenn man unter ›Links‹ aber eine Bejahung des Kommunismus versteht, wie er in gewissen Oststaaten praktiziert wird, dann sage ich nein. Ein ernst zu nehmender Schriftsteller kann sich nicht dem totalitären Denken verschreiben.«[158]

Der literarisch bedeutendste Polit-Lyriker ist Peter Lehner, der gegenüber dem »Tages-Anzeiger« angibt, seine »Zuhörer oder Leser (…) zum Denken provozieren« zu wollen. Als aktiver Sozialdemokrat und Gewerkschafter weiss er präziser als seine politisch unerfahrenen und ungeschulten Kollegen, wie die Schweiz zu kritisieren ist. Als Werbetexter, als der er 1960 ein Jahr lang gearbeitet hat, beherrscht er zudem die Kunst der Verknappung und der sprachlichen Zuspitzung. Im Bändchen »ein bisschen miss im kredit«, das er in diesem Jahr – wohl nicht zufällig – in einem westdeutschen Kleinverlag herausbringt, finden sich zwei antimilitaristische polit-lyrische Wendungen, die der angestrebten grösstmöglichen Prägnanz vorbildlich gerecht werden:

»Bergprediger
heruntergekommen
ins Flachland
Feldprediger«

»bim
bam bim
bam bim bam
pum«[159]

Den Abschluss des »Junkere«-Zyklus hat René E. Mueller gemacht, der aus seinem neuen Domizil in Biogno-Beride anreiste. Allenbach war dabei: »Es ist Freitagabend, und ich befinde mich in der ›Junkere 37‹ (…). Heute abend soll – oder sollte wenigstens – die 1. Woche der Polit-Lyrik mit René E. Mueller abgeschlossen werden. Nun, alles wendet sich doch noch zum Besten: Endlich, mit einer Stunde Verspätung, vernimmt man die sonore Stimme des Erwarteten auf der Kellertreppe. René E. Mueller (mit ue, wie er nicht müde wird zu betonen) ist angekommen. Der hochgewachsene Mann mit dem Apostelgesicht und dazugehörigem Bart – nur die Hornbrille deutet aufs 20. Jahrhundert – fasziniert seine Zuhörer. Die listigen Augen, sprühend vor Spott und plötzlich überschattet von einer müden Traurigkeit, untermalen seine Verse: Gedichte und Vortragender sind eins. Und René E. Mueller spricht für sich, er spricht als Aussenseiter, als Mann ohne ständigen

Wohnsitz (zum Ärger der Einwohnerkontrolle), ohne regelmässiges Einkommen (zum Ärger des Steueramtes) und überhaupt zum Ärger der Polizei. (…) Nur aus diesem Standort heraus lassen sich Muellers heftige, oft überspannte Attacken auf die Polizei, den Staat und die ›braven Bürger‹ verstehen, die ohne seine Stimme, ohne seine ganze Erscheinung wahrscheinlich aus den Fugen geraten und in sich zusammenfallen würden.«[160] Es ist diese Untrennbarkeit von Person und Text, von Vortragendem und Vorgetragenem, diese unbedingte Authentizität, die die Leute an Mueller fasziniert, auch viele, die damals ein ganz anderes Literaturverständnis vertreten haben. Jörg Steiner zum Beispiel erinnert sich: »Für mich ist Mueller ein Selbstdarsteller gewesen, und zwar ein poetischer. Das heisst nicht, dass er unbedingt ein grosses Werk hinterlässt, sondern er selber ist eigentlich das Werk. Darum auch die Geschichten um ihn herum, die mit ›abusiv‹ etwas zu tun haben: saufen wie ein Loch, herumfläzen weiss niemand wie. Eigentlich extravertierte Geschichten. Der Auftritt ist entscheidend. Solche Leute sind nicht unwichtig, die braucht's dringend auch.«[161] In der polit-lyrischen Volksschriftstellerei war die Arbeit mit Texten kein sprachimmanentes Bemühen: Es ging darum, das Nötige zu sagen, es ging um die Wirkung des Gesagten und deshalb um den starken Auftritt, um die charismatische Darbietung. Deshalb war Mueller einer der wirkungsvollsten Polit-Lyriker – egal ob ihn Frisch als »politischen« oder nur als »politisierenden« Schriftsteller qualifiziert hätte.

»Gilgamesch« in der Provinz (III): Das parlamentarische Nachspiel. – Am 5. Mai 1967 liegt die Antwort auf die »Schriftliche Anfrage Villard betr. Schüler am Gymnasium Burgdorf« vor. Der Regierungsrat konstatiert anhand des Schulreglements von Burgdorf und des kantonalen Mittelschulreglements zuerst das juristisch korrekte Vorgehen von Rektor Emmanuel Leidig und betont anschliessend, zwar möge es das Anliegen einer höheren Mittelschule sein, die Eltern in der sexuellen Aufklärung der Kinder zu unterstützen; ob allerdings die Diskussion über »sexuelle Aberrationen« ebenfalls dazugehöre, sei doch »sehr frag-

lich«. Danach lässt die Kantonsregierung einen Kommentar zum Burgdorfer Literaturstreit folgen: »Leider wurde der Fall Burgdorf von gewisser Seite hochgespielt. Damit hat man weder dem Schüler noch der Schule und vor allem der Sache als solcher keinen Dienst erwiesen. Der Begriff der Jugendgefährdung lässt sich nicht einfach umschreiben. Jedenfalls darf er im vorliegenden Fall nicht einfach vom Urteil unserer literarischen Zeitgenossen abhängig gemacht werden. An sich muss pornographische Literatur nicht unbedingt eine Gefährdung darstellen, sie kann es aber, wenn andere Umstände wie Milieu und Veranlagung dazu mithelfen. Dies abzuklären ist nicht durch ein literarisches Gutachten möglich, sondern nur, wenn die Gesamtsituation untersucht wird.«[162]

Für den 23. Mai ist im Grossen Rat die Interpellation Sutermeister zur gleichen Angelegenheit traktandiert. Bereits Ende März hatte deshalb die Burgdorfer Mittelschulkommission all »jene[n] Grossräte[n], deren Meinung [ihr] in dieser Angelegenheit noch beeinflussbar schien, ein zehnseitiges Memorandum« zukommen lassen.[163] Zum Dokument schrieb der Kommissionspräsident Peter Salchli in einem Begleitbrief, »bei der Affäre ›Gilgamesch‹« gehe es »nicht um eine bloss lokale Streitfrage, sondern um etwas Grundsätzliches (…), nämlich um die erzieherische Verantwortung angesichts zersetzender und pathologischer Tendenzen innerhalb eines Teils der heutigen Literatur«.[164] Das Memorandum bestand aus einer bereits publizierten und einer ausführlichen zweiten Stellungnahme der Kommission sowie einer Zusammenstellung von knapp zwanzig aus ihrer Sicht einschlägigen Zitaten aus »Gilgamesch« unter besonderer Berücksichtigung jener »Schwarzen Messe«, die Bachmann auf spezielle Aufforderung eines Gymnasiallehrers im Keller der »Gruppe 67« nachträglich vorgelesen hatte. Diese Passage schildert den ekstatischen Tanz des Ruben vor dem Protagonisten Roland, der damit endet, dass Ruben Roland auffordert hinzuknien: »Roland sank in die Knie und Ruben trat näher, so nahe, dass sein Glied vor Rolands Mund gewaltig drohte. (…) ›Öffne den Mund! Empfange mein Fleisch und mein Blut!‹ Roland öffnete den

Mund und schloss die Augen. Heiss und bitter spritzte Rubens Samen gegen Gaumen und Halszäpfchen. Roland schluckte. Ruben spreizte die Beine, hüpfte über Roland weg und verliess das Zimmer.«[165] Zuhanden der Grossräte präsentierte die Mittelschulkommission nun auch ihre Recherchierergebnisse: »Auf Wunsch hin las Bachmann (…) die sog. schwarze Messe vor, wobei er sich in sichtbare Erregung steigerte. 9 Tertianer kamen in den Genuss dieses Schauspieles.« Zusammenfassend: Es sei zwar »eine Illusion zu meinen, man könne Heranwachsenden jeden Kontakt mit Schmutzliteratur ersparen«: »Wir halten es aber für ein bedenkliches Unterfangen, den Schmutz unter dem Deckmantel der Dichtkunst an sie heranzutragen.«[166]

Am 23. Mai ist sich der Grosse Rat in der Debatte, die er der Interpellation Sutermeister widmet, weitgehend einig: Man bedauert, dass der Fall derart aufgebauscht und nun auch noch zum Thema des Rats gemacht worden sei, und ist Rektor Leidig in Burgdorf – »ein fortschrittlicher Mann«[167] – dankbar für sein mutiges Eingreifen. Landesring-Grossrat Hans Martin Sutermeister, der in seinem Vorstoss noch vor »Zensur« und »Bücherverbrennung« gewarnt und behauptet hatte, »die sexuelle Aufklärung und die Diskussion über ihre Aberrationen« gehöre »zum Pflichtenheft einer höheren Schule«, nimmt nun als Interpellant, dem das Wort zuerst erteilt wird, die Gelegenheit wahr, sich wieder gehörig in der Mitte zu positionieren: »Man weiss heute«, führt er unter anderem aus, »dass die unverhüllte Brutalität des modernen Krimis und das snobistische Kokettieren mit der Amoral – etwa in Dürrenmatts ›Besuch der alten Dame‹ – auf Jugendliche viel verheerender wirkt als eine verschlüsselte literarische Erotik à la ›Gilgamesch‹. Insofern hatte Rektor Leidig unseres Erachtens recht, die Rede Professor Staigers zur Pflichtlektüre zu machen.«[168]

Mit dem Primarlehrer Hans Kautz-Schneider meldet sich danach einer zu Wort, der nicht nur die Unterscheidung zwischen »positiv« und »negativ« seiner Sozialdemokratischen Partei, sondern auch das zugeschickte Memorandum präsent hat: »Wenn man ganz bestimmte Stellen des erwähnten Buches kennt, so muss man verstehen, dass je-

mand misstrauisch werden und sich fragen kann: Wie kann man da noch einen positiven literarischen Wert aus diesem Buch zusammenbasteln?« Ihm widerspricht Parteikollege Kurt Schweizer, der über die zugesandte Zitatensammlung sagt, es sei »höchst unfair (…), auf diese Art und Weise zu fechten«: »Den Gesamtinhalt und die Qualität eines Buches kann man durch das Lesen von Auszügen nicht erfassen.«[169]

Für seinen bürgerlichen Kollegen Hans Ueltschi aus dem Obersimmental ist »Gilgamesch« eine »exzesshafte Publikation«, und aufgrund eigener Lektüre weiss er: »Die Homosexualität, Perversitäten und Nonkonformismus ziehen sich als Hauptthemen wie ein roter Faden durch das Buch.« Und Friedrich Iseli, ein weiterer sozialdemokratischer Lehrer, stellt fest: »Auch wenn die Autorität einmal formelle Fehler begeht, sollte sie trotzdem geschützt und gestützt werden. Gott sei Dank hat man in Burgdorf gehandelt.«[170] Grossrat Walter Graber, der Stadtpräsident von Burgdorf, ist gleicher Meinung und stellt darüber hinaus klar, welche Rolle der Presse hierzulande eigentlich zugedacht wäre: »In Burgdorf gibt es keinen Meinungsterror. Alle verantwortlichen Stellen sind nur bestrebt, Ordnung zu halten und einander dabei zu helfen. Ich glaube, dass die Presse diese Bestrebungen unterstützen sollte, und auch das ganze Bernervolk hat sicher ein Interesse daran, dass man zum Rechten sieht, und nicht jedes Eingreifen als Meinungsterror bezichtigt wird.«[171]

Ein einziger Grossrat stellt sich dezidiert auf die Seite Martin Schwanders und die ihn unterstützende Presse: Arthur Villard. Für ihn ist klar: »C'est le problème de la liberté d'opinion, qui est en cause. Le recteur n'avait pas le droit, sous aucun prétexte, de renvoyer l'élève Martin Schwander.« Überhaupt sei es in Burgdorf um etwas anderes gegangen: Der junge Schwander »a des idées qu'on appelle aujourd'hui non-conformistes. Là est le hic.« Vermutlich sei es von Schwander unvorsichtig gewesen, dass er in Bern einen Hungerstreik besucht und davon seinen Kameraden erzählt habe, den einige Kämpfer für den Zivildienst organisiert hätten: »La vérité est là. On organise chez nous une véritable chasse aux non-conformistes.«[172] Der zuständige Regie-

rungsrat, Erziehungsdirektor Simon Kohler, replizierte in seinem abschliessenden Votum auf Villard einzig mit dem süffisanten Satz: »Je voudrais lui [Villard, fl.] faire remarquer qu'au nom du non-conformisme on ne peut pas tout autoriser.«[173]

Im Rat sei erwartungsgemäss viel Verständnis laut geworden für das Vorgehen des Rektors von Burgdorf, kommentierte tags darauf die »Berner Tagwacht«: »Nur etwas wurde im Grossen Rat nicht gesagt: Dass es sich bei den gemassregelten Schülern durchwegs nicht um Beatles- und Gammlerfiguren gehandelt hatte, sondern um fleissige Gymeler mit tadellosem Leistungsheft und Leumund. Aber eben: Diese Jungen standen politisch ›links‹ (übrigens weder moskowitisch noch chinesisch!).«[174]

Guido Bachmann hat die Antwort auf den »Gilgamesch«-Skandal auf seine Art gegeben. Er baute den Roman mit »Die Parabel« (1978) und mit »Echnaton« (1982) zur Trilogie »Zeit und Ewigkeit« aus, mit der er »nichts weniger« habe erreichen wollen – so das »Kritische Lexikon der Gegenwartsliteratur« – »als das ganze Dasein literarisch [zu] gestalten«: »seine Ausbreitung in Zeit und Raum, seine Verschränkungen und Widersprüche, seine historischen Triebfedern und seine Dynamik, seine Dauer und seine Vergänglichkeit«.[175] Ein einziges Motiv aus dem ersten Teil dieses 1600 Seiten umfassenden Werks – die Homosexualität – hat Anfang 1967 genügt, ein Rektorat, eine Jugendanwaltschaft und ein Kantonsparlament dazu zu bringen, gegen die Literatur und die sie verteidigende Presse ins Feld zu ziehen. Geschossen hat man gegen Bachmann und Schwander – gemeint hat man die ärgerlich stark gewordene nonkonformistische Opposition im Kanton.

Paul Ignaz Vogels »neutralität«: Opposition ohne Dolch im Gewande. – Als der 24-jährige Student Paul Ignaz Vogel im Frühjahr 1963 nach Basel zurückkehrte, hatte er im westfälischen Münster und in Berlin Soziologie, Philosophie, Literaturgeschichte »und was es sonst noch alles gibt« gehört[176] und ein wichtiges Manuskript im Gepäck: Erich Müller-Gangloff, der Leiter der evangelischen Akademie in Ber-

lin, beschrieb darin sein Treffen mit dem sowjetischen Ministerpräsidenten Nikita Chruschtschow. Es hatte am 18. Januar in Ostberlin stattgefunden, keine drei Monate nach der »Kubakrise«, in der der Ost-West-Konflikt wegen der angekündigten Stationierung sowjetischer Mittelstreckenraketen auf Kuba zu eskalieren gedroht hatte.

Dass einer in jenen Tagen überhaupt mit Chruschtschow redet, ist allerhand – und erst noch einer wie Müller-Gangloff, der »freundlich gesonnen ist, ohne sich darum in eine bärenhafte Umarmung nehmen zu lassen, und der unangenehme Wahrheiten zu sagen wagt, ohne dabei den Dolch im Gewande zu führen«.[177] Für Vogel ist nicht nur das Gespräch wichtig, sondern auch Müller-Gangloffs Haltung. Deshalb sucht er in der Deutschschweiz für den Aufsatz eine Publikationsmöglichkeit und macht schnell die Erfahrung, dass auch auf der Linken ein »Defizit an freier Meinungsäusserung« herrscht, sowohl beim »Zeitdienst« (»kommunistisch, wobei nicht parteikommunistisch«) als auch beim »Vorwärts« (»doktrinär und auf der Chruschtschow-Linie«) und bei verschiedenen Blättern der Sozialdemokratie (»voll auf der Seite der kalten Krieger«).[178] Um Müller-Gangloffs Artikel publizieren zu können, bleibt Vogel schliesslich nichts anderes übrig, als eine eigene Zeitschrift zu gründen. Er nennt sie »neutralität. kritische schweizer zeitschrift für politik und kultur«, kündigt ihr vierteljährliches Erscheinen an und hofft im Editorial der ersten Ausgabe, »dass sie (…) das erstarrte geistige und politische Klima aufzutauen hilft«: »Was fehlt, sind Menschen, die trotz ihres Engagements flexibel genug sind, um mit dem Andersdenkenden zu sprechen. Wir brauchen ideologische Aufweichung auf beiden Seiten, wir brauchen Toleranz.«[179] Mit Müller-Gangloffs Aufsatz »kann man mit den russen sprechen?« eröffnet Vogel die erste »neutralität«. Weitere Artikel betreffen die Situation in Algerien, »die zukunftsaussichten des kommunismus in südasien«, »das negerproblem« und »das wiedererwachen der rechtsextremen gruppen« in den USA.

Von nun an arbeitet Vogel als Journalist, Redaktor und Herausgeber für seine Zeitschrift. Um das sofort entstandene Defizit aufzufan-

gen, geht er am Basler Bahnhof Postsäcke schleppen. Die redaktionelle Arbeit verrichtet er in der ersten Zeit am elterlichen Küchentisch.[180] Bald stösst er auf erste Gleichgesinnte, die bereits kurz darauf allesamt als Nonkonformisten gelten werden. Im zweiten Heft schreiben Arnold Künzli und Hansjörg Schneider; im dritten Heinrich Böll und Konrad Farner: Schnell erkennen die an den Rand gedrängten Oppositionellen in der »neutralität« eine Chance, öffentlich wirken zu können. Das Publikum allerdings reagiert langsamer. Ökonomisch steht Vogels Projekt bald einmal vor dem Aus. Die Nummern 6/7 und 8/9 erscheinen verzögert als Doppelnummern: »Manchmal übersteigt das Herausgeben einer neuen Nummer fast unsere Kräfte. Neue Schwierigkeiten haben sich ergeben: Schon vor der Herausgabe der Nummer 6/7 stiegen die Druckpreise um 10%. Neuerdings kündigte man das Arbeitslokal der ›neutralität‹. Und um die Finanzen steht es nicht besser. (…) Für jedes technische Hilfsmittel, für jede freiwillige Arbeitskraft, für jeden freiwilligen Beitrag, für jeden von Lesern geworbenen Abonnenten sind wir dankbar.«[181] Die wirkungsvollste Stütze des Projekts ist in dieser ersten Zeit der Literaturwissenschaftler Walter Muschg. Mit ihm verliere die Zeitschrift, schreibt Vogel nach Muschgs plötzlichem Tod am 9. Dezember 1965, »ihren geistigen und materiellen Förderer«.[182]

Das Erstarken des Nonkonformismus im Winterhalbjahr 1964/65 wird für die »neutralität« zum Wendepunkt. Sie ist zwar klein, dafür aber nicht abhängig vom obrigkeitshörigen Verlautbarungsjournalismus, der die deutschschweizerische Presse dominiert. Deshalb wird sie nun zur Stimme der Oppositionellen, die ihrerseits mithelfen, sie am Leben zu erhalten. Peter Bichsel verkündet damals: »Bei mir geht niemand aus der Wohnung, ohne die ›neutralität‹ abonniert zu haben.«[183]

1965 nimmt der Anteil an innenpolitischen Themen im Heft zu: Max Frisch denkt über die »unbewältigte schweizerische Vergangenheit« nach, Walter Matthias Diggelmann gibt ein Interview zur »Hinterlassenschaft«[184] und begründet, warum er keiner politischen Partei angehört[185]; Hugo Loetscher schickt seine »politische Elegie« gegen den

portugiesischen Diktator Salazar, die er für einen vom Schweizer Fernsehen deswegen zensurierten Film zur Lage in Portugal geschrieben hat (»Ach, Herr Salazar, / Sie wünschten die Disziplin / und verwirklichten Diktatur.«). Im März 1966 interviewt Vogel Roland Béguelin, den Leiter des separatistischen »Rassemblement Jurassien«[186], dessen Ziel die Lösung des katholischen, französisch sprechenden Juras vom protestantischen, deutsch sprechenden Kanton Bern ist. Spätestens jetzt wird die ›neutralität‹ auch in Bern gelesen. Von der folgenden Nummer an treten vermehrt auch Nonkonformisten aus dem Bernbiet als Autoren in Erscheinung: Urs Jaeggi bringt seine »Analyse des oppositionslosen Mehrparteiensystems«[187]; Theo Krummenacher berichtet über die Demonstration von Witzwil, Mario Cortesis verhinderte 1.-August-Rede von Bützberg wird dokumentiert[188] und kurz darauf Auszüge aus Walter Vogts umstrittener »elegischer Posse« »Höhenluft«[189]. Im November 1966 findet schliesslich auch die Szene um die »Junkere 37« Anschluss an die »neutralität«: Sergius Golowin berichtet über die zeitlichen und örtlichen Überschneidungen von Dadaismus und Bolschewismus in Zürich und in Russland während des Ersten Weltkriegs.[190]

Als Paul Ignaz Vogel am 16. Juni 1967 erstmals in der »Junkere 37« auftritt[191], darf er als einer der interessantesten Köpfe der nonkonformistischen Presse gelten, umso mehr, als eben in diesen Tagen die »Zürcher Woche« als nonkonformistisches Blatt untergegangen ist. 1961 hat Roman Brodmann diese Zeitung auf einen linksliberalen Kurs gebracht, den sein Nachfolger Werner Wollenberger ab 1963 mit »geschicktem Zweckopportunismus« vier Jahre lang beibehielt. Im Frühjahr 1967 erzwang der politisch konservative Verwaltungsrat den Gesamtrücktritt der Redaktion.[192] Eine »Junkere«-Einladung wirbt in diesen Wochen: »Die ›Übernahme‹ der ›Zürcher Woche‹ durch eine ›neue‹ Redaktion – die sich auf Junianfang vollendet – lässt verschiedene unserer Freunde vermehrt nach einem öffentlichen und unabhängigen Diskussionspodium suchen. Unseren Einladungen sind heute Subskriptions[karten] der Zeitschrift ›neutralität‹ beigelegt – die neuste Nummer führt auf einer langen und glänzenden Liste der redaktionel-

len Mitarbeiter auch zahlreiche Freunde unserer Bestrebungen auf, deren Beteiligung [die] ›Junkere 37‹ ihren Ruf als Diskussionskeller verdankt.«[193] Auf dieser Liste sind unter anderen Peter Bichsel, Mario Cortesi, Walter Matthias Diggelmann, Heinz Däpp, Sergius Golowin, Hans Rudolf Hilty, Achmed Huber, Franz Keller, Kurt Marti, Marcel Schwander, Jörg Steiner und Walter Vogt aufgeführt. Kurzum: Als Vogel im Juni 1967 im »Junkere«-Keller zur Frage spricht: »Brauchen wir Neutralität?«, gilt es für die wortgewaltigsten Nonkonformisten als Ehre, unentgeltlich für seine Zeitschrift schreiben zu dürfen.

Übrigens hatten die Werbeanstrengungen der »Junkere 37« einigen Erfolg: Der erste Aufruf brachte der »neutralität« »auf einen Chlapf immerhin etwa 20 neue Abonnenten«[194]; bis Mitte August wurden es »etwa 70«[195], und Anfang Dezember des gleichen Jahres heisst es auf einer Einladung nicht ohne Stolz: »Die ›neutralität‹ hat nach unsern Aufrufen längst die 1000er Auflage erreicht! Immerhin: 10% der Leser sind auch regelmässige Junkere 37-Besucher. Weiterwerben bitte.«[196]

»apero«: Die Lancierung eines politerarischen Aperiodikums. – Die Zeitschrift »apero«, schreibt Walter Zürcher, sei »die logische, sozusagen organische Konsequenz aus der Tätigkeit des Kerzenkreises und der Junkere 37« gewesen: »Das entstandene ›Kulturnetz‹ musste nur noch angezapft und in ›Papier gewickelt‹ werden.« Nachdem er Ende 1966 den »Kerzenkreis« hatte einschlafen lassen, kaufte er sich – getreu der »Forderung von Marx, man solle sich die Produktionsmittel aneignen« –, eine »uralte Offsetmaschine«, auf der er drucken lernte.[197] Seine Idee sei gewesen, erinnert er sich, einerseits Texte der nonkonformistischen Subkultur zu drucken und sich andererseits in den Dienst der panidealistischen Sache und des von ihm verehrten Reformpädagogen Fritz Jean Begert zu stellen.[198]

Längst war Gras gewachsen über den Streit, der zum Bruch zwischen dem »Kerzenkreis« und dem »Tägel-Leist« – den nachmaligen Betreibern der »Junkere 37« – geführt hatte. Unterdessen war Walter Zürcher häufiger Gast an der Junkerngasse, hatte dort das Projekt

einer Zeitschrift ins Gespräch gebracht und offene Ohren gefunden. Es bildete sich ein »Redaktionsteam«, dem neben Sergius Golowin und Peter Lehner Egon Ammann angehörte, der eben daran war, den »kandelaber-Verlag« zu gründen. Man wollte dem nonkonformistischen literarischen Schaffen eine Plattform bieten und einigte sich auf den Titel »Politerarisches Aperiodikum«. Es sei dann Peter Bichsel gewesen, der den Titel als zu umständlich bezeichnet und »apero« vorgeschlagen habe, was nicht nur als Abkürzung des ursprünglichen Vorschlags stehen konnte, sondern umgangssprachlich auch für »Aperitif«.[199]

Der Themenschwerpunkt des ersten Hefts lag auf der Hand: Polit-Lyrik. Die Redaktoren trugen Beiträge zusammen von 29 Autoren und zwei Autorinnen (Erika Burkart und Ines Sonda). Am 28. Juni 1967 wurde in der »Junkere 37« »Die Geburtsstunde von ›apero‹« gefeiert.[200] Gegenüber der Presse stellten die Herausgeber die neue Zeitschrift in die Tradition des »hortulus« (St. Gallen, Hans-Rudolf Hilty, 1951–1964), des »clou« (Egnach [TG], Arnold Schwitter, 1956–1963) und von »die linie« (Bern, Hugo Ramseyer, 1963/64). Lakonisch meinte der »Bund«, Zürcher habe aus den Leiden früherer Verleger gelernt: »›apero‹ geht nicht im schicken Hochglanzkleid einher, sondern trägt das schlichte Gewand einer Kleinoffsetbroschüre.«[201]

Die Kritik reagierte unterschiedlich auf die Anthologie – aber sie reagierte, und zwar nicht nur in Bern, sondern auch in Basel und Zürich. Denn »apero« versammelte neben der »zweite[n] Garde der Polit-lyriker«[202] auch die erste Garde der neusten Literatur, von Burkart über Diggelmann, Hilty, Lehner und Marti bis zu Steiner und Vogt. Das hatte zur Folge, dass das Wirken der Berner Subkultur für einmal nicht nur durch die Optik der von Amtes wegen interessierten Lokaljournalisten, sondern auch durch jene akademisch geschulter Feuilletonisten gespiegelt wurde. Was wohlwollend als »Mini-Schocks«, als »überspitzte Formulierung[en] und formelhafte Prägnanz der Aussagen« beschrieben werden konnte[203], galt anderen als »simple Spruchbandverse und triviale Agitprop-Reime«, ja, als allgemeine »Niveau- und Profillosigkeit«: »Wenn im ›apero‹ künftig Krethi und Plethi publiziert,

wenn sich dort jeder, der da schreibt und dichtet, tummeln kann, wenn hier unbesehen schriftstellerische Ab- und Zufallsprodukte abgedruckt werden – dann dürfte das ›apero‹ über kurz oder lang zum bedeutungslosen Sektiererblatt werden.«[204]

Mit bildungsbürgerlicher Überheblichkeit gehen die »Basler Nachrichten« auf die neue Publikation ein. Sie konstatieren, »dass der Nonkonformismus sich innerhalb seiner eigenen Grenzen bereits wieder seinen eigenen Konformismus« schaffe, überall gebe es »den gleichen Tonfall, die gleiche Diktion, die gleichen Manierismen und Ticks«: »Die kurze Verszeile, den betont prosaischen Duktus, die Ausbeutung des Doppelsinns einer Redensart oder eines Wortes.« Nicht dass die Autoren radikal seien, müsse ihnen vorgeworfen werden, »sondern dass sie nicht radikal genug sind«. So bleibe es beim »beflissenen Mit-Dichten« eines anonymen »Mans«: »Das ›Man‹ des Nonkonformismus (…) ist vom ›Man‹ des Spiessers nicht allzu verschieden.« Mit dem heideggerschen Terminus »Man«, der das »unpersönliche Subjekt der durchschnittlichen Stellungnahmen, Wertungen und Reaktionen«[205] bezeichnet, werden die polit-lyrischen Verbalradikalen der Spiesserei überführt. Dagegen hat auch Sergius Golowin, der zu einer Replik eingeladen wird, einen schweren Stand. Es behaupte ja niemand, das »apero« sei von »unabhängige[n], in einsamer Grösse heranwachsende[n] Ur-Genies« verfasst worden. »Notensetzungen für dichterische Leistungen« seien uninteressant. »Unbestreitbar scheint mir aber die Wichtigkeit des ›Engagements‹, die heutige Notwendigkeit, von offensichtlichem Unrecht berührt zu werden und dieses Gefühl nach Möglichkeit und Begabung so zu gestalten, dass ein paar Mitmenschen ebenfalls zu einer Stellungnahme bewegt werden.«[206]

Wenn man von Golowins Umschreibung von »Engagement« ausgeht – ein Begriff, der 1967 im Bereich der Literatur unmittelbar vor einer grossen Karriere steht –, dann ist ausgerechnet René E. Mueller im ersten »apero«-Heft ein wichtiges Gedicht gelungen. Er hat sich von jenem »offensichtlichen Unrecht« berühren lassen, das mehr als zwanzig Jahre später, genau: am 3. März 1990 35 000 Menschen auf dem

Bundesplatz zu einer Protestdemonstration versammeln und zur Lancierung einer Volksinitiative gegen den »Schnüffelstaat« führen wird.[207] Sein Gedicht trug den Titel »Tonband 216/Vol 64 BH West – Mueller/Amt oder Auf wiederhören Herr Bundesrat«:

»hallo fräulein vom amt – klick –
sagen sie haben sie einen tick – ?
klack –
nein einen tack –
– hips –
mir scheint eher einen schwips –
– klick klack hips –
sagen sie fräulein was ist's?
– klick klack –
ach bloss ein schabernack –
also fräulein ich muss schon sagen
was – sie wollen doch nicht wagen
zu behaupten –
was ist denn mit diesen lauten?
– klick klack klauk –
– bestimmt nur klamauk –
klick – lassen sie sich nicht stören –
ich kann ihnen schwören
dass wir keine – klick –
gespräche abhören –«[208]

Mit dem ersten »apero« – bis 1972 wird es insgesamt 20 Ausgaben geben – startete Walter Zürcher als Verleger seine zweite kulturaktivistische Karriere. Seine Tochter Bettina erinnert sich, wie stark die Druckerei des »Walter Zürcher Verlags« in der Wohnung im Gurtendorf ein Familienbetrieb gewesen sei: »Ich habe sogar eine Zeitlang in jenem Zimmer geschlafen, in dem die Druckmaschine stand und all die Bücher gelagert waren. Geholfen zu drucken habe ich nicht, das wäre übertrieben, aber ich habe zugeschaut, zusammengetragen und geheftet. Die ›aperos‹, die haben wir immer alle zusammen gemacht, auch die Kinder. Der Vater ist jeweils am Tisch gesessen und hat geheftet, was wir zusammengetragen haben. Ich erinnere mich, dass er mich mit der Zeit pro Hundert bezahlt hat und nicht mehr pro Stunde, weil

ich schneller geworden bin. Die anderen sind weiterhin pro Stunde bezahlt worden. Da ist er fair gewesen.«[209]

Saison der Ufos: Die »Science-Fiction«-Ausstellung in der Kunsthalle. – Zweimal hat das kontinuierliche Gespräch, das damals auch zwischen dem Direktor der Kunsthalle – Harald Szeemann – und den Aktivisten der Diskussionskeller eine Selbstverständlichkeit war, Kunsthalle-Ausstellungen massgeblich beeinflusst. Über das Entstehen von »Puppen – Marionetten – Schattenspiel (Asiatica und Experimente)« schrieb Szeemann 1962 im Katalog, »die Anregung von Walter Zürcher (Kerzenkreis Bern)« habe »schliesslich zu diesem Marionettenfestival kleineren Ausmasses« geführt.[210] Der zweite Impuls kommt aus der »Junkere«-Szene. Nachdem Szeemann im Herbst 1966 bereits der »Phantastischen Kunst« und dem »Surrealismus« eine Ausstellung gewidmet hat, plant er nun eine weitere über »Science-Fiction«. Sergius Golowin erinnert sich: »Die Entstehung und Veröffentlichung meines Buches ›Götter der Atomzeit‹ bewirkte, dass ich 1967 an der ›Science Fiction‹-Ausstellung in Bern tätig sein konnte – immerhin am Rande als Mitverfasser des Katalogs und als ›Leihgeber‹, da ich einige seltene Schriften zur neuen ›Kosmischen Kunst‹ besass, die ebenfalls gezeigt werden sollten.«[211]

»Science-Fiction« beschäftigt die »Tägel-Leistler« seit Jahren als einer der Grenzbereiche der Wirklichkeit neben magischen, mythischen, phantastischen und parapsychologischen Phänomenen. In der »Junkere 37« lasen zum Beispiel im Sommer 1965 sieben Autoren unter dem Motto »2000… utopische Kurzgeschichten«.[212] Im Februar 1966 veranstaltete man eine Diskussion über »Science fiction« aus Anlass des dreissigsten Todestages von Howard P. Lovecraft.[213] Im April 1967 referierte Achmed Huber über »Morgendämmerung der Magier oder: Das Sterben der Ideologen. Anmerkungen zum phantastischen Realismus«.[214] Und letzthin haben Golowin und Gilbert Bourquin unter dem Titel »Wer oder was kommt mit den fliegenden Tellern?« »Science fiction« in die biedere schweizerische Wirklichkeit einbrechen lassen.[215]

Bourquin galt damals als Spezialist für Unidentified Flying Objects, so genannte Ufos: Denn am 16. August 1965 hatte er um genau 22.45 Uhr vom Dach eines Hochhauses in Biel aus »einen schwebenden Dreiangel« beobachtet, »von einem feinen Lichtstreifen umgeben«: »Im Innern jedes Winkels glänzte ein Lichtpunkt. Die Grösse des Dreiangels war ähnlich jenem eines Flugzeuges, welches in ungefähr 400 Metern Höhe fliegt. Das fliegende Objekt kam aus Südosten und bewegte sich in einer grossen Kurve über der Stadt, um dann plötzlich von der Bildfläche zu verschwinden.«[216] Seither will Bourquin wiederholt Ufos gesichtet haben: »Auch wenn ich mir anfangs die Frage stellte, ob ich nicht an Halluzinationen leide, kam ich nach unzähligen Beobachtungen zur Überzeugung, dass etwas Konkretes am Himmel vorüberschwebe.« Er sammelte sämtliche erreichbaren Berichte über Beobachtungen solcher Flugobjekte und kam schliesslich zu folgender Hypothese: »Das Ufo-Phänomen ist raum- und zeitlos. (…) [Ufos] tauchen heute zu gewissen Perioden, oft gleichzeitig überall auf. Ich stelle mir deshalb vor, dass diese Objekte plötzlich, und aus eben vorläufig noch nicht erklärbaren Gründen, aus einer anderen Dimension in unser dreidimensionales Universum dringen. Hier werden sie uns sichtbar, entschwinden aber unserem Blick, sobald sie wieder in ihre, für uns nicht erfassbaren Dimensionen untertauchen.«[217]

Obschon Bourquin mit dieser Erklärung das Phänomen der naturwissenschaftlich überprüfbaren Wahrnehmung entzieht, gilt er damals nicht als literarischer »phantastischer Realist«. Immerhin ist er »Blick«-Reporter, steht mit beiden Beinen auf dem Boden des Boulevards und hat, vermutlich deshalb, in der Frage der Ufos zwei Seelen in seiner Brust. »Vielleicht irre ich mich. Dann behält Sergius Golowin recht (…), der das ganze Ufo-Phänomen als ein Wiedererwachen der Freude am Märchenhaften beim modernen Menschen erklärt«, schreibt er im Katalog zur Kunsthalle-Ausstellung.

Trotzdem wird Bourquin im kommenden Jahr unter dem Titel »L'invisible nous fait signe« ein Buch über die Ufos publizieren.[218] Sein Pech: Ein anderer schweizerischer »Ufologe« wird ihn übertrumpfen.

Der Davoser Hotelier Erich von Däniken wird in seinem Buch »Erinnerungen an die Zukunft« weder die vierte noch die n-te Dimension noch gar C. G. Jungs Archetypenlehre zur Erklärung der ausserirdischen Flugobjekte bemühen, sondern – ein Jahr vor der ersten bemannten Mondlandung – keck behaupten: »Die interstellare Raumfahrt gab es zu allen Zeiten! Die Erde wurde bereits vor Jahrtausenden von fremden Astronauten besucht!«[219] Einer von von Dänikens unerbittlichsten Kritikern, der dieses Buch in der NZZ geradewegs als plumpen Aufwisch »angelsächsischer, französischer und russischer ›phantastischer Realisten‹« entlarvt, wird Sergius Golowin sein.[220] Trotzdem wird von Dänikens Variante des Phantastischen mit Abstand zur erfolgreichsten schweizerischen werden. Mit weiteren Büchern wird er eine »eigentliche allgemeine Mode vom Glauben an ›Sternen-Götter‹« entfesseln und bis Ende der siebziger Jahre ungefähr 45 Millionen Bücher verkaufen.[221]

1967 steht »Science-Fiction« in der Berner Subkultur aber noch für eine lustvoll fiktionierte Wirklichkeit: Im August erscheint ein »apero«-Heft mit Kurzgeschichten und Gedichten zum Thema, verfasst von ziemlich allen »Keller-Poeten«[222], und im September diskutiert man in der »Junkere 37« anhand von Beispielen »utopische Texte von Bernern« unter dem Titel »Swiss science fiction«.[223] Spiritus Rector der »Junkere 37« ist eben weder Bourquin noch von Däniken, sondern Golowin, den an »Science-Fiction« im Allgemeinen und an fliegenden Untertassen im Speziellen das Gleiche interessiert wie kurz zuvor am Klopfgeist von Thun: die mythenbildende Kraft aussersinnlicher Phänomene. Im Katalog zur Kunsthalle-Ausstellung schreibt er: »Tatsache ist der magische Bann, in den uns diese Bilder, geworden aus der Verbindung sämtlicher Mythen von gestern und aller in uns liegenden Möglichkeiten von morgen, schlagen.«[224] In dieser Ausstellung sind ab dem 8. Juli 1967 nicht nur Werke von Joseph Beuys oder Roy Lichtenstein, sondern auch Darstellungen des Phänomens in Filmen, Illustrierten und »Comic-strips« zu sehen. »›Science fiction‹ ist«, schreibt Szeemann im Katalog, »keine reine Kunstausstellung, sondern De-

monstration eines sowohl literarischen und künstlerischen, als auch populären Phänomens, das sich überall und in jeder Form manifestieren kann.«[225] Vermutlich diese Zusammenführung von avantgardistischer Hochkultur und Populärkultur – »Volkskultur«, wie man im »Tägel-Leist« sagt – macht diese Ausstellung mit Abstand zur publikumswirksamsten der ganzen Aera Szeemann – 17 088 BesucherInnen strömen innert zehn Wochen in die Kunsthalle.[226]

Mitten in diesem Publikum, schrieb Golowin später, habe er erkannt: »Was ich auf Grundlage der Comic-Hefte für Kinder, über die die Erwachsenen nur lächeln, und der ›Visionen‹ der Sekten im Zeitraum von 1960 bis 1965 zu studieren versucht hatte, war daran, eine Massenbewegung zu werden!«[227]

Wie Mueller in Budapest seinen alten Freund Làszlò Herzegh besucht. – Nun lebt René E. Mueller also in Biogno-Beride »inmitten herrlicher Kastanienwälder« in einem grossen Haus: »[Es] ist in Hufeisenform angelegt mit einem kleinen Innenhof. Als [es] gekauft wurde, war es baufällig, reparaturbedürftig und ohne jeden Komfort. Heute sind in der Küche und im Badzimmer fliessend Kalt- und Warmwasser installiert, die Dächer und die Holzbalkone instand gestellt, und eine Terrasse aus Spannbeton ist im Bau. Neun geräumige Zimmer bieten einer grossen Zahl von Gästen jederzeit Unterkunft.«[228] Er sei von einem »unglaublichen Glücksfall heimgesucht«, schreibt Mueller an Walter Matthias Diggelmann, »indem mir hier in diesem von den Vielzuvielen übersehenen Dorf ein Haus zur Verfügung gestellt wurde ohne jede Bedingung und für alle Zeiten«.[229]

Bis zum Sommer geniesst er Wetter und Landschaft und kämpft mit Bettelbriefen gegen die chronische finanzielle Misere. Am 18. April 1967 gesteht er, dass seine »ganze Barschaft noch aus zwei Zwanzigermarken« bestehe, und jammert: »Ich bin wirklich – einmal mehr – ganz schön im Eimer.«[230] Ab und zu kämpft er gegen Missmut und Resignation: »Gegenwärtig stinkt mir beinahe alles zum Himmel, dass ich nur noch am Kotzen einige Freude finde. Verschiss auf der ganzen Li-

nie.«[231] Dazwischen tippt er auf einer »Hermes Media 3«[232] an seinen Texten. Einmal schreibt ihm eine Bekannte, sie sei gespannt auf sein »Theaterstück über LSD«[233], ein andermal schreibt er selber, er arbeite an einem Gedichtband und sitze ansonsten auf »tausende[n] von beschriebenen Blättern«[234]. Letztere bezeichnet er einmal als seinen »Gammlerschunken« und erwähnt, er habe eben »die Stelle vom Besuch bei Max Frisch in Rom« überarbeitet – eine Episode, die er neun Jahre später in seinen »Anti-Roman« »Engel der Strasse« aufnimmt.[235]

Das Bild, das Mueller in den Briefen von seiner Lebenssituation zeichnet, ist widersprüchlich: Je nach Briefpartner schreibt er an verschiedenen Mueller-Legenden weiter. Rühmt er sich gegenüber Zeno Zürcher seiner Bettgeschichten mit all den »Ischen, Mätressen, Gammlerinnen und was sich sonst so alles anhäuft im Laufe der Jahre«[236], so schliesst er den Brief an Diggelmann melancholisch so ab: »Ich gehe jetzt ein kleines bisschen resignieren, und dann werde ich mir sagen, dass ich nicht darf, dann eine Minute an die ferne Geliebte denken, die in Kopenhagen sein muss, weil ich sie nicht miternähren kann, dann lächeln und mir eine Geliebte ausdenken, die ich nicht kenne und die sich deshalb umso besser beschreiben lässt, und dann schreibe ich etwas, das immerhin so viel Chance hat wie eine Schneeflocke im Hochofen, dass es einmal gedruckt und verkauft wird.«[237] Zwar bestätigt er die Abwesenheit seiner dänischen Geliebten aus der Schottland-Zeit gegenüber Ueli Baumgartner: »Birgitte ist übrigens wohlweislich in Kopenhagen, sonst dürfte sie mal ein bisschen mithungern«[238], was ihn aber nicht daran hindert, drei Wochen später in einem dringlichen Bettelbrief an Friedrich Dürrenmatt zu schreiben: »Ich will Sie damit verschonen, Ihnen zu schildern, wie wir uns jetzt die ganze Zeit durchgehungert, von was und wie gelebt haben (…). Am meisten leidet natürlich Birgitte unter diesen Umständen, aber sie war bis jetzt vorbildlich und hat sogar versucht, eine Arbeit zu bekommen«, was freilich an der Arbeitsbewilligung gescheitert sei.[239] Ein plumper Lügner ist Mueller auch jetzt nicht, aber zur Motivierung der Briefpartner, weiterhin und neuerdings etwas für ihn zu tun, braucht es ab und zu

eine Notlüge. Schwierig ist es allerdings, aus solchen Briefen eine einzige Wirklichkeit zu rekonstruieren. Deshalb sind die Darstellungen der beiden Zeugen wichtig, die mit Mueller in dieser Zeit gelebt haben.

Der eine ist der Arzt Peter Zuber, der Besitzer des Hauses, der damals im »Ospedale Civico« in Lugano arbeitete: »Ich musste um sieben in Lugano anfangen und hatte einen kleinen Fiat, mit dem ich jeweils hinunterfuhr. Ungefragt und unaufgefordert ist René jeden Morgen um sechs aufgestanden, ist in die Küche, hat Porridge und Kaffee gemacht, damit ich danach einen guten Tag haben sollte. Absolut rührend.«[240]

Der zweite Zeuge heisst Rudolf Mooser, damals Kulissenmaler am Stadttheater Bern, ein alter Freund Zubers, der am 22. Juli 1967 auf der Durchreise nach Jugoslawien in Biogno-Beride eintrifft: ein seriöser junger Mann, der sich fleissig Notizen macht, um später zuhause ein Reisetagebuch verfassen zu können. Mooser lässt sich von Zuber nicht nur überreden, Mueller als Reisebegleiter mitzunehmen, sondern von Letzterem auch dazu, seine Reiseroute abzuändern und via Budapest zurückzufahren, damit er dort einen alten Freund besuchen könne. Am Morgen des 24. Juli starten die beiden, übernachten in der Nähe von Triest und treffen tags darauf in Ljubljana ein, wo Mooser eine internationale Grafikausstellung besucht. Tags darauf Weiterfahrt via Zagreb nach Erdewik, einem Dorf hinter »riesigen Eichenwäldern«, in dem Mooser Bekannte hat. Beim abendlichen Plaudern mit den Gastgebern muss sich der brave Mooser über seinen Begleiter ärgern, weil der »das Lied vom Polizeistaat Schweiz« anstimmt: »Wir kamen auch auf Politik zu reden. René tat sich hier besonders, weil er wenig oder überhaupt keine Bildung hat, mit unsachlichen und groben Verallgemeinerungen oder sogar mit Unwahrheiten hervor. Ich schämte mich über die Lästerungen über meine Heimat von Seiten eines weitgereisten Mannes wie René.«

Tags darauf erreichen die beiden die ungarische Grenze: »René musste sich folgenden Bedingungen unterziehen, um das Transitvisum zu erhalten: Bart abschneiden. Es war schade, denn er stand ihm gut, ca. zwei Handbreiten lang und rabenschwarz. Das gleiche galt für

seine leicht gewellten, schräg herunterhängenden langen Haare. Sein Hemd, in dessen vorderen Zipfel er einen Knoten gemacht hatte, um es zusammenzuhalten, musste er ordnungsgemäss vorne zuknöpfen und in die Hosen schoppen. Trotz der warmen Sommertemperatur musste er mit einem Kittel und einer Krawatte beim Zollposten erscheinen. (…) ›Kultura, Kultura!‹, schrieen die Zöllner begeistert, als René sich zum zweitenmal an den Zollschalter begab. (…) Das Lied vom ›Polizeistaat Schweiz‹ hörte ich von nun an eine zeitlang nicht mehr. Statt dessen stöhnte er, dass ein so harter Eingriff in sein persönliches Leben noch nie vorgekommen sei, und sowas werde er dem Regime Kadar und seinen Dreckkommunisten nie verzeihen.«[241]

Hinter der Grenze übernachten die beiden »in der Puszta« und treffen am anderen Mittag in Budapest ein. In seinem Reisetagebuch beschreibt Mooser, wie ihm Mueller den alten Freund Làszlò Herzegh, den er besuchen wollte, geschildert habe: »Geboren 1928, aus bürgerlicher Familie stammend, bestand am Gymnasium in Budapest die Matura, studierte zuerst Ingenieur, wechselte das Studium und schloss es ab mit Theaterwissenschaft und Dramaturgie. Während der ungarischen Revolution ist er im Jahr 1956 in die Schweiz geflüchtet. Hier betätigte er sich abwechselnd als Journalist und als Novellenschreiber. Es gelang ihm aber nicht, zu einer soliden Existenz zu kommen. Immer mehr musste er Gelegenheitsarbeiten nachgehen, bei denen er mit meinem Reisebegleiter René Bekanntschaft machte und eine dauernde Freundschaft schloss. 1961 kehrte er nach Budapest zurück. Darauf schrieb er ein Buch mit dem Titel ›Bern – Nacht‹. Darin berichtet er von einem Dichter, in Bern lebend, dem es nicht gelingt, trotz überdurchschnittlicher Begabung sich bei seinen Mitbürgern Anerkennung zu verschaffen und zu einem rechten Einkommen zu kommen. Es wird dadurch dem kapitalistischen bourgeoisen Berner der Vorwurf gemacht, er habe keinen Sinn für die Kunst und es sei ihm gleichgültig, wenn ein begabter Künstler sich nicht entfalten könne. In dieser verkommenen Dichtergestalt steckt niemand anderes als René (…). Das Werk fand Anerkennung beim Kadarregime und wurde ein Bestseller.

Dadurch wurde René in den Augen vieler Ungarn der wahre Schweizer Nationalheld.« Als Mooser dieses Buch mit dem ungarischen Titel »Bern éjszaka«[242] am Abend des gleichen Tages selber in Händen hält, versteht er zwar kein Wort: »Auf jeder Seite aber entdeckte ich den Namen René.«

Diesen Herzegh also will Mueller besuchen, nicht zuletzt in der Hoffnung, dass der doch nun zweifellos gut situierte Autor ein Interview mit seinem Romanprotagonisten und damit einen kleinen Verdienst werde vermitteln können. Nach mehrstündiger Suchaktion kreuz und quer durch die Millionenstadt finden sie Herzegh abends allerdings nicht, wie erhofft, in der Villa eines Staatsdichters, sondern in seinem Elternhaus in einem Vorort mit lauter »eingeschossigen baufälligen Häusern«. Beim Wiedersehen, bei dem sich die beiden Freunde »wild umarmten und küssten«, sei ihm aufgefallen, schreibt Mooser, »dass Làszlò hintereinander vier oder fünf Gläser allerstärksten Schnapses wie Brunnenwasser hinuntergoss«. In der folgenden Nacht wird das Wiedersehen in den Nachtlokalen der Stadt gebührend gefeiert, und als sie morgens um vier heimkehren wollen, ist Herzegh derart betrunken, »dass er den Weg nach Hause nicht mehr zeigen« kann. Trotzdem bemüht er sich am anderen Morgen, für Mueller ein Fernsehinterview zu organisieren, was schon deshalb habe scheitern müssen, so Mooser, weil Herzegh »mit seiner versoffenen Stimme« kaum zu verstehen gewesen sei. Schliesslich landet man am Mittag in einem »luxuriös ausgestatteten Kaffeehaus« und schreibt Postkartengrüsse in die Schweiz. Gegen Abend nehmen Mooser und Mueller Abschied, knapp vor Mitternacht sind sie an der ungarisch-österreichischen Grenze und kehren in den folgenden Tagen via Wien, Innsbruck und Nauders nach Biogno-Beride zurück, wo sie am 1. August eintreffen.

Am Schluss seines Reiseberichts hält Mooser seine Eindrücke über den Reisegefährten fest: »Sein Aussehen war ungepflegt. Seit Monaten hat er nie ein rechtes Kleid getragen. Auf der ganzen Reise wusch er sich etwa einmal, die Zähne überhaupt nie. Die Füsse waren schwarz

vor Dreck. (…) So verwahrlost er anzusehen war, so waren auch seine Charaktereigenschaften, nämlich undiszipliniert im Umgang mit den Mitmenschen, wankelmütig und speziell interessiert, andere Leute auszunutzen oder sogar zu prellen.« Mooser erklärt sich Muellers Art damit, dass zwar dessen Vater ein Schweizer, jedoch »seine Mutter Zigeunerin« sei. Beeindruckt hat ihn eine Strassenkarte Europas, die Mueller in Biogno-Beride aufgehängt habe: »Jede Route, die er irgendwann zurückgelegt hat, sei es per Autostop, zu Fuss, dies allerdings selten, mit der Eisenbahn oder mit dem Schiff, hat er mit einem Schwarzstift übermalt. Mit Ausnahme von zwei oder drei Ostblockländern hat er ganz Europa bereist.«

Anfang August trifft bei Zeno Zürcher in Bern eine Postkarte ein, die das Parlamentsgebäude von Budapest zeigt: »Immer fest in Budapest! Könnt ihr auffassen, wie ihr wollt. Linke Grüsse für die ganze J 37, René E. Mueller.« Unterschrieben haben auch Rudolf Mooser und Làszlò Herzegh.

Der kleine Rütlischwur der kritischen Geister: Die Nonkonformistentreffen. – Rudolf Gnägi war ein rechter Berner, Mitglied der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei und als Bundesrat Chef des Eidgenössischen Militärdepartements. Am 1. August 1967 prägte er in seiner Rede zum Bundesfeiertag den denkwürdigen Satz: »Möge es uns vergönnt sein, alles Defätistische, Unschweizerische und Fremde, das unserem Wesen nicht angepasst ist, auszumerzen und zu überwinden.«[243] Gnägis Bundesratskollege Willy Spühler hielt an jenem Tag in Kanada eine Rede, in der er unter anderem sagte: »In Umkehrung der historischen Erfahrung sieht derjenige, der sich als Nonkonformist bezeichnet, in der Gleichrichtung von Denken und politischer Haltung eine Bedrohung der schweizerischen Existenzberechtigung«[244] – eine Feststellung, die René E. Mueller mit folgendem Vers kommentierte: »Willy Spühler streckt die Fühler / nach der grossen Einigkeit / da wird mir ein bisschen kühler / weil's im Kazet kälter schneit // Willy Spühler streckt die Fühler / nach der Einheitsuniform / da wird mir ein bis-

schen schwüler / denn ich bin nicht ganz konform.«[245] Und auch alt Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen hielt an diesem 1. August eine Rede: Zwar sei die Schweiz »im Kern gesund«, denn man wisse, dass der Bundesrat mit Hingabe und Kompetenz arbeitete. Gewarnt werden müsse jedoch vor der »negativen Kritikasterei«, wie man sie »von seiten der Nonkonformisten« höre, diese führe zu »nichts Gutem«.[246] An diesem Bundesfeiertag schien es in der Tat, als habe man in den Kreisen der Landesregierung keine grösseren Probleme als den Widerspruch, den man sich von nonkonformistischer Seite gefallen lassen musste. Eigentlich erstaunlich deshalb, dass die Schnüffelpolizisten des Staatsschutzes, denen ansonsten jede Hundsverlochete ein ausführlicher Rapport wert war, nicht zur Kenntnis nahmen, was sich neuerdings am Bielersee tat.[247]

Sicher ist, dass die Idee, die nonkonformistische Szene zu vernetzen, im Pressebüro Cortesi entstand. Sicher ist auch, dass daraufhin veritable Nonkonformistentreffen stattgefunden haben. Sicher ist weiterhin, dass man übereinkam, »über die Treffen nie etwas verlauten« zu lassen: »Sie sollten journalistisch nicht ausgeschlachtet werden.«[248] Sicher ist schliesslich: Man hat sich an diese Abmachung gehalten – mit einer Ausnahme.

Zehn Jahre später, im Oktober 1977, wird Roman Brodmann auf dem Chasseral einen Spaziergang machen. Der Blick hinunter »auf die stumpfblauen Seen« weckt in ihm »Herbstgedanken«, die er zu einer Kolumne verarbeitet: »Welche Verheissung barg diese Landschaft vor zehn bis fünfzehn Jahren! Der Bielersee, die Petersinsel, die Nahtstelle zwischen Deutsch und Welsch – angebotener Treffpunkt mit einer scheinbar historischen Dimension, da haben wir uns gefunden mit dem weitgefassten Willen, gesprächsweise die Aufträge zu überprüfen, die wir uns als zeitbewusste Schweizer selbst erteilt hatten, unideologisch und also grosszügig assortiert: die Interkantonale der Nonkonformisten. Es war der kleine Rütlischwur der kritischen Geister, ein Rendez-vous der trendgerechten Zuversicht, das Spektrum entsprechend breit: (…) von Paul Ignaz Vogel, der prominente Gratisbeiträge für

seine ›neutralität‹ acquirierte, bis zu Alfred Rasser, der uns zum schwarzen Kaffee seine roten Cabaret-Nummern zeigte. Wie hiess doch die Beiz in Neuveville, wo wir Stuhl an Stuhl rücken mussten, bis jeder seinen Sitzplatz hatte?«[249] Sie habe »Da Franco« geheissen, erinnert sich Marcel Schwander.[250]

Mario Cortesi sagt, die Nonkonformistentreffen hätten 1967/68 stattgefunden, eines in La Neuveville, eines in Schernelz. Initianten seien Frank A. Meyer und er gewesen[251], den ganzen administrativen Kram habe Meyers damalige Freundin Marcelle Erard erledigt.[252] Heinz Däpp sagt: »An diese Treffen kam alles, was in dieser Nonkonformisten-Bewegung Rang und Namen hatte – jeweils etwa fünfzig bis sechzig Leute. Wenn du eingeladen worden bist, dann hast du dazugehört. Die ganze Bewegung war wahnsinnig elitär und irgendwie auch hierarchisch strukturiert. Zuoberst die Erzbischöfe Frisch und Dürrenmatt, dann die Bischöfe, das waren Roman Brodmann und Roland Béguelin, Rolf Hochhuth und Peter Lehner – überhaupt die Literaten. Dann kamen die gewöhnlichen Priester, das waren die Leute der Medien.« Mit Sicherheit mindestens einmal anwesend waren neben den bereits Genannten: Peter Bichsel, Hansjörg Braunschweig, Heinrich Buchbinder, Walter M. Diggelmann, Peter Höltschy, Hans Kern, Markus Kutter, Kurt Marti, Jean Rudolf von Salis und Arthur Villard. Getroffen habe sich ein »totaler Männerclub«, sagt Däpp, die Frauen seien allenfalls »ganz am Rand« dabei gewesen, »als Ehefrauen oder Geliebte oder Gespielinnen«.[253]

Cortesi sagt: »Wir trafen uns, ohne dass wir abgemacht hätten, am Schluss Bilanz ziehen zu wollen. Man ist dort gewesen, um zu reden. Themen waren zum Beispiel die APO, die ausserparlamentarische Opposition; der Nonkonformismus natürlich; unsere Stellung im Staat; unsere Stellung in den Medien.«[254] An Weiteres erinnert sich Däpp: »Einmal hat Hochhuth referiert und einmal Béguelin. Es hat jeweils ein Referat gegeben, und dann hat man gegessen. Am Nachmittag hat man auf die Petersinsel disloziert. Das war der gesellige Teil«[255] – der, wie sich Frank A. Meyer erinnert, in den Wohnungen von Cortesi und ihm

in Schernelz bis weit in die Nacht hinein fortgesetzt worden sei.[256] Es sei darum gegangen, sagt wiederum Cortesi, »dass man sich überhaupt kennenlernt; wahrscheinlich hat Frisch vorher Brodmann gar nie gesehen und Däpp nie den Hochhuth. Nach diesen Treffen haben wir uns zumindest gekannt und konnten uns von Fall zu Fall helfen bei der politischen Arbeit.«[257]

Über die Anzahl der Treffen herrscht keine Einigkeit. Während Marcel Schwander, Meyer und Däpp sagen, es seien drei gewesen[258], erinnert sich Cortesi dezidiert an deren zwei: »Wir haben gesagt: Wir wollen zweimal zusammenkommen und nicht mehr. Danach ist fertig. Nicht weil die Treffen nicht ergebnisreich gewesen wären, sondern, weil wirs so abgemacht haben.« Dieser Meinung war Marcel Schwander auch damals nicht: Er erinnert sich, dass sein Projekt eigentlich gewesen wäre, die Veranstaltungen als symbolträchtige »schweizerische Inseltreffen« der Nonkonformisten auf der Petersinsel zu institutionalisieren.[259]

Hinter diesem kleinen Widerspruch in den Erinnerungen von Cortesi und Schwander verbirgt sich ein zentraler der nonkonformistischen Bewegung: die Frage der Organisation. Schon im Dezember 1965 hatte Diggelmann in der »neutralität« begründet, »warum ich keiner politischen Partei angehöre«.[260] Ende Mai 1966 plädierte Max Schmid in der »Vorwärts«-Debatte um den Begriff des »Nonkonformismus« dafür, dass man sich »nicht parteipolitisch integrieren« lasse, »sondern als eine eigenständige politische Bewegung an die Öffentlichkeit« trete.[261] Cortesi nimmt an, dass die Frage der Parteiengründung an den Nonkonformistentreffen zwar diskutiert, aber – da sei er überzeugt – von allen verworfen worden sei: »Eine nonkonformistische Partei zu gründen, wäre ja ein Widerspruch in sich selbst. Das Wort ›nonkonform‹ würde sich mit keinen Parteistrukturen vertragen. Vermutlich hat man damals gesagt, jeder solle in jene Partei gehen, die ihm behage.« Eine Interview-Serie, die Cortesi im Herbst 1967 für die »National-Zeitung« gemacht hat, bestätigt seine Erinnerung: Verschiedene Nonkonformisten haben darin die Idee einer eigenen Partei mit

unterschiedlichen Argumenten verworfen. Peter Bichsel zum Beispiel vermisste die gemeinsame Linie: »Unter den Leuten, die das Anhängsel ›Nonkonformist‹ haben, würde ich eigentlich wenige finden, mit denen ich ein gemeinsames Programm zusammenstellen könnte.«[262] Für den Kunstmaler Hans Erni dagegen wäre ein gemeinsames Programm geradewegs das Ende des Nonkonformismus gewesen: In dem Augenblick hätten sich die Nonkonformisten »ihre Freiheit genommen, nonkonform zu sein«.[263] Der Individualismus hat schliesslich jede Organisationsstruktur verhindert. Ein Teil der Nonkonformisten blieb parteilos, ein anderer trat der Sozialdemokratischen Partei bei, einige wenige dem Landesring der Unabhängigen, Diggelmann, Jahre später, der POCH, den Progressiven Organisationen der Schweiz.

Einer der wenigen, der in der Organisation der Individualisten weiterhin eine Chance sehen wird, ist Heinz Däpp. Im August 1969 wird er im »Burgdorfer Tagblatt« einen Aufsatz veröffentlichen über die »Linkische neue Linke in der Schweiz« – zu denen er auch die Nonkonformisten zählt. Darin rechnet er ab mit dem masochistischen Einzelkämpfertum: »Nonkonformistische Politik war nicht immer selbstlose und nicht immer zweckmässige Politik. (…) Nonkonforme Selbstbestätigung [erfüllte] sich vornehmlich in der Fähigkeit, unter der Repression des Systems möglichst ausgiebig zu leiden. Der Kurswert eines Nonkonformisten stieg mit der Zahl seiner Opfergänge, und bisweilen war es bemühend zu sehen, wie Nonkonformisten um Fusstritte ihrer politischen Widersacher geradezu buhlten, um so die Treppe der nonkonformen Hierarchie hinaufzufallen.« Gegen die informellen Hierarchien, die sich in der Bewegung gebildet haben, macht Däpp folgenden Vorschlag: »Man sollte einen Verein gründen, einen Verein mit Vorstand und Sekretariat, mit Jahresbeitrag und Mitteilungsblatt, mit Arbeitstagungen und Hauptversammlung. Man würde damit endlich ein Forum schaffen zum Gedankenaustausch und zur Planung politischer Aktionen.«[264] Mehr als sanften Spott habe er mit diesem Artikel freilich nicht erreicht, erinnert sich Däpp. Er selber hat später die Freisinnig-Demokratische Partei verlassen – der er als Redaktor des »Burg-

dorfer Tagblatts« anzugehören hatte – und ist seither parteilos geblieben.

Übrigens, erzählt Däpp weiter, hat es neben den grossen Nonkonformistentreffen am Bielersee auch solche in kleinerem Rahmen gegeben: »Am Anfang wars ein verschworener Zirkel über den ganzen Kanton hin. Wir haben dann gesagt: Die geografische Mitte zwischen Bern, Biel, Burgdorf und Solothurn – das waren die Zentren –, das sei Messen, ein Kaff im Solothurnischen. Dort haben wir uns einige Male in der ›Sonne‹ getroffen. Gekommen sind etwa ein Dutzend Leute: Peter Bichsel, Marcel Schwander, Sergius Golowin, Paul Ignaz Vogel, Achmed Huber, Frank Meyer zum Beispiel. Dort wollte man politische Sachen bereden. Es ist dann aber vorgekommen, dass Peter Bichsel einen Abend lang Geschichten erzählt hat – für die einen war das ›schampar‹ schön, für andere eher frustrierend.«[265]

»modern mundart«: Noch ein Rückzugsgefecht der Jungen im BSV. – Für den 10. September 1967 lädt Erwin Heimann als Präsident des Berner Schriftsteller-Vereins nach Aarberg zum diesjährigen Bott. Bevor man sich in die »Krone« begibt, um wie gewohnt auf Einladung des Ehrenmitglieds Hans Müller zu tafeln, setzt man sich im Rathaus des Städtchens zu einer »Aussprache« über die Frage zusammen, ob »Mundart passé« sei[266] – die gleiche Frage, die in der »Junkere 37« bereits vor mehr als drei Jahren diskutiert worden ist.[267]

Unterdessen geht es allerdings nicht mehr um die vermehrte Pflege der Mundart an den Schulen oder um einen Lehrstuhl für Mundartdichtung an der Universität. Seit Dieter Fringeli im Mai in der »National-Zeitung« die Frage nach der »Agonie der Mundartdichtung« aufgeworfen hat, geht es um ihre Existenz schlechthin, denn Fringeli hat unumwunden gesagt, das Ansehen der Mundartdichtung sei »in unseren Tagen so tief gesunken, dass es schwer fällt, überhaupt noch an ihre Existenz zu glauben«.[268] Darüber hinaus hat sich die junge Generation der Schreibenden in letzter Zeit nicht nur erfrecht, mit »Polit-Lyrik« an die Öffentlichkeit zu treten, sondern hat gar damit begonnen,

sie in der Umgangssprache vorzutragen – zweifellos ein Sakrileg an den hehren Absichten der Altvorderen.

Die zündende Idee kam von Walter Vogt, als Organisator bewährte sich wieder einmal Walter Zürcher[269]: Für den 22. Mai 1967 lud man zu einer Veranstaltung mit dem Titel »modern mundart. Ein Experiment« in das »theater am zytglogge«. Es lasen Gertrud Wilker, Ernst Eggimann, Sergius Golowin, Kurt Marti, Peter Lehner und eben Walter Vogt.[270] Diese Veranstaltung, erinnert sich Ernst Eggimann, habe »die Mundartwelle eigentlich ausgelöst«. Später habe man den Abend in Zürich wiederholt, was zum Abdruck zweier seiner Gedichte in der Zürcher Presse und zu einem Briefchen von Arche-Verleger Peter Schifferli geführt habe, er wolle ein Büchlein mit diesen Texten machen.[271] Ein Jahr später ist Eggimanns Gedichtband »Henusode« in Schifferlis Verlag erschienen.[272]

Mit Walter Vogt lancierte ausgerechnet ein Autor die »modern mundart«-Welle, der kaum je im Dialekt schrieb. Als jedoch sein Freund und Förderer Kurt Marti in einem Disput einmal behauptete, das »Unser Vater«-Gebet könne man nicht ins Berndeutsche übersetzen, verfasste Vogt als tabuloser Freigeist umgehend eine bis in die Orthographie hinein ironische Mundartversion:

»vattr
im himu
häb zu diim imitsch soorg
üüs wäärs scho rächcht wett azz ruedr chäämsch
und alls nach diim gringng giengng
im himel obe-n-und hie bi üüs …
gib is doch zässe
u wemr öppis uusgfrässe heij
vrgiss daas
miir vrgässes ja oo wenis eine
dr letscht näärv uusziett
hör uuf nis machche zggluschschtte
nach züüg wo-n-is nume schadtt
hiuff is liebr chli –
diir gghöört ja sowisoo scho alls wos gitt
amen.«[273]

Am 10. September 1967 sitzen Vogt und Marti gemeinsam im Rathaus von Aarberg, um unter Heimanns Leitung mit Hans Rudolf Balmer und Hans Rudolf Hubler über die Zukunft der Mundart zu diskutieren. Man sei »zwar ins freundliche Gespräch«, jedoch »sachlich nicht weiter« gekommen, rapportiert im »Bund« Arnold H. Schwengeler und spricht dann aus, was offenbar in Aarberg aus Höflichkeit nicht deutlich gesagt worden ist. Notwendig sei, so Schwengeler, »dass mit dem Unfug von Sprachklitterungen à la ›modern mundart‹ radikal Schluss gemacht wird. Das sind dumme modische Mätzchen.« Das sehe man ja an der Reaktion Vogts, als Beat Jäggi in der Diskussion die Auflage seines letzten Gedichtbandes erwähnte. Vogt sei derart beeindruckt gewesen, dass er ausgerufen habe, »in der tonangebenden ›Gruppe 47‹ werde nichts dergleichen erreicht«. Süffisant kommentiert Schwengeler: »Woraus zu schliessen war, dass trotz organisiertem Cliquengeschrei das Gesetz von Angebot und Nachfrage auch in der Literatur gilt. Die Tageskritik kann zwar einen Autor ›machen‹, sie kann ihn aber auf die Dauer nie gegen ein unwilliges Publikum durchsetzen. (…) Es scheint zurzeit eine Generation von Schriftstellern zwischen 30 und 50 zu geben, die ganz einfach ›ins Leere‹ schreibt.«[274] Nicht auszuschliessen ist, dass Vogt und Marti im Aarberger Rathaus ein bisschen den Eindruck erhielten, ins Leere zu diskutieren.

Diese Auseinandersetzung um die Mundart als Kunstsprache ist eines der letzten dokumentierten Rückzugsgefechte der jungen Generation im Berner Schriftsteller-Verein. Die kritischen Geister von Golowin bis Steiner bleiben zwar Mitglieder des Vereins, aber engagieren mögen sie sich nicht mehr. Dafür werden alle fünf gut zwei Jahre später tatkräftig mithelfen, wenn es darum gehen wird, die Fraktion der Nonkonformisten vom konservativen Schweizerischen Schriftsteller-Verein abzuspalten.

Was ist links? Die »Junkere 37« wird zur maoistischen Gefahr. – Am 20. Oktober 1967 macht die Sicherheits- und Kriminalpolizei Bern wieder einmal Überstunden. Führt doch die »Junkere 37« ihre heutige

Veranstaltung nicht an der Junkerngasse, sondern in der »rotchinesischen Botschaft« am Kalcheggweg 10 durch. Am Thunplatz, wo sich die »Junkere«-Gäste besammeln, zählt der Spitzel »30 Personen«. Aus einem mitgehörten Telefongespräch weiss er zudem, dass bereits am 12. Oktober »eine diesbezügliche Kontaktnahme eines Herrn namens ›Schwanden‹ mit der Botschaft« stattgefunden hat. Die Frage, ob dieser »Schwanden» mit dem Burgdorfer Gymnasiasten Martin Schwander identisch sei, kann der Schnüffler nicht abschliessend klären, weil das Risiko, der Gruppe zu folgen und die Vertretung des maoistischen Feinds zu betreten, denn doch zu gross gewesen wäre.[275] Und erst noch überflüssig: Denn einige Tage später konnte man im »Badener Tagblatt« nachlesen, was sich an diesem Abend in der chinesischen Botschaft abgespielt hatte – denn der Berner Korrespondent dieses Blatts hiess Martin Schwander.

Dieser »Junkere 37«-Abend hat eine längere Vorgeschichte, die am Nachmittag des 31. Januar 1967 im Büro der Jugendanwaltschaft Emmental-Oberaargau begann. Anlässlich der Einvernahme in der »Gilgamesch«-Affäre hat damals der Jugendanwalt dem »Gruppe 67«-Aktivisten Martin Schwander eine vaterländische Abreibung verpasst, die in der Behauptung gipfelte, »dass Dienstverweigerer und Zivildienst-Sympathisanten von Moskau und Peking aus gelenkt« würden.[276] Weil Schwander diesen Unsinn publik machte, musste der Jugendanwalt seine Aussage zwar später relativieren: »Was ich (…) über die Fäden zwischen Kommunismus und Dienstverweigerern und Dienstverweigerer-Sympathisanten sagte, war zu allgemein gefasst und deshalb missverständlich.«[277] Trotzdem war anlässlich des parlamentarischen Nachspiels zum Burgdorfer Literatur-Skandal im Berner Rathaus erneut von Peking die Rede: Jetzt gab der Landesring-Grossrat und Arzt Hans Martin Sutermeister zum Besten, »vor einigen Tagen« sei er »belehrt« worden, dass »die ganze Burgdorfer Sache (…) noch weitere, ernstere politische Hintergründe« habe, »da sich manchmal in die Lyrik jener ›Keller-Protestler‹ auch einige Blüten aus Maos ›Tausend Worten‹« mischten: »In diesem Falle würde ich die Aufmerksam-

keit der heiligen Hermandad verstehen, denn damit würden diese jugendlichen Oppositionellen den Boden der Demokratie und der Diskussion verlassen: Mao kennt keine Diskussion! Und Toleranz gegen die Feinde jeder demokratischen Toleranz wäre ja reiner Selbstmord, Selbstaufgabe der Demokratie! Man könnte also solchen jugendlichen politischen Amokläufern nur den altbewährten Satz entgegenstellen: ›Nur die allergrössten Kälber wählen ihren Metzger selber!‹«[278] Die Frage, von welcher Seite Sutermeister belehrt und genötigt worden sei, das Gelernte publik zu machen, wurde in der nonkonformistischen Presse später mit einer weiteren Frage zu beantworten versucht: »Der Arzt hat Patienten unter den Bundespolizisten. Haben diese bei ihm aus der Schule geplaudert?«[279]

Als im Herbst 1967 das »Tagblatt des Grossen Rates« mit den Voten der Frühlingssession gedruckt vorliegt, machen Sutermeisters Worte die Runde – und man reagiert: »Wir haben nach altem Junkere-37-Brauch beschlossen, uns an der Quelle über den Maoismus zu unterrichten. Treffpunkt für Junkere-37-Freunde und etwaige interessierte Bundesbeamte: Tramhaltestelle Thunplatz.«[280] Deshalb also die Überstunden für den Spitzel.

Am Kalcheggweg 10 ist man »freundlich und zuvorkommend« empfangen und mit Propaganda-Material beschenkt worden. Danach wurden zwei Filme vorgeführt, der eine war die Aufzeichnung einer Inszenierung der Pekinger Volksoper, die die Geschichte der chinesischen Revolution von Marx bis Mao Tse-Tung darstellt, der zweite propagierte die chinesische Atombombe, unter anderem mit dem Ausspruch Maos, »in der Hand des chinesischen Volkes« sei diese Bombe »eine Waffe für den Frieden«.[281] Mit derart plumper Propaganda waren die »Junkere«-Leute allerdings mit Sicherheit nicht zu blenden. Bereits die Einladung zum Abend in der Botschaft endet mit dem Satz: »Auch der Weg der ostasiatischen Atombombe ist so wenig der unsrige, wie der ihrer mehr westlichen Schwestern.«[282]

Am 10. November führt die »Junkere 37« die neue Auseinandersetzung mit einer Diskussion zur Frage: »Was heisst ›links‹?« weiter.

Die sechs geladenen Gäste hätten nur eines gemeinsam, heisst es auf der Einladung, nämlich »dass gewisse Zeitungen vor ihren Namen liebend gern das magisch-schmückende ›links‹ hinsetzen«.[283] Für das »Badener Tagblatt« resümiert Schwander die vorgetragenen Positionen wie folgt: Links sei jeder, sagt der Redaktor des unabhängig-sozialistischen »Zeitdiensts«, Franz Keller, »der sozialistisch denkt und handelt«. Für Landesring-Mitglied und Student Max Conrad steht der Landesring links, »weil er den sozialistischen Forderungen am nächsten kommt, jedoch auch, weil er Diskussion fordert, Verbrüderung und absolute persönliche Freiheit«. Links sei jemand, wenn er aus der Erkenntnis handle, »dass Probleme nicht einfach vom Himmel fallen, sondern mit etwas Anstrengung aus der Welt zu schaffen« seien, antwortet der in Zürich und Ost-Berlin lebende kommunistische Journalist und Schriftsteller Jean Villain. Redaktor Heinz Däpp möchte den Begriff »links« ersetzen, etwa durch »unabhängig« oder »progressiv«. Achmed Huber, sozialdemokratischer Journalist, definiert: »Ein Mann der Rechten nimmt die Welt, wie sie ist. Er sieht die Übel und will deren Summe vermindern. Ein Mann der Linken dagegen reagiert auf die Welt. Er will die Summe der Übel ganz abschaffen; er will die Welt nicht nur ausbauen, sondern verändern. Links denken heisst also: an die Utopie glauben, optimistisch sein.« »neutralität«-Herausgeber Paul Ignaz Vogel, der sich Huber grundsätzlich anschliesst, prägt an diesem Abend das Bonmot: »Ich möchte lieber in China leben als in Indien verhungern!« Und Richard Müller, der Zentralsekretär der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, »sähe es gerne, wenn links bedeutete: Glaube des Menschen an die Veränderbarkeit der Gesellschaft«. Jedoch dürfe man, fügt er bei, die Gesellschaft nur dann verbessern, wenn dabei die Freiheit der Person in keiner Weise verletzt werde.[284] Mit dieser Aufforderung, zu glauben statt zu handeln, ist Müller allerdings nicht durchgedrungen: Von verschiedener Seite sei heftige Kritik geübt worden an der schweizerischen Sozialdemokratie, »welche nicht mehr die Verve aufbringe, aus freien Stücken eine freiheitliche, fortschrittliche, aber scharf oppositionelle Massenpartei zu sein«.[285]

Bemerkenswert ist zudem eine Beobachtung Schwanders: »Zwei Sekretäre der sowjetischen Botschaft sassen im Publikum und hörten mit Interesse, was Schweizer unter links verstehen.«[286] Etwas weniger bemerkenswert ist, dass auch der unvermeidliche Vertreter der »Sikripo BE« im Publikum sass. Er zählte »ca. 70 Teilnehmer« und erkannte Sergius Golowin als Gesprächsleiter.

Vermutlich kein Zufall ist es, dass exakt am Tag dieser »Junkere«-Diskussion im »Bund« ein Kommentar erschien, in dem Arnold H. Schwengeler die »jede Tradition ablehnende neodadaistische ›Nullpunkt‹-Haltung« eines »Berner ›Nonkonformisten‹-Kellers« scharf angriff – und zwar wegen dessen Nähe zum Maoismus. Nach der rhetorischen Frage, »ob nicht verborgene ausländische Drahtzieher daran interessiert sind, überall den Zweifel am Wert unserer staatlichen Einrichtungen zu schüren, die immer notwendige und gesunde demokratische, aufs Konstruktive gerichtete Kritik schrittweise zu ersetzen durch eine rein destruktive und grundsätzlich stets negierende«, wird Schwengeler konkret: »Zuweilen passieren auch den sonst so geschickten Wühlmäusen Betriebsunfälle. Beispielsweise, wenn in einem Berner ›Nonkonformisten‹-Keller die ›Worte des Vorsitzenden Mao Tse Tung‹ zum Kauf angeboten werden.«[287] Für Schwengeler ist diese seine Enthüllung von derartiger Relevanz und Brisanz, dass er seinen Kommentar über die rechtsbürgerliche Agentur »Schweizerische Politische Korrespondenz« gleich landauf, landab verbreiten lässt, was naturgemäss weiteren skandalösen Enthüllungen Vorschub leistet: Bereits am 15. November kann der »Bund« melden, dass »eine Literatenclique mit der chinesischen Kulturrevolution liebäugelt und in einem Unterstadtkeller nächstens eine Art Mao-Happening stattfinden soll.«[288] Pech für den Enthüllungsjournalismus des »Bund«: Diese Meldung entpuppt sich als Zeitungsente, die den verschwörungstheoretisch versierten Staatsschützern nicht einmal einen Eintrag auf der »Junkere«-Fiche wert ist.

Allmählich wird es aber den Aktivisten an der Junkerngasse zu bunt. Am 16. November schreibt Zeno Zürcher an Schwengeler einen

Brief: »Es bleibt mir unerklärlich, wie Sie darauf verfallen können, die für unser Diskussions-Podium Verantwortlichen als von ›ausländischen Drahtziehern‹ gelenkte ›gut getarnte Wühlmäuse‹ (…) zu bezeichnen, welche nun dank einem ›Betriebsunfall‹ von Ihnen entlarvt und der Öffentlichkeit preisgegeben wurden. Wie können Sie es als ›Betriebsunfall‹ bezeichnen, wenn wir als freiheitlich und demokratisch gesinnte Schweizer einem Schweizer Gast (Buchhändler) nicht verboten haben, in der Schweiz frei erhältliche Druckerzeugnisse erwachsenen Schweizerbürgern zum Kauf anzubieten?«[289] – umso mehr, als es sich bei diesem Buchhändler um den alten »Tägel-Leistler« und »Sinwel«-Verleger Maurus Klopfenstein handelte, was Zürcher freilich nicht schreibt. Nicht ohne den »Bund«-Redaktor zur »Diskussion auf einer sachlichen Grundlage« in den Keller eingeladen zu haben, schliesst Zürcher lakonisch: »Falls Sie an weiteren ›Betriebsunfällen‹ ähnlicher Art interessiert sind, bitte ich Sie, die beigelegte Einladung zu einer Filmvorführung in der Chinesischen Botschaft zu beachten.«[290] Schwengeler hat noch gleichentags geantwortet. Er machte die Kürze seines Kommentars für »einige Missverständnisse« und »berufliche und gesundheitliche Gründe« dafür verantwortlich, dass zur Zeit eine ausführlichere Diskussion seines Beitrags nicht möglich sei.[291] Sie hat nie stattgefunden.

Aber von einem »Bund«-Feuilletonchef lässt man sich in der »Junkere 37« unterdessen sowieso nicht mehr beeindrucken: Am 15. Dezember trifft man sich erneut am Thunplatz. Diesmal geht es zu einer anderen Botschaft. Angesagt sind »Kurzfilme über die Revolution und Volkskultur des heutigen Kuba«.[292]

Die Ikarusse des Buchgeschäfts: Vier Jungverleger stellen sich vor. – Nachdem Walter Zürcher Ende Juni 1967 in der »Junkere 37« der Öffentlichkeit die erste Ausgabe der Zeitschrift »apero« vorgestellt hat, lädt er für den 18. November zur ersten Buchvernissage seines »Walter Zürcher Verlags«. Im »theater am zytglogge« wird Urban Gwerders Lyrikband »Tilt« vorgestellt – die Sammlung der Texte seines »poëtenz«-

Programms. Geplant ist kein bierernster Anlass, wie das weitgehend in Englisch gehaltene Inserat im »Stadtanzeiger« für »heute, 20.31 Uhr« zeigt.

Bierernst gestimmt allerdings ist der anwesende »Bund«-Rezensent: »Urban ist ein munterer Jungdichter, und seine ›Tilt‹-Songs entbehrten vor Jahresfrist noch der bühnenreifen Dichte, was sie aber nicht hinderte, nun vom hiesigen Walter-Zürcher-Verlag in Buchform herausgebracht zu werden. Mehrerenteils nicht ernstzunehmender Mumpitz, mit einigen verheissungsvollen Ansätzen, sind sie an sich legitime Zeitprodukte, in etwas verspäteter Ginsberg- oder Lennon-Epigonie. Immerhin einheimisches Gut von lebendiger Natürlichkeit.« Im zweiten Teil des Berichts führt der »Bund« danach einen patriotischen Schlag gegen eine der maoistischen Wühlmäuse der »Junkere 37«: »Ein Herr namens Golowin, der seinen originellen Dichter-Bruder Urban vorstellen sollte, erhielt Gelegenheit, sich ausgiebig und betrunken auf der Zytglogge-Bühne zu produzieren. Und als das undankbare Publikum später keine tiefschürfenden Fragen an den Meister richten wollte, da gab es fast noch Streit. Mit derlei Publikationen wird Walter Zürcher noch eine Weile Mühe haben, als Verleger ernst genommen zu werden. Mist gibt's auf dem Lande auch, und dazu noch gezüpfelten.«[293]

Verleger Zürcher verstand den Verriss als Auszeichnung: »Das Anti-Happening, das sich zu Ehren des ›Tilt‹-Autors Urban Gwerder (…) abspielte, endete mit einer Publikumsbeschimpfung durch den Autor. Seither trägt ›Tilt‹-Herausgeber Walter Zürcher mit Stolz entrüstete und ironische Zeitungsberichte herum.« Diese Notiz erschien in einem Artikel der Zürcher »neuen presse« mit dem Titel »Verleger aus dem Untergrund«. Auf dem dazugehörigen Bild posieren gemeinsam Walter Zürcher, Heinrich Maurus Klopfenstein, Hans Erpf und Egon Ammann. Die Zeitung spricht von einer »Aufbruchsstimmung«; der Spruch, Berns Wahrzeichen seien die »innere und äussere Enge« – zwei Berner Flurnamen –, sei zumindest für den »Untergrund« der Stadt zu revidieren. Dass sich die vier posierenden jungen Herren zwischen 21 (Erpf)

und 33 (Zürcher) allerdings gleichermassen zum subkulturellen »Untergrund« der Stadt gezählt hätten, ist auszuschliessen. Das macht ein Blick auf die Geschichte, das Verlagsprogramm und das Ende der drei nicht mehr existierenden Verlage deutlich.

Bereits acht Jahre gab es damals den von Niklaus von Steiger und Sergius Golowin gegründeten »Sinwel-Verlag«, der mit den Reihen Lyrik, Prosa, romantische Nachdrucke und Feen-Mären in erster Linie zum Verlag der Arena FIERTAS im Allgemeinen und von Sergius Golowin im Speziellen wurde. 1961 löste Klopfenstein von Steiger als Administrator ab. Bis 1965/66 führte dieser vor allem noch die Reihe der Feen-Mären weiter, danach gestaltete er das Verlagsprogramm neu und lancierte die antimilitaristische »Sinwel-Reihe zur geistigen Landesverteidigung«.[294] In einem Verlagsporträt in der »Neuen Berner Zeitung« zehn Jahre später wird Klopfenstein »aktuelle politische Probleme von Randgruppen«, die für ihn »wohl immer eher ›links‹« stehen, und »humoristische Sachen« als zentrale Teile des Verlagsprogramms bezeichnen. Auch dannzumal betreibt der ehemalige Oberländer Bergbauernsohn den Verlag in seiner Privatwohnung, obschon er unterdessen 43 eigene Titel an Lager hat.[295] Der Sinwel-Verlag existiert bis heute. Er ist an der Adresse von Klopfensteins Buchhandlung »Sinwel« an der Lorrainestrasse 10 domiziliert.

Hans Erpf, der sich später John nennen wird, präsentiert sich in der »neuen presse« als »Junior Boss und Alleininhaber des Lukianos-Verlags, Liebefeld, Schweiz«. Seine ersten Publikationen sind 1967 drei ungeschnittene, gefaltete »Bogen« mit Lyrik von Walter Vogt, Martin Schwander und Madeleine Zuffo-Hofer. Obschon Erpf, wie er selber sagt, »eine offene, populäre Linie« sucht und mit so genannten »Bernensia« über das Berner Original Dällenbach oder das Mattenenglisch – die aussterbende Geheimsprache des Berner Matten-Quartiers – Grosserfolge landet, verliert er in den kommenden Jahren seine Unabhängigkeit schnell. Im Herbst 1970 tritt er aus dem von ihm gegründeten Verlag aus wegen »Schwierigkeiten in der Geschäftsleitung«. Ein Jahr später ist der Lukianos-Verlag konkurs. Das ganze Geld, das ihm

noch zugestanden hätte, sei verloren gegangen, sagt Erpf. Er tritt in das »Schweizerische Ostinstitut« ein und übernimmt dort den für ihn geschaffenen Posten eines »Verlagsleiters«.[296] Später hat sich Erpf selbständig gemacht und führt seither zwischen Neugründungen und Konkursen ein schillerndes Verlegerleben.

Den ökonomisch ambitioniertesten und literarisch bedeutendsten Verlag beginnt 1967 Egon Ammann aufzubauen. Er sieht sich mit Sicherheit nicht als Teil von »Untergrund« und Subkultur, sondern im Dienst der Hochkultur des Landes. Die »neue presse« staunt, die Kosten für das angekündigte Programm von Ammanns »kandelaber-Verlag« gingen »in die Zehntausende von Franken«. Wenn ihm die Druckereien mit Krediten nicht entgegenkämen, sagt Ammann damals, würde sein »Betrieb umstehen«. Bis 1972 ists irgendwie gegangen: In fünf Jahren erscheinen, wie Ammann im Rückblick schätzt, »etwa 50 Titel«[297] – einige gehören unbestritten zu den bedeutendsten der Deutschschweiz in jenen Jahren. Es erscheinen Lyrik und Kurzprosa von Gerhard Meier, Texte von Hans Rudolf Hilty, Adolf Muschg und Ludwig Hohl; Mani Matters »Us emene lääre Gygechaschte« und unter dem Titel »Totenjodel« Arbeiten des in Burgdorf aufgewachsenen Hans Morgenthaler (1890–1928), eine Publikation, die massgeblich zur Wiederentdeckung dieses damals weitgehend vergessenen Expressionisten geführt hat. Ammann veröffentlicht aber auch Dieter Fringelis Dissertation über den Lyriker Alexander Xaver Gwerder (»Die Optik der Trauer«) oder Paul Nizons kulturpolitischen Essay »Diskurs in der Enge«. Ein Teil des Verlagsprogramms ist darüber hinaus der französischsprachigen Literatur der Schweiz gewidmet. Ammann verlegt Texte von Maurice Chappaz, Fernand Reusser, Pierre Reverdy und Pierre Imhasly. Und er lanciert zusammen mit Manfred Gsteiger die »Bibliothek der Romanischen Schweiz«, die »der Diskussion um den Kulturaustausch zwischen den einzelnen Sprachgebieten der Schweiz ein Instrument zur Seite« stellen will, »das geeignet ist, Übersetzungen literarischer Werke in deutscher Sprache zu publizieren«.[298] Eröffnet wird diese Reihe mit einer Aufsatzsammlung von Gsteiger unter dem Titel »Westwind«.

Heute sagt Ammann: Er habe in Bern versucht, den Standort als Chance zu sehen, »dass man an der Sprachgrenze lebt, dass man auch ein Hinterland hat, das Oberland, die Innerschweiz«. Aber der Verlag habe sich, zum Beispiel wegen des »Röstigrabens«, als nicht tragfähig erwiesen: »Es gibt in der Schweiz französischsprechende und deutschsprechende Schweizer. Die französischsprechenden orientieren sich zum Beispiel an den ›Cahiers de la renaissance vaudoise‹ – oder dann an Frankreich. Und die deutschsprechenden richten sich nach Deutschland aus.«[299] Die von Ammann und Gsteiger realisierte Idee der Literaturvermittlung über die Sprachgrenze hinweg wird einige Jahre später als Reihe »ch. Zeitgenössische Literatur aus der französischen und italienischen Schweiz« neu aufgegriffen. Erfolgreicher wird sie deshalb, weil die Kantone und verschiedene Stiftungen sie finanziell unterstützen.[300]

1972 ist auch der kandelaber-Verlag finanziell am Ende. Wird der Chef des Zürcher »Ammann Verlags« heute auf seine Anfänge in Bern angesprochen, reagiert er unwirsch: Er sei weder Nonkonformist gewesen noch habe ihn Bern interessiert. Zwar sei er dort geboren, aber »deshalb muss ich mich ja noch lange nicht für Bern interessieren«. Im Übrigen zähle bei einem Verleger nur das, was öffentlich sei.

Als 1971 das Scheitern von Erpf klar und jenes von Ammann absehbar wird, legt sich Hugo Ramseyers und Rolf Attenhofers »Zytglogge-Verlag«, der seit 1964 als reiner Schallplatten-Verlag existiert, eine Abteilung Buch zu. 1973 wird Ramseyer stolz schreiben können: »Junge Schweizer und deutsche Autoren finden hier Aufnahme, in einem Programm, das von etablierten Verlagen kaum realisiert würde.«[301] Bis zu dessen Pensionierung in die frühen neunziger Jahren leistet sich dieser Verlag den Lektor Willi Schmid und damit ein ernst zu nehmendes literarisches Programm – zum Beispiel mit Werken von Mariella Mehr oder Gerhard Meier.

Der vierte Verleger auf dem Foto der »neuen presse« ist eben Walter Zürcher, der zu jener Zeit sein Geld gerade mit der Pflege der Ratten verdient, die sich die Berner Universität zu Versuchszwecken

hält.[302] Auf ihn hat der Titel des Artikels, »Verleger aus dem Untergrund«, zweifellos am meisten zugetroffen. In den folgenden Jahren wird er sich durch den Druck von subkulturellen Zeitschriften den Übernamen eines »Untergrund-Springers« erwerben. Neben »apero« druckt er zeitweise den neomarxistischen »focus«, Urban Gwerders Hippieblatt »hotcha!« und zu Beginn der siebziger Jahre das »Friiblettli« für esoterisch angehauchte AussteigerInnen. Daneben produziert er gut 25 Buchtitel, »ohne pleite zu gehen und ohne Fremdkapital zu beanspruchen«, wie er gegen Ende seiner verlegerischen Tätigkeit betont – »allerdings arbeiteten Autoren, Redaktoren und Verleger gratis«.[303] Standesgemäss ist 1973 dann das Ende dieses Verlags. Er habe ihn, erzählt Zürcher, als er auf einem LSD-Trip durch Bern gezogen sei, eines Tages in einer Beiz samt noch bestehendem Lager dem verdutzten Leiter der »Soziologischen Buchhandlung« an der Münstergasse, Ueli Ricklin, geschenkt.[304] Ricklin bestätigt, dass er noch eine Zeit lang versucht habe, Zürchers Ladenhüter unter die Leute zu bringen.[305]

Alle gegen die Nonkonformisten: Gemeindewahlen in Burgdorf. – Zwar ist es gelungen, die »Gruppe 67« zur Aufgabe zu zwingen, trotzdem gibt es in Burgdorf keine Ruhe. Im Frühjahr 1967 gründen Stadtbibliothekar Sergius Golowin, »Tagblatt«-Redaktor Heinz Däpp und der Student Max Conrad das »Kulturpolitische Forum Burgdorf«. Dieses will »das zwischenparteiliche Gespräch über aktuelle und kulturelle Fragen« fördern. Die Aktivisten beginnen, Veranstaltungen mit Referaten und Diskussionen durchzuführen. Golowin stellt den Lesesaal zur Verfügung, in dem er nach wie vor auch die volkskundlichen »Bücherstunden in der Stadtbibliothek« durchführt.

Am 1. August zum Beispiel trifft man sich zu einer Diskussion »über Formen und Möglichkeiten des politischen Engagements«, die mit der Verabschiedung eines Appells endet, den Däpp in seiner Zeitung dokumentiert: »Wir stellen fest, dass eine der wesentlichen Ursachen des gegenwärtigen staatlichen Unbehagens das Fehlen eines wirklichen Dialoges zwischen den Exponenten verschiedener politi-

scher Anschauungen ist. Wir fordern die Politiker auf, sich vermehrt um einen Dialog mit der Öffentlichkeit zu bemühen, sich auch ihren Kritikern zum Dialog zu stellen und ins Gespräch zu treten mit politisch engagierten Schriftstellern, Künstlern, Theologen, Wissenschaftlern usw. Wir bitten die politischen Parteien, sich immer neu auf ihre Grundsätze zu besinnen, neue Formen des zwischenparteilichen Gesprächs zu suchen und dem Bürger, besonders vor Wahlen und Abstimmungen, vermehrte Möglichkeiten zur kontradiktorischen Orientierung zu bieten. Wir ersuchen schliesslich die sogenannten Nonkonformisten, mit ihren Ideen nicht abseits zu stehen, sondern sich auch an der politischen Alltagsarbeit zu beteiligen.«[306]

Nicht alle Aktionäre der »Burgdorfer Tagblatt AG« waren der Meinung, dass solche Stellungnahmen – oder zum Beispiel insgesamt sieben Zeitungsseiten Leserbriefe zum Burgdorfer Literatur-Skandal – in ihr freisinniges Leibblatt gehörten. Deshalb berief eine Aktionärsgruppe unter der Leitung von Alfred Roth, einem Käsebaron und Lokalhistoriker, für den 29. August eine ausserordentliche Generalversammlung ein. »Einziges Traktandum: Aussprache über die gegenwärtige Führung des Burgdorfer Tagblattes.«[307] Redaktor Däpp hatte sich vor der Tür des Versammlungsraums im Hotel »Stadthaus« auf Abruf bereit zu halten, während drinnen über seine Absetzung diskutiert wurde. Es kam nicht so weit, weil sich der Verwaltungsratspräsident der Tagblatt AG, Ernst Studer, dezidiert vor seinen Redaktor stellte. Studer sei damals schon an die siebzig gewesen, erinnert sich Däpp, Direktor des Bauunternehmens Losinger Burgdorf, Nationalrat und überzeugtes Mitglied jenes altliberalen Flügels im Freisinn, dem die Grundrechte noch über die wirtschaftlichen Freiheiten gegangen seien. Zwar passe ihm, Studer, auch vieles nicht, was im »Tagblatt« stehe, habe er gesagt, aber wenn es um den Inhalt der Zeitung gehe, hätten die Aktionäre nichts zu sagen. Punkt.[308] Däpp blieb im Amt.

Mitte September ist wieder einmal Hans Rudolf Hilty in Burgdorf. Im »Kulturpolitischen Forum« referiert er zum Thema »Der Intellektuelle und die Politik« und definiert darin den Intellektuellen als jeman-

den, der »aus historischen und naturrechtlichen Einsichten Erkenntnisse für die Gegenwart und die Zukunft« gewinne. Hierin stehe er im Gegensatz zum »Bildungsbürger«, der gewisse Errungenschaften der bürgerlichen Gesellschaft – »Nation, Leistung, Eigentum usw.« – in den »unantastbaren Bereich des Kultischen« hebe. Der Bildungsbürger denke von solchen »politischen Dogmen« her, während der Intellektuelle Modelle zu schaffen versuche, die keine derartigen Dogmen »als fixe Werte« anerkennten. Aus dem Bericht der »National-Zeitung« zu schliessen, muss Hilty an diesem Abend einige solcher »bildungsbürgerlicher« Dogmen explizit angegriffen haben. Gegen das sozialdarwinistische Recht des Stärkeren zum Beispiel stellte er die »marxistische These«, »wonach es unwürdig ist, einen Menschen nach seiner Leistung zu entlöhnen und wonach mit Menschenrechten nicht gehandelt werden« könne. In der anschliessenden Diskussion sei dann die Gründung einer neuen, »progressiven« Partei angesprochen worden.[309] Auch »der ohnehin umstrittene« Achmed Huber habe das Wort ergriffen und gesagt: »Wir Intellektuellen« müssten als »›Trojanische Pferde‹ in die herrschenden Ordnungen, zum Beispiel in die Parteien hineingehen und so von innen heraus das ›Rad der Geschichte‹ auch bei uns wieder ›in Schwung‹ bringen.«[310]

Was nach dieser Veranstaltung passiert ist, beschreibt Heinz Däpp in einem Artikel, der in seinem Privatarchiv nur als Typoskript vorliegt – ob er veröffentlicht worden ist, ist ungeklärt: »Einige Tage später sprach der Präsident der Bibliothekskommission bei Bibliothekar Golowin vor und eröffnete diesem, dass bei weiteren Veranstaltungen des kulturpolitischen Forums der Referent drei Monate vor dem Anlass der Bibliothekskommission gemeldet und von dieser sanktioniert werden müsse, und dass bei umstrittenen Referenten auch ein Gegenreferent zu bezeichnen sei.« Wie die Mittelschulkommission, die mit unannehmbaren Auflagen im letzten Winter die »Gruppe 67« zur Selbstauflösung gezwungen hatte, versuchte nun also die Bibliothekskommission das »Kulturpolitische Forum« unter Druck zu setzen. Däpp schrieb: »Rechtlich ist gegen die Intervention (…) nicht das Geringste

einzuwenden. Dieser Kommission, welche die Besitzerin der Stadtbibliothek, die Burgergemeinde, vertritt, bleibt es unbenommen, in der Bibliothek Gastrecht zu gewähren, wem sie will. Wer zahlt, befiehlt.«[311] Es frage sich lediglich, wie glaubwürdig eine »kulturelle Instanz« noch sei, wenn sie »das Recht auf freie Meinungsäusserung kraft ihrer Entscheidungsbefugnis« beschneide. Golowin musste nachgeben. Das »Kulturpolitische Forum« suchte einen neuen Veranstaltungsraum.

Am 2. und 3. Dezember 1967 wählt Burgdorf sein neues Stadtparlament. Es wird ein denkwürdiger Abstimmungskampf, weil sich in dessen Verlauf die Sozialdemokraten und die Freisinnigen zunehmend auf einen Burgfrieden verständigen, um sich einiger weniger Nonkonformisten zu erwehren, die sich nicht nur erfrechen, die Rituale des Wahlkampfes zu stören, sondern auch noch aktiv mittun wollen: Golowin und Conrad zum Beispiel auf der Liste des Landesrings, Däpp bei den Freisinnigen.

Am 7. November 1967 attackiert »Tagblatt«-Redaktor Däpp die kantonalbernische Sozialdemokratische Partei unter dem Titel »Parteidisziplin ist alles«. Die SP-Grossratsfraktion hat zuvor den antimilitaristischen Arthur Villard und den projurassischen Pierre Gassmann ausgeschlossen, weil diese beiden ihre oft nicht parteigenehmen Vorstösse vor der Einreichung im Parlament verschiedentlich nicht der Gesamtfraktion vorgelegt hätten. Däpp schiesst mit grobem Geschütz und argumentiert, das Vorgehen der SP-Fraktion sei verfassungswidrig, immerhin bestimme der Artikel 23 der Staatsverfassung des Kantons Bern, »dass die Mitglieder des Grossen Rates Stellvertreter der Gesamtheit des Volkes sind und dass sie keine Instruktionen annehmen dürfen«; und in Artikel 30 heisse es darüber hinaus, dass jedes Grossratsmitglied »das Recht« habe, »schriftlich Anträge auf Beratung eines Gegenstandes zu stellen«.[312]

Diese Polemik bringt die mitten im Wahlkampf stehende lokale SP so weit in Verlegenheit, dass sie ein Flugblatt drucken und in alle Haushaltungen verschicken lässt, um das Vorgehen ihrer Grossratsfraktion zu rechtfertigen. Däpp wird der Doppelzüngigkeit bezichtigt, Villard als

»Militärdienstverweigerer« und »Märtyrer« und Gassmann als »aktiver Separatist« denunziert und schliesslich rhetorisch gefragt: »Hat durch den Ausschluss der beiden Grossräte die sozialdemokratische Grossratsfraktion gewonnen oder verloren? Wer eine klare Politik im Kanton und in der Gemeinde befürwortet, der sagt mit Überzeugung: Ein solcher Ausschluss verdient Anerkennung.«

Jetzt greift das »Kulturpolitische Forum« ein: Für den 18. November lädt es Arthur Villard und die Parteileitung der Burgdorfer SP zur Diskussion – wegen des Rauswurfs aus der Stadtbibliothek in jenen Luftschutzkeller, der im letzten Winter bereits der »Gruppe 67« als Veranstaltungsraum gedient hat. Es kommt, wie es kommen muss: Die Burgdorfer Sozis klemmen, Villard kommt und hält eine Rede, die Däpp anschliessend in seiner Zeitung in aller gebotenen Schärfe referiert: Die Ausschlüsse aus der Fraktion seien nur eine Episode in der »Hexenjagd«, die die kantonale SP an ihrem letzten Parteitag angekündigt habe. Es gehe um den »Kampf gegen den ›negativen Nonkonformismus‹«, worunter jede Abweichung von der Linie der »reaktionären Berner Parteiführer« zu verstehen sei: Man rede in dieser Partei viel von Demokratie, praktiziere sie aber nicht und habe überdies vergessen, was Sozialismus sei – nämlich »eine Möglichkeit, humanistisches Gedankengut zu verwirklichen«. Eine andere Meinung als die 150-prozentige Regierungsmeinung werde in der bernischen Sozialdemokratie nicht geduldet.

Anzunehmen, für seinen Angriff auf das sozialdemokratische Establishment sei Däpp die Anerkennung von freisinniger Seite sicher gewesen, wäre allerdings falsch. Kurz vor den Wahlen wird in Burgdorf ein Flugblatt in Umlauf gebracht, in dem sich »Freunde des echten Burgdorf« an die »Lieben Mitbürger« wenden: »Sie kandidieren in verschiedenen Parteien. Sie heissen Conrad, Däpp, Eigenmann, Friedli, Golowin, Kühne, Niethammer, de Quervain. Sie haben aber ungefähr die gleichen Absichten, unsere einmal ruhige Stadt den Ideen ihrer nonkonformistischen Sekte zu unterwerfen. Wir verdanken ihnen skandalösen Kitsch in der Galerie Bertram, Gruppe 67, Linksradika-

lismus, kulturpolitisches Forum. Skandal um Skandal. Es geht heute nicht um Parteien. Es geht darum, dass nicht in allen Gruppierungen Phantasten und Scharfmacher zynisch Fuss fassen.«[313] Wer das Flugblatt verfasst hat, ist nie geklärt worden.[314] Däpp kommentierte damals im »Tagblatt« lediglich: »Die im Flugblatt genannten Kandidaten, die sich untereinander teils kaum persönlich kennen, haben nur eines gemeinsam: sie alle wohnten vor einigen Wochen dem vom Kulturpolitischen Forum veranstalteten Vortrag [von] (…) Hans Rudolf Hilty aus Zürich bei.«[315] Die Vermutungen, die damals über die Urheberschaft des Flugblatts zirkulierten, hat Frank A. Meyer in der »National-Zeitung« so zusammengefasst: »Es darf mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass die Bannbulle wider die Nonkonformisten rechtsfreisinnigen Kreisen entstammt.«[316] So sind die Burgdorfer Nonkonformisten um das »Kulturpolitische Forum« in diesem Wahlkampf höchst wahrscheinlich von sozialdemokratischer und von freisinniger Seite gleichermassen und mit vergleichbaren Mitteln bekämpft worden.

Sei es, wie es wolle: Den freisinnigen Hubert Kühne, der für die Stadtregierung kandidierte, konnte das Flugblatt nicht verhindern. Die andern sieben, die alle an den Parlamentswahlen teilnahmen, allerdings schon. Golowin wurde zweiter, Conrad vierter Ersatz beim Landesring, Däpp zehnter Ersatz bei den Freisinnigen. Lachend sagt er heute, er habe damals von allen Kandidaten am meisten Panaschierstimmen gemacht – dafür sei er auf der Freisinnigenliste auch am meisten gestrichen worden.[317]

»rosa loui«: Kurt Marti erfindet die Mundartdichtung neu. – Nach dem diesjährigen Aarbergerbott des Berner Schriftsteller-Vereins hat Arnold H. Schwengeler gefordert, mit den »Sprachklitterungen à la modern mundart radikal Schluss« zu machen.[318] Im Dezember hat er die Antwort auf dem Schreibtisch: 19 Autoren und zwei Autorinnen haben Beiträge geliefert für eine »apero«-Anthologie unter dem Titel »modern mundart«. Neben berndeutscher Polit-Lyrik finden sich darin Chanson-

Texte von Rosmarie Fahrer, Peter Krähenbühl, Ruedi Krebs, Mani Matter, Hugo Ramseyer, Bernhard Stirnemann und Fritz Widmer; neben Kurzgeschichten von Peter Lehner, Walter Vogt und Gertrud Wilker Franz Hohlers populär gewordene Berndeutschparodie vom »Totemügerli«.[319]

Dieter Fringeli kritisierte die Sammlung bis auf eine Ausnahme sehr scharf: Die AutorInnen benähmen sich, »als ob sie die ersten gültigen schweizerischen Mundartverse vorlegen würden. Gewiss, sie erteilen dem Blümchenmanierismus, dem lyrischen Duliduli eine unmissverständliche Absage. Sie konzentrieren sich auf ›zeitgemässe‹ Themen (…). Doch diese sich aktuell gebärdenden, ärmlichen Texte beelenden mich.« Es gebe »bis auf den heutigen Tag leider nur einen einzigen erwähnenswerten Dialektautor der ›jungen Generation‹«: Kurt Marti.[320]

Selbstverständlich hat auch Marti beim neuen »apero« mitgewirkt – unter anderem mit Berndeutsch-Übersetzungen von Texten Boris Vians und Samuel Becketts. Für Aufregung sorgte jedoch eine Gedichtsammlung, die er im gleichen Herbst unter dem Titel »rosa loui« veröffentlicht hatte. Damit wurde er auf einen Schlag zum führenden Mundartlyriker. Dass das Bändchen nicht in der Deutschschweiz, sondern im westdeutschen Luchterhand-Verlag erschien, war zwar sinnig, weil in verschiedenen »rosa loui«-Texten »die Berner Kulisse (…) zum Spiegel der weltpolitischen Szene« wird[321], hatte seinen Grund aber schlicht darin, dass Marti einer jener Autoren war, der Otto F. Walter die Treue hielt, als dieser nach seinem Rauswurf aus dem Verlag seines Vaters nach Neuwied ging. Das Nachwort für die Sammlung verfasste mit Helmut Heissenbüttel übrigens einer jener Lyriker, dessen Arbeiten Marti neben jenen von Hans Arp, Hugo Ball und Eugen Gomringer zu den »Haupteinflüssen« auf seine eigenen rechnete.[322]

Im August 1964 hatte Marti in seinen sechs programmatischen »Thesen aus dem Handgelenk zur Situation der bernischen Mundartliteratur« gefordert, dass die Mundartdichtung, statt in der Igel-Stellung der geistigen Landesverteidigung zu versteinern, von »Expressionismus, Dadaismus, Surrealismus, konkrete[r] Poesie« lernen müsse,

»ohne deren Kenntnis heute kaum mehr ein literarischer Text entstehen« könne. Mit der »rosa loui«-Sammlung lieferte er nun den Beweis, dass eine Lyrik gemäss diesen Thesen möglich war. Marti verleugnete die Einflüsse der modernen literarischen Strömungen nicht, sondern versuchte sie kreativ weiterzuentwickeln. Die offensichtliche Originalität des Versuchs verwies lakonisch darauf, dass gerade die engstirnige Theoriefeindlichkeit der »bluemeten Trögli«-Lyrik die Verarmung des Genres vorangetrieben hatte, indem sie das gut gemeinte Verseschmieden im Dienst des Vaterlands zur einzig respektablen Dichtkunst erhob.

Martis Sammlung trägt den Untertitel: »vierzg gedicht ir bärner umgangsschprach« – Heissenbüttel charakterisierte sie als »zerredete[n] Dialekt, schnell wegfliessende, an der Oberfläche kommunizierende Gewohnheitsrede«.[323] Verworfen worden sind demnach Begriffe wie »Mundart«, »modern mundart«, »Dialäkt« oder »bärndütsch«. Der Begriff »Umgangssprache« sei damals »ein bisschen programmatisch gemeint« gewesen, hat Marti später erklärt, Mundart sei ja »als Mundartpflege« verstanden worden, man habe sich um einen »saubere[n] Dialekt« bemüht und deshalb »Mundart und Dialekt auf einem bestimmten Stand« konservieren wollen: »Nun war meine Absicht die: (…) Ich will nicht einen Sprachstand konservieren, (…) sondern ich will in der Sprache schreiben, in der wir sprechen – in der ich spreche, genau gesagt.«[324]

Was das im Einzelfall bedeutet hat, zeigte später der Literaturwissenschaftler Christof Mauch am Zyklus »8 x vietbärn«: Die acht kurzen Gedichte seien ein »Sprachmosaik«, das ein »Sprachmonteur« hergestellt habe aus Abkürzungen, Wortneuschöpfungen, Termini technici, Eigennamen, Fremdwörtern und alten Berner Dialektwörtern. Adjektive und »sämtliche gemüthaft-stimmungsvollen Elemente der schweizerischen Heimatdichtung« fehlten fast vollständig: »Der Ton erinnert an die Sprache des Plakats.«[325] »rosa loui« sei der Versuch gewesen, so Marti, »das Berndeutsche aus seinem schweren Charakter ein bisschen herauszunehmen und es einmal tanzen oder mindestens tänzeln zu

lassen«.[326] Der Zyklus versammelt Texte von spröder Modernität *und* tänzelnder Leichtigkeit: Sie sind aus vorgefundenem Sprachschrott montierte kleine Tinguely-Maschinen, die fortwährend Sinn und Abersinn produzieren. Verändert und erweitert werden dabei nicht nur die Sprachmaterialien, sondern auch die Themen und Motive, und zwar auf die Welt hin, wie sie für Marti im Augenblick ist. Mit »rosa loui« hat Kurt Marti das Interesse der literarischen Avantgarde auf die Umgangssprache gelenkt und dabei en passant in sieben Zeilen all jenen eine ironische Antwort gegeben, die ob Martis Sprachverständnis die Hände verwarfen und ausriefen: Wo chiemte mer hi?

»wo chiemte mer hi
wenn alli seite
wo chiemte mer hi
und niemer giengti
für einisch z'luege
wohi dass me chiem
we me gieng«.[327]

Die Kritik hat Marti im Herbst 1967 Recht gegeben. Mit »rosa loui«, schrieb der Literaturkritiker Werner Weber die später häufig zitierten Sätze, sei »die schweizerdeutsche Dichtung (…) mit einem Meisterschlag aus ihrer Formelstarre befreit worden. Die Röseli- und Gemüsegartenmissverständnisse, die Küsschenschämigkeiten und die Scheidentut-weh-Schleichereien: der ganze Trauerwonnezauber, in welchem die Mundart für den Dichter nicht einmal mehr dichtet und denkt, sondern nur selbsttätig abschnurrt – es ist überwunden.«[328]

Solche Kritiken auf »rosa loui« wirkten: Die Mundartdiskussion im Bernbiet war für die junge Generation entschieden, die Hegemonie der Verse aus dem »bluemete Trögli« war gebrochen. Andere junge Autoren wie Ernst Eggimann und Ernst Burren begannen Bücher in ihren Mundarten zu veröffentlichen. »Modern mundart« zu verfassen, galt plötzlich allenthalben als chic. Martis kreative Vorgaben wurden auf ihre imitierbaren Strukturen hin analysiert und kopiert. Längerfristig den kreativsten Gebrauch von der Befreiung des Dialekts aus dem ideo-

logischen Gefängnis der Geistigen Landesverteidigung machten dann ab den frühen siebziger Jahren die Berner Mundartrock-Musiker – als Erster Polo Hofer mit der Gruppe »Rumpelstilz«. Übrigens: »Ab und zu tauchte im Übungskeller der Sagensammler und Volkskundler Sergius Golowin auf, um zu den improvisierten Themen eigene Texte zu rezitieren. (…) Als er (…) für einen Sitz im Berner Grossen Rat kandidierte, lag es auf der Hand, dass Rumpelstilz den Wahlkampf ihres Freundes und Mentors unterstützten. Das gemeinsame Konzert (…) im Thuner Kellertheater darf als Live-Geburtsstunde des Berner Mundartrock bezeichnet werden.«[329] Kurt Marti allerdings hat sich fast gleichzeitig – nach der Veröffentlichung des zweiten Mundartzyklus, »undereinisch«[330] – von der Lyrik in der Umgangssprache abgewendet.

Ein bisschen ist der Zyklus »rosa loui« sogar zum Mythos geworden. Diese Gedichte hätten, behauptet Mauch, »eine ganze Generation von Nachdichtern« inspiriert und »im Berner Chanson ihre Fortsetzung« gefunden. Ersteres stimmt, wie gesagt, doch ist immerhin auch wahr, dass es »modern mundart« als Phänomen und als Begriff gab, bevor Martis Buch vorlag. Letzteres aber ist falsch: Bernhard Stirnemann zum Beispiel sang bereits Ende Dezember 1958 zum ersten Mal »eigene Chansons« im »Kerzenkreis«[331]; und Mani Matter sang spätestens damals an den Unterhaltungsabenden der Berner Pfadfinderabteilung »Patria« eigene, berndeutsche Lieder.[332] Zwar hat Marti das wohl gültigste Gefäss geschaffen, das das »bluemete Trögli« ersetzte – aber dass er dieses Trögli ganz allein in den Orkus der Geschichte gekippt hätte, stimmt denn doch nicht.

Wie Mueller den Schweizerischen Apothekerverein aufschreckt. – Am 22. Dezember 1967 reist René E. Mueller nach Bern, um sich in der »Junkere 37« wieder einmal über das Pressewesen auszulassen. Hat er im April 1964 einen »Blick hinter die Kulissen der Sensationspresse«[333] geworfen, so stellt er jetzt sein »vorweihnächtliches Journalisten-Gammeln im schweizerischen Blätterwald« unter den Titel »Wie braun sind deine Blätter …«[334] Sein Vortrag ist – aus dem vorliegenden

Typoskript zu schliessen – ein Rundumschlag gegen »faschistisches Gedankengut, faschistische Umtriebe – noch und noch!«, der über grosse Teile wenig mit dem Zeitungswesen zu tun hat: »Seit man in Ins ungestraft nach Lynchjustiz schreien darf, sind die Anreize zur Bildung von Sturmtruppen nicht mehr gering. So hat wiederum Burgdorf, das schon einige ruhmreiche Blätter in die neuere nationale Geschichte einflocht, ein Kesseltreiben gestartet, das sich sehen lassen darf und sich diesmal vorwiegend gegen den Stadtbibliothekar richtet, der vielen zu unkonform erscheint, wie die Kultur an sich.«[335] Aus einem Zeitungsbericht über den Abend zu schliessen, hat Mueller aber darüber hinaus vor allem erzählt, wie ihn das Schicksal in die Redaktionsstuben der »Zürcher Woche« verschlagen hat.[336]

Das muss im August 1967 gewesen sein. Damals hatte er sich, kaum war er nach seinem Ungarn-Abstecher wieder in Biogno-Beride eingetroffen, zum Abfassen von Klagebriefen an die Schreibmaschine gesetzt: »Musste mir für den Grenzübertritt Bart und Haare schneiden, aber dann war ich in Budapest mit einem Schriftsteller zusammen herummeviecht, dass dem Westen Hören und Sehen verginge. (…) Der Kerl tut seit Jahren nichts – aber auch gar nichts und ist komplett abgesoffen. Die haben halt die Errungenschaft eines bauderschen Asozigesetzes noch nicht.«[337] Ansonsten meldet er, wie »hundsmiserabel lausig« es ihm gehe[338]: »Auch zu mampfen ist bald nichts mehr da und so kann man auch nicht schreiben.«[339] Am 23. August jedoch ändert der Ton plötzlich: Gegenüber Hanni und Arsène Waldvogel spricht er von einer bevorstehenden »Irlandfahrt« und davon, dass er »die Benzinkosten« für das Auto übernehme und »auch sonst einmal etwas für die Allgemeinheit« tun werde. Denn: »Das Geld ist sichergestellt.«[340]

Das könnte ungefähr so gekommen sein: In der ersten Hälfte dieses Augusts ist Mueller mit der biederen Redaktion der »Zürcher Woche« ins Gespräch gekommen, die seit dem Gesamtrücktritt von Werner Wollenbergers nonkonformistischem Team im Frühjahr die Zeitung machte. Möglich deshalb, dass – wie Golowin später in der »National-Zeitung« kolportiert hat – Mueller das Angebot erhielt, »als

Alibi-Nonkonformist am Blättchen mitzuwirken«, und zwar mit folgendem Auftrag: »Die gruseligen Bräuche seiner verkommenen Lebensstil-Gefährten, die solle er möglichst anschaulich schildern. Eine Krönung seines Enthüllungswerks möchte dann abschliessend bitte, bitte eine Darstellung sein, die gewisse Querverbindungen lästiger Literaten mit der zweifelhaftesten Unterwelt aufdecken müsste.« Der Plan sei zwar nicht vollumfänglich umgesetzt worden, aber »die ersten Aufsätzlein« seien erschienen.[341] So weit Golowin.

Am 1. September 1967 veröffentlicht die »Zürcher Woche« einen grossen Report unter dem Titel »In Bern wird Rauschgift geraucht«. Verfasser ist »Beat Franck« – ein Pseudonym, wie die Redaktion offen legt. Franck muss ein intimer Kenner der Berner Szene sein, weiss, wie das »Khif« aus Tanger in die Schweiz geschmuggelt wird und wo in »mehr oder weniger genial verwahrlosten Altstadtwohnungen« die einschlägigen Feste steigen: »Der Raum ist fast dunkel. Nur ein Kerzenlicht erhellt die feierliche, von leiser Musik unterstrichene Stille. Wir sitzen um einen niedrigen Tisch auf Kissen oder einer Strohmatte. Der Gastgeber holt aus einem Versteck den Beutel mit dem ›Khif‹ sowie ds Pfyfli und beginnt sehr langsam und umständlich den winzigen Pfeifenkopf zu füllen.« Habe die Pfeife erst ein paarmal die Runde gemacht, fühle man sich »als Kerouac'sche Engel, gross, schön, weise, erfüllt von tiefstem Frieden, nie gekannter Ruhe«. Der Bericht ist zwar anonymisiert, allerdings ist es schwierig, im »bekannten Schriftsteller«, der zitiert wird, nicht Sergius Golowin zu erkennen: »Ihn fragte ich danach, ob die Polizei von diesen ›Lasterhöhlen‹ wisse. Er zuckte die Achseln: ›Zumindest könnte sie es. Ich habe selbst während eines Vortrages, an dem höhere Polizeibeamte teilnahmen, ostentativ ›Khif‹ geraucht und oft genug öffentlich davon gesprochen. Man wird es wohl einfach nicht glauben wollen, weil es doch so etwas in unserer Stadt nicht auch noch geben darf!‹«[342]

Der Report kommt den voyeuristischen Bedürfnissen eines Publikums entgegen, das Hanfrauchen noch für eine Sensation abgrundtiefer Verworfenheit hält, und seine Brisanz liegt darin, dass Berns Sub-

kultur damals in verschiedenen Zusammenhängen als untergründige Bedrohung im Gespräch ist: Über die in jenen Wochen geöffnete »Science-Fiction«-Ausstellung in der Kunsthalle schreibt zum Beispiel »Die Tat«: »Es ist der Geist des Antichristen, der hier dokumentiert wird (…). Wesenskräfte, die am Werke sind, um den Untergang des kulturellen Abendlandes zu forcieren.«[343] Und das »Emmenthaler Blatt« lamentiert: »Bern, die Stadt im Herzen Europas, wie der Prospekt der Schweizerischen Verkehrszentrale so schön sagt, wird durch Lokale wie das ›Café Uhu‹ je länger je mehr zur ›Gammlerhauptstadt Europas‹. Das ist nicht Schwarzmalerei, sondern objektiv festgehaltene Realität.«[344]

In diesem Klima liegt der »Khif«-Report genau richtig, und bei der »Zürcher Woche« entschliesst man sich, in der nächsten Nummer den zweiten vorliegenden Bericht ihres Mitarbeiters gleich auf der Titelseite nachzuschieben. Thema ist diesmal das Amphetamin »Preludin« – eine damals weit verbreitete Droge. Der Autor des ausführlichen Berichts, der sich diesmal »Frank Hannant« nennt, behauptet, sich wegen eines Buchprojekts seit mehreren Jahren mit Medikamenten wie Preludin zu beschäftigen und sie im Selbstversuch über mehrere Tage und auch in grösseren Dosierungen getestet zu haben: »Die Wirkung, die diese Droge auf mich ausübte, war in jeder Hinsicht erstaunlich. Der Jammer nach mehrtägiger, ständiger Anwendung grösserer Dosen allerdings auch.« Neben diesem – wieder sehr gut informierten – Erzähler, der seine Story in einem »verrauchten Atelier eines Graphikers an der Gerechtigkeitsgasse zu Bern« beginnen lässt, tritt als Hauptzeuge in verschiedenen Episoden der »Schriftsteller M.« auf, der »innert dreier Monate 750 Stück konsumiert« habe und der von sich sage, »dass ihm die Dinger besonders während Vorträgen unentbehrlich seien«. En passant erzählt »Hannant« dann auch folgende Episode: »In einem abgelegenen Gebirgstal im Kanton Graubünden stiess ich auf eine ältere Köchin, die wöchentlich zwei Röhrchen verbrauchte.«[345] So verewigt Mueller die Köchin Irmi Müller im Kinderheim von Malix, von deren »Preludin«-Reserven er im Winterhalbjahr 1962/63 profitiert hat.

Dieser zweite Report, der gleichzeitig die Faszination über die Wirkung des Amphetamins und die Empörung über die Apotheker betont, die für diese rezeptpflichtigen Pillen bei weitem nicht immer Rezepte verlangten, hat Wirkung. Der Schweizerische Apothekerverein (SAV), der just am darauffolgenden Wochenende in Interlaken seine Generalversammlung abhält, sieht sich genötigt, in einer Resolution seine Mitglieder zu verpflichten, »den Verkauf solcher Medikamente zu verweigern, wenn nicht besondere Umstände eine Abgabe im Interesse des Patienten rechtfertigen. (…) Andererseits bedauert der SAV, wenn die Opfer des Heilmittelmissbrauchs zum Gegenstand einer – glücklicherweise vereinzelten – Sensationsjournalistik gemacht werden, welche Einzelfälle aufbauscht und die Öffentlichkeit mit unzutreffenden und unkontrollierbaren Gerüchten beunruhigt.«[346]

Kurzum: Die beiden Reporte in der »Zürcher Woche« scheinen der Grund dafür zu sein, dass Mueller am 23. August nach Bern schreiben kann, das Geld sei »sichergestellt«. Und weiter: »Ich werde also erst kurz vor der Abreise aufkreuzen, d. h. frühestens am 29., vielleicht aber auch erst am 31. ds. Mts. (Ich sollte vorher noch einmal nach Zürich).«[347] In den Tagen danach, als die »Zürcher Woche« in Bern Staub aufwirbelt und man sich in der Szene fragt, wer denn die Herren Beat Franck und Frank Hannant seien, ist Mueller in Irland – am 16. September meldet er sich munter aus der südirischen Stadt Cashel und bedauert lediglich, dass es hier von »Samleischwacksen nicht die Spur« gebe.[348]

Fragt sich, warum Mueller eine Preludin-Geschichte veröffentlichte, die Druck auf die Apotheken und ihm in der Konsequenz als Preludin-Süchtigem das Leben schwerer machte. Ganz einfach: Er war zurzeit nicht auf die Apotheken angewiesen. Der Assistenzarzt Peter Zuber, sein Gastgeber in Biogno-Beride, hat, wie er sich erinnert, Mueller damals nach seinen Konsumgewohnheiten gefragt, »weil René immer Preludin-Tabletten verlangt hat«: »Er hat geantwortet, er könne besser schreiben, wenn er damit verladen sei, da kämen dann die Reime und Rhythmen.« Zuber bezeichnet seinen damaligen Mitbewohner als

»ausgesprochenen Polytoxikomanen«. Er habe ihn einmal untersucht und zwei organische Befunde festgestellt, die eigentlich ein Verbot von Alkohol- und Tablettenkonsum nötig gemacht hätten. Nicht ohne Stolz fügt er bei, Mueller habe dann eine Zeit lang wirklich »keinen Tropfen Alkohol mehr getrunken und keine Tabletten genommen«.[349]

Zwischen der Irlandreise und dem vorweihnächtlichen »Junkere«-Auftritt hat Mueller wieder im Tessin gelebt: Briefe fehlen – bis auf einen, mit Datum vom 11. Dezember, in dem er von »eine[r] schwere[n] Herzkrise« berichtet und davon, »beim Samleien wieder einmal eine Rippe« gebrochen zu haben.[350] Arsène Waldvogel erinnert sich, er habe nun mit Trix zusammengelebt, einer Minderjährigen, die er »entführt« habe, nachdem sie aus einem Zürcher Erziehungsheim geflohen sei.[351] Peter Zuber: »Eine Frau ist zum Problem geworden, das die ganze Episode schliesslich beendet hat. Mir hat der Bürgermeister von Biogno telefoniert und gesagt: Jetzt reiche es. Es sei erwiesen, polizeilich festgehalten, dass Mueller eine minderjährige Frau als Konkubine bei sich habe. Ob ich das wisse? – Ich sagte, dass ich das nicht wisse. Ich hab's auch nicht gewusst, weil ich damals schon nicht mehr im Tessin war. Darauf sagte der Bürgermeister, entweder gebe es eine Anzeige und einen Höllenmais oder René verschwinde. In diesem Moment ist es mir dann ein wenig verleidet. Umsomehr als ich dem lieben René damals als Vater von drei Kindern jeden Monat einen Teil meines Einkommens geschickt habe. Deshalb habe ich gesagt: ›So, René, jetzt reicht's. Jetzt musst du dir eine andere Bleibe suchen.‹«[352]

Seinen Abgang in Biogno-Beride hat Mueller kurz darauf lakonisch kommentiert: »Im Tessin bin ich (…) nach einem kleinen diplomatischen Intermezzo geflogen.«[353]

Die Bi-Ba-Bubisten führen ein Volks-Seminar für Journalistik durch. – Seit der »Tägel-Leist« vor knapp vier Jahren die »Junkere 37« zu betreiben begonnen und damit den Schritt in die Öffentlichkeit endgültig gewagt hat, ist von ihm nicht mehr viel übrig geblieben: Ein Teil des Kreises hat den Anschluss an die Aktivitäten verloren, ein anderer

gehört nun zum Publikum. Nur einige wenige arbeiten hinter den Kulissen für das »Diskussions-Podium« kontinuierlich weiter – Niklaus von Steiger zum Beispiel führt die Buchhaltung, Zeno Zürcher stellt die Einladungen her, verschickt sie und gibt die wöchentlichen Inserate im »Stadtanzeiger« auf. Der Einzige, der den Weg in die grössere Öffentlichkeit weitergeht, ist Sergius Golowin, der unterdessen als einer der prominenten Nonkonformisten der Deutschschweiz gilt und vom Staatsschutz als »spiritus rector« der »Junkere 37« wahrgenommen wird.[354]

Gleichzeitig ist er der einzige »Tägel-Leistler«, der nach dem stillen Ende der Arena FIERTAS regelmässig journalistisch zu arbeiten begonnen hat. Vermutlich hat er auch die Idee gehabt, in der »Junkere 37« eine Veranstaltungsreihe unter dem Titel »Volks-Seminar für Journalistik« durchzuführen. Mit seiner Tätigkeit als Veranstalter in Bern und Burgdorf geht es ihm ja seit vielen Jahren nicht nur darum, über »Volkskultur« zu reden, sondern auch jene mit dem Publikum ins Gespräch zu bringen, die diese Kultur verbreiten – also nicht zuletzt mit jenen, die die Zeitungen vollschreiben. Dass man diesen Leuten ein Podium gibt, ist um den Jahreswechsel 1967/68 zusätzlich notwendig, weil die »Berner Tagwacht« einen Streit mit nonkonformistischen Journalisten vom Zaun gebrochen hat.

Das kam so: Eine Woche nach den lokalen Wahlen in Burgdorf fanden solche auch in Bern statt. Einer der Kandidaten für die Stadtregierung war der Sozialdemokrat Kurt Schweizer. Als amtierender Chefredaktor der »Berner Tagwacht« schrieb er deshalb zum Wahlsonntag vom 10. Dezember einen Aufruf, und zwar unter dem merkwürdigen Titel »Tatsachen gegen die Bi-Ba-Bubisten«: »Es gibt heute einen losen Journalistenclan mit Hauptsitz in Biel und ›Filialen‹ in Basel und Burgdorf. Die Lieblingsbeschäftigung dieses Bi-Ba-Bu-Kreises: gegen die stärkste Kantonalpartei innerhalb der schweizerischen Sozialdemokratie zu hetzen und zu schnöden.« Zuhanden dieser Journalisten, für die seine Partei schon vor einiger Zeit den Begriff des »negativen Nonkonformismus« geprägt hatte, strich Schweizer die Wahlerfolge heraus, die

seine Partei in jenem Herbst in nationalen und lokalen Wahlen errungen hatte, um danach das Bonmot platzieren zu können: »Es sind die schlechtesten Früchte nicht, woran die Wespen nagen.« Gegen diese Wespen stellte er den »positiven Nonkonformismus«: »Wir, die Berner Sozialdemokraten (…), haben positive Aufbauarbeit zu leisten. Mit dem Volk und für das Volk.«[355]

Am Wochenende darauf wird Schweizer zwar in die Stadtregierung gewählt, den angestrebten dritten Regierungssitz verpasst die SP jedoch. Prompt bezeichnet Heinz Däpp am Montag in der »National-Zeitung« die Sozialdemokraten als »die eigentlichen Verlierer der Berner Wahlen«: »Die Genossen scheinen mit dem Rechtskurs ihrer Oberen nicht mehr einverstanden zu sein. Das wird nicht zuletzt die Sozialdemokraten in anderen Kantonen beruhigen, die mit Besorgnis auf die Berner Rechtsaussen-Sozialdemokratie blicken.«[356] Tags darauf kommentiert Mario Cortesi, ebenfalls in der »National-Zeitung«, Schweizers Wahl spöttisch: »Mit den Bi-Ba-Bubisten trauern weite Bevölkerungskreise einer Stimme nach, die sich immer klar gegen Nonkonformisten, Andersdenkende und Oppositionelle erhob. (…) Trotz der Niederlage dürfen Berns Genossen zuversichtlich sein. Die ›Tagwacht‹ verliert zwar ihren Chefredaktor, doch dürfte kein Zweifel bestehen, dass er als Exekutivmann nur noch besser sein kann.«[357]

Noch in der gleichen Woche erscheint in der »Tagwacht« ein Kommentar, der die nonkonformistische Publizistik als »l'art pour l'art« bezeichnet und Mario Cortesi und Heinz Däpp namentlich attackiert. Sie könnten »rechts und links nicht unterscheiden« und die »Sozialdemokraten« seien ihnen in einer Art zum »ständigen Thema« geworden, dass sie langsam ein Fall würden »für den Psychologen oder gar den Psychiater«. Der Kommentator schliesst: »Der Junkere-37-Keller ist nicht Bern und Bern ist nicht der Junkere-Keller. Auch wenn man dort wahrscheinlich gern von den ›Genossen-Oberen‹ spricht und vom ›sturen Rechtskurs der bernischen Sozialdemokratie‹. Aber die Wirklichkeit sieht etwas anders aus. Aber die wollen die Bi-Ba-Bubisten nicht sehen.«[358]

Diese Kontroverse macht klar, dass im Kanton Bern – im Gegensatz zu anderen Kantonen – die Nonkonformisten nicht Anschluss an die kantonale SP suchten, sondern sie von links kritisierten. Ein zentraler Streitpunkt war – was auch der Rauswurf von Arthur Villard und Pierre Gassmann aus der Grossratsfraktion belegt – die antiseparatistische Politik der SP in der Jurafrage, was in den Nationalratswahlen vom Herbst 1967 zur Folge gehabt hatte, dass die SP die Stimmen, die sie im Berner Oberland dazugewann, in den vier nördlichsten Bezirken des Kantons – Biel, Courtelary, Delémont und Moutier – grösstenteils wieder verlor.[359] In dieser Zeit bildeten gerade in der Jurafrage die nonkonformistischen Journalisten eine kleine, aber wirkungsvolle ausserparlamentarische Opposition, der neben dem Büro Cortesi in Biel – in dem im Herbst 1967 aus Basel kommend Paul Ignaz Vogels Redaktion der »neutralität« Unterschlupf fand[360] – und Heinz Däpp in Burgdorf auch zum Beispiel Sergius Golowin, Achmed Huber oder Marcel Schwander angehörten.

Wenn Golowin nun ein »Volks-Seminar für Journalistik« initiierte, so wollte er nicht der konformistischen Presse neue willige Schreibknechte zuführen, sondern das »Volk« mit den »Bi-Ba-Bubisten« ins Gespräch bringen. Den ersten Abend des Zyklus bestritt er am 26. Januar 1968 selber, sein Thema: »Vom Märit-Singer zum Märli-Verzeller im heutigen Zeitungsmann. Massenpsychologisches«. Danach folgten bis zum Sommer in dieser Reihenfolge: »Was lernen wir an jedem Zeitungsstand über unser Zeitungswesen?« (Achmed Huber); »Zur Charakterkunde der Ur-Journalisten. Vom Berner Hurispiegel bis Hans Rudolf Grimm« (Sergius Golowin); »Wie macht man's als Redaktor eines kleinen Bieler Lokalblatts?« (Marcel Schwander, damals Redaktor der sozialdemokratischen »Seeländer Volkszeitung«); »Was ist die Aufgabe des echten Journalismus?« (Diskussion zwischen René Kaech [Präsident des PEN-Clubs], Achmed Huber, Marcel Schwander, Martin Schwander sowie dem Studenten Renatus Beck); »Genügen die grossen Zeitungen?« (Diskussion mit den Herausgebern des »Zeitdiensts« Franz Keller und Theo Pinkus); »Agenturen, Tendenzen, Redaktoren« (Diskussion

mit Heinz Däpp und dem »Tagwacht«-Redaktor Otto Schmidt); »Was sagen unsere Redaktoren zur Lage des Kommunismus?« (Konrad Farner); »Wie betreibe ich journalistische Schindludereien?« (Zeno Zürcher) und: »Meinungs-Manipulation in unserer Presse« (Achmed Huber).[361]

Kleine Kunstdebatte in Langenthal: Franz Gertschs »Pissoirzeichnungen«. –Berns abstrakt malender Avantgarde, die, wie Zeno Zürcher sagt, »zwar damals nicht populär, aber gut organisiert gewesen« sei, habe der weiterhin hartnäckig gegenständlich malende Franz Gertsch als »Ewiggestriger« gegolten. Deshalb fand er kaum Ausstellungsmöglichkeiten, und leben konnte er von seiner Arbeit nicht.[362] Zur künstlerischen Krise, die er 1965 im »Tagebuch eines Künstlers« gestaltet hatte[363], war die private einer Scheidung gekommen. Endlich, Anfang 1968, zeigte sich ein bescheidener Erfolg: 3000 Franken sprach ihm jene Jury zu, die die Wettbewerbsbeiträge beurteilte für die künstlerische Ausschmückung des Aula-Foyers in der neuen Mittelschulanlage von Langenthal.

Gertsch hat zwei grossformatige Bilder entworfen, die ein stehendes und ein am Boden liegendes jugendliches Liebespaar zeigen. Letzteres taucht im Sommer 1967 erstmals im »apero« als Strichzeichnung innerhalb eines Comicstrips von Gertsch auf[364] und wird bei dieser Gelegenheit von einem empörten »Tat«-Journalisten als »Schweinerei« und »Pissoirzeichnung« tituliert.[365] Für Langenthal hat Gertsch die im Comic nackten Körper bekleidet und die Figuren auf ihre farbig ausgemalten Umrisse abstrahiert. Trotzdem entscheidet die Jury, eine andere, ebenfalls prämierte Arbeit ausführen zu lassen. Zwar sei jene von Gertsch der einzige gelungene Versuch gewesen, sagt der Präsident der Kantonalen Kunstkommission, Hans Christoph von Tavel, für die Jury, »Treppenhaus und Wand zu einem Ganzen zusammenzufassen«. Trotzdem sei dieser Beitrag von vornherein nicht in Frage gekommen, »da sich Widerstände von der Schule her ergaben«.[366]

Gertsch hat das Gespräch, das er in Langenthal mit zwei Vertretern dieser Schule führte, schriftlich festgehalten – die »Junkere 37«

hat es als »Dokument« ihrem Publikum in vervielfältigter Form zur Kenntnis gebracht. »Es gehört sich nicht«, habe einer der Herren zu bedenken gegeben, »solche Werke an öffentlichen Lehranstalten zur Schau zu stellen. Die Gymnasiasten und Seminaristen haben in sexueller Hinsicht schon an sich genug Nöte und es gilt, sie nicht noch besonders zu animieren. Es geht vielmehr darum, sie mit Geistigem zu beschäftigen. Es zeigt sich immer wieder, dass Jünglinge, die mit Mädchen herumstehen, schulisch weniger leisten.«[367]

Bei der öffentlichen Ausstellung der sechzig eingereichten Wettbewerbsbeiträge erbittert das Publikum dann in erster Linie, dass Gertsch überhaupt einen Preis erhalten hat. Das »Langenthaler Tagblatt« wettert: »Was die Mauern einer Lehranstalt ziert, gilt in den Augen ihrer Zöglinge als von Schulleitung und Lehrerschaft genehmigt, als gewolltes Vorbild. (…) Deshalb war in unserem Fall die von Gertsch getroffene Wahl des Sujets völlig abwegig. (…) Es will einen dünken, man habe hier Mut mit mangelndem Einfühlungsvermögen oder Unverschämtheit gleichgesetzt. Dies mit 3000 Franken Steuergeldern zu prämieren, ist wahrlich ein schönes Geschenk.« Am 18. Februar 1968 verwerfen daraufhin die Langenthaler Stimmbürger an der Urne, nicht zuletzt als Protest »gegen die Verschleuderung von Steuergeldern an sogenannte Künstler«, den diesjährigen Gemeindevoranschlag.[368]

Heinz Däpp hat Gertsch in der »National-Zeitung« immerhin Gelegenheit gegeben, seine Sujetwahl zu begründen: »Ich wollte kein bücherlesendes Mädchen und keinen flötenden Hirtenknaben malen, sondern etwas, das junge Leute zwischen 16 und 20 Jahren wirklich beschäftigt. Auf saubere, natürliche Weise wollte ich die Schönheit der Erotik zeigen, die allenthalben zur Geschäftemacherei missbraucht und so ihrer Grösse beraubt wird.«

Nach dem Jury-Entscheid legte Gertsch übrigens noch eine zweite, harmlosere Variante seiner Darstellung jugendlicher Erotik vor. Sie schaffte es nicht einmal in die öffentliche Ausstellung.

»Dutschke-Gymeler«: Das Manifest der »Progressiven Mittelschüler«. – Im April 1968 gärt es in der freien westlichen Welt: Immer weitere Kreise der jungen Generation schliessen sich den Protesten gegen die »repressive Toleranz« des antikommunistischen, rassistischen und sexistischen Konformismus an, hinter dem gerade studentische Kreise die Strukturen kapitalistischer Ausbeutung erblicken. Im Bernbiet reiben sich nicht nur die Sozialdemokraten die Augen, für die bereits der mittelständisch temperierte Protest vereinzelter Intellektueller als »negativer Nonkonformismus« bekämpft gehört. Plötzlich weiss man gar nicht mehr, wo man beginnen soll mit dem Bekämpfen: Überall Beatniks, Hippies, Gammler und Rocker; neomarxistische Studentengruppen und Kommunen; sexuelle Revolution, Gegenkultur, Untergrund; Proteste, Demonstrationen, Besetzungen. Nicht zuletzt sind es die Märtyrer des »Systems«, die die Jugendlichen radikalisieren. Am 2. Juni 1967 wird während der Proteste gegen den Besuch des Schahs von Persien in Berlin der Student Benno Ohnesorg von einem Kriminalbeamten erschossen.[369] Am 8. Oktober tötet die bolivianische Armee den charismatischen Guerilla-Führer Che Guevara. Am 4. April 1968 ermordet ein Weisser in Memphis, Tennessee, den schwarzen Bürgerrechtler Martin Luther King. Und am 11. April wird Rudi Dutschke, der profilierteste Führer des »Sozialistischen Deutschen Studentenbunds« auf dem Kurfürstendamm in Berlin von einem aufgehetzten, jugendlichen Attentäter lebensgefährlich angeschossen. In den folgenden Wochen wird Jugendprotest unberechenbar bis hinaus in die Provinz und bringt auch bestandene Nonkonformisten aus dem Konzept. Am 21. April setzt in Burgdorf »Tagblatt«-Redaktor Heinz Däpp über einen eben verfassten Kommentar den Titel »Faschistisch« und disqualifiziert damit ausgerechnet eine Aktion, die einer seiner bisherigen Mitstreiter, Martin Schwander, massgeblich initiiert hat.

Für den 20. April hat das »Kulturpolitische Forum« zu einer weiteren Veranstaltung geladen. Im Saal des Restaurants »Bären«[370] wird ein Referat von Paul Ignaz Vogel angekündigt unter dem Titel »Die Revolte findet nicht statt« – eine Einschätzung zur Studentenpolitik nach

dem Attentat auf Dutschke. Danach soll »als gute Illustration ein Manifest des Vorstandes des neugegründeten Vereins progressiver Mittelschüler vorgelesen« werden. Es kommt anders: Mit einem Flugblatt, das auch an die Presse verschickt wird, funktionieren die Jugendlichen die Veranstaltung zu einer Pressekonferenz um. Vogel spricht zwar, aber lediglich im Rahmen dieser Pressekonferenz, und er wird aufgefordert, sich in seinen Ausführungen auch mit der schweizerischen Jugend zu befassen. Dieses Vorgehen, das der Referent zum Anlass nimmt, in einem kleinen Exkurs über »politische Manipulation« zu sprechen[371], kommentiert der Korrespondent des »Badener Tagblatts« – es ist Sergius Golowin – einigermassen beschönigend: »Wie man wohl wusste, gibt Vogel dieser Tage ein Sonderheft über die Jugendfragen unseres Landes heraus. So lag es nahe, ihn ein wenig über dieses Gebiet plaudern zu lassen.«[372]

Anwesend sind im »Bären« neben dem Publikum des »Kulturpolitischen Forums« »über hundert Jugendliche aus schweizerischen Mittelschulen«[373] sowie verschiedene Vertreter des Gymnasiums Burgdorf, deren einem, dem Präsidenten der Burgdorfer Mittelschulkommission, Hans Wüst, in der Diskussion der Versprecher unterläuft, Mittelschüler könnten deshalb nicht mitbestimmen, weil sie »minderwertig … ää minderjährig« seien. Nach Vogel ergreift aber zuerst der siebzehnjährige Zürcher Markus H. Diebold – er nennt sich gegenüber der Presse »MarKuss Harald« – das Wort. Er bezeichnet sich als »berufsmässigen Koordinator der gesamtschweizerischen Organisation der ›Progressiven‹« und erzählt kurz darauf der Illustrierten »sie + er«, die Organisation sei »während der Frühlingsferien« entstanden: »Wir diskutierten mit Vertretern der Mittelschulen von Bern, Burgdorf, Basel, Winterthur, Wetzikon, St. Gallen und den Seminaristen im Tessin.«[374] Im »Bären« liest er ein Dokument vor, das den Titel trägt »Sozusagen ein Manifest« und mit den Worten beginnt: »Die ›Progressiven Mittelschüler‹ haben sich formiert zur Verteidigung der Interessen der Schüler gegenüber des autoritären Machtapparates der Verwaltung. Wir verstehen die Programmpunkte nicht als Forderungen, sondern

vielmehr als Selbstverständlichkeiten, für die wir uns das Recht mit Selbstverständnis nehmen. Wir haben nicht etwa im Sinn, vor allfälligen Aktionen die sogenannten kompetenten Instanzen zu konsultieren. Als Selbstverständlichkeiten verstehen wir: [1.] den Umbau der Schulen von Zuchtanstalten zu Stätten des Bewusstseinsprozesses (Ausarbeitung neuer Richtlinien in Zusammenarbeit mit fortschrittlich gebildeten Schriftstellern, wie Peter Lehner, Peter Bichsel, Jörg Steiner, die Pfarrer Nüesch, Kurt Marti, […] usw.).« Insgesamt werden 23 solcher »Selbstverständlichkeiten« aufgelistet vom »Einfluss der Schüler auf Anstellung und Entlassung von Lehrern« über die »Säuberung der Schulbibliotheken bis zum Ende der Drohung autoritärer Machtzunahme in unserem Staat von jeglicher faschistoider Literatur« bis zur »Aufhebung der totalen Tabuisierung des Geschlechtlichen«. Unterzeichnet hat das Dokument neben Markus H. Diebold unter anderen auch Martin Schwander.[375]

Die Pressearbeit der Jugendlichen klappt vorzüglich. Schwander informiert seinen Namensvetter, den Bieler Journalisten, telefonisch und rundet bei der Schätzung der Anwesenden gehörig auf.[376] Marcel Schwander verfasst eine kurze Meldung für die Nachrichtenagentur »upi«, die sie über ihren Ticker an die Zeitungsredaktionen landauf, landab übermittelt. Die konformistische Presse schreckt auf, und ihre Kommentare über die Aktion der »Dutschke-Gymeler« und »Schulrebellen«[377] von Burgdorf tönen vielleicht auch deshalb etwas aufgeregt, weil zufälligerweise gleichentags ausgerechnet Max Imboden – in jenen Jahren ein führender bürgerlicher Intellektueller der älteren Generation – öffentlich feststellt, die Schweiz besitze unter allen hochindustrialisierten Staaten »die konservativste Bildungsstruktur«. Man stehe »am Beginn einer tiefgreifenden Reform unserer Mittelschulen, einer Reform, über deren Tiefe und Tragweite wir uns im Augenblick kaum richtige Vorstellungen machen können«. Die konformistische Presse attestiert dem über jeden Zweifel erhabenen Imboden »Jugendlichkeit«, »Unverknöchertheit und die Kühnheit des Gedankenfluges«[378], den »Progressiven Mittelschülern« dagegen ein »schmalspuriges Revoluz-

zertum«[379], und es sei ihnen nur darum gegangen, »von den Studentenunruhen im Ausland zu profitieren«.[380] Die »Tagwacht« wittert gar eine Verschwörung: »Von Zürich ferngesteuert?«[381] Und Däpp, der weniger mit den Forderungen der Jugendlichen Mühe hat als von ihrem Vorgehen schockiert ist, versteigt sich zur Behauptung, Faschismus bleibe Faschismus, »kommt er nun von rechts oder von links«, und »jeder Radikalismus« bediene sich »faschistischer Methoden«.[382]

Anders jene nonkonformistischen Blätter, die von Bekannten Martin Schwanders bedient werden. Als Korrespondent des »Tages-Anzeigers« und des »Vorwärts« fungiert René E. Mueller, der einen betont sachlichen Bericht verfasst und vorsichtig kommentiert, das Programm der »Progressiven Mittelschüler« sei »in mancher Beziehung bemerkenswert« und werfe »Probleme« auf.[383] Und Golowin erinnert die Jugendlichen im »Badener Tagblatt« lediglich mahnend an das Wort von Jörg Steiner, wonach man sich in diesem Land viele Freiheiten leisten könne, »wenn man nur gewillt und fähig« sei, »die wirtschaftlichen Folgen zu tragen«.[384]

Mit dieser Aktion sei Burgdorf, wie der »Bund« fünfundzwanzig Jahre später schreiben wird, »zum temporären Nabel einer helvetischen Schülerwelt und Schülerutopie« geworden: »Nicht nach Zürich zogen die Zöglinge, sondern von Zürich nach Burgdorf kamen sie.«[385] Allerdings hat die Presse die »Progressiven Mittelschüler« als Organisation bei weitem überschätzt. Die Aktion von Burgdorf sei eine »Spontisache« gewesen, sagt Martin Schwander heute, zwar seien die Ideen zum Teil später aufgegriffen worden, aber eine Bewegung habe es nur in Zürich gegeben und auch dort sei sie schnell wieder eingeschlafen, weil die Leute die Matur gemacht hätten und in die Unipolitik eingestiegen seien.[386]

Rektor Emmanuel Leidig hat darauf verzichtet, Schwander nach dem »Burgdorfer Literaturskandal« nun zum zweiten Mal vom Unterricht auszuschliessen. Die Schulleitung habe ihm lediglich verboten, mit jüngeren Gymnasiasten zu diskutieren, »weil diese seine Argumentation nicht verstünden und darum verdorben würden«. Er wird im

Frühjahr 1969 das Gymnasium in Burgdorf abschliessen und im Herbst darauf in Bern zu studieren beginnen.[387]

Im Rückblick sind die »Progressiven Mittelschüler« für Martin Schwander bereits eine klare »68er Struktur«. Nach seiner Blüte in den Jahren 1966/67 sei der Nonkonformismus nun schnell von dieser jungen Opposition verdrängt worden: »Aber der Nonkonformismus ist ein wichtiger Wegbereiter gewesen. Er hat viele Leute zum Denken und dazu gebracht, sich mit gewissen Dingen auseinanderzusetzen. Ich bin sicher, dass viele, die bei den Diskussionen über den Nonkonformismus mitgemacht haben, später auch aktiv gewesen sind in der 68er Bewegung, vor allem die Jüngeren, weniger die berühmten Nonkonformisten.«[388] So kann Heinz Däpps Kommentar mit dem Titel »Faschistisch« als kleines, aber bedeutsames Signal gesehen werden, das für die Region Bern die Bruchstelle anzeigt, die die Nonkonformisten und die »68er-Innen« von Anfang an trennen wird: Auch wenn man sich in vielen Punkten der Gesellschaftskritik einig ist, bleibt den Nonkonformisten an der neuen Opposition verschiedenes suspekt: die radikalen Gesellschaftsanalysen im neomarxistischen Jargon, die antiautoritären Vorgehensweisen bis hin zur Militanz und die gegengesellschaftlichen Lebensentwürfe mit ihrem Trend zum »Aussteigen« aus der Gesellschaft.

Gipfelkonferenz in Berns Untergrund: »Geranien für St.-Jean«. – Drei Tage nachdem die »Progressiven Mittelschüler« in Burgdorf ihr Manifest veröffentlicht haben, versammelt sich am 23. April nach 19 Uhr bei der Kleinen Schanze in Bern eine Gruppe von Leuten mit einigen Transparenten. Der langhaarige, bärtige Riese in der Mitte ist Hans »Yeti« Stamm, von Beruf Magaziner[389], »Berns Hippie-Papst«[390], Sohn von Hans Jakob Stamm, dem Theologieprofessor für Altes Testament an der Universität, ein »Denker, Philosoph und Revolutionär«, der wegen seiner einseitigen Begabung von der »gnadenlosen Maschinerie« des schweizerischen Schulsystems längst ausgespuckt und »vom Volk brutal zum Original deklassiert« worden ist.[391] Der Protest-

zug gilt der »Lage der Administrativ-Versorgten im Bernbiet«, die an diesem Dienstagabend Thema einer Diskussion in der »Junkere 37« ist.[392] Durch Bundesgasse, Kochergasse und Münstergasse will man zum Diskussionskeller ziehen. Stamm hat bei der Sicherheits- und Kriminalpolizei der Stadt eine Demonstrationsbewilligung eingeholt und dabei unter anderem folgende Bedingungen akzeptieren müssen: »Es ist geschlossen in Zweierkolonne rechts zu marschieren. Der übrige Strassenverkehr darf nicht gestört werden. (…) Andere Texte als die eingereichten dürfen auf Plakaten nicht mitgetragen werden.«[393]

Die Ankunft des kleinen Zugs von der »Junkere 37« hat der unvermeidliche Staatsschutzspitzel der »Sikripo BE« wie folgt gesehen: »Als die ca. 35–40 ›langhaarigen‹ Demonstranten nach einem Protestzug durch die Stadt beim Diskussionskeller eintrafen, war der Keller schon von Zuhörern überfüllt und bot ihnen keinen Platz mehr. Es folgten einige Radauszenen.«[394] In der Tat sei die Veranstaltung an jenem Abend, bestätigt die »Neue Berner Zeitung«, nicht nur im Keller, sondern auch »auf der Stiege und selbst oben in der Junkerngasse interessiert verfolgt« worden.[395] Und der »Bund« schreibt, der »etwa 30 Leute fassende Keller« sei »schon sehr früh mit weit über 100 (!) Interessenten« überfüllt gewesen, die »vornehmlich der bestandenen politischen Generation und der etablierten Parteimaschinerie von den Sozialdemokraten bis hinüber zu BGB und Landesring« angehört hätten: fast ein Heimspiel für die Konformisten also. Hämisch fährt der Reporter fort, »ausgerechnet einige Langhaarige und Unrasierte« hätten es »verpasst, rechtzeitig herzukommen«: »Sie sind jetzt mindestens um die Erfahrung reicher, dass politische Prominenz immer und überall zieht.«[396]

Politische Prominenz war an diesem Abend in der Tat aufmarschiert: Mit den Gemeinderäten Klaus Schädelin (Junges Bern), Kurt Schweizer (SP) und Hans Martin Sutermeister (LdU) hatte sich fast die halbe Stadtregierung herbemüht und mit Robert Bauder gar der kantonale Polizeidirektor, der 1968 zudem als Präsident der Kantonsregierung amtete. Aktueller Anlass der Diskussion war das Buch, das eine

Woche zuvor im »kandelaber-Verlag« erschienen war. Es hiess »Geranien für St.-Jean« und setzte sich mit der Anstalt St. Johannsen am westlichen Ende des Bielersees auseinander, in der häufig jene interniert wurden, die man mit dem »Asozialen-Gesetz« versenkt hatte. Verfasst worden war dieses »Sachbuch in Romanform«[397] vom Journalisten Ernst P. Gerber, der zuvor zwei Jahre als Verwaltungsbeamter in St. Johannsen gearbeitet hatte und deshalb die Anstalt von innen kannte.[398]

Die Obrigkeit nahm an jenem Abend nicht nur Gerbers Buch, sondern auch die »Junkere 37«-Aktivisten ernst, die auf ihrer Einladung geschrieben hatten: »1965 kämpften (…) Berns ›Keller-Poeten‹ gegen das sog. ›Asozialen-Gesetz‹. Hatten sie so unrecht?« Damit war angedeutet, in welche Richtung Sergius Golowin als Diskussionsleiter das Gespräch lenken wollte. Der kantonalen Polizeidirektion schien es deshalb angezeigt, den Kritikastern in diesem Punkt vorgängig den Wind aus den Segeln zu nehmen. Am Tag vor der »Junkere«-Diskussion habe das kantonale »Amt für Beziehungen zur Öffentlichkeit« darum etwas getan, was es selten tue, schrieb Heinz Däpp unter dem Titel »Gipfelkonferenz in Berns Untergrund« lakonisch: »Es stellte die Beziehung zur Öffentlichkeit her«, und zwar mit einem Communiqué zu »Zwei Jahre[n] Erfahrungen mit dem neuen bernischen Gesetz über Erziehungs- und Versorgungsmassnahmen (GEV)«.[399] Die darin vorgelegten Zahlen zeigten, dass das neue Gesetz bei der Versorgung von »Asozialen« keine Trendwende bewirkt hatte. Sank die Zahl der »definitiv« oder »bedingt« Versorgten bereits zwischen 1958 und 1965 – also unter der alten Gesetzgebung – von jährlich 158 auf 78, so war sie unter dem neuen Gesetz innert zweier Jahre von 78 auf 51 weiter gesunken. Damit war die Vermutung, das »Asozialen-Gesetz« sei zur Durchsetzung einer verschärften Versorgungspraxis eingeführt worden, schon vor dem Abend offiziell widerlegt.

Die zweite Vermutung kam gleich zu Beginn der Diskussion zur Sprache. Aus dem Publikum wurde gefragt, ob sich »die Gruppe der Administrativversorgten wirklich aus (wenn auch teilweise versoffe-

nen) Intellektuellen« zusammensetze und das »Asozialen-Gesetz« insofern als »Instrument gegen diese möglicherweise linksorientierte Gruppe« interpretiert werden müsse. Hier antwortete der mit Sicherheit in dieser Frage offenste Behördevertreter, der stadtbernische Fürsorgedirektor Schädelin, »gerade bei den Administrativversorgten« dürfe man nicht »zu romantisch« sehen. Der ebenfalls anwesende Grossrat Hans Zuber ergänzte als ehemaliger Präsident der vorberatenden Kommission des GEV: Sogar in der herrschenden »Hochkonjunktur« habe man in St. Johannsen »grosse Mühe, diese (nicht vorbestraften) Versager irgendwo zu plazieren«, denn sie seien keine Intellektuellen, sondern »Ungelernte«.[400]

Gegen die offensichtlich vorbereiteten und aus der Praxis argumentierenden Behördevertreter hatten die »Junkere«-Leute einen schweren Stand. Naiverweise wollten sie an diesem Abend mit Gerbers Buch ein Stück sozialkritischer Fiktion als schlagenden Beweis ins Feld führen gegen eine weitherum unbestrittene politische Praxis. Damit stiess ihr literarisch-idealistischer Nonkonformismus an seine Grenzen. Golowin zog sich auf die sprachkritische Position zurück, die »Keller-Poeten« hätten von dem »selbst für Juristen dunklen Geflecht des neuen Gesetzes« kaum viel begriffen: »Was sie vor allem zu ihrem verzweifelten Widerstand bewegte, war der ganze Begriff des ›Asozialen‹, diese Umschreibung der Menschen, die eben in Anstalten wie St.-Jean ›nacherzogen‹ werden.«[401] Der ebenfalls anwesende René E. Mueller begnügte sich mit der billigen Pointe, er »habe mit bernischen Anstalten gar keine so schlechten Erfahrungen gemacht«: »Eigentlich nur etwas vermisse ich immer wieder schmerzlich in den Gefängnissen: Frauen. Dieses Problem sollte man einmal eingehend prüfen.«[402] Mit unverhohlenem Spott kommentiert der »Bund«: »Nach den zu Wort gekommenen Zeno Zürcher, René Müller usw. zu schliessen, sind eben Berns sogenannte ›Nonkonformisten‹ nicht das – dringend benötigte – Ferment für unsern träge im Trog verkrustenden politischen Teig. Es ist zum Heulen.«[403]

Dass die »Junkere«-Leute mit ihrer hartnäckigen Kritik am »Asozialen-Gesetz« trotzdem nicht falsch lagen, bestätigten bei dieser Gele-

genheit immerhin die »Tages-Nachrichten«: »Man hat da leider 1965 im neuen GEV die Nomenklatur des früheren Armenpolizeigesetzes (1912) übernommen.« Deshalb sei »dem Ermessen der Beamten einfach zu viel Spielraum gelassen worden«, der »in veränderten Zeiten (…) zur Versorgung missliebiger Leute« missbraucht werden könne.[404]

In bemerkenswertem Kontrast zu den Seitenhieben gegen die »Keller-Poeten« fällt das Urteil des »Bunds« zu Gerbers Buch aus: »[Der] Roman ist mehr als nur eine erschütternde Anklage gegen Berns Anstaltselend, mehr als ein gelungener Prosa-Erstling, mehr als eine blosse psychologische Studie. Der Roman ist eine Anklage gegen eine Gesellschaft, die nicht fähig scheint, den Aussenseiter zu ertragen und schon gar nicht, ihn zu integrieren.« Die Zeitläufte haben auch diese Zeitung nicht unberührt gelassen: Zwar gibt sie die Nonkonformisten dem Gespött preis, übernimmt aber Teile von deren seit Jahren vorgetragenen Kritik als eigene. Dass sie im April 1968 jedoch ausser Kurs gerät, wird weder den Konformisten noch den Nonkonformisten klar gewesen sein: Unterdessen ist eine Generation von »Aussenseitern« herangewachsen, die sich dagegen verwahrt, überhaupt in diese Gesellschaft integriert zu werden.

Mai 1968: Der Traum vom zweiten Stadium des Nonkonformismus. – Seit dem Anschlag auf Rudi Dutschke am 11. April ist Westdeutschland nicht mehr zur Ruhe gekommen, die schweren Zusammenstösse zwischen rebellierenden StudentInnen und der Polizei gehen als »Osterunruhen« in die Geschichte ein.[405] In Frankreich kommt es seit dem 3. Mai zu Massendemonstrationen und zu Strassenschlachten, am 13. Mai zu einem Generalstreik, an dem sich rund eine Million ArbeiterInnen, StudentInnen und SchülerInnen beteiligt. Die Fünfte Republik von General Charles de Gaulle wird in ihren Grundfesten erschüttert. »Rebellion, Aggression und Widerstand gegen Staat und etablierte Gesellschaft lagen (…) in der Luft. Hass und Gewalt breiteten sich aus von Tokio bis Chicago, von London bis Paris, Berlin, Rom bis nach Prag und Warschau. Eine neue Generation von Studierenden solidarisierte

sich mit Unterdrückten in der Dritten Welt, in Südamerika, in den Vereinigten Staaten und verstand sich in zunehmendem Masse selber als unterdrückte Schicht. Befreiung hiess die Parole.«[406] Aus Paris ist aus diesen Tagen das Gedicht eines unbekannten Barrikadenpoeten überliefert: »Ich bleibe dabei / Der Platz des Poeten ist jetzt / Die Strasse / Stürmen die Elfenbeintürme / Sie schleifen / Den Ausnahmezustand proklamieren // Wenn ich mich gehenlasse / Über mein Elend heule / Und dieses Elend nicht auch / Deins ist / Leser / Schlag mich hart // Damit die Poesie / Sich nie mehr davonschleicht.«[407]

In jenen Wochen ist es in der Schweiz noch weitgehend ruhig. In der Debatte der Intellektuellen geht es noch einmal um den Begriff des »Nonkonformismus«. In der »neutralität« schreibt der Publizist Hans Fleig, dass »der wirksamste, logischste und konsequenteste aller schweizerischen Nonkonformisten, Max Frisch«, soeben »das zweite Stadium des schweizerischen Nonkonformismus« eröffnet habe, nachdem es zuvor »recht still geworden« sei »um die schweizerischen Nonkonformisten«. Fleig setzt sich in seinem Kommentar mit einem Essay Frischs auseinander, der unter dem Titel »Demokratie ohne Opposition?« in der »Weltwoche« erschienen ist. Frischs Text sei, so Fleig, zunächst »eine Absage an das erste Stadium des schweizerischen Nonkonformismus, in dem die Nonkonformisten glaubten, es gelte die schweizerischen Institutionen gründlich zu verändern, um die Schweiz in ein Land zu verwandeln, in dem sich sinnvoll leben lasse.«[408]

Frisch arbeitet in seinem Text das Dilemma heraus, in dem sich die nonkonformistische Kritik durch die weitgehende Beschränkung auf innenpolitische Themen seit jeher befunden habe. Denn man dürfe wohl sagen: »Unsere Parlamente leisten eine solide Arbeit. Sie verwalten das Land durch Kompromiss zwischen Gruppeninteressen.« Eingebunden in diese Verwaltung seien sowohl die Sozialdemokratische Partei als auch der Landesring, die »ohne eine eigentliche Alternative« politisierten, und die kommunistische »Partei der Arbeit« belege durch ihre Marginalität lediglich, dass »unsere Demokratie intakt« sei, »denn keine Partei ist verboten«. Daraus ergebe sich für »unsere Opposition«

eine »widersprüchliche Lage«: Sie richte sich »nicht fundamental gegen die praktizierte Verwaltung der Schweiz (…), aber fundamental gegen das Herrschaft-System, in das die Schweiz integriert ist«. Damit meint Frisch unmissverständlich »die US-Herrschaft«, der die Schweiz nicht nur den »nationalen Wohlstand« verdanke, »sondern die Möglichkeit, unsere Art von Demokratie betreiben zu können«. Das Problem sei deshalb folgendes: »Unser Parlament befasst sich mit der Verwaltung der Schweiz, unsere Opposition befasst sich nicht mit der Verwaltung der Schweiz.«[409]

Wie soll eine solche Opposition organisiert werden? Frischs Antwort ist klar: »Demokratie ohne Opposition? Dieser Eindruck entsteht, weil unsere Opposition sich nicht formiert. Wie sollte sie? Keinesfalls kann sie sich als parlamentarische Opposition formieren. Eine Partei, die gegen den beschleunigten Ausbau unserer Nationalstrassen nichts einzuwenden hätte, aber gegen die United Fruit Company und ihre systematischen Repressionen in Guatemala oder Honduras oder Venezuela (…), was sollte sie in einem Gemeinderat oder im Bundesparlament? Hinter solcher Lächerlichkeit liegt ein wirkliches Dilemma. Unsere Opposition greift über den Bezirk unserer Souveränität hinaus. Sie könnte sich nur international formieren, und solange sie das nicht tut, bleibt sie privat-intellektuell, ohne Effekt, verbal, platonisch. (…) Es ist paradox: Das politische Gewissen gegenüber der Welt bleibt bei uns privat.«[410]

Ohne dass der Begriff im ganzen Essay je erscheinen würde, ist doch klar, worüber Frisch spricht: über jenes Phänomen, das Fleig als »das erste Stadium des schweizerischen Nonkonformismus« bezeichnet. Frisch selber hat den Begriff »Nonkonformismus« kaum verwendet, ihn aber immerhin einmal kurz und sarkastisch definiert. In seinem Anfang Februar 1968 in Zürich uraufgeführten Stück »Biografie: Ein Spiel« lässt er den Protagonisten Kürmann sagen: »Ich bin in Ihren Augen, was man zur Zeit einen Non-Konformisten nennt, ein Intellektueller, der die herrschende Klasse durchschaut und zwar ziemlich genau, jedenfalls mit Entsetzen oder mindestens mit Ekel; aber das ge-

nügt ihm.«[411] An eben dieser Haltung scheitert Fleigs Hoffnung auf das »zweite Entwicklungsstadium des schweizerischen Nonkonformismus«. Dass nur eine international formierte Opposition der notwendigen Kritik adäquat wäre, können zwar die oppositionellen Lehrer, Pfarrer, Ärzte, Beamten, Presseleute und Schriftsteller der Deutschschweiz sehr wohl nachvollziehen – aber das genügt ihnen. Fleig hat seinem Kommentar zu Frischs Essay den Titel gegeben: »Max Frisch setzt ein Wegzeichen«. In der Tat: Es war eines, aber nicht jenes, das sich Fleig erhoffte. Frischs Essay wurde am 11. April publiziert, als das Attentat auf Dutschke zum Fanal wurde für die Revolte in Westdeutschland. Ausgerechnet an diesem Tag hat Frisch begründet, warum der Nonkonformismus ohne Grenzüberschreitung von Opposition *und* Solidarität keine politische Perspektive haben würde.

Es sind denn auch nicht die Nonkonformisten, die in jenen Monaten die Grenzen zu einer internationalistischen Opposition zu überschreiten versuchen. Es sind die StudentInnen, und sie führen eine Sprache, die nicht mehr jene der Nonkonformisten ist. »Genossinnen und Genossen«, hat Rudi Dutschke zum Beispiel am 17. Februar 1968 in Berlin seine Ansprache zum Vietnamkongress eröffnet, »ich denke, es ist notwendig, [(…) beim] antiimperialistischen Kampf in den Metropolen auch zu problematisieren unsere Situation, und Klarheit zu gewinnen über die Aufgaben, über die Schwere unseres Kampfes, aber [auch] über die Möglichkeiten unseres Kampfes. Jede radikale Opposition gegen das bestehende System, das uns mit allen Mitteln daran hindern will, Verhältnisse einzuführen, unter denen die Menschen ein schöpferisches Leben ohne Krieg, Hunger und repressive Arbeit führen können, muss heute notwendigerweise global sein. Die Globalisierung der revolutionären Kräfte ist die wichtigste Aufgabe der ganzen historischen Periode, in der wir heute leben und an der menschlichen Emanzipation arbeiten.«[412]

Das ist eine Sprache, die die Nonkonformisten skeptisch macht. Man müsse an diesem »Marx-Mao-Marcuse-Jargon« ständig Abstriche machen, schreibt zum Beispiel Walter Vogt in seinem Bericht aus Paris,

wo er sich zusammen mit seiner Frau zwischen dem 10. und dem 18. Mai 1968 aufhält: »Es besteht der Verdacht, dass [die Studenten, fl.] oft etwas völlig anderes meinen und bloss das Vokabular noch fehlt.«[413] Auch für Kurt Marti ist der Jargon nicht das Eigentliche, wenn er nach dem Anschlag auf Rudi Dutschke schreibt, dieser repräsentiere »den Versuch, eine Alternative zu finden zur Gesellschaftsform, wie wir sie jetzt haben. Die Alternative ist, so wie sie bis jetzt formuliert worden ist, noch kaum praktikabel, bleibt, so will mir scheinen, utopisch. Aber vielleicht ist schon das ein Phänomen: dass in der saturierten Gesellschaft plötzlich und mit Vehemenz eine neue Utopie erscheint, die sich weder in westliches noch in östlich-kommunistisches Denken fügt! Eine Utopie, die den jungen Intellektuellen ein kritisches, ein gesellschaftliches Bewusstsein gibt, das sie auch dazu inspiriert, bis ins Private hinein neue Lebensformen zu suchen.«[414]

Bern liegt in diesen Tagen weit draussen in der Provinz. In der »Junkere 37« geht es beschaulich zu. Am 3. Mai setzt sich Zeno Zürcher mit »journalistischen Schindludereien« in der Berichterstattung über die Diskussion ums Asozialen-Gesetz auseinander.[415] Am 10. Mai hat der Berner Surrealist Hans-Ulrich Ernst mit einer Serie von Collagen Vernissage im »Junkere«-Keller.[416] Als einer der Musiker der »Shanes«, die an diesem Abend mit Beat-Musik für Unterhaltung sorgen, schreibt der Physiker Edi Käser später: »Vernissagen sind die Folklore des begüterten Mittelstandes, und der, glaube ich, fand sich auch reichlich ein, nebst natürlich dem waschechten Bernese Underground. Für mich war das alles unbekannt und entsprechend beeindruckend und aufregend. Papa Golowin liess sich ein bisschen aus über Grosspapa Jung und das Wunderhorn des kollektiven Unbewussten, dann floss der Wein – sicher ›Chuttlerugger‹ – wir legten musikalisch los und schliesslich fand ich mich wieder im Hinterhof eines Hauses im Monbijou, wo Ueli ein Atelier eingerichtet hatte – mit einer dicken Wolke im Gehirn und übersäuertem Magen; wobei ich mich nicht entblödete, mir noch einzubilden, der ganze Vollsuff sei eine Art von Weihe, eine Initiation ins verruchte Pandämonium der Künstler.«[417]

Eine Woche später spricht der »Zeitdienst«-Redaktor Franz Keller als Psychologe unter dem Titel »Progressiv oder pubertär? Zur Psychologie der revolutionären Jugend«[418], wobei er die »progressive Regressivität« der Dutschkisten rühmt, die sich in deren »spartanischem Ideal« manifestiere. »Pubertär und sogar reaktionär« sei bei ihnen nur »der Revolutionsmythos«. Ihre Hoffnung, die Arbeiter durch Aufklärung für die Revolution gewinnen zu können, hält er an jenem Abend für einen »typisch deutschen historischen Idealismus« respektive für einen »Abfall vom historischen Materialismus«.[419]

Am 31. Mai sind Markus H. Diebold und Martin Schwander in der »Junkere 37« und beantworten anhand ihres »Burgdorfer Manifests« und der Pressereaktionen darauf die Frage: »Wer hat Angst vor den ›Progressiven Mittelschülern‹?«[420] Vielleicht redete man an jenem Abend auch ein bisschen über das Konzert der Rockgitarristen Jimi Hendrix und Eric Burton im Zürcher Hallenstadion von gestern Abend. Der heutige »Tages-Anzeiger« hat von einem »langweiligen, braven Spektakel« geschrieben und über die »Kinder« gespottet, die sich durch »tänzerische Wackelbewegungen in Ekstase zu bringen« versucht hätten. Noch nicht wissen konnte man in der »Junkere«, was an diesem Abend, am Schluss der Wiederholung des Konzerts, in Oerlikon geschehen würde: »Kurz nach Mitternacht verklang der Schlussakkord, man bedankte sich, die Massen begannen gegen die Ausgänge zu strömen. Zehn, vielleicht zwölf Jugendliche fingen an, Klappstühle zu zertrümmern, ihre Kraftübungen fanden keine Nachahmer, der Grossteil lief ruhig weiter, das Stadion leerte sich. Da fiel hinter der Bühnenwand das Losungswort der Polizei: Auf ›Caramba‹ starteten die Mannen los.«[421] Den anschliessenden Einsatz mit Schlagstöcken und Polizeihunden[422] hat sogar die NZZ als »masslos« bezeichnet.[423]

Am 15. Juni 1968 demonstrieren in Zürich die »Fortschrittlichen Arbeiter, Schüler und Studenten« gegen die Polizeirepression und machen das Globus-Provisorium vorübergehend zum »Autonomen Jugendzentrum«. Auf dem »1. Flugblatt der antiautoritären Menschen« steht quer über den Kopf von Hendrix geschrieben das Mao-Zitat: »Re-

bellion ist berechtigt.«[424] An einer »Vollversammlung« fordert man von der Stadtregierung für den 1. Juli ultimativ eine Liegenschaft »im Stadtzentrum« als »Kultur-, Gesellschafts- und Freizeitzentrum«. Am 16. Juni titelt die NZZ »Wehret den Anfängen!« und verlangt, jene zu stoppen, »die diese Ordnung erst stören und dann zerstören wollen«. In der Nacht vom 29. auf den 30. Juni eskaliert der Konflikt zwischen den Jugendlichen und den Stadtbehörden im »Globus-Krawall«.[425] Damit hat der Jugendprotest gegen das »System«, dessen Börse nach der Ermordung Robert Kennedys am 6. Juni »positiv reagiert« hat und »dessen Banken alle Diktaturen der Welt stützen«[426], endgültig auch das schweizerische Mittelland erreicht.

Wie Mueller auf der Suche nach der Wollpuppe langsam ein bisschen verzweifelt. – In der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1968 – eben ist im Hallenstadion das erste der beiden Hendrix-Konzerte zu Ende gegangen – sitzt René E. Mueller im Büro des Verlegers René Simmen am Zeltweg 64 in Zürich an der Schreibmaschine: »Nein, ich glaube nicht, dass ich mich ernsthaft umbringen möchte (…). Das Leben präsentiert jetzt die Rechnung. Sie ist angemessen. Vielleicht wird sie gestundet, oder man schafft einen Vergleich und zahlt in Raten.« Liebeskummer. Seine minderjährige Geliebte von Biogno-Beride, Trix, hat ihn verlassen. »Ich habe Pervitin geschluckt. Das Ohnehinnichtschlafenkönnen lässt sich so besser ertragen. Ich werde lange wach bleiben, ausgestreckt auf dem nackten Boden und versuchen, an nichts zu denken.« Er hat den ganzen Tag nichts gegessen, hat jetzt Lust auf heisse Würstchen, weiss, dass der Appetit weg wäre, sobald er sie sähe. Er trinkt Bier und schreibt: »Vor dem Fenster wird es heller. (…) Ob Trix wirklich in Blaubart verliebt ist? Ich verstehe, dass sie lieber mit ihm das weiche Bett teilt, als mit mir den harten Boden. Ich würde auch lieber mit ihr das Bett teilen. Draussen pfeifen die Vögel. Der telephonische Zeitdienst sagt, es sei vier. Ob ich mich überhaupt noch hinlege?«[427]

Seit er Ende 1967 Biogno-Beride verlassen hat, hinterlässt Mueller nur sporadisch Spuren. Am 27. Februar gibt er Martin Schwander die

Anschrift von René Simmen als Postadresse an und schreibt grossspurig, diese sei nun sein »hoffentlich endgültiges mitteleuropäisches Hauptquartier«. Simmen jedoch sagt, Mueller habe zwar damals seine Adresse benutzt, aber nicht bei ihm gewohnt.[428] Wo er in dieser Zeit unterkommt, ist nicht bekannt, sicher ist, dass er in Frankreich eine Wohngelegenheit sucht: »Wohnung fand ich vorderhand in St. Etienne, will [mich] aber mehr [im] Süden etablieren.«[429] Und kurz darauf: »Diese [Adresse] wird immer (?) gültig sein, obwohl ich nach meiner Heirat in Frankreich wohnen werde.«[430] Die Heirat – vermutlich mit Trix – kommt nicht zustande.

In diesen Wochen engagiert sich Simmen für Mueller. Sie kennen sich seit den frühen fünfziger Jahren, als Simmen in seiner Wohnung an der Schwarztorstrasse 7 in Bern eine Kleinstgalerie für moderne Kunst eingerichtet hat. Unterdessen betreibt er in Zürich einen kleinen Verlag, in dem er jenen Robert Senn beschäftigt, der 1953 das »Kellertheater an der Kramgasse 6« mitbegründet hat und später sein Fürsprecherpatent verlor, »weil er im Hinterzimmer Paprika und Schnaps aus Ungarn verkauft« habe.[431]

Jetzt bietet Simmen John Erpf vom Lukianos-Verlag an, Muellers »lyrisches Pamphlet« aus dem Jahr 1965, »Geheul um Gabriela«, druckfertig vorzubereiten. Senn erhält den Auftrag, den Text zu lektorieren, und verfasst mit Datum vom 10. April 1968 einen Klappentext, der nicht wenig zum Mythos vom Gammlerdichter Mueller beitragen wird: »Seine Lieder und Balladen entstehen auf der Strasse, auf allen Strassen der Welt, auf den endlosen Pilgerwegen, die er zusammen mit den ›grossen, schönen Engeln‹ geht. (…) Mueller ist ein Lyriker, mit dem wir rechnen müssen, ob wir wollen oder nicht. Er lebt seine eigenen Gesetze, aufgebaut auf absoluter Liebe zu den Dingen. Es sei die erste Menschenpflicht, sagt er, glücklich zu sein. Was dawider ist, ist ihm ein Greuel.«[432] Erpf bringt das »Geheul um Gabriela« tatsächlich heraus, allerdings muss Mueller im Vertrag akzeptieren, dass ein Honorar erst nach 500 verkauften Exemplaren fällig wird.[433] Der Umschlag des in Violett gehaltenen Bändchens zeigt auf einer Fotografie

den Autor, der von einer jungen Frau geküsst wird – Trix, wie Arsène Waldvogel sagt.[434]

Zudem organisiert Simmen für Mueller einen Leseabend im »Antiquitätengeschäft Margrit Stutz«, das an der Oberdorfstrasse 15 den ganzen zweiten Stock belegt. Ihr Geschäft sei zwischen 1962 und 1972 »un lieu de rencontre« gewesen, erinnert sich Margrit von Castelberg-Stutz. Dort habe zum Beispiel Arche-Verleger Peter Schifferli Lesungen organisiert oder eben auch René Simmen. An Muellers Lesung erinnere sie sich: Der Abend sei nach der Lesung »vrchoo« – aber solches habe es ab und zu gegeben.[435] Simmen sagt, er habe möglichst viel Prominenz eingeladen in der Hoffnung, für Mueller auf privater Basis eine »kontinuierliche Unterstützung« organisieren zu können. Er habe ihn als »Wirtshauspoet« angekündigt und darum herum eine Geschichte erzählt. Schliesslich sei eine ziemlich »elitäre Gesellschaft« zusammengekommen – sogar der Literaturkritiker Werner Weber habe hereingeschaut. Man habe Mueller rasiert, gebadet und eingekleidet; er habe »prima« ausgesehen und, weil er sich Mut angetrunken hatte, wirklich »grossartig gelesen«. Alles habe vorzüglich geklappt, bis man nach der Lesung ans Büffet geschritten sei. Dort habe Mueller weitergetrunken und sei immer mehr in Fahrt gekommen. Und dann sei es passiert. Besoffen, wie er langsam, aber sicher gewesen sei, habe er begonnen, verschiedenen anwesenden Damen an den Hintern zu greifen. Das seis dann gewesen.[436]

Am 18. April schreibt Mueller dunkel: »Es ginge mir nicht allzu schlecht. Ich frage mich – ehrlich –, ob es je einem jemals schlechter gegangen ist. Nicht moralisch –, obschon auch da manches Handicap. – Welche Weiber sollte ich sein lassen?«[437] Am 20. April ist er als Journalist in Burgdorf an der Pressekonferenz der »Progressiven Mittelschüler«. Am 22. telegrafiert er aus Zürich eine Grussbotschaft an die »Junkere 37« aus Anlass der tags darauf bevorstehenden Debatte zur »Lage der Administrativ-Versorgten«: »ich wuensche euch ein gespraech in gutem einvernehmen und die gegenseitige bereitschaft, die wahrheit zu finden stop wenn so das wort erkennen bringt, sollen auch taten fol-

gen, von denen die sie tun muessen stop denn wissen verpflichtet stop in diesem sinne gruesse ich unseren polizeipraesidenten, dr robert bauder, dessen teilnahme mich mit hochachtung erfuellt«.[438] Tags darauf hat ihn die Neugierde dann trotzdem selber in die »Junkere 37« getrieben, wie ein Hinweis in der »National-Zeitung« belegt.[439]

Am 11. Mai meldet er sich aus Saintes-Maries-de-la-mer bei Martin Schwander wegen zweier herausgebissener Plomben, verlangt einen Termin bei dessen Vater, der in Burgdorf als Zahnarzt arbeitet, und erwähnt, dass er danach »nach Scotland« pilgern wolle, bevor er sich »auf den grossen Gammel gen Osten« begeben werde.[440] Danach stürzt er sich wieder einmal in die ekstatischen Tage des Zigeunertreffens, ruhelos auf der Suche nach dem, was er nun immer häufiger »seine Wollpuppe« nennt: »Als / Kind / hatte / ich / eine / Wollpuppe. // Wo / ist / meine / Wollpuppe?«[441] Mit diesen Zeilen wird er fast zwanzig Jahre später seine letzte Publikation, den Gedichtband »Geliebte Tödin«, beschliessen. Jetzt, am 24. Mai, schreibt er: »Wie ein Irrer ebere ich kreuz und quer durch Saintes Maries, auf der Suche nach meiner Wollpuppe, hier, hier am Rande von Europa, inmitten der Zigeuner, der Schmuddelkinder, (…), hier müsste ich sie finden, wo sonst, wenn nicht hier, irgendwo in der Brandung des Zigeunerfestes, da müsste sie doch sein, weil sie Musik liebt, Guitarrenklang, der Sang, der dir das Blut zum Kochen bringt, das heisse Leben, über das sie staunen kann, begierig es zu lernen, mitzuleben und seit Tagen bin ich vollgepumpt mit Haschisch, Alkohol, allen möglichen Drogen, Benzedrin, Pervitin, Dexedrin, (…) so fliege, schwebe ich durch die Strassen, am Strand lang (…) und dann gehe ich (…) durch einen Hof die Treppe rauf und da liegt Martine halbausgezogen auf dem Bett, erwartet mich, lächelt, dehnt sich mir entgegen – ah, das Leben ist herrlich! Aber Martine ist keine Wollpuppe.«[442]

Eine Woche später sitzt Mueller – wie gesagt – mitten in der Nacht an René Simmens Schreibmaschine in Zürich, ist von Trix und aller Welt verlassen und schreibt: »Nein, ich glaube nicht, dass ich mich ernsthaft umbringen möchte.«[443]

Schikanen und Zermürbung: Sergius Golowin verlässt Burgdorf. – Bevor man am 31. Mai 1968 im Berner »Junkere«-Keller über die »Progressiven Mittelschüler« diskutiert und im Zürcher Hallenstadion Jimi Hendrix sein zweites Konzert beginnt, räumt in Burgdorf Sergius Golowin sein Pult als Stadtbibliothekar.

»Man machte Golowin Ärger«, schreibt Heinz Däpp in der »National-Zeitung«, »so viel offenbar, dass er jetzt die Segel strich. Etliche Burgdorfer sind froh darüber. Andere bedauern und sind auch ein wenig enttäuscht, denn Golowin ist ja nicht gefallen in diesem Kampf, sondern er ist, meinen die Hinterbliebenen, desertiert – wenn auch aus sehr achtbaren Gründen.«[444] Hans Rudolf Hilty ergänzt im »Badener Tagblatt«: »Er hat selber um seine Entlassung gebeten. Aber zu behaupten, es handle sich um einen freiwilligen Rücktritt, wäre eine allzubeschönigende Formulierung.« Noch einmal rekapituliert er die Ereignisse der letzten anderthalb Jahre: der Literaturstreit um Bachmanns »Gilgamesch« und die Zerschlagung der Gruppe 67; die Gründung des Kulturpolitischen Forums, sein eigener Auftritt dort, der dazu führte, dass die Bibliothekskommission Golowin verbot, dem Forum weiterhin Gastrecht zu gewähren; der Wahlkampf im November mit dem anonymen Flugblatt der »Freunde des echten Burgdorf«. Golowins Weggang sei, schliesst Hilty, »durch Schikanen und Denunziation, durch systematische Zermürbung und Hexenjagd provoziert« worden.[445]

Es gab in Burgdorf freilich genügend Leute, denen Golowins Berufsauffassung ganz grundsätzlich ein Dorn im Auge war. Seit er im Herbst 1957 nach Burgdorf gekommen war, hatte er das kulturelle Leben der Stadt, durch die insgesamt etwa 500 Schriftstellerlesungen und heimatkundlichen »Begegnungen« in der Stadtbibliothek[446], wesentlich mitgeprägt. Allerdings waren eben die »beliebtesten Studienobjekte« seiner »beispielhaften Seminarien über bernische Heimatkunde«, wie Däpp in seiner Würdigung schreibt, »die Aussenseiter, die Verrückten, Verfemten und Geächteten«: »Hundertfach wurde belegt, dass solche Leute ein Volk, eine Landschaft, einen Staat viel entscheidender prägen

als jene, die immer schön in der Reihe bleiben.« Insbesondere hätten die von Golowin organisierten Anlässe »zwei grosse Vorzüge« gehabt: »Einmal war hier nichts von vornherein uninteressant. Man suchte und fand die grossen Linien geschichtlicher Entwicklungen im Kleinen, im Trivialen, das bisher, weil es bedeutungslos schien, ungeachtet blieb. Und der zweite Vorzug: Golowin und seine Gäste in der Bibliothek verstanden es, Historie zu aktualisieren; man baute Brücken zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von der alten Spukmär war man bald bei der Science Fiction, von den Bänkelsängern beim heutigen Journalismus, von den Hexenverfolgungen bei der Hatz auf unbequeme Zeitgenossen.«[447]

Genau diese »Vorzüge« seiner Arbeit haben Golowin angreifbar gemacht, umso mehr, als er dem fremdenfeindlichen Teil Burgdorfs weniger als Bernburger denn als »halber Russe«[448] galt. Das »Emmenthaler Blatt« kommentiert: »Dass ein ziemlich origineller bernischer ›Keller-Poet‹ zehn Jahre in Burgdorf ziemlich ungehemmt Kulturexperimente und seine Art Volkskunde betreiben durfte, spricht für seine Fantasie und Organisationstalente, vor allem [aber] für die Toleranz seiner vorgesetzten Behörde, die ihn nicht zum Gründen eines Privatinstituts für Heimatkunde anstellte. Dass sich hier ein paar Prozent sehr verstanden fühlten, ist sehr anerkennenswert, aber eine Stadtbibliothek darf kaum ausschliesslich als Pflegestätte von Aussenseitertraditionen verwendet werden (…). Dazu kommt, dass im ›Fall Golowin‹ die Stadtbibliothek wahrscheinlich wegen zu grossen Verständnisses des ›Falls‹ für jede Art ›Happening‹ und ›Ketzerei‹ systematisch und vor den Augen der ganzen Stadt zu einem Klublokal für tägliche Zusammenkünfte für jede Clique von Fantasten ausgebaut wurde, von denen sich gewisse jugendliche Minderheitengruppen in jeder Art von Provokation gefielen, nicht ohne Berufung (…) auf die ›grossen Brüder‹ unter den ›erwachsenen‹ Nonkonformisten.«[449]

Es gab also seit Jahren Gründe, Golowin – der das lokale paramilitärische Kadettenwesen auch schon mal als »faschistoid« bezeichnete – aus seiner Stelle hinauszuekeln. Er erhielt bei seinem Abgang denn

auch weder offiziellen Dank noch »einen Lehrauftrag an einer schweizerischen Universität«, wie Hilty forderte – sondern bloss dessen Kompliment: »Golowin verdient bei seinem bitteren Abschied von Burgdorf den Dank und die Solidarität all derer, für die ›geistige Landesverteidigung‹ wirklich Verteidigung des Geistigen in diesem Lande bedeutet – und nicht geistige Fremdenpolizei.«[450]

Golowin hat sich nie öffentlich beklagt. Er habe sich an die tantristische Weisheit gehalten: »Was hier ist, ist überall. Was hier nicht ist, ist nirgendwo.« Deshalb habe er sich daran gemacht, »innerhalb von Burgdorf die ganze Welt neuzuentdecken«. Allerdings sei es ihm immer weniger um die »Kultur der Selbstbestätigung« als um die »lebendige Kultur« gegangen, deren Träger Menschen seien, die früher oder später das »Gesetz vom höheren Egoismus« entdeckten. Dieses laute: »Es gibt kein Glück in der Gegenwart, wenn man nicht versteht, seine unmittelbare Umwelt, also etwa seine Frauen, Kinder, Saufkumpane, Haustiere oder was sonst noch um einen herum ist, einigermassen glücklich zu machen.« Kultur bedeute, jenen, »die man liebt, das Wunder des erfüllten Augenblicks zu verschaffen«.[451]

Auf Ende Juni 1968 hat Golowin für die »neutralität« unter dem Titel »Beispiel Bern« einen Text verfasst, den man als weiteren Kommentar zu seinem Abgang in Burgdorf wird lesen dürfen: Wenn es heute im Bernbiet wie anderswo »Vorstösse einzelner, aber doch immer zahlreicherer Gruppen mit meist sehr niedrigem Durchschnittsalter« gebe gegen die »Autoritäten an Hoch- und Mittelschulen«, gegen »landesübliche Kleidertrachten und Haarlängen« oder »altväterischen Partei-, Vorstand- und Stammtischbetrieb«, so sei nichts falscher, als diesen Protest »mit dem Stempel ›Verachtung der Überlieferung‹« zu versehen. Denn er stehe nicht gegen jede Überlieferung, sondern für »die immer folgerichtigere, bewusstere Ablehnung erstarrter Schlacken von Zwecklügen aus der Vergangenheit«. Bis heute würden aus ihnen »Barrikaden« getürmt, vor denen nun aber endlich »das Gespenst einer längst fälligen Kulturrevolution aufsteigt«.[452]

Der versorgte Unerziehbare
Muellers vierziger Jahre

Von der Aarburg, der Erziehungsanstalt, von der du im Juli 1950 flohst in eine freiere Zukunft, lass uns die sechshundert Tritte, über die dich Mitte Dezember 1947 ein Polizist heraufführte, hinabgehn der Kindheit entgegen. Hier unten, in diesen gleichmässig düster verhangenen Jahren, durch die du als trauriger, hinkender Führer zurückgehst, blickst du immer häufiger suchend um dich, als suchtest du wieder wie damals vergeblich nach Durchlassen, Ausstiegen, Fluchtwegen. Aber auch jetzt führt der Weg in einer verschlossnen Arena im Kreis, unüberwindbar die Mauern, die lockend verschatteten Nischen am Weg kennst du alle, in die du damals vergeblich zu flüchten versuchtest zum Gaudi der richtigen Schweizer, die lachten auf ihren gepolsterten Sitzen von oben herab und immer schon wussten, dass einer wie du es nie schafft.

Über den 8. November 1939[1] hast du später geschrieben, deiner Mutter seist du damals manchmal zuviel geworden. Sie habe dich einem Psychiater vorgeführt, der habe dich in die Beobachtungsstation »Neuhaus« in Bolligen bei Bern – »eine Ablage der Irrenanstalt« – eingewiesen, die Mutter hat dich hingebracht: »Ich will immer weniger und plärre und trotze und sträube mich und wie ich das ›Neuhaus‹ erblicke, ergreift mich Grauen und Panik, ein graugelblichgräulicher alter Würfel, eine Spinne – in der die Angst sitzt – (…), und da will ich mich losreissen, aber Mutter hält mich mit aller Kraft fest und schreit nach Hilfe und ein halbes Dutzend Schwestern kommen angeflattert, greifen mich und ich schlage um mich und brülle und beisse und schnappe und es fliesst Blut, und sie tragen mich zu fünft, eine am linken Bein, eine am rechten Bein, eine am linken Arm, eine am rechten Arm und

eine klemmt mir den Kopf fest, hinauf und hinein ins Haus und ins Zimmer vom Doktor, der freundlich, ölig, wie ein Buddha lächelt und mich beruhigend unverzüglich bewusst anlügt, ich hätte doch nichts zu fürchten und die Mutter könne mich doch gleich wieder mitnehmen. Wie ich erschöpft vom Kampf in einem Sessel sitze, bringt er mir schonend bei, dass mich Mutti doch nicht mitnehmen könne, ein paar Tage müsse ich schon aushalten, aber das sei alles andere als schlimm, ich würde schon sehen. Da springe ich auf und stürze zum offenen Fenster, bin aber nicht schnell genug mit Hinausklettern, der Doktor zerrt mich zurück und hält mich fest, bis Mutti gegangen ist und dann übergibt er mich der Schwester Sophy.«[2]

Diese Schwester habe damals, kurz nach Beginn des Zweiten Weltkriegs, eine »Hakenkreuznadel an ihrem weissen Trachtenkittel« getragen und vermutlich darauf gewartet, »uns allesamt als lebensunwertes Leben abspritzen zu dürfen«.[3] Man schleppt dich in »ein Badezimmer«, »wo sie mich gewalttätig entkleiden und in eine Badewanne legen, die mit einem Deckel verschlossen wird, dass nur mein Kopf aus einem Loch ragt und dann wird eine Stunde lang abwechselnd sehr heisses und sehr kaltes Wasser rein- und rausgelassen. (…) nach dieser Prozedur lasse ich mich willenlos, ohne weiteren Widerstand, zu den andern Kindern einreihen.«[4] Was du nie erfahren hast: Der Doktor, dem du vorgeführt worden bist, notiert sich als Einweisungsgrund: »Psychopathie, Trotzneurose«.[5]

Du bist damals zehneinhalb Jahre alt, und dein erster Aufenthalt in dieser psychiatrischen Beobachtungsstation dauert ein halbes Jahr. Am 16. Mai 1940 wirst du der »Familie Weber in Bettenhausen in Pflege gegeben«. Nach kaum einem Monat brennst du durch und gehst nachhause, wo du aber, so die Akten, »aus erzieherischen Gründen nicht belassen werden« kannst. Man schafft dich wieder ins »Neuhaus«, der Doktor notiert sich eine »Neurose nach Erziehungsfehlern«[6]. In der Tatsache, dass du wieder anfängst, »häufig das Bett zu nässen«, erblickt er »einen Rückfall«.[7]

Zwischen dem Herbst 1939 und dem März 1941 befand sich das

Hauptquartier der Schweizer Armee im Schloss Gümligen[8], kaum fünf Kilometer südlich von Bolligen. Bei einem seiner täglichen Ausritte ist der damals oberste Soldat des Landes, General Henri Guisan, am »Neuhaus« vorbeigekommen und habe sich »huldigen lassen«: »Alle Kinder dürfen ihm die Hand drücken. Wie er mir seine Tatze entgegenstreckt, macht's auf einmal klick, ich sehe grünuniformes Zittern, aus grün wird rot und Hitler und spontan angewidert spucke ich dem General auf die dargebotene Hand. Ich werde weggezerrt und ins Haus geschleift. Sehr ausgedehntes Wechselbad.«[9]

Am 18. August 1940 nehmen dich die »Eheleute Dups in Biel in unentgeltliche Pflege«. Nach der Probezeit können sie sich allerdings »nicht entschliessen, den Knaben zu behalten, da er ihnen zu viele Schwierigkeiten verursachte«. Am 12. Oktober bringt man dich erneut ins »Neuhaus«: »Es wird nun voraussichtlich eine Heimversorgung in einer Erziehungsanstalt durchgeführt werden müssen.«[10] Immerhin kennst du unterdessen die Kinder der Station, »eine glatte Bande (…), lauter frühreife, aufgeweckte, selbständige, lachende – Asoziale, Abschaum, Schmuddelkinder. Mit denen kann ich auskommen.«[11] Aber diesmal behält man dich nicht mehr lange hier: Am 21. November wirst du für die nächsten vier Jahre in das Waisenhaus Thun abgeschoben.

Dass du wieder zu deinen Eltern zurückgekehrt wärst, hätten die Behörden nicht zugelassen. Du solltest zum nützlichen Glied der Gesellschaft erzogen werden trotz deiner Eltern: Zwischen Juli 1936 und August 1942 registrierten die Berner Behörden neun Umzüge der seit Jahren wegen »Verschwendungssucht«[12] bevormundeten Eheleute Ernst und Lina Müller-Lütschg: »Schon [daraus] geht hervor, dass sich die an keinen Anstand und keine Ordnung gewöhnten Leute überall unmöglich machen. (…) In der Wohnung sollen nur noch die allernotwendigsten Möbel vorhanden sein, weil alle andern Möbelstücke ohne Wissen des Vormundes veräussert worden sein sollen.«[13] Die beiden Eheleute seien »notorische Schuldenmacher«, hinterlistig und verlogen. Vater Müller, ein nur noch provisorisch angestellter Kondukteur

der Schweizerischen Bundesbahnen, habe einen besonderen Hang zu Lotterien, leide an »Grössenwahn« und habe »kein Verständnis für seine wirkliche Lage, die ihn jederzeit um Stellung und Verdienst bringen könnte«. Mutter Müller sei schwatzhaft, betreibe die Hausiererei vor allem, »um möglichst herum zu kommen«. 1938 schrieb der Vormund deiner Eltern: »Zufolge einer Misshandlung durch ihren Ehemann konnte sie in den Monaten August und September wenig hausieren gehen.«[14] Dass deine Mutter von Fahrenden abstammte, geht aus den Akten nicht hervor, sondern lediglich, dass sie bei den Pflegeeltern Franz Wilhelm Lütschg und Karolina Aebi aufgewachsen und eine uneheliche Tochter der Amélie Biétry gewesen sei.[15] Du aber hast dich später nicht ohne Stolz als »halben Gyps« bezeichnet.[16] –

Tatsächlich hat man dich stets als »Kind der Landstrasse« behandelt – und nicht nur dich. Als du in Thun bereits als Waise lebst, wird am 16. November 1942 Bernhard, der Zweitälteste, mit »nervösen Störungen« in die Waldau eingewiesen. Er ist zwei Jahre jünger als du, hat von nun an einen ähnlichen Weg vor sich wie du – und weniger Glück. Er wird Verdingbub, im Welschlandjahr gibt er »zu Klagen Anlass«, kommt in das Pestalozziheim Neuhof in Birr, erlernt den Gärtnerberuf, wechselt nach dem Austritt häufig die Stelle und gerät ab 1954 immer mehr in die Mühlen der Administrativjustiz, wird zwischen Witzwil, Thorberg, St. Johannsen und der Anstalt Waldau hin- und hergeschoben, wogegen er sich hartnäckig mit »querulatorischem Verhalten« wehrt, und zwar in einem Mass, dass der Regierungsrat im Dezember 1955 feststellt: »Der Fall Bernhard André Müller stellt einen der schwierigsten dar, mit denen sich der Regierungsrat im letzten Jahr zu befassen hatte.«[17] Bernhard bleibt lebenslänglich bevormundet, ab und zu ist er berufstätig, ab und zu auf der Kurve, auch im Ausland, wo er Drogen kennen lernt und seine Homosexualität zu leben versucht, ab und zu ist er interniert, immer häufiger in der Waldau, draussen bleibt er unter ständiger psychiatrischer Kontrolle. Im Winter 1982/83 mehren sich »Niedergeschlagenheiten«: berufliche Schwierigkeiten, enttäuschende Erfahrungen mit jungen Homosexuellen. Am 17. Januar 1983

findet man den 52-Jährigen in seiner Wohnung an der Oberdorfstrasse in Ostermundigen tot auf dem Bett: »Die gerichtsmedizinischen Untersuchungen haben die genaue Todesursache nicht feststellen können. Höchstwahrscheinlich hat Bernhard Müller durch Einnahme einer giftigen Flüssigkeit Selbstmord begangen.«[18]

Deine beiden jüngsten Brüder, der acht Jahre jüngere H. und der zwölf Jahre jüngere Roland, werden deinen Eltern am 3. September 1946 weggenommen: »Da die Eltern sich freiwillig nicht bereit finden konnten, die Kinder ins Jugendheim zu bringen, musste polizeiliche Wegnahme erfolgen.«[19] Roland hat sich, du erinnerst dich, im Oktober 1956 in Rüeggisberg als fünfzehnjähriger Verdingbub erhängt – Heinz ist schliesslich der Einzige, der einen Weg aus Vormundschaft und Administrativjustiz finden wird. Der kantonale Zivilstands- und Bürgerrechtsdienst hat ihn im August 1993 darüber informiert, dass sich ein Journalist mit dir, seinem Bruder, beschäftige. Er hat schriftlich geantwortet: »Wir waren 4 Knaben in unserer Familie. 2 viel, viel älter (weiss nur Namen, René und Bernhard). Ich Heinz und der jüngere, Roland. Ich bin noch der einzige von den 4. Ich bin in einem Heim aufgewachsen, ›Aarwangen‹. Ich habe die älteren René, Bernhard NIE gesehen, nicht gekannt. Sie können machen, was und wie Sie wollen! Mir ist das egal! H. Müller.«[20]

Dein Vater starb am 31. Oktober 1968, deine Mutter am 15. September 1974, beide in Bern. Dass dich ihr Sterben in irgendeiner Weise berührt hätte, ist nicht bekannt. Aber du hast den beiden ein kleines Denkmal gesetzt: »Ist mein Papi Generaldirektor der SBB? Ist mein Papi Taglöhner? Interessiert mich das? I wo! Noch nicht einmal, dass er lieb und dumm ist. Wenn Mammi ihn betrügt, weiss es die ganze Stadt, das ganze Land, die ganze Welt (…) – nur einer weiss es nicht. Er. Sogar wir kleinen Kinder wissen es. Er weiss es nicht, hat es nie gewusst, wird es nie wissen. Sein Glück vielleicht. Ehre seinem Andenken! Mammi ist ganz anders. Mammi ist ein Zigeunerkind. Irgendwie adoptiert oder verkauft worden. An eine Schweizerfamilie, die durch Südfrankreich reiste. Dort residierte der eine Zweig. Der andere trieb

sich in Oberitalien herum, mit Karussells und Schiessbuden. Eine schöne, glutschwarzäugige Mammi. Und von Mammi lernte ich etwas vom besten. Dass man lügen können muss. Wenn Mammi den Mund öffnet, so lügt sie und wenn sie den Mund schliesst, so hat sie gelogen. Feine Mammi! Von Papi lernte ich nur, dass man gegen eine Klistierspritze nicht furzen kann. Auch ganz gut. Ah – und noch etwas; dass man wegen einem Mädchen nie die Hose wechselt.«[21]

Über deine Thuner Jahre schweigen die Akten bis zum 2. Oktober 1944. An diesem Tag bist du aus dem Waisenhaus »entwichen« und zwei Tage später zusammen mit einem Kollegen »in einem Ferienchalet am Thunersee von der Polizei aufgegriffen« worden: »Das Waisenhaus Thun wollte die Knaben nicht mehr aufnehmen. Bis zur Abklärung, was weiter mit René Müller geschehen soll, wurde er im Knaben-Erziehungsheim Bächtelen in Wabern untergebracht.«[22] Dort hat man vergeblich versucht, dich »auf dem Lande« unterzubringen.[23] Du bliebst während des Winters in der »Bächtelen«, und Ende Februar 1945 bewilligte die Amtsvormundschaft 150 Franken »an die Anschaffungen für die Konfirmation«.[24] Den bisherigen Erfolg der erzieherischen Massnahmen schätzte das Städtische Jugendamt Bern wie folgt ein: »Sowohl die Privatplazierungen bei den Familien Weber in Bettenhausen und Dups in Biel, wie auch die Einweisungen in das Waisenhaus Thun und das Erziehungsheim Bächtelen erwiesen sich als nutzlos. Die erzieherischen Schwierigkeiten nahmen immer zu und äusserten sich in seinem widerspenstigen, unbotmässigen, frechen Benehmen und wiederholten Fluchtversuchen.«[25]

Am 5. April 1945 wirst du an eine »Stelle nach Chevroux bei Payerne placiert«[26]: »Nach kurzer Zeit lief er auch dort grundlos davon und kehrte zu seinen Eltern zurück.«[27] Am 7. Juli wirst du mit »nervösen Störungen« zur psychiatrischen Beobachtung in die Heil- und Pflegeanstalt Waldau eingewiesen.[28] Als du zwei Monate später in das »Arbeitslager Enggistein« weitergeschoben wirst[29], attestieren dir die behandelnden Ärzte »moralische Schwäche und Haltlosigkeit«.[30] Gleichzeitig wirst du erstmals massiv eingeschüchtert: Am 12. Septem-

ber 1945 beschliesst der Regierungsrat deine Versetzung in die Jugenderziehungsanstalt Tessenberg »unter Ansetzung einer Bewährungsfrist von 3 Jahren«.[31] Auch jetzt noch hältst du zu deinen Eltern: »Es gelang dem in Enggistein weilenden René 2 Militärlismer zu ergattern. Vater trägt einen der Lismer und ist heute wegen seinem unaufrichtigen Verhalten interpelliert worden. Er verpflichtet sich, den Lismer sofort zu bezahlen.«[32]

Am 17. Dezember 1945 wirst du als »Küchenbursche« in das Hotel »Schönegg« nach Wengen geschickt mit der Referenz des Enggisteiner »Lagerleiters«: »Etwas frecher, arroganter Typ; arbeitet gut, wenn er muss.«[33] Im Frühjahr 1946 stellt man bei der Amtsvormundschaft Bern fest, du habest in Wengen »zur Zufriedenheit« deines »Meisters« gearbeitet, deshalb gebe man dir die Möglichkeit, »den gewünschten Beruf zu erlernen«. Am 15. März 1946 beginnst du im Bad-Hotel »Bären« in Baden eine zweieinhalbjährige Lehre als Koch.[34] Man habe dir damals gesagt, du müssest zuerst einen Beruf erlernen, bevor du »eine Schauspielschule besuchen« dürfest. Deshalb habest du dich erkundigt, »welche Berufslehre am wenigsten Aufwand an Zeit« erfordere.[35] Entsprechend hast du gearbeitet: Du seist zwar »nicht unwillig«, aber du zeigest dich »recht nachlässig«. Anfang Juli zitiert dich dein Chef und stellt dich vor die Alternative, entweder du reissest dich zusammen oder du müsstest gewärtigen, entlassen zu werden.[36] Deine Probezeit wird verlängert. So versuchst du »neben einem meist besoffenen Küchenchef« das Handwerk des Kochs zu erlernen: »Zwiebeln schnätzeln, Schnittlauch schneiden, Kartoffeln pellen, so die eigentliche Arbeit eines Küchenburschen, schmutzige, fettige Böden fegen, die Kohlenherde auf Hochglanz polieren – zwei Stunden zimmerfrei – Hackböcke schaben und am Donnerstag, wenn der Casserolier seinen freien Tag hat, darf ich die Kasserollen putzen – meinen freien Tag habe ich am Dienstag, wo ich nach Zürich zur Gewerbeschule muss – und einmal sticht mich der Chef mit einem Messer durch die Hose in die Arschbacke, weil ich mich weigere, die Kasserollen zu putzen und italienische Küchenmädchen stellen mir nach, und packen mich am

Schwanz, das macht denen viel Spass, ihr Sonntagsvergnügen, und während der Zimmerstunde darf ich auch mal.«[37]

Im Oktober 1946 wird der Lehrvertrag doch noch definitiv abgeschlossen. Dein Chef meldet nach Bern, »dass das Betragen von René korrekt und anständig sei und dass er unter guter Aufsicht auch ordentlich arbeite«.[38] Bis zum April 1947 tust du das zur allgemeinen Zufriedenheit für ein Taschengeld von 15 Franken im Monat[39]. Dann gibt es ein Problem: Du erhältst zwei Wochen Ferien. »Mit sehr viel Mühe ist es bisher gelungen, René Müller mehr und mehr dem verderblichen Einfluss seiner unvernünftigen Eltern zu entziehen«, darum müsse »unter allen Umständen vermieden werden, dass René diese Ferien zuhause verbringt, sonst werden alle bisherigen Erfolge zunichte gemacht«, warnt die Amtsvormundschaft. Um dir trotzdem etwas zu bieten, lässt man dich die Ferientage in der Heimstätte für die reformierte Jugend in Gwatt verbringen.[40] Dort gehst du im Frühsommer »jeden Abend ins Kurtheater«, indem du »durch ein Fenster über der Ballustrade« kletterst: »[Ich] bin hell begeistert und hingerissen von dem Max Frisch seinem ›Santa Cruz‹, sehe es zehn- und zwanzig Mal (…) und mir stinkt es immer mehr und dieser Pelegrin vom Max Frisch, der gibt mir den Rest, so dass ich beschliesse, einfach abzuhauen, gepackt vom Duft der grossen weiten Welt.«[41] Pelegrin heisst in Frischs Stück der »Vagant«[42], der in seinem alten Freund und Nebenbuhler, dem Rittmeister, »eine verdrängte Sehnsucht nach dem wahren Leben« entfacht – »wahres, wildes Leben versus Konvention und unerfüllte Sehnsucht«, das sei damals Frischs »zentrales Thema« gewesen, schreibt Urs Bircher.[43]

Du bist jetzt achtzehn und entscheidest, Pelegrins Leben leben zu wollen. Mit 50 Franken im Sack, mit denen du eigentlich ein paar Schuhe kaufen sollst, fährst du nach Basel, übernachtest in einem kleinen Hotel am Spalenberg, prellst die Zeche, schleichst durch die Schrebergärten Richtung grüne Grenze, »ein kühner Sprung – und ich stehe und möchte mich wie Tarzan auf die Brust hauen und dazu brüllen, denn ich weiss, jetzt bin ich in Frankreich«. In Saint-Louis kaufst du

eine Fahrkarte nach Belfort, haust dort einen Polizisten an und erklärst, in die Fremdenlegion eintreten zu wollen. Noch am gleichen Abend begleitet dich ein Sergeant der Legion zum Bahnhof, drückt dir eine Fahrkarte nach Marseille in die Hand und sagt, du sollest dich dort im Fort Saint-Nicolas melden: »Ich sehe zum ersten Mal in meinem Leben das Meer und bin glücklich darüber, marschiere straks und stramm und schon halb Legionär dem Hafen lang, den Stutz hinauf zum Fort, sage den Schildwachen keck ›Guten Tag‹ und die fragen, was ich wolle, ich sage stramm erhobenen Hauptes: ›In die Legion‹, lasse mir erklären, dass ich durch die zweite Türe rechts muss und mutig rein.«[44]

Nun lebst du einige Wochen in diesem Fort und beobachtest mit gemischten Gefühlen, wie die anderen Aspiranten den Tag herbeisehnen, »wo sie endlich an die Front diktiert werden, sei's zur kurzen Ausbildung nach Sidi-bel-Abbès in Nordafrika oder direkt nach Indochina, wenn die mit dem Nachschub von Kanonenfutter aus dem Ausbildungslager nicht mehr nachkommen.« Du musst warten, wehrst dich gegen Wanzen, Mücken und Krätze, erlebst die Meuterei einiger Polen, die versuchen, das Waffendepot zu stürmen, mit Tritten, Kolbenhieben und Faustschlägen überwältigt und in die Infirmerie gesperrt werden: »In der Nacht, da hört man die Polen fürchterlich brüllen, dann wird es still und man hört und sieht nie mehr etwas von den Polen, aber hinter der Infirmerie fällt die Mauer 30 Meter steil ins Meer ab.« Dann findet die nächste »grosse Selektion« statt: »Das geht so, dass jeder der Reihe nach nacktig vor einem Arzt durchspazieren muss – ein Schweizer übrigens – und der sagt entweder ›oui‹ oder ›non‹, aber fast immer ›oui‹. Aber bei mir sagt er nach einem Blick auf meine Karte, dann auf mich ›non‹ und ich zucke fast freudig enttäuscht zusammen und der schaut mich kurz, aber eigenartig an, will mich vielleicht schonen, denkt sich, ich sei doch zu schade, um abgeschlachtet zu werden, also bekomme ich 300 Francs in die Hand gedrückt und einen provisorischen Ausweis und eine Bahnkarte bis Lyon, werde vors Tor geleitet, mit noch zwei zusammen, die auch nicht durchkamen, und da sind wir nun, uns selber überlassen – aber wieder in der Freiheit und wir atmen

tief und erlöst und gehen erst mal in eine Hafenkneipe einige heben und unser ungewisses Schicksal bedenken.«[45]

Du bist dann mit Bahnkarte bis Lyon und ohne Bahnkarte weiter bis Paris gereist, dort gleich im Gare de l'Est in eine Polizeirazzia geraten, bist an das Schweizer Konsulat überstellt worden, hast ein »Laisser-passer« bis zur Schweizer Grenze erhalten, bist in St. Louis ausgestiegen und hast versucht, über die grüne Grenze in die Schweiz zurückzukommen. Dabei bist du geschnappt worden. Du hast den zivilen Polizisten gefragt, warum man dich jetzt verhafte, du seist doch hier völlig problemlos rausgekommen. Aus der Antwort hast du deine Lehren gezogen: »Uns interessiert doch nicht, wer raus geht. Die sind wir ja los. Aber wer reinkommt, das interessiert uns schon viel mehr!«[46]

In Basel wirst du in das Untersuchungsgefängnis »Lohnhof« geschafft und erkennungsdienstlich behandelt, dann »in den Kerkerturm« von Baden weiterspediert. Du wirst vor den Untersuchungsrichter geführt, der dir einige Diebstähle und Einbrüche der letzten Zeit anzuhängen versucht, was mangels Beweisen nicht klappt. Dafür verurteilt dich das Bezirksgericht Baden am 7. Oktober 1947 zu drei Wochen Haft bedingt »wegen einer in der Lehrstelle begangenen Veruntreuung«[47] – mag sein, das war der Preis für die 50 Franken, mit denen du nach Frankreich abgehauen bist. Du wirst nach Bern abgeschoben, ins Amthaus gesperrt und dem Jugendanwalt vorgeführt.[48] Dieser hat dich lediglich an den Regierungsratsentscheid vom 12. September 1945 zu erinnern: »Bedingte Versetzung in die Erziehungsanstalt Tessenberg und Stellung unter Schutzaufsicht (Art. 62 Ziff. 1 und Art. 70 APG, Art. 32, 34 Ziff. 6 und Art. 63 II EG zum StGB).«[49] Das ist Juristenkauderwelsch und bedeutet: Administrative Versenkung auf unbestimmte Zeit, offen ist bloss, wo. »Eine Versetzung auf den Tessenberg scheint (…) wegen der Bekanntschaft Renés mit andern sehr schwierigen Elementen dieser Anstalt nicht günstig zu sein. Es müssten sich daraus nicht nur für die Internierungszeit, sondern auch für später erhebliche Schwierigkeiten ergeben, und es würde sich wohl kaum ein erzieherischer Erfolg einstellen.«[50]

So sucht man eine andere Lösung und schickt dich Mitte Oktober 1947 vorderhand wieder nach Enggistein.[51] Am 13. November meldet der »Lagerleiter« nach Bern: »Ist am 8./9. Nov. fort ohne Bewilligung.« Unter der Rubrik »Bericht zur Führung« schreibt er: »Ist in der Arbeit nachlässig & willenlos, arbeitet ohne zu denken. Sucht Unterhaltung & Lustbarkeiten. Absolut ohne Energie. Bringt auch wenig Interesse für seinen Beruf auf.« Deine Flucht vor der angedrohten Internierung scheitert. Am 15. November wirst du in Courtelary im Berner Jura in Haft gesetzt, am 12. Dezember vom dortigen Gericht »wegen Diebstahlversuchs und Sachbeschädigung« zu 30 Tagen Gefängnis verurteilt.[52]

Unterdessen wissen die Behörden in Bern, wo sie dich internieren wollen. Ein freundlicher junger Mann in Zivil, der gesagt habe: »Versuch ja nicht davonzulaufen, ich habe eine Pistole bei mir«, habe dich im Zug nach Aarburg begleitet. »Ich fürchte diese Anstalt, die mir lange genug als Schreckgespenst vorgemalt wurde, gleichzeitig wächst meine Entschlossenheit, hart zu sein, mir nichts bieten zu lassen, zu trotzen, wenn möglich zu flüchten und dieser Gedanke fasziniert mich schon beinahe.«[53] Seit dem 16. Dezember 1947 lebst du in der aargauischen Kantonalen Erziehungsanstalt[54] und beginnst eine Lehre als Gärtner.[55] Im Juni und Juli 1948 begutachtet man dich in der Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden wieder einmal psychiatrisch, weil man auf der Berner Amtsvormundschaft aus deinen nicht erhalten gebliebenen Briefen den Eindruck gewonnen habe, »es könnte bei [dir] eine Geisteskrankheit in Erscheinung treten«.[56] Einen Monat später wird in den Akten zum erstenmal deine noch junge Gammlerkarriere bestätigt: »Durch das Davonlaufen und Herumfahren des vorgenannten Mündels war es leider nicht möglich, seine Zahnkontrolle und Behandlung regelmässig durchzuführen.«[57] Am 3. Mai 1949 hast du auf der Aarburg deinen zwanzigsten Geburtstag gefeiert. Am 2. September ist daraufhin zwar nicht die administrative Versorgung, aber wegen »Erreichung der Mündigkeit« für kurze Zeit deine Vormundschaft aufgehoben worden.[58]

Die bunte Welt des Widerspruchs (1968–1970)

»Wir sind ein bürgerliches Land«: Peter Bichsels Schweiz.– Man lebt nun in schnelllebigen Zeiten. Letzthin hat die »National-Zeitung« in einem Sonderdruck die zehn Interviews veröffentlicht, die Mario Cortesi im Herbst 1967 mit deutschschweizerischen Nonkonformisten geführt hat. Und bereits muss Frank A. Meyer im Vorwort auf den historischen Charakter der Gespräche hinweisen. Unterdessen formulierten »Jungakademiker (…) einen modernen Sozialismus aus Marx und Marcuse«: »Nicht dass die Gesprächspartner von Mario Cortesi solchem Tun nicht zu folgen vermöchten. Doch sie gehören bereits nicht mehr dazu. Sie bilden bereits selbst ein Establishment« – und zwar jenes »einer halbwegs linken Opposition«.[1]

Der Erste, mit dem Cortesi gesprochen hat, ist der 32-jährige Zuchwiler Primarlehrer Peter Bichsel – als Schriftsteller bereits jetzt ein Arrivierter. Im Herbst 1964 wurde er mit »Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen« gleich international bekannt, 1965 erhielt er für das Buch den renommierten Preis der »Gruppe 47«[2], 1967 veröffentlichte er den Prosaband »Die Jahreszeiten«[3], in dem er seine Sprache kunstvoll am Versuch scheitern liess, Wirklichkeit abbilden zu wollen. Seine dezidiert nonkonformistische Definition von »politischer Literatur« im Gespräch mit Cortesi klingt ein halbes Jahr später bereits befremdlich: »Wir müssen uns sicher von der Vorstellung trennen, dass politische Literatur nur ›links‹ ist. Ernstzunehmende Literatur hält sich immer in Opposition, macht immer offiziellen Meinungen Schwierigkeiten. Aber es gibt auch jene ganz typisch schweizerische Blut-und-Boden-Literatur, die auch politische Literatur ist. Sie engagiert sich für einen grässlichen Konformismus.«[4] Nie und

nimmer hätte ein »Achtundsechziger« auch nur in Erwägung gezogen, dass »Blut-und-Boden-Literatur« »ernstzunehmende Literatur« sein könnte.

Aber Bichsel ist eben kein Achtundsechziger. In dem Mass, in dem er als Schriftsteller in den »Jahreszeiten« »erfährt, was Wirklichkeit nicht ist, ohne dabei zu erfahren, was sie wirklich ist und wie sie zu erzählen wäre« (Heinz F. Schafroth)[5] , wendet er sich als Journalist und Kolumnist nonkonformistischer Vermittlung und Deutung des Faktischen zu. Ab Pfingstdienstag 1968 zum Beispiel sitzt er auf der Tribüne des Nationalratssaals und verfolgt die Sommersession der eidgenössischen Räte.[6] Zwei Wochen später, am 14. Juni, tritt er in der »Junkere 37« auf, um unter dem Titel »Thema Schweiz« über seine Beobachtungen zu berichten.[7] Der »Bund«-Rezensent schreibt lakonisch: Bichsel habe »scheinbar« um Worte ringend und »stockend« begonnen: »Ich habe den Schweiz-Koller. Ich kann mich gegenwärtig nicht engagieren.«[8] Der Journalist vom »Berner Tagblatt« hört an dieser Stelle auch den Satz: »Mir fällt zum Thema Schweiz in letzter Zeit wahnsinnig wenig ein.«[9]

Das freilich ist bichselsche Untertreibung. Im August 1967 hatte er in der Zeitschrift »du« unter dem Titel »Des Schweizers Schweiz« einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er feststellte: »Wir sind ein bürgerliches Land«, um gleichzeitig den »pervertierten Bürgersinn« der »vorschnellen Versöhnung« zu denunzieren, der zur »Angst vor dem Neuen«, zum »Verzicht auf grundsätzliche Diskussionen« und schliesslich »zum Desinteresse am Staat« führe.[10] Darum, sagte er einen guten Monat später im Gespräch mit Cortesi, müsse »der Bürger (…) wachgerüttelt werden«, denn »der Mensch verzichtet auf sämtliche seiner Rechte, wenn er gut verdient«. Es gebe nur die Möglichkeit, es dem Bürger »in seinem Wohlsein nicht allzu leicht zu machen«.[11]

Bichsel geht also ins Bundeshaus, um nachzusehen, wie das Parlament dieser Desinteressierten funktioniere. Über seine Erkenntnisse berichtet er nicht nur in der »Junkere 37«, sondern auch in der »Weltwoche«: »Hier, in diesem Haus, in dieser Sitzung, findet Demokratie

nicht statt, hier wird sie repräsentiert. Hier werden die Ergebnisse der Kommissionen zusammengetragen; das ist die vierteljährliche Schlusssitzung eines grossen Kongresses. (…) Es gibt hier keine Opposition. Das wäre gar nicht der Ort für sie.«[12] So werde der Parlamentsbetrieb, resümiert Heinz Däpp Bichsels »Junkere«-Referat im »Burgdorfer Tagblatt«, zum »Zeremoniell mit magischem Einschlag«.[13] Im Parlament werde das »Sitzen zur Pflicht«, hier werde Demokratie zur »Präsenzleistung, die die Zeremonie der Demokratie garantiert«.[14] Hier werde Demokratie »verwaltet statt praktiziert«, alles laufe zwar wie am Schnürchen, aber er habe Angst, »dass die Schweiz jenes Land werden könnte, das mit dem Soldaten zu vergleichen ist, der plötzlich feststellt, dass er als einziger noch im Schritt marschiert«. Distanz aber auch gegen den neulinken Verbalradikalismus: Der Rummel um den Begriff des »Engagements« sei »Ballast aus dem 19. Jahrhundert«, und eine »Revolution, die den Durchbruch zu einer neuen Zeit vollziehen könnte«, halte er für unmöglich, weil »die politische Linke zu differenzieren gelernt und dadurch ihre Wirksamkeit eingebüsst« habe; die Rechte hingegen differenziere »seit jeher viel weniger« und behalte darum »die Oberhand«.[15]

Auf die Frage, wo denn die notwendigen, meinungsbildenden Diskussionen, die im Parlament nicht vorgesehen seien, stattfinden sollten, sagt Bichsel: »Im Volk finden sie nicht statt, das Volk ist langweiliger, konservativer und reaktionärer als das Parlament. Es wird nicht die Schuld des Parlaments sein, wenn unsere Demokratie zugrunde gehen sollte.«[16] Wenn Bichsel am 14. Juni 1968 in den Diskussionskeller an der Junkerngasse hinunterstieg, rechnete er demnach zuletzt damit, dort »das Volk« anzutreffen.

Alpinistische Meisterleistung am Münsterturm: Der schweizerische Vietnamtag. – Am Morgen des 23. Juni 1968 – einem Samstag – bleiben die Passantinnen und Passanten auf dem Münsterplatz verblüfft stehen. Zuoberst auf der Münsterturmspitze, um die hundert Meter über Grund, flattert ein buntes Tuch, das sich bei genauerem Hinsehen

als Fahne des Vietcong, der kommunistischen »Nationalen Befreiungsfront für Südvietnam«, entpuppt. Gleichzeitig sieht man zwei Männchen herumturnen – es sind der Münsterturmwart Otto Wymann und der Stadtpolizist Ernst Wenger –, die sich abmühen, das Tuch zu entfernen. Nach zweistündiger Kletterei sagt Wymann: »Eines ist sicher: derjenige, der die Fahne gehisst hat, muss über ein respektables klettertechnisches Können verfügen. Ich kann mir nichts anderes vorstellen, als dass er in schwindelnder Höhe den Blitzableiter als Halt benutzt hat.« Die Stadtpolizei spricht in einer Stellungnahme schlicht von einer »alpinistischen Meisterleistung«.[17]

So musste tout Berne an jenem Vormittag zur Kenntnis nehmen, dass auch hier der Vietnamtag stattfinden würde. Um »die schweizerische Öffentlichkeit auf dieses nach wie vor ungelöste Problem hinzuweisen«, hatten das »forum politicum« und das »Komitee für die Solidarität mit der Dritten Welt« zum Aktionstag aufgerufen, der gleichentags auch in Basel, Zürich, Genf, Bellinzona und Delsberg begangen wurde. Ziel war es, »für einen raschen und gerechten Frieden in Vietnam« und für »Solidarität mit der Dritten Welt« zu demonstrieren.

Seit seiner ersten Vietnam-Kundgebung im November 1966 hat sich das »forum politicum« mit weiteren Demonstrationen und mit autonomen Seminaren an der Universität profiliert. Man diskutierte zum Beispiel mit Achmed Huber und »einigen israelischen Kommilitonen« über den Nahostkonflikt oder unter dem Motto »Grund zu neuen Hoffnungen oder alter Wein in neuen Schläuchen?« über die päpstliche Enzyklika »populorum progressio«.[18] Martin Rothenbühler, damals Präsident des »forums«, erinnert sich: »Ein wichtiges Thema war die autoritäre Persönlichkeit, wie sie Adorno und Horkheimer beschrieben haben. Da ist uns eine Welt aufgegangen: die Person, die gegen unten tritt, weil sie gegen oben autoritär fixiert ist.«[19]

Und nun hat man zum schweizerischen Vietnamtag also ein Teach-in, ein Walk-in und ein Sit-in organisiert. Am Freitag abend wird in der Aula der Universität und, als der Abwart punkt zehn Uhr schliessen will, auf den Steinstufen des Hauptportals in lauwarmer Sommer-

nacht diskutiert. Man schaut sich die Filme »Documents d'accusation« und »Vivre sous les bombes« zur aktuellen Situation in Vietnam an. Man hört Lilly Abegg zu, die über vierzig Jahre in Südostasien gelebt und in dieser Zeit als Zeitungskorrespondentin gearbeitet hat. Mit ihr sei es zu einem »grundsätzliche[n] Gespräch über das Verhältnis der Industriemächte – Sowjetunion mit eingeschlossen – zu den Entwicklungsländern, zur Dritten Welt«, gekommen.[20] Danach spricht Hans Rudolf Hilty, für den als Nonkonformist Vietnam auch ein innenpolitisches Thema ist – es geht auch um »Vietbärn«, um es mit einem Gedichttitel von Kurt Marti zu sagen. Mit Blick auf Urs Jaeggis Studie »Der Vietnamkrieg und die Presse« wertet es Hilty als Fortschritt, »dass es nunmehr auch in der Berner Universität möglich ist, gegen die amerikanische Kriegsführung in Vietnam zu protestieren; diejenigen, die es bereits vor vier Jahren getan haben, wurden als Söldlinge von Hanoi und als Antiamerikaner bezeichnet.«[21] Der damalige Theologiestudent Benz H. R. Schär bestätigt aus der Erinnerung: »Ich hatte um 1968 und im Zusammenhang mit der Vietnam-Bewegung den Eindruck, dass in der Presse langsam ein Umschwung passierte. Die Leute sind zwar nicht einverstanden gewesen mit den Revoluzzern, aber ein gewisses moralisches Kapital hat man gehabt. Zunehmend war die Wetterlage so, dass man nicht mehr einfach sagen konnte: Die sind hirnverrückt.«[22]

Unter Transparenten wie »Unsere Neutralität ist eine Schweinerei« oder dem maoistischen »Wenn der Feind uns bekämpft ist das gut, nicht schlecht« folgte am Samstagnachmittag als Walk-in die Demonstration, an der, laut »Berner Tagblatt«, »neben den oppositionellen Studenten (…) – schätzungsweise zu gleichen Teilen – auch farbenprächtige Beatniks, Jungsozialisten, aktive Mitglieder der kommunistischen Partei der Arbeit (PdA), Italiener und wohl auch zahlreiche ›Berufsjugendliche‹« teilgenommen hätten. Am unteren Ende des Hirschengrabens – vor den damaligen Redaktionsräumen des »Bunds« – und vor dem Radiostudio Bern an der Schwarztorstrasse kam es schliesslich zu zwei Sit-ins, mit denen gegen die einseitig pro-amerikanische

Medienberichterstattung protestiert wurde. »Alles in allem: eine disziplinierte Schar von Demonstranten, die offensichtlich nicht nur darauf ausging, Radau zu machen: ein Grund, hinter ihrer Kundgebung ein echtes Anliegen zu vermuten?«, sinnierte der »Bund«, um andererseits unter dem Titel »Schändung« zu poltern: »Mit dem Hissen des Banners hat man weit mehr als nur einen im Winde flatternden Protest geäussert; man hat all jene, denen das Münster als Gotteshaus und als weithin sichtbares Symbol des bernischen kirchlichen Lebens etwas bedeutet, zutiefst beleidigt. Diese Schändung kann moralisch nicht scharf genug verurteilt werden.« Es stimme zwar, dass für manche Berner die Aktion »eine Gotteslästerung« gewesen sei, schrieb Kurt Marti kurz darauf: »Junge Theologen sahen in der Fahnenhissung jedoch kein Teufels-, eher ein Gotteszeichen wider eine Kirche, die zum exemplarischen Fall Vietnam bisher zweideutig geschwiegen hatte.«[23]

Wem das Husarenstück der Münsterbesteigung gelungen ist, hat die Polizei trotz des sachdienlichen Hinweises eines Studenten im »Berner Tagblatt« nie herausgefunden: »Es war gar nicht so gefährlich. Die Aktion war von langer Hand vorbereitet. Sie waren vorher bereits dreimal oben und haben überall Haken geschlagen.« Heute wirds die Polizei nicht mehr interessieren: Der Kletterer war Marc Rudin, Mitglied des »forum politicum« – unterstützt wurde er von einem Alpinistenkollegen aus Lausanne.[24] Übrigens wehte in jener Zeit auch auf der Lausanner Kathedrale einmal die Vietcong-Fahne.[25] Und Jahre später, in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai 1975, als sich die geschlagene US-Army endgültig aus Südvietnam zurückzog, erstieg der Soziologe Ueli Mäder mit zwei Kollegen die beiden Türme des Basler Münsters – es habe geregnet und sei »saumässig gefährlich« gewesen, sagt er im Rückblick – und spannte zum »Tag der Arbeit« ein Transparent mit der Aufschrift: »Vietnam befreit!«[26]

Panzer in Prag: Schöne Worte, rote Fahnen und reine Heuchelei. – In der Nacht vom 20. auf den 21. August 1968 beenden zwanzig Divisionen des Warschauer Pakts in der Tschechoslowakei den »Prager

Frühling«, dessen Ziel eine freiheitlichere Alternative zum herrschenden sowjetischen »realen Sozialismus« ist. Bilder aus Prag, die verzweifelte Zivilisten vor Panzern zeigen, gehen um die Welt. Abgesehen von den letzten Moskautreuen protestiert man auch in der Schweiz einhellig – und zwar in gegenseitiger Abgrenzung als Antikommunisten, als Neue Linke oder als Nonkonformisten.

Landauf, landab läuteten am 21. August die Kirchenglocken eine »Schweigeminute« ein. Fahrzeuge und FussgängerInnen standen still. Radio Zürich rief die Bevölkerung auf, tschechoslowakische TouristInnen zum Nachtessen einzuladen. Schüler und Studentinnen trugen Fackeln durch die Städte. In Zürich wurden die linke Limmatbuchhandlung, der Literaturvertrieb der PdA und die sowjetische Wozchod Handelsbank AG mit Hakenkreuzen oder der Parole »Hinaus, ihr Mörder!« verschmiert. Die dort arbeitenden schweizerischen Angestellten erhielten anonyme Drohungen oder wurden angepöbelt.[27] Die Zürcher Stadtpolizei, nach den anstrengenden »Globus-Krawallen« vermutlich noch etwas rekonvaleszent, trat nicht in Erscheinung.

In Bern verfasste Erwin Heimann als Präsident des Berner Schriftsteller-Vereins einen »Gruss an die Schriftsteller der Tschechoslowakei«: »(…) Wir haben in höchster Spannung und brennender Anteilnahme miterlebt, wie unsere tschechischen Kollegen in vorderster Front um die Ansätze jener Freiheit rangen, die wir in vollem Ausmass als Selbstverständlichkeit geniessen. Und nun soll dieser Wille mit plumper Gewalt und sturer Verneinung des menschlichen Ur-Rechts zermalmt werden. (…) In diesen Stunden wird uns bewusst, dass die Freiheit dort ihre Grenzen hat, wo sie den Totengräbern der Freiheit den Weg bereitet. Dass diese Aufgabe – die Vernichtung eigenen Denkens – zum Programm des totalitären Kommunismus gehört, haben die letzten 48 Stunden mit aller Nacktheit bewiesen. Darum kann und darf es mit den Machthabern und Gefolgsleuten dieser Richtung keine Ko-Existenz, kein nachlässiges Gewährenlassen geben. Entweder stellen wir uns zum Kampf oder wir geben uns selber auf.«[28] Diesem antikommunistischen Manichäismus stellte Max Schmid später in einem sar-

kastischen Kommentar einen linken gegenüber: »Keine Schweigeminute und kein Kirchenglockengeläute gab es in der Schweiz gegen den Terror der griechischen Militärjunta, die barbarische Unterdrückung des spanischen Volkes durch Generalissimo Franco, die Völkerausrottung der USA-Truppen in Vietnam, die Apartheidpolitik in Südafrika, den Rassismus in Rhodesien.«[29]

Mit 381 Franken aus der Stadtkasse unterstützt in jenen Tagen die Stadtberner Regierung eine antisowjetische Demonstration der Berufs- und Mittelschüler, was Luzius Theiler, fleissiger Besucher und neuerdings Referent der »Junkere 37«, als Stadtparlamentarier für den Landesring der Unabhängigen zur Anfrage inspiriert, nach welchen »politischen, moralischen und juristischen Kriterien« eine Demonstration als »subventionswürdig« erachtet werde.[30]

Das »Rassemblement Jurassien« nimmt die wohlfeile Empörung des offiziellen Bern zum Anlass für folgende Erklärung:

»1. Der Jura wurde gegen seinen Willen militärisch okkupiert, und zwar durch schweizerische Truppen im Jahr 1814, durch bernische Truppen während des vergangenen Jahrhunderts siebenmal.

2. Wenn die Jurassier eine Republik Jura ausriefen, so wie sie moralisch dazu das Recht hätten, würden sie sofort militärisch besetzt.

3. Wenn die Bevölkerung des Jura Widerstand gegen ein solches Truppenkontingent leisten wollte, würde dieser Versuch mit Gewalt, ohne Skrupel und Mitleid niedergeschlagen.

Während alle Völker, die sich auf die Freiheit Anderer berufen, mit der Tschechoslowakei sympathisieren, verlangt die elementarste Redlichkeit diese Erkenntnis: Die Demonstration des Gemeinderates und der Parteien von Bern, der Hauptstadt eines Staates, in dem die unterjochte Bevölkerung mehrmals mit Gewalt fügsam gemacht worden ist, ist reine Heuchelei.«[31]

Spontan und antiautoritär war der Protest von Berns Neuer Linken. »Wir gingen mit den roten Fahnen auf den Münsterplatz, wo die Demo stattfand«, erinnerte sich später Peter Vollmer, damals Aktivist des »forum politicum«: »Wir empörten uns als Sozialisten gegen das,

was in Prag passierte. Von unserer gesamten Grundhaltung her waren wir libertär eingestellt. (…) Das Stalinistische war uns ebenso fremd wie das Kapitalistische!«[32] Auch Martin Rothenbühler, der damalige Präsident des »forums«, erinnert sich an die rote Fahne, mit der man das »Rohr«, die Hauptgasse der Berner Altstadt, hinuntergezogen sei. Wütende antikommunistische Reaktionen habe man provoziert, weil man »für einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz«, also für das politische Programm des entmachteten tschechoslowakischen Reformpolitikers Alexander Dubcek demonstriert habe.[33]

Direkter betroffen von den Ereignissen waren die drei Schriftsteller Walter Gross, Kurt Marti und Jörg Steiner. Sie waren zwischen dem 15. und dem 20. April 1968 auf Einladung des tschechischen Schriftstellerverbandes in Prag und Pilsen gewesen und hatten in diesen Tagen nicht nur zu literarisch Tätigen Kontakte geknüpft, sondern auch zu Verlagen, zum Erziehungsministerium, zum Radio und zu Presseleuten. Mehr als dreissig Jahre später hat sich Marti in einem Gedicht an die trügerische »polterabendstimmung« jener Tage erinnert: »als würde morgen bereits / die hochzeit gefeiert / von sozialismus und demokratie«.[34]

In einem Interview, das Steiner der »neutralität« gab, zeigte er sich nach seiner Rückkehr aus der Tschechoslowakei überzeugt, dass es hier um den »Versuch« gehe, »ein demokratisches, von Ideologien freies Modell zu schaffen«. Auf die Frage, ob sich die »Demokratisierung in der CSSR auf die Dauer« durchsetzen könne, sagte er: »Es ist zu hoffen. Als Schweizer habe ich Mühe, die wirtschaftlich-politischen Verflechtungen zu verstehen. Ich ahne mehr als ich weiss die Gefährdung, die Unruhe, die Hoffnung und die Angst. In Prag, scheint mir, könnten die Unzufriedenen Träger der Reaktion sein.«[35] Vier Monate später beenden diese »Unzufriedenen« innerhalb der Kommunistischen Partei den Demokratisierungsversuch, indem sie die Sowjetunion zu Hilfe rufen.

Die obligatorische Weiterbildung über »Die Entwicklung der Pfahlbauer« hat der Lehrer Jörg Steiner an diesem 21. August nicht be-

sucht. Im Rückblick sagt er: »Das war nicht mutig. Es ist so, dass es dich verjagt und dann gehst du einfach dorthin, wo du sein musst.« Steiner geht nach Bern vor die sowjetische Botschaft. Eine Demonstration sei das nicht gewesen, »einfach ein Auflauf von Leuten, die es nicht ausgehalten haben. Abgemacht war zum voraus nichts. Es war ja am gleichen Tag, als die Meldungen kamen. Wir waren eher Rebellen als Revolutionäre.«[36] An jenem Tag hat Steiner auf die Strasse vor der Botschaft Verse aus Alexander Puschkins Ode »Freiheit« gemalt: »O weh, wohin mein Blick auch fällt, / nur Erz, nur Geisseln sieht mein Sehnen / durch der Gesetze Schmach entstellt / Und die Unfreiheit siecher Tränen. / Rings nichts als ungerechte Kraft / In dicker Nacht aus Vorurteilen / Seh ich den Sklavengeist hier weilen / Der Ruhmsucht Schicksalsleidenschaft.«[37]

Tags darauf hält Steiner an einer Kundgebung auf dem Bieler Neumarktplatz eine Rede, in der er sich überzeugt zeigt, dass »unsere Freunde in Pilsen, in Kosice, in Prag (…) einen sozialistischen Modellstaat auf den Grundlagen ihrer demokratischen Tradition aufbauen wollten – und sie hätten ihn aufgebaut«. Um sich nicht »in blossen Gefühlen der Ohnmacht und des Pessimismus« zu gefallen, versucht er danach die Versöhnung weltanschaulicher Gegensätze zu beschwören: »In der Tat: etwas Neues ist geschehen, meine Damen und Herren, etwas ausserordentlich Wichtiges: auf diesem Platz haben sich heute abend zum erstenmal die Vertreter aller politischen Parteien mit einem sozialistischen Land solidarisch erklärt. In dieser Solidarität sind wir von nun an behaftbar. Von unserer Solidarität ausgehend, gewinnen wir Klarheit und Einsicht. Wir sehen, dass ein Rückfall in den Kalten Krieg die freiheitsdurstigen und geknebelten Völker in Ost und West der schrecklichsten Resignation ausliefert. So wie wir unsere Grenzen für Flüchtlinge zu öffnen bereit sind, so müssen wir lernen, Menschlichkeit wieder mit der Torheit des reinen Gemüts zu verstehen. Unsere Hilfe gehört den Schwachen, den Minderheiten, den Geprügelten, den Verachteten, und zwar nicht aus blossem Mitleid, sondern aus Verantwortlichkeit.«[38] Die Schweiz öffnete in den folgenden Wochen ihre Grenzen

freilich nicht »mit der Torheit des reinen Gemüts«: Mit Flüchtlingen aus kommunistischen Ländern liess sich schon immer antikommunistische Propaganda machen, und tschechoslowakische Flüchtlinge im Speziellen waren beruflich im Durchschnitt gut qualifiziert und der Wirtschaft als »nicht kontingentierte Arbeitskräfte« hoch willkommen.[39]

Für die Nonkonformisten ist der 21. August 1968 so etwas wie ein Ernstfall. Im Büro Cortesi in Biel, das unterdessen so etwas wie das logistische Zentrum dieser Oppositionsbewegung bildet, entwirft man eine Erklärung »an den Botschafter der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik«:

»Sehr geehrter Herr Botschafter, entsetzt und betroffen über den brutalen Überfall von Warschau-Pakt-Truppen auf die CSSR möchten wir Ihnen und Ihren Landsleuten in diesen schweren Tagen unsere herzlichste Solidarität und Sympathie entgegenbringen. Das Schicksal eines Volkes, das mit Mut und Besonnenheit seinen eigenen Weg zu gehen gewillt ist und daran in krasser Verletzung des Völkerrechts gehindert wird, kann uns nicht gleichgültig lassen. Deshalb ist es uns ein Bedürfnis, Sie wissen zu lassen, dass wir uns mit den Manifestanten solidarisch erklären, deren Entrüstung spontan in zahlreichen Demonstrationen zum Ausdruck gekommen ist. Seien Sie versichert, dass wir jede mögliche Hilfeleistung mit allen uns zur Verfügung stehenden Kräften unterstützen werden. Gleichzeitig ist es uns aber ein Anliegen, uns von jenen Kreisen zu distanzieren, die in ihren tiefverwurzelten Vorurteilen sich jetzt bestätigt fühlen. Es sind Leute, die man bei Vietnam-Demonstrationen nicht auf der Strasse fand. Es sind Leute, die der Entwicklung in Ihrem Land von Anfang an mit Unverständnis und falschen Wünschen gegenüberstanden. Doch seien Sie versichert: In uns und in weiten Kreisen unseres Landes nährten die Bestrebungen, die Ihre Landsleute in den letzten Monaten unternahmen, echte Hoffnungen. Ist auch durch die Manifestation einer sinnlosen und brutalen Grossmachtpolitik unendlich viel zerschlagen worden: Der Mut, mit dem Ihr ganzes Volk ein Bekenntnis zu einem freiheitlichen Sozialismus bekundet, wird uns auch weiterhin Hoffnung und Beispiel sein.«

Unter den dreissig Nonkonformisten, die sich mit ihrer Unterschrift zu einem »freiheitlichen Sozialismus« bekennen, finden sich Bichsel, Brodmann, Cortesi, Däpp, Diggelmann, Farner, Frisch, Hilty, Huber, Künzli, Marti, Rasser, Marcel Schwander, Steiner, Vogel und Vogt. Die Erklärung trägt das Datum vom 26. August 1968.[40] Ihr Erfolg muss mässig gewesen sein: Später sei zwar, erinnert sich Frank A. Meyer, ein Dank der Botschaft eingetroffen, allerdings lediglich in Form einer »Schnapsmatritzen-Vervielfältigung«.[41]

Gegen das Konservendasein: Die Tagung der Aussenseiter auf der Lenzburg.– Am Samstag nach dem Einmarsch der Roten Armee in Prag treffen sich am 24. August 1968 in Lenzburg Vertreter von zwanzig Organisationen zur »ersten schweizerischen Tagung oppositioneller Aussenseiter«. Thema: »Hat die Opposition der Aussenseiter einen Sinn?«[42] Damit versammeln sich ungefähr jene, die die Freisinnig-demokratische Partei der Schweiz in jenen Tagen aus aktuellem Anlass in einem Communiqué zu meiden auffordert: »Die Schweizer« müssten »sich kritisch jenen gegenüberstellen, die sich direkt oder indirekt, bewusst oder unbewusst in den Dienst des totalitären Kommunismus stellen«.[43]

Organisiert worden ist die Tagung vom »Team 67«, einer linksliberalen Reformgruppierung im Kanton Aargau, die sich auf die nationalen Wahlen im Herbst 1967 konstituiert hat. Am Vormittag treffen sich die Vertreter der Aussenseitergruppierungen im Saal des Stapferhauses zu einer Vorstellungsrunde, am Nachmittag findet im Rittersaal des Schlosses Lenzburg ein Podiumsgespräch statt, das dem Sinn der Aussenseiteropposition gewidmet sein soll. In ihrer Begrüssung sagt Ruth Rusterholz für das »Team 67«: »Wir können es uns nicht mehr leisten, dass diejenigen Gruppen und Einzelpersonen, die neue Wege suchen, um den merkwürdigen Begriff Demokratie zu verwirklichen, in ihren Kantonen und Städten mehr oder weniger isoliert operieren. Wir können es uns zeitlich nicht mehr leisten, dass jede Gruppe wieder von vorn beginnt, wo andere schon ein Stück weiter sind!« Aus zwei Grün-

den ein bemerkenswertes Votum: Erstens soll es demnach in Lenzburg um eine gewisse Formierung der immer heterogener werdenden Opposition gehen – womit von einer anderen Seite die Diskussion um die nonkonformistische Selbstorganisation neu belebt wird; zweitens sind diese Sätze von Rusterholz die einzigen einer Frau, die von dieser gut dokumentierten Tagung übermittelt sind. Der »Tages-Anzeiger« kommentierte denn auch: »In einem Punkt freilich war in Lenzburg von Aussenseitertum und Fortschritt wenig zu bemerken. Auch hier beherrschten Männer die Szene, während die Teilnehmerinnen kaum zehn Prozent ausmachten.« Hilflos replizierte die veranstaltende Gruppe, beim »Tages-Anzeiger« habe man nicht wissen können, »dass die ganze Tagung im wesentlichen von weiblichen Team-Mitgliedern vorbereitet worden« sei.

Das »Team 67« hat nach der Tagung versucht, die anwesenden Gruppierungen in fünf Kategorien zu systematisieren. Anwesend gewesen seien erstens »Gruppen, die eine wirksame Vertretung in den Gemeinde-, Kantons- und Bundesparlamenten anstreben oder zum Teil bereits erreicht haben«; zweitens »Gruppen, die vor allem der politischen Aufklärung und Information oder Diskussion dienen wollen«; drittens »Gruppen, die die Herausgabe einer nonkonformistischen Zeitung oder Zeitschrift bezwecken oder sich um eine solche herum gebildet haben«; viertens »Gruppen, die sich der Erreichung konkreter Einzelziele oder die Erfüllung bestimmter Forderungen vorgenommen haben«, und fünftens »Gruppen, die sich in erster Linie als Unruheherde, als Fermente zur Einleitung eines politischen Gärungsprozesses verstehen« – hier wurden mit dem »Kulturpolitischen Podium Bern«, der »Junkere 37« und dem »Rassemblement Jurassien« ausschliesslich bernische Gruppen subsummiert.

Im Stapferhaus hat Sergius Golowin die »Junkere 37« wie folgt vorgestellt: »Wir sind keine Partei, kaum eine Gruppe. (…) Wir veranstalten Vorträge und Diskussionen, zum Teil mit sehr bekannten Namen. Es geht aber nur um die Diskussion, die sich um das Referat bildet. Das einzige, was wir als Erfolg buchen können: In unserem Lande

ist wahrscheinlich wenig passiert, ohne dass es nicht bei uns im Keller besprochen worden wäre. Meistens wurde unsere Stellungnahme dann zitiert. Das ist nicht etwa ein Verdienst von uns, sondern ganz einfach eine chemische Reaktion: Wenn man bestimmte Elemente zusammenbringt, gibt es eben eine Explosion. Unsere Rolle ist demgemäss eher eine passive unschöpferische. Wir haben überhaupt kein Geld. Wir hoffen, dass es bald bessere kulturpolitische Laboratorien und Unsicherheitskeller gibt als der unsrige, nämlich in jeder Stadt, in jedem Quartier. Dafür wollen wir ein Ansteckungsherd sein, ein Laboratorium zur Einleitung von politischen Zersetzungsprozessen. Dabei gehen wir von der Überlegung aus, dass Gärung sein muss, damit überhaupt Leben entstehen kann.«

Das »Kulturpolitische Podium Bern« wird an diesem Tag von Hans »Yeti« Stamm vertreten, der im April die Demonstration zur Lage der Administrativ-Versorgten im Bernbiet in die Junkerngasse geführt hat. Er verliest folgende Stellungnahme: »Wahrheit ist nur möglich aus der Realisierung dessen, was man heute noch Utopie nennt (Marcuse). Die Sowjetunion und andere Warschaupakt-Staaten sind Linksfaschisten geworden. Der amerikanische Tiger steht weiterhin mit kalter Gewalt in Vietnam. Namenloses Elend in Biafra. Die Richtlinien und Direktiven des Kulturpolitischen Podiums Bern lauten: Förderung der echt progressiven Gesinnung – Beobachtung aller Geschehnisse, ob sie im Brennpunkt der Weltgeschichte stehen oder nicht – Forderung nach gleich intensiver Berücksichtigung folgender Faktoren: Recht, Wirtschaft, Politik, Kultur, Biologie – Stärkung des eigenen Gewissens und der autonomen Denkfähigkeit als Antipode und Korrektiv zur vielfach meinungsmanipulierenden Information von Presse, Radio und Fernsehen – Behandlung auch nichtkonformer Lebens- und Wissensgebiete.« So sprach Hans »Yeti« Stamm, ein 23-jähriger, steinbehangener, bärtiger Riese, der auf den Pressebildern der Tagung seine Gesprächspartner allesamt um Haupteslänge überragt, ein omnipräsenter »Hippie-Führer«, den man bis heute in Fredi M. Murers Film »Swiss made« als Schauspieler bewundern kann, ein dozierender Guru, der zum Beispiel

im März 1968 – balancierend auf dem schmalen Grat zwischen genialischer Querdenkerei und Hirnriss – in der »Junkere 37« über »Nietzsche, Kierkegaard und Holzapfel«[44] referiert hat. Sein Auftritt an dieser Tagung bleibt für sein Podium der bedeutendste. Stamm ist der authentischste Aussenseiter, der am 24. August 1968 nach Lenzburg gereist ist: 1992 wird er in der psychiatrischen Klinik Waldau weitgehend vereinsamt sterben – in seiner letzten Zeit häufig geplagt von »Gaskammerängsten«.[45]

Nach der Mittagspause sind die Leute »in hellen Scharen« zum Schloss hinaufgezogen: »Da sah man den Rechtsanwalt neben dem Hippieführer, den Theologiestudenten neben dem militanten Kommunisten, den Schriftsteller neben dem Nationalrat, den Aspiranten in Uniform beim Vertreter der Kriegsdienstverweigerer. Man hörte das breite Idiom der Berner sich mit dem spritzigen Basler Witz messen, Zürcher und Welsche, keiner fehlte.«

Das Podiumsgespräch eröffnet Klaus Schädelin, der einzige Nonkonformist in Berns Stadtregierung, als Vertreter seiner Partei, des »Jungen Bern«. Eine wesentliche Aufgabe der »Aussenseiter-Opposition« sei, »dass sie die Binnenhaftigkeit, das Konservendasein der Schweiz aufbrechen sollte, und die Schweiz hineinstellen soll in die Welt und in das Geschehen der Welt. Ich stelle fest: Unser Land ist oder war fast ohne Opposition, wenigstens seit 1945. An so etwas kann ein Land zu Grunde gehen, auch eine Demokratie, bei all den verbrieften Rechten des Einzelnen. Sie wird oder muss zur Oligarchie werden.« In seinem Definitionsversuch von »echter Opposition« grenzt sich Schädelin vom »positiven Nonkonformismus« der bernischen Sozialdemokratie ab: Einerseits müsse Opposition »unmaniert« sein, sonst verliere sie ihr Gewicht; andererseits dürfe man von ihr »in einer ausserordentlich komplexen Welt« nicht von vornherein verlangen, »konstruktive Opposition« zu sein.

Walter Matthias Diggelmann fragt nach: »Was heisst konstruktiv? Für mich ist konstruktiv: weitergehen! Konstruktiv im Sinne, etwas aufzubauen und das Aufgebaute über Jahrtausende hinweg erhalten zu

wollen, ist für mich nicht konstruktiv, sondern das ist für mich der permanente Tod! Ich halte dem Ausdruck ›konstruktiv‹ die beiden Begriffe ›éducation permanente‹ und ›révolution permanente‹ entgegen. Alles bleibt immer in Bewegung, und sobald wir anfangen, das Erreichte zu verteidigen, sind wir konstruktiv im Sinne unserer Gegner.« In sozialdemokratischer Dialektik versucht sich darauf der Nationalrat Louis Lang: »Konstruktive Opposition« bilde auch »in einer negativen Form ein sehr konstruktives Teil«: »Ich sehe das darin, dass der Parlamentarier (…) darauf aufmerksam gemacht wird, welche Schwächen in den Grundlagen vorhanden sind, und zu veranlassen, dass über diese Schwächen diskutiert wird.«

An dieser Stelle flicht der bildungsbeflissene Gesprächsleiter Werner Geissberger ein Zitat aus Gottfried Kellers »Grünem Heinrich« ein: »Es gibt eine Redensart, dass man nicht nur niederreissen, sondern aufzubauen wissen müsse, welche von gemütlichen und oberflächlichen Leuten allerwege angebracht wird, wo ihnen eine sichtende Tätigkeit oder Disziplin unbequem in den Weg tritt. Diese Redensart ist da am Platze, wo man abspricht oder negiert, was man nicht durchlebt und durchdacht hat, sonst aber ist sie überall ein Unsinn; denn man reisst nicht immer nieder, um wieder aufzubauen; im Gegenteil, man reisst mit Fleiss nieder, um einen freien Raum für das Licht und die frische Luft der Welt zu gewinnen, welche von selbst überall da Platz nehmen, wo ein sperrender Gegenstand weggenommen ist. Wenn man den Dingen ins Gesicht sieht und sie mit Aufrichtigkeit gegen sich selbst behandelt, so ist nichts negativ, sondern alles ist positiv.«[46]

Als Vertreter der »Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich« übernimmt Michael Dym Kellers Argument und ergänzt: »Wir befinden uns in einem Gefängnis und wir haben nun die Idee, wir möchten ein neues Haus bauen. Wir können uns gar keine Vorstellung machen, wie dieses neue Haus ausschauen soll, bevor wir nicht dieses alte, hässliche Gefängnis niedergerissen haben.« Das nun geht dem freisinnigen Aargauer Kantonsrat Max Affolter zu weit: »Wenn man ein Haus abreissen will, dann sollte man zumindest im Grundriss wissen, wie das neu zu

errichtende Haus aussehen soll.« Diggelmann entgegnet, »Entwürfe und Grundrisse« seien ja da, sie warteten nur darauf, ausgeführt zu werden: Nicht Volksaktien, sondern Besitz an den Produktionsmitteln sei der einzige Weg zu konstruktiven Lösungen. Es frage sich deshalb, »ob man nicht das Haus abreissen und dann vorläufig in einem Zelt wohnen« solle.

Nun versuchte Affolter aus seiner Sicht oppositionelle »Konstruktivität« zu fassen: Sie dürfe »provokativ«, ja »sogar sektiererisch« und »nicht in allen Belangen konstruktiv« sein – nur eines dürfe sie nicht: »utopisch sein, denn wir leben in diesem Staat«. Dym widerspricht: »Wir müssen utopisch denken!« Denn immerhin lebe man in einem Staat, der eine »Scheindemokratie« sei: »Weil unser wirtschaftliches System unser politisches System beherrscht und nicht umgekehrt, ist sämtlicher Parlamentarismus Unsinn. (…) Die Leute, die die Produktionsmittel besitzen, haben die Macht, und eine Demokratie kann nur dann existieren, wenn der Besitz der Produktionsmittel in den Händen des Volkes ist. Das sollte logisch sein.« Erst wenn »unsere Demokratie derart organisiert« wäre, »dass effektiv alle gesellschaftlich, politisch und wirtschaftlich relevanten Fragen im Parlament entschieden« würden, würde er sagen: »Ja, wir müssen ins Parlament gehen.«

Dym schlägt demnach eine andere Systematisierung der anwesenden Aussenseiter-Gruppierungen vor: Sie gehören entweder zur parlamentarisch reformistischen oder zur ausserparlamentarisch revolutionären Opposition. Golowin sagts in einem »tägel-leistschen« Bild: Die parlamentarische Aussenseiter-Opposition bestehe aus »Zwerglein«, die versuchten, in die Parlamente zu kommen, um sich dort »mit den Riesen zu verständigen«. Jedoch: »Wir Zwerglein sollten im Untergrund zu bleiben versuchen, uns dort zwergleinmässig einrichten und mit unseren Pickelein und Schubkärrlein den Riesen ein bisschen Sand ins Getriebe zu bringen versuchen.«

Mit Dym und Golowin treffen auf der Lenzburg zwei grundsätzlich verschiedene Ideen ausserparlamentarischer Opposition aufeinander: die systemkritisch-theoretische und die lebensweltlich-praktische.

Während Erstere in der Konsequenz zur Machtfrage und in deren Beantwortung bis hin zum bewaffneten Kampf gegen »das System« führen wird, werden Golowins Zwerglein in den nächsten Jahren versuchen, sich als AussteigerInnen im gesellschaftlichen Untergrund einzurichten. Erstere wird in Hochsicherheitstrakten, Letztere an der Härte des hochalpinen Landkommunenlebens scheitern.

Aber so weit ist man im August 1968 noch lange nicht. Das »Berner Tagblatt« schreibt, je länger die Diskussion gedauert habe – immerhin sind sprachgewaltige Nonkonformisten vom Schlage eines Theo Pinkus, Paul Ignaz Vogel, Hansjörg Braunschweig oder Arthur Villard anwesend –, desto weniger sei »die Opposition selber unter einen Hut zu bringen« gewesen. Ähnlich der »Bund«: »Aus allen Teilen des Landes waren sie gekommen, unter buntem Panier, verschieden nach Sprache, Ziel und Dogma, aber doch geeint durch die selbstgewählte Stellung des Aussenseitertums innerhalb eines staatlich-gesellschaftlichen Gefüges, das in Frage zu stellen sei.«

Was die Formierung der zwanzig anwesenden Aussenseiter-Gruppierungen zu einer etwas einheitlicheren Opposition betrifft, ist man in Lenzburg nicht weiter gekommen.

Aufstieg und Fall des »Progressiven Schriftstellerverbands der Schweiz«. – Glaubt man dem »Kritischen Lexikon der Gegenwartsliteratur«, so ist Renato P. Arlati 1977 zum ersten Mal an die Öffentlichkeit getreten mit seinem Buch »Und spür' ich im Aufstehn im Gras eine Wendung« – worin er die »schockhafte Erfahrung« der »Abgründigkeit der menschlichen Existenz« mit »neuen Bildern« gestaltet habe.[47] Am 29. August 1968 hat Arlati, damals 32-jährig, wegen der bevorstehenden Lesung in der »Junkere 37« aus Zürich an Zeno Zürcher geschrieben: »Nun habe ich eine sehr grosse Bitte. Ich habe gehört, dass Sie und die Veranstalter dem Lesenden die Reise nach Bern vergüten. Falls dies wirklich zuträfe, möchte ich Sie bitten, das Fahrtgeld (…) zu übersenden.« [48] Am 13. September hat Arlati in der »Junkere 37« eigene Texte vorgelesen[49], unter anderem das kurze Stück »Der General«, des-

sen Typoskript er Zürcher nach der Lesung mit handschriftlicher Widmung schenkte: Es ist die Geschichte eines Generals, der dem Wache stehenden Soldaten auf dem regentrüben, von Feinden umschlossenen Kasernenplatz eine zerdrückte Blume schenkt.[50]

In Zürchers Unterlagen findet sich aber noch ein anderes Dokument, das Arlati offenbar an jenem Abend mitgebracht hat. Es trägt den Titel: »Genossenschaft progressiver Schriftsteller: Ein provisorisches Aktionsprogramm«[51] und betrifft eine jener Aussenseiter-Gruppierungen, die sich letzthin in Lenzburg getroffen haben. Sie hiess »Progressiver Schriftstellerverband der Schweiz« und wurde dort von Clemens Mettler vertreten, der eben in diesen Wochen mit dem Roman »Der Glasberg« den höchstgelobten Erstling der Saison veröffentlichte.[52] In der Vorstellungsrunde hatte Mettler ausgeführt: »Wir sind kein Verein, nur eine Diskussionsrunde, die jedermann offensteht, der schreibt. (…) Wir haben uns als Genossenschaft konstituiert mit der Absicht, auch für die politische Information wichtige Bücher herauszugeben. Die Genossenschaft hat bereits circa 200 Mitglieder. Durch Veröffentlichungen sollen jungen Schriftstellern Wege geebnet werden. Es sollen auch heisse Themen behandelt werden dürfen, ohne dass man riskiert, deswegen seines Stipendiums verlustig zu gehen. Wir streben die Bildung autonomer Kulturzentren in der ganzen Schweiz an, die regionalen Zentren unserer Genossenschaft könnten dabei als Kernzellen dienen. Ein weiteres Ziel besteht darin, die Politik des offiziellen Schweizerischen Schriftstellervereins zu ändern. Unsere Finanzquellen sind freiwillige Beiträge sowie die Anteilscheine der Genossenschafter.«[53] In einem Punkt ist das »provisorische Aktionsprogramm«, das Arlati nun mit nach Bern brachte, radikaler als Mettlers Ausführungen in Lenzburg: Die Genossenschaft sollte nämlich nicht nur für Schreibende, sondern auch für die Lesenden da sein: »Der Leser wird als Genossenschafter gleichberechtigter Partner des Autors, mitbestimmend in der Publikation und im Verlagsprogramm der Genossenschaft kraft seines durch den Anteilschein erworbenen Stimmrechtes in der Vollversammlung.«

Der »Progressive Schriftstellerverband der Schweiz« wurde im Juni 1968, in den Tagen des »Globus-Krawalls«, gegründet als Versuch, Schriftstellerei mit den Forderungen der revoltierenden Jugendlichen zusammenzubringen. Im »provisorischen Aktionsprogramm« heisst es: »Wir sehen eine menschliche Gesellschaft der Zukunft, in der jedermann kreativ sein kann. Die Utopie ist ein Teil der Wirklichkeit. Wir beziehen sie in unsere Planung ein. (…) Die Form einer Genossenschaft bietet Gewähr für die Ausschaltung des konventionellen autoritären literarischen Produktionsapparates. Sie ist eine Interessengemeinschaft, die den direkten Kontakt zwischen Autor und Leser herstellt, die Kritik als solche unmittelbar an den Leser delegiert und die falsche Autorität des Geschriebenen abbaut. Wir verstehen es als die Aufgabe des Schriftstellers, den Leser zum Autor zu machen und zwar im weitesten Sinn zum Autor seiner selbst und zum Autor seiner ökonomisch-gesellschaftlichen Umwelt. Die Genossenschaft ist zudem ein Selbsthilfe-Instrumentarium für die schöpferische Produktion der Genossenschafter und verlegt Bücher etc. (…) [Sie] stellt ein fortdauerndes Experiment dar. Das niemals zu Ende kommende Experiment ist die einzige Möglichkeit, eine unserem dynamischen Weltbild und der pluralistischen Gesellschaft angepasste Ausdrucksform und Arbeitsplattform zu finden. Wir verstehen den Schriftsteller auch als politischen Menschen und werden deshalb zu allen wichtigen Problemen der Innen- und Aussenpolitik Stellung beziehen.«[54]

Als Mettler mehr als dreissig Jahre später diese Passagen am Telefon vorgelesen bekommt, sagt er spontan, das trage alles stark die Handschrift von Walther Kauer, der damals auf die Gründung der Genossenschaft gedrängt habe.[55] Walther Kauer? Ist der nicht im Januar 1967 als Nachfolger von René E. Mueller nach Camp Hill in Aberdeen gezogen? Doch: Dort lernte er im gleichen Sommer Verena Rusterholz kennen. Sie heirateten nach der gemeinsamen Rückkehr in die Schweiz und lebten seither zusammen in der Wohnsiedlung »Rusterholz« im aargauischen Niederlenz.[56] Von dort aus suchte Kauer in Zürich Anschluss an die jungen Literaten im Umfeld der Jugendbewegung.

Einer dieser Literaten war Silvio Riccardo Baviera, der 1966 seinen »Verlag um die Ecke« gegründet hatte und seither in Zürichs Spunten als Jungautor und Jungverleger mit einem Bauchladen unterwegs war, um seine Produkte an die Leute zu bringen – Faltbögen mit Gedichten und Geschichten, später sein erstes Buch, Paul Nizons Essay über den Kunstmaler Friedrich Kuhn.[57] Baviera erinnert sich: »Kauer hat damals häufig in Zürich verkehrt. Er war aktiv und politisch engagiert. Als Typ hat er etwas gebracht, er war auf jeden Fall kein Langweiler wie ein Haufen anderer damals.«[58]

Wenn Kauer in den Gesprächen mit Baviera, Mettler und anderen die Idee einer eigenen Organisation mit Verlag forcierte, dann nicht nur aus kulturpolitischen Gründen – er hatte in der Schublade seit längerem ein unveröffentlichtes Manuskript. Bereits am 21. Oktober 1966 hatte er in der »Junkere 37« einen »kurz vor der Fertigstellung stehenden Roman« vorgestellt[59], worin die Erfahrungen der letzten Jahre verarbeitet waren. Kauer hatte in den frühen sechziger Jahren in prekären Verhältnissen gelebt, hatte ab und zu geschrieben, ab und zu gejobbt. Zwischendurch fuhr er nach Südfrankreich und half gegen Kost und Logis auf einem Bauernhof aus – meistens aber lebte er in den Tag hinein: »[Er] liebte dieses Lotterleben in den Kneipen, zwischen Künstlern, versoffenen Clochards, abgetakelten Huren, der grossen Legion der Lebenskünstler, die sich durchzuschlagen wussten, ohne sich je durch viel Arbeit zu ermüden«, schrieb er später im Roman »Tellereisen«.[60] Christoph Bircher weist in seiner Dissertation über den Erzähler Kauer darauf hin, dass einer dieser Lebenskünstler René E. Mueller gewesen sei, der »für den sechs Jahre jüngeren Kauer offenbar Vorbildcharakter« gehabt habe.

Wegen Schulden und kleinen Delikten wurde Kauer damals für einige Zeit in Witzwil administrativ versorgt.[61] Dort habe ihn der Direktor, schreibt Kauer später, mit den Worten begrüsst: »Seit diesem René hatten wir keinen Schriftsteller mehr da, und das ist schade. Sehr schade. Wir hatten alle viel Spass mit diesem Müller.«[62] Weil die Inhaftierung in Witzwil von Bircher nicht datiert werden konnte, ist Kauers Hinweis auf

die »greisenhafte Diskantstimme« des Direktors wichtig. Mueller hat in »Junkere«-Vorträgen die sadistischen Ausfälle des Direktors Hans Kellerhals jeweils mit krächzender Kopfstimme vorgetragen. Es scheint also, dass Kauer ebenfalls noch in der Ära Kellerhals einsass – dieser war bis 1963 Direktor der Anstalten von Witzwil.[63] Es liegt auf der Hand, dass Walther Kauer in der Folge einer der vehementesten Gegner des »Asozialen-Gesetzes« geworden ist: »Reden wir nicht mehr um den Brei herum: Dieser Staat ist eine Diktatur des mittleren und niedrigen Beamtentums (…) Aber wir werden gegen dieses Asozialengesetz so lange laut und deutlich hinweisen, bis alle Welt auf diesen Wahnwitz aufmerksam geworden ist. (…) Ist Ihnen nicht aufgefallen, wie winzig klein der Schritt vom Arbeitsbataillon oder von der Arbeitserziehungsanstalt bernischer Prägung zum Konzentrationslager noch ist?«[64]

Im Zentrum seines Romans »Grüner Strom und schwarze Erde« steht mit Bernard Trachsel denn auch ein administrativ versorgter Journalist und Schriftsteller, der in der Strafanstalt »Schnitzwil« als »humanen Strafvollzug« ein unerträgliches Regime erlebt: Grau ist die Einheitsfarbe der Menschen und der Dinge in der Anstalt; grau ist die Zelle, das Brot, der Kaffee, die Schatten, die Kartoffelbrühe, der Napf, das Handtuch, die Geranien, das Blut in den Adern; der graue Nebel von draussen vermischt sich mit dem grauen Alltag drinnen. Trachsel flüchtet nach Südfrankreich und schreibt dort ein Buch über seine Versorgung. Dafür spricht ihm die Obrigkeit einen Literaturpreis zu. Bei der feierlichen Übergabe soll er vor den Honoratioren – es sind die gleichen, die ihn zuvor versorgt haben – eine Dankesrede halten. Er fällt aus der Rolle und schreit hinaus, was er in »Schnitzwil« erlitten hat.[65] Diesen Roman hat der Benziger-Verlag abgelehnt – wie Bircher vermutet, weniger aus inhaltlichen Gründen als vielmehr wegen formaler Schwächen.[66]

Kauer hatte also einen Hintergedanken, als er im Frühjahr 1968 mit seinen Zürcher Kollegen zusammensass und die Gründung eines »Progressiven Schriftstellerverbands« diskutierte. Allerdings konnte er, als dann das erste Geld in die Genossenschaftskasse einbezahlt wurde, nicht rundweg den sofortigen Druck seines Buches fordern – immerhin

war man in jenen Tagen striktester Basisdemokratie verpflichtet. Deshalb hiess es im »provisorischen Aktionsprogramm« ja auch: »Über die Annahme oder Ablehnung eines Werkes zur Veröffentlichung entscheiden keine anonymen Kommissionen, sondern letztlich nur die Vollversammlung.«[67] An konkreten Projekten lagen der Genossenschaft damals aber nicht nur Kauers Roman, sondern auch eine weitgehend abgeschlossene Anthologie vor mit Texten »aus sämtlichen Richtungen: Texte von Profis, Texte von Dilettanten und irgendwelche Fundstücke«, die Baviera und Mettler zum Beweis der Möglichkeit einer demokratischen Literatur gemeinsam zusammengestellt hatten.[68]

Die Vollversammlung, die darüber entschieden hätte, welches der beiden Bücher zuerst produziert werden sollte, hat nie stattgefunden. Im Herbst 1968 erschien Kauers Romanerstling »Grüner Strom und schwarze Erde« im »Genossenschafts-Verlag Progressive Schriftsteller und Leser«. Das Dumme war: Kauers Mitgenossenschafter wurden völlig überrumpelt. Clemens Mettler sagt heute, das Buch sei »ohne jede Rücksprache produziert« worden, er habe es zum ersten Mal gesehen, als es bereits gedruckt gewesen sei. Kauers Vorgehen sei »stockautoritär« gewesen.[69] Und Baviera erinnert sich: »Dass Walther Kauer sein Buch – das zwar ein Erfolg wurde – in unserem Genossenschaftsverlag herausgegeben hat, ohne uns zu fragen, hat natürlich zu massiven Turbulenzen geführt. Wir haben das als undemokratischen Affront empfunden. Dieser Streit hat der Genossenschaft, die sofort sehr erfolgreich gewesen ist, den Todesstoss versetzt. Deshalb ist das zweite Buch, die Anthologie, nicht mehr herausgekommen.«

Der »Progressive Schriftstellerverband der Schweiz« bleibt zwar noch einige Zeit aktiv und lanciert die Zeitschrift »Apodaten« – ein Veranstaltungskalender der ausserparlamentarischen Opposition. Aber der Schwung ist weg – die Genossenschaft geht sang- und klanglos ein, und 1970 schenkt man die »Apodaten« dem »Zeitdienst«.[70] Die bemerkenswerte Idee, die Clemens Mettler in Lenzburg ausgesprochen hat, »die Politik des offiziellen Schweizerischen Schriftstellervereins zu ändern«, bleibt unrealisiert. In der Luft liegt sie freilich weiterhin.

Haltet die Stadt sauber: Korruption, eine Plastikwurst und Tritte ins Gesicht. – Am Freitag, den 27. September 1968, steigt in der Altstadt eine Fuer, an der, wer etwas auf sich hält, zugegen ist: »In Berns tiefem Kornhauskeller, unter dem Riesenfass, erlagen Establishment und Protestation beidseitigem Charme. Friedlich vereint zu gemeinsamem Umtrunk und Pop-Scherzen feierten Bundesrat Hans Peter Tschudi, Regierungspräsident Henri Huber und Stadtpräsident Reynold Tschäppät sowie die Prominenz des Kunstestablishments mit Popartisten, Hippies und Nonkonformisten aller Art das schöne Fest ›50 Jahre Kunsthalle Bern‹.«[71]

Hätte man sich im Trubel der ausgelassen Feiernden genauer umgesehen, hätte man bemerkt, dass noch einige fehlten: all jene nämlich, die in der »Junkere 37« sassen, um sich vom Journalisten Heinz Däpp und dem Landesring-Stadtrat Luzius Theiler in die Geheimnisse der »Gemeindepolitik in Bern« einführen zu lassen.[72] Diese Diskussion war die Antwort auf eine andere, an der am 30. Januar 1968 im Forum Bethlehem Heinz Däpp, Sergius Golowin und Marcel Schwander mit Gemeinderat Klaus Schädelin und dem alt »Bund«-Redaktor und Nationalrat Walo von Greyerz die Frage diskutierten: »Ist der Berner obrigkeitshörig?« Dort hatte Däpp den Verdacht geäussert, »die Indifferenz des Volkes gegenüber den Behörden begünstige die Korruption«.[73] Schädelin hatte darauf geantwortet, »Korruption entspreche der bernischen Eigenart nicht«[74], die Verwaltung handle zwar »vielleicht wirklich nicht immer weitsichtig, grossherzig, phantasievoll«: »Dafür ist sie aber sehr im Gegensatz zu der von mancher andern Gegend seit jeher durch ihre Korrektheit, Unkorruptheit berühmt.«[75]

Diese blauäugige Behauptung widerlegten nun Däpp und Theiler in der »Junkere« mit konkreten Beispielen, und zwar, wie Golowin als Berichterstatter für die »National-Zeitung« schrieb, »mit Erfolg«: »Man muss es sagen, die beiden lehrten den Anwesenden für den Anfang das kalte Gruseln. (…) Staunend vernahm man, was alles an geduldeten Steuerhinterziehungen, Spekulationsverkauf von Liegenschaften, Bestechung, betrügerischem Konkurs, ›Abmachungen‹ mit Architekten,

seltsamen Leumundszeugnissen usw. in verschwiegenen Winkeln vornehmer Verwaltungsräumlichkeiten anscheinend durch lange Jahre hindurch zu blühen vermag.« Mit Beispielen belegte Theiler zudem die faktische »Entmachtung der demokratisch gewählten Vertreter des Volkes« und kritisierte den Missstand, dass es nicht einmal eine »Sammlung von gedruckten Gemeindeverordnungen« gebe, was die demokratische Kontrolle der Verwaltung zusätzlich erschwere. Mag sein, dass auch Theilers Protest dazu beitrug, dass Anfang 1969 der Jurist Hans Peter Matter – unter seinem Pfadinamen »Mani« einer der »Berner Troubadours« – beauftragt wurde, das Reglementewirrwarr der städtischen Verwaltung neu zu ordnen.[76]

Däpp seinerseits zeigte an Beispielen aus der Presse, wie selektiv die Öffentlichkeit über die Debatten im Stadtparlament informiert werde. Der einzige Informationsfluss, der in der Verwaltung reibungslos funktioniere, sei jener des 19-köpfigen »Nachrichten- und Informationsdienstes«, von dem es im neusten Verwaltungsbericht der Stadt heisse: »In Zusammenarbeit mit der Bundespolizei wurden eine grössere Anzahl verdächtiger Personen im Interesse des Staatsschutzes überwacht und teilweise kontrolliert.« [77] Selbstverständlich hat die »Sikripo BE« auch an diesem Abend getreulich protokolliert und die geäusserte Kritik zur Weiterschreibung der »Junkere 37«-Staatsschutzfiche an die Bundespolizei weitergeleitet.[78]

Unterdessen hat im Kornhauskeller die Eventstructure Research Group aus Amsterdam mit ihrer Aktion begonnen – »ein unwiderstehliches Happening«, wie das »Journal de Genève« schreiben wird, ein riesiger Ballon habe sich aufzublähen und den Raum immer mehr zu füllen begonnen, bis plötzlich ein maskierter und rot angezogener Feuerwehrmann die dünne Haut zerrissen habe und aus dem Ballon ein riesiges, mehrere Dutzend Meter langes blutwurstartiges Plastikgebilde herausgequollen sei, gegen das sich jedermann habe wehren müssen, um nicht eingewickelt und zugedeckt zu werden.[79]

Dieses Happening versöhnte das leutselige Bern mit dem Kunsthalle-Leiter Harald Szeemann, dessen Jubiläumsausstellung unter dem

Titel »12 Environments« schwer verdaulich gewesen war. Was sollte man zum Beispiel davon halten, dass der Verpackungskünstler Christo die Kunsthalle zur Vernissage am 20. Juli mit einer hellen Plache verpackt und mit Seilen verschnürt hatte? Oder dass im Innern Andy Warhol aus »Brillo«-Seifenkisten einen endlosen Quader auftürmte und ihn »Brillo« nannte? Man war ratlos und verärgert. Im »Bund« war zu lesen: »In allen diesen Dingen ist eine schauderhafte Leere; es ist eine Provokation an die ältere, aber auch an die junge Generation, man wird richtig an der Nase herumgeführt. In allem ist keine Schönheit. (…) Was sagt unser Stadt- und Gemeinderat eigentlich zu einer solchen Ausstellung in unserem schönen Bern, wo gegenwärtig Tausende von Touristen sich aufhalten? Darf ein Kunsthallenleiter selbständig eine solche Ausstellung aufziehen?«[80] Ein Donnergrollen, das das heraufziehende Gewitter anzeigt.

Aber niemand, auch die unterdessen beim Kornhaus eingetroffene Gruppe der »Junkere«-BesucherInnen, denkt an ein Gewitter, als nun das riesige Plastikungeheuer aus dem Kornhauskeller auf die Strasse heraufgeschafft wird, diese »endlos lange und dicke Plastikwurst«, wie sie Golowin beschreibt, dieses »riesig-aufgeblasene Fruchtbarkeits-Sinnbild«, das in der spätabendlichen Altstadt für eine »Ausweitung örtlicher Happening-Kultur« sorgt. Der Ärger beginnt, als man mit dem Riesending in die Metzgergasse – die heutige Rathausgasse – einbiegt und dort den Verkehr im Rotlichtmilieu zu stören beginnt. Golowin ist vor Ort: »Die Ordnungsmacht sauste motorisiert herbei und auch das berühmte gesunde Volksempfinden suchte nach Gelegenheit zur Betätigung. ›Fängt es bei uns auch schon an mit den Strassen-Krawallen!‹, war da zu hören, und: ›Schlagt doch die Brüder gleich tot!‹ Diese Aufforderung wurde fast wörtlich genommen; es hagelte z.B. von Fusstritten gegen das blutüberströmte Gesicht eines schon am Boden Liegenden.« Der Titel, unter dem Golowin sowohl über diese Episode, als auch über die »Junkere«-Diskussion jenes Abends berichtete, lautet: »Haltet die Stadt sauber!«[81]

Geigenspiel und scharfe Munition: Zwei verschiedene Berner Untergründe. – Am 11. Oktober 1968 war Peter Bichsel in der Berner Altstadt, ging ins »Pyri«, den Szenentreffpunkt im »Restaurant des Pyrénées«, sass dort mit Hans »Yeti« Stamm, Sergius Golowin und anderen zusammen, ging dann in die »Junkere 37«, wo an diesem Abend die beiden Zürcher Autoren Clemens Mettler und Silvio Riccardo Baviera lasen und über den »Progressiven Schriftstellerverband der Schweiz« berichteten, und zog schliesslich mit einer Gruppe von »Junkere«-Gästen durch die Stadt, bis Baschi Bangerter seine Geige auspackte und zu spielen anfing. All das hat Bichsel in seiner Kolumne vom 25. Oktober in der »Weltwoche« nicht geschrieben – sondern das:

»Ich komme zufällig in ein Restaurant. An meinem Tisch sitzen einige junge Leute. Der eine trägt ein zottiges Schaffell, Haare und Bart eines Yogi, trägt Ketten, zitiert Marcuse, aber auch Hegel; auch Aristoteles, er kann die Odyssee griechisch zitieren, dann singt er sogar Stellen daraus. Ihm gegenüber sitzt ein ähnlicher, der ab und zu die Gesänge kommentiert. Einer ist da, der viel weiss über Science fiction, aber auch über alles, was irgendwie damit zusammenhängt, Volksbräuche, Magie, Sagen, Legenden, Mythen und Mythenbildungen. Ein Neger ist dabei, er spricht die Sprache der Gegend. Am Nebentisch sitzt ein Spanier, stimmt seine Gitarre, beginnt zu spielen, spielt Flamencos; man achtet nicht besonders darauf, ist es gewohnt. Er spielt zu seinem Spass, ist weder vom Wirt, noch vom Verkehrsverein engagiert.

Man spricht von einem Beatkonzert, das heute irgendwo stattfinden soll. Man spricht von einer literarischen Lesung in einem Keller. Ich gehe dahin. Der kleine Keller ist halb gefüllt. Zwei junge Autoren lesen Gedichte. Vielleicht sind sie gut, vielleicht schlecht. Sie werden jedenfalls angehört und diskutiert. Einer liest aus einer Dokumentation über Zusammenstösse Jugendlicher mit der Polizei. Mitten in der Lesung wird die Tür aufgestossen. Der Schaffellzottige stampft in den Keller. Sein erstes Wort ist: ›Ich möchte euch etwas sagen.‹ Der Lesende unterbricht sein Gedicht, übergibt ihm den Stuhl, der Zottige setzt sich, singt wieder in einer sehr fremden Sprache; vielleicht ist es wieder die

Odyssee, ich weiss es nicht. Ein Zwischenruf verlangt etwas in einer verständlichen Sprache. Er zelebriert ein unheimlich pathetisches, improvisiertes Gedicht. Man freut sich darüber, weil er sich selbst freut und sich nicht zu ernst nimmt.

Jemand verlässt den Keller.

Die Schau des Zottigen ist zu Ende, er steht auf, verabschiedet sich wie der Sankt Nikolaus, brummig und freundlich, und die Lesung nimmt ihren Fortgang. Sie verteilen Flugblätter. Nach der Lesung sucht man ein Lokal, in dem man weiterdiskutieren könnte. Aber die Lokale sind am Freitag überfüllt. Man landet bei einem Beatorchester, findet aber auch hier keinen Platz. Einer der Mitziehenden trägt einen Geigenkasten unter dem Arm, man fordert ihn auf, hier auf der Strasse zu spielen. Er sagt, er hätte deshalb schon eine Busse bezahlen müssen. Man einigt sich, eine allfällige Busse untereinander zu teilen. Er stellt sich auf eine Treppe, man setzt sich um ihn herum, und er spielt phantastisch artistische Zigeunerweisen. Einige Leute bleiben stehen, die meisten gehen weiter.«

Der Flaneur in der Bundeshauptstadt hat seinem Erlebnisbericht eine Nachbemerkung folgen lassen: »Und worüber andere Städte vielleicht stolz sind, auf Keller, in denen diskutiert wird, auf junge Leute, die bereit sind, der Stadt etwas Farbe zu geben – darüber ärgert man sich hier. Ich weiss nicht, soll ich jetzt schreiben: ›Diese Stadt will das nicht‹, oder soll ich schreiben: ›Diese Stadt verdient das nicht.‹ Vielleicht lasse ich es bewenden mit: ›Diese Stadt heisst Bern.‹«[82]

Dass Bichsel als kritischer Geist und Demokrat in jenen Tagen auf das offizielle Bern nicht gut zu sprechen war, hatte einen triftigen Grund. Eine Woche zuvor hatte er, ebenfalls in der »Weltwoche«, aufgrund von Hinweisen von Soldaten enthüllt, dass im Berner Jura am Freitag, den 6. September, ein Panzerbataillon des Panzerregiments 8 »in Alarmbereitschaft« versetzt worden war: »Um 20 Uhr wird ein Alarm ausgelöst und das Bataillon begibt sich in die Bereitschaftsräume. Jeder Soldat fasste 96 Schuss Munition, abgefüllt in vier Sturmgewehrmagazine.« Die Soldaten wurden zudem mit Handgranaten,

Tränengasbomben und mit Stacheldraht ausgerüstet. Grund: Am Wochenende vom 7. und 8. September sollte in Delémont das 21. »Fête du peuple jurassien« stattfinden[83] – Bern war gewarnt: Hatte der »Front de Libération Jurassien« nicht seit Jahren mit Brandstiftungen und Sprengstoffanschlägen und die »Béliers« als Jugendorganisation der Separatistenbewegung eben letzthin mit der Besetzung der Präfektur von Delsberg den Kanton Bern herausgefordert?[84]

In einer Pressemitteilung bestätigte der Bundesrat den von Bichsel enthüllten Sachverhalt, man habe in der Tat Massnahmen getroffen zum eventuellen Einsatz von Truppen im Berner Jura »zur Abwehr oder Beseitigung von Besitzstörungen an Bundeseigentum, namentlich an Anlagen und Einrichtungen, die der Landesverteidigung dienen«.[85] Später wurde bekannt, dass der Entscheid »auf Drängen der Berner Kantonsregierung« gefällt worden sei, und zwar lediglich von drei Bundesräten unter Leitung des Berners Rudolf Gnägi, Chef des Eidgenössischen Militärdepartements. Beschlossen worden war, dass »im Jura ab 1. August 1968 ein System verstärkten militärischen Piketts« aufgestellt und im Hinblick auf die Augustfeiern, die »Braderie« von Porrentruy und das »Fête du peuple jurassien« den Soldaten scharfe Munition verteilt werden sollte.[86]

Die Publizierung dieser Tatsachen führte zu einem Protestbrief von 31 Offizieren der Schweizer Armee an den Bundesrat, die sich vor das Dilemma gestellt sahen, »entweder unserem Grad und unserer Funktion Ehre« zu erweisen und zu akzeptieren, »dass man auf unsere jurassischen Brüder schiesst«, oder aber »unseren jurassischen Patriotismus« zu bezeugen und »unsere Zugehörigkeit zum schweizerischen Offizierskorps in Frage« zu stellen. Der Bundesrat hat das Truppenpikett am 20. November 1968 aufgehoben.[87]

Wie der Reiseschriftsteller Mueller Persien bereist. – Am 24. September 1968 schreibt René E. Mueller aus Kopenhagen von seiner »sexuellen Hörigkeit«, bei der er »die hervorragende Entdeckung« gemacht habe, »dass sich Sadismus nicht unbedingt mit der Peitsche

manifestieren« müsse: »Im Gegenteil ist die unbedingte Süsse und das höchste aller Gefühle gerade das Zuckerbrot, das Du zum Schluss doch nicht bekommst. Ach, es ist ja so wunderbar herrlich! Empfehle Euch allen: Nur ein Masochist ist ein guter Revolutionär!« Er schliesst, dass er »Ende Woche« »rasch in die Sweinz« komme »zwecks Sanierung und moralisch aufrüstender Busse«.[88]

Kurz darauf trifft er in Basel Friedrich Dürrenmatt und kommt bei dieser Gelegenheit zu einem Kredit, mit dem er sich in Persien als Reiseschriftsteller erproben will. Als er später in Sachen »Persisches Tagebuch« für Dürrenmatt einen »Rechenschaftsbericht« verfasst, erinnert er an dieses Treffen: »An jenem Tag (…) kam ich nach Basel mit weit weniger Hoffnung, als Du mir dann erfüllt hast. Du hast sehr viel Zeit für mich geopfert, Extragänge unternommen, in der halben Schweiz herumtelephoniert (…) und mir schlussendlich soviel Geld gegeben, wovon wir jetzt sehr gut und gern zu dritt ein ganzes Jahr leben könnten.« Statt des Dankes, den er nicht habe aussprechen können, habe er alsogleich gelobt, »nicht nur ein gutes, nein, ein sehr gutes, das beste Buch über Persien zu machen, das Dir gewidmet sein sollte«.[89]

Seit sich Mueller Ende Mai in Zürich Gedanken darüber gemacht hat, ob er sich »ernsthaft umbringen möchte«[90], ist er meistens unterwegs gewesen. Am 22. Juni schrieb er aus Sakosan in Griechenland von neuen dunklen Widrigkeiten: Er sei gegenwärtig »ohne einen Heller und das schon seit mehr als einer Woche«, und im Übrigen sitze er »hier in einer Falle (…), der baldigst zu entrinnen ich nur hoffen kann«. Er sehne sich nach einer »billigen Wohnung« in der Schweiz: »Ich bin des Treibens so müde und möchte einmal Ordnung und vielleicht ein bisschen Sicherheit in mein Leben bringen.«[91] Drei Wochen später wiederholt er – jetzt aus Krini-Kalmaria –, sein »grösster Wunsch« sei eine »Wohnung auf dem Lande und vor allem mit einem Garten«.[92] Mehr ist von dieser Griechenlandfahrt nicht bekannt, ebensowenig, wo sich Mueller im August 1968 aufhält. Nach seinem Treffen mit Dürrenmatt im September bereitet er seinen Persien-Trip vor und findet nebenbei, kaum zehn Kilometer von Thun, im ersten Stock des

alten Bauernhauses von Gottfried Rufener im Reckenbühl bei Blumenstein die Wohnung auf dem Land, nach der er sich sehnt. Am 18. Oktober tippt er von dort eine Adressänderungsanzeige an Zeno Zürcher, »damit ich die Junkereprogramme ohne Verzug erhalte«.[93] Am 31. Oktober stirbt in Bern Muellers Vater. Gegenüber der städtischen Fürsorge, die ihr einen Überbrückungskredit von 500 Franken zuerkennt, sagt die Mutter bei dieser Gelegenheit, dass ihr Sohn »sich laufend im Ausland« aufhalte.[94]

Für seine »Persien-Expedition« gewinnt Mueller den Offenburger Wolfgang Glatz als Chauffeur – zur Zeit der Freund der Schwester von Arsène Waldvogel. Weil sich diese unmittelbar vor der Abreise entscheidet, nicht mitzufahren, springt Waldvogels Ehefrau Hanni ein und kündigt deshalb Knall auf Fall ihre Stelle.[95] Als vierte fährt Margot mit, die Freundin eines Kollegen von Waldvogel. Wolfgang und Margot tun sich als Paar zusammen. Waldvogel sagt im Rückblick, auch er habe vor der Abreise im Gespräch akzeptiert, dass René und Hanni während dieser Reise ein Paar wären.[96]

Als man schliesslich in den ersten Novembertagen in einem VW-Käfer mit Sommerreifen losfährt, ist das Vorarlbergische wegen Schneefalls bereits nur noch mit Ketten passierbar. Man macht den Umweg über München und Salzburg, dann weiter über Ljubliana, Belgrad, Sofia und Istanbul nach Ankara. Weil man auch »am Ararat vorbei bis Täbriz« mit Schnee rechnen muss, will man möglichst schnell weiter. Mueller schreibt an Dürrenmatt: »Ich gedachte, mein Buch mit Ankara einzuleiten, wo Margot zu Wolfgangs Ärger intensiv mit einem Türken flirtete, dieweil ich mich auf dem Persischen Konsulat abrackerte.« Während es ihm gelingt, für die anderen Touristenvisa zu besorgen, gibt man ihm selber lediglich ein Transitvisum nach Pakistan für zehn Tage, weil in seinem Pass als Beruf »Redaktor« angegeben ist – von der Presse hält man in Schah Mohammed Riza Pahlewis Persien nicht viel. »Wohl oder übel gab ich mich damit zufrieden und dachte mir – wie sich später herausstellte ganz richtig –, wenn ich mal drin bin, wird schon dafür gesorgt werden, dass ich mein Visum verlängert bekomme.«[97]

Man passiert die persische Grenze und fährt südwärts nach Täbris. »Die ersten Baumwollfelder. Die Ernte in vollem Gange. Da hätten wir halten müssen, aussteigen, die Früchte befühlen, mit den Leuten sprechen, ein bisschen mithelfen, aber wir rollten vorbei.« Bald beginnt sich der ambitionierte Reiseschriftsteller über die ungammlerische Reiseweise zu nerven: »Einmal, vor Einbruch der Dunkelheit, schlug ich vor, in einem kleinen Dorf Halt zu machen. Die rasch einbrechende Nacht versprach dichten Nebel – aber, hier gab es gewiss kein Hotel und Margot zog es ausserdem vor, allenfalls im Auto am Strassenrand zu nächtigen oder in einem teuren Motel, wenn wir ›nur wieder 10 Kilometer weiter sind‹. Da fluchte ich sie einmal gehörig an, es gab eine Szene und Wolfgang, obwohl mit mir einig, ergriff entschieden, wenn's ihm auch peinlich war, für sie Partei, die Feindschaft war besiegelt und ich – auf das Auto angewiesen –, zog es leider vor, künftig zu schweigen, zu dulden und mich zu fügen.« So kommt man ziemlich verkracht nach Teheran, das man in zwei Tagen absolviert, danach weiter über Isfahan und Persepolis nach Buschir am Persischen Golf. Obschon Mueller eine kleine Schreibmaschine dabei hat, mit der er einige Briefe tippt, erinnert sich Hanna Brunner-Kolp, die damalige Hanni, nicht daran, dass er auf dieser Reise viel geschrieben hätte.[98] Gegenüber Dürrenmatt klagt Mueller später, man habe »all die geschichtsträchtigen Städte, wo Leben und Abenteuer, wo Menschen und Begegnungen warteten«, links liegen gelassen: »Vom Auto ins Hotel, vom Hotel ins Auto. So ging das wochenlang. Nichts als ein elender Scheissdreck.«[99]

Nach einigen Ferientagen in Buschir peilt man Bagdad an. Aber man kommt nicht weit, an der irakischen Grenze muss man umkehren. Man habe zu wenig Schmiergelder bei sich gehabt, erinnert sich Brunner-Kolp, zwar hätten die Zöllner in vollendeter Höflichkeit Tee serviert, schliesslich aber befunden, sie dürften nur ohne Auto weiterreisen. Also Rückfahrt durch Persien Richtung türkische Grenze. Kurz vor Täbris dann der Unfall: In sehr zügigem Tempo nähert sich der VW bei Schneefall einem am Strassenrand stehenden Lastwagen, unter dem

liegend der eine der beiden Chauffeure mit einer Art Lötlampe versucht, die eingefrorenen Bremsen aufzutauen. Hervorkriechend tritt der Mann in dem Augenblick rückwärts auf die Strasse, in dem der VW passieren will. Er wird erfasst, weggeschleudert und bleibt benommen liegen. Später wird er von Glatz in ein Spital in Täbris gefahren, Mueller und Hanni Waldvogel folgen im Lastwagen. Sie gehen in das Hotel, das sie schon bei der Anreise bezogen haben, und beschliessen, die Reise abzubrechen. Wolfgang und Margot kommen nach Polizeibefragungen, einer Unfallrekonstruktion und einer bar bezahlten Busse zwei Tage später mit dem Bescheid ins Hotel, der Mann sei mit einer Gehirnerschütterung glimpflich davongekommen, jetzt gehe es weiter Richtung südtürkische Mittelmeerküste. Aber der Reiseschriftsteller hat genug. Mit seiner Begleiterin besteigt er in Täbris den Zug.[100] An Silvester 1968 sind sie mit dem Orient-Express in Bern eingetroffen.[101]

»Ende gut – alles Blut«: Carlo Lischettis allererster Auftritt. – Am 18. Oktober 1968 findet in der »Junkere 37« unter dem Titel »22jähriges Theater« »ein totales Schauspiel« statt. Regie: Carlo Lischetti. Bühnenbild: Carlo Lischetti. Musik: Carlo Lischetti. Darsteller: Carlo Lischetti.[102]

Carlo Edoardo Lischetti, der an diesem Tag seinen 22. Geburtstag feiert und erstmals öffentlich auftritt, kommt aus Brugg, wird in Zürich als Dekorateurlehrling zwischen »Riviera«, »Turm«, und »Odeon« zum Hippie und absolviert 1966 mit einer umgehängten Botanisierbüchse für seine auf Zettel geschriebenen Gedichte sowie mit Haschisch präparierten Zigaretten den militärischen Hilfsdienst. Danach zieht er, schriftstellerisch ambitioniert, nach Bern, nimmt sich an der Kramgasse 46 eine Wohnung, die er als »Laboratorium für angewandte Umweltgestaltung« zu einem Szenentreff für nächtelange Diskussionen und Räusche macht. Tagsüber arbeitet er als Schaufensterdekorateur im Warenhaus Loeb.[103] Nach knapp einem Jahr gibt er den Brotberuf auf und widmet sich der Philosophie, was sich an seinem »Junkere«-Abend nicht zuletzt in der Sentenz ausdrückt: »Ein Stein weiss alles,

weil er nicht versucht zu wissen.« Der Rezensent des »Berner Tagblatts« hat und gibt sich Mühe und konstatiert eine »nicht enden wollende und zum Prinzip erhobene Pubertät«.[104] In einer Leserbriefzuschrift des »Junkere«-Administrators Zeno Zürcher wird aus christlicher Sicht das Ungenügen des Kritikerarguments nachgewiesen: »Sie begnügen sich mit ›Pubertät‹. Während Christus konsequenter ›Werdet wie die Kinder‹ forderte.«[105]

Lischetti, »der liebenswürdig langhaarigrevolutionäre Hippie«, trägt seine Verse im weihrauchduftenden Keller vor dicht besetzten Reihen von Mithippies vor. Er rezitiert, während er den Kopf durch einen von der Decke herunterhängenden Bilderrahmen streckt, und spielt zwischen den Lesungen ab Tonband eigene Kompositionen vor: »Absurde, auch rhythmisch-melodische Kakophonien, Geschrei und Kreischen mit einem kontrapunktisch eingelegten Chanson, Knarren und Motorenlärm, Laute des Erbrechens.« Wie eine Faust aufs Auge passte hierzu für den Kritiker die Tatsache, dass an diesem Abend »an den Wänden des Kellers (…) Photos von Fidel Castro und Che Guevara« hängen.[106] Diese scharfsinnig beobachteten subtilen Manipulationsmethoden ergänzte Zürcher in seinem Leserbrief, dessen Abdruck im »Berner Tagblatt« allerdings bisher nicht nachgewiesen werden konnte, bereitwillig wie folgt: »Der Boden war ziegelrot gestrichen, während sich im Hintergrund eine grell-rote Kommode befand, die unangenehm zum Dunkelblau des Podium-Tischchens kontrastierte, während die Bilder von Hölzel auf der rechten Wandseite verdächtig mit dem muffigen Beige der Sacktuchvorhänge korrespondierten.«[107]

Kurz und gut: Der Bürgerschreck, der an diesem Abend einem Lebensmüden die messerscharfe Sentenz in den Mund legte: »Ende gut – alles Blut«, verlangte von der Kritik intellektuell das Äusserste. Er habe damals, sagt der Aktionist Lischetti heute, vor allem am Kritikerwort »… das geistige Durcheinander war jedenfalls total« Freude gehabt.[108]

Die Grenzen zwischen Mensch und Mensch: Claus Bremers Vorrede zu Brecht. – Am 8. November 1968 werden im Atelier-Theater an der Effingerstrasse im Rahmen eines Leseabends zwei wenig bekannte dramatische Parabeln von Bertolt Brecht vorgestellt.[109] Die Stücke heissen »Dansen« und »Was kostet das Eisen?« Brecht schrieb sie 1939 im skandinavischen Exil gegen Dänemarks Geschäftemacherei mit der nationalsozialistischen Diktatur. Der Schweinehändler Dansen begrüsst darin das Publikum mit den Worten: »Ich bin ein kleiner, geachteter Mann, wohlsituiert und in unabhängiger Stellung.«[110] Zu dieser Schweizer Erstaufführung spricht Claus Bremer eine Einleitung, in der er versucht, das Interesse des Publikums »auch auf die Schweiz und ihr Verhältnis zu dem zu lenken, was damals um unser Land herum passiert ist und – wichtiger – was heute im engeren oder weiteren Umkreis passiert und passieren kann«.[111]

An diesem Abend spricht Bremer nicht mehr als Verfasser konkreter Poesie, dem die Wörter Spielsteine wertfreier Sprachartistik sind, sondern als Dramaturg, der zwischen 1960 und 1962 am Berner Stadttheater die Erfahrung machte, dass man den Kommunisten Brecht »nicht spielen durfte, ohne damit gesicherte Laufbahnen zu gefährden«. Jetzt sagt er, was aus Brechts Stücken heute herausgelesen werden könne: »Ehrlich zu sein, auch wenn's ums Geld geht. Dem Schwulst, den süssen Klängen zu misstrauen. Darauf zu achten, dass es die Lügner, Räuber und Mörder sein können, die vor der Bedrohung durch Lügner, Räuber und Mörder warnen. Skepsis gegen seelische Feinfühligkeit. Skepsis denen gegenüber, die behaupten, unsere Freunde und Verwandten zu sein. (…) Die Grenze zwischen Mensch und Mensch niederzureissen, die Grenze, die Geschäft heisst. Die vom Geschäft diktierte Feigheit aufzugeben. Schluss mit der Nichteinmischung, die das Geschäft florieren lässt. Wir sind verpflichtet, uns einzumischen.«

Als Bremer eine Woche später in der »Junkere 37« über »Polit-Theater« diskutierte, war für ihn klar, »dass politisches Theater das Ziel verfolgt, ein bestehendes politisches und soziales System zu verändern und umzustürzen«.[112]

Die Entfesselung der Lebensfreude: Die Vision der neuen Berner Fasnacht. – Schade, dass vom 217. Abend der »Junkere 37« nichts überliefert ist, weder Tonbandaufzeichnung, noch Zeitungsartikel, noch Gästebucheintrag. An jenem 13. Dezember 1968 diskutierte man, warum »Bern keine Fasnacht (mehr)« habe.[113] Mit dieser Tatsache hat sich der »Tägel-Leist« nie abgefunden. Seit der »Tägel-Maskerade« von 1963 organisierte Sergius Golowin mehrmals Maskenbälle im Casino.[114] Und auch in der »Junkere 37« hat er das Thema regelmässig aufgegriffen: Im Februar 1966 sprach er über »Die Berner Fasnacht und ihre Abschaffung«[115], im März 1968 inszenierte er unter dem Titel »Die Geschichten um Berns Fasnacht« eine »Plauderei um Sagen, Volkschronisten, Kalendernotizen und Hippies«[116], im April 1969 wird er eine alte Handschrift mit »Bilder[n] zur alten Berner-Fasnacht« vorstellen.[117]

Darüber, was am 13. Dezember 1968 gesprochen worden ist, kann man nur spekulieren. Der mitdiskutierende Hans Martin Sutermeister wird als Schuldirektor der Stadt Bern bedauernd auf die unüberwindbaren Hindernisse und Widerstände hingewiesen haben, die der Wiedereinführung der Fasnacht im Wege stünden. Golowin wird seine vor der Veröffentlichung stehende neuste Publikation, »Bern mit und ohne Masken«[118], erwähnt und die im Nachwort vertretene These referiert haben, es sei nicht zuletzt den unterdrückten volkskulturellen Frühlings- und Fasnachtsbräuchen zu danken, dass sich »aus dem Zusammenspiel [von Berns] wachen Kräften« gegen die »örtlichen einflussreichen Gruppen« »eine eigenständige ›Untergrund-Kultur‹« habe entwickeln können. Nicht erstaunlich sei deshalb, dass die Schauplätze der ehemaligen Fasnacht und des neuen »Untergrund-Bern« die gleichen geblieben seien: »So vor allem die alten Kellerpinten, in denen nach Überlieferung dauernd die fasnächtlichen Tellen, Landvögte, Hexenweiber, Wilden Mannen ›zur raschen Stärkung‹ verschwanden.« Heute wie damals gehe es um die »Sehnsucht, mit den Mitteln der Überlieferung und der Erfahrung des Volkes alle Schichten zu einer lebendigen Gesellschaft zu verschmelzen, den Willen zur gemeinsamen

Auseinandersetzung mit den Fragen der Zeit in die Kunst zu bringen; gleichzeitig, als Voraussetzung für einen schöpferischen Alltag, die Kunst ›auf die Strasse‹ gehen zu lassen«.[119]

In einem Aufsatz, den er im März 1969 in der »neutralität« publiziert, bringt Golowin den »urzeitlichen Ausbruch naturgegebener Lebensfreude«, dessen »kirchlich und staatlich geordnete, letzte Reste« man unter dem Namen »Fasnacht« kenne – unumwunden mit dem »elementaren ›Blumenkult‹ der Hippies« zusammen. Die »›hippiden‹ Bewegungen« der fünfziger und sechziger Jahre hätten »durch ihre halsbrecherischen Vorstösse zum Aufbau ihres neuen Lebensstils (…) für das Verständnis der grossen Volkskulturen der Vergangenheit« unendlich mehr beigetragen »als ein volles Jahrhundert an sich sehr wichtigen wissenschaftlichen Sammlerfleisses«: »Die Blumen und bunten Farben, die afghanischen oder nepalesischen Hirtenröcke, sie sind nur für den geärgerten Bürger eine ›lächerliche Verkleidung‹; der Hippie, ›Untergründler‹, der Mann aus irgendwelcher ›Hotcha-Sippe‹, Stadtstreicher, die neue ›Bohème‹ findet hier im Gegenteil ein Abstreifen der lästigen und langweiligen ›Charaktermasken‹, der Standes-Trachten der herrschenden Ordnung (…). Das ›indianische Aussehen‹ der Hippies wäre demnach wie das einstige Fasnacht-Treiben, auf alle Fälle so lange es noch wirklich volkstümlich blieb, eine ›Demaskierung‹; damit ein öffentliches Zurschautragen, Offenbaren des durch eine Zivilisation der Entfremdung verschütteten, nach Farbe, Licht, Freude strebenden Grundwesens des Menschen: Das sich nach archetypischem Hippie-Wunschtraum in einem gewaltigen Welt-Carneval endlich ebenso von allem Erstarrten zu befreien hat, wie die Erde bei jedem Frühlingsfest von der Eiszeit des Winters.«[120]

Auch in den kommenden Jahren wird Golowin jede Bemühung zur Wiedereinführung der Berner Fasnacht unterstützen – nicht zuletzt als Grossrat des Landesrings zwischen 1971 und 1980. Daran, dass die Fasnacht schliesslich Anfang der achtziger Jahre wieder auflebt, hat Sergius Golowin massgeblichen Anteil[121] – seine Rolle als »Geburtshelfer« respektive als »Hebämmerich« der neuen Berner Fasnacht ist

heute unbestritten.[122] Der letzte Anstoss, sagt Martin Vatter, einer ihrer Mitbegründer, sei aber von der »Jugendbewegung« gekommen, die 1981 das Reitschulareal auf der Schützenmatte als »Autonomes Jugendzentrum« erstritt. Sie habe im Winter 1981/82 das Klima geschaffen für die »Rückeroberung der Gasse«.[123]

Um den Formalitäten Genüge zu tun, gründeten danach drei aus dem »Sozialkuchen« stammende Aktivisten, Christian Streit, Stefan Kohler und Beat Dietzig, den »Verein Berner Fasnacht«. Ihnen sei es darum gegangen, so die Ethnologin Barbara Etterich, »die Stadt als Lebensraum belebter und lebenswerter [zu] machen und einen spielerischen Freiraum [zu] schaffen. Den Initianten ist die Betonung von Phantasie und Kreativität statt Kommerz wichtig.«[124] Anderen ging es, sagt Vatter, schlicht um die »Lust daran, die Stadt auf den Kopf zu stellen. Es ist doch wunderbar, (…) dass man Dinge tun darf, die sonst verboten sind.«[125]

Freilich: Die Kostüme der »hippiden Bewegungen« führten in Bern nicht zur Demaskierung der »Charaktermasken« und zu einem gesellschaftlichen Weltenfrühling, wie es Golowins kulturrevolutionäre 68er-Vision erhoffte. Aber wenns im nächsten Februar wieder losgeht, nicht vergessen: Ohne den »Tägel-Leist« würde in den Fasnachtstagen vielleicht auch heute Grabesruhe herrschen in den Sandsteinkatakomben Berns.

Theologen ziehen Schlüsse aus dem Vietnamkrieg: »Die Erklärung von Bern«. – »Unsere gesamte Politik ist heute – auch in der Schweiz – darauf ausgerichtet, unseren hohen Lebensstandard zu behalten und zu heben. Angesichts der Situation in der Welt, vorab in der Dritten Welt, müssen wir uns fragen, ob denn dieses Tabu der ständig steigenden Prosperität noch unbedingt aufrechterhalten werden darf.« Das sagte am 9. Januar 1969 der Basler Theologieprofessor Max Geiger am Rande der Pressekonferenz, die er in Bern geleitet hatte und deren Zweck es gewesen war, die Öffentlichkeit über die so genannte »Erklärung von Bern« zu informieren.[126]

Ein knappes Jahr zuvor, am 14. Januar 1968, hatte, auf Initiative von Geiger und weiterer Theologen, in der reformierten Heimstätte Gwatt eine Tagung stattgefunden, an der die Aufgaben diskutiert worden waren, »die die Not der Dritten Welt auch dem ›reichen‹ Industrieland Schweiz gebieterisch stellt«. Dieser Tagung war 1966 in Genf die »Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft« vorangegangen, an der nachdrücklich darauf hingewiesen worden war, dass die armen Länder der Dritten Welt im Verhältnis zum wachsenden Reichtum der Industrienationen trotz der bisherigen Entwicklungshilfe immer ärmer wurden. Von Hunger und der »Bevölkerungsexplosion« seien zwei Drittel der Menschheit direkt betroffen. Nicht der Ost-West-, sondern der Nord-Süd-Gegensatz sei deshalb das Kernproblem der Weltzukunft und der wirkliche Krisenherd der Weltsolidarität. Die in Gwatt Anwesenden kamen deshalb überein, »ein grundsätzliches Manifest zu lancieren«. Zu dessen Abfassung wurde eine Redaktionskonferenz bestellt, die ein insgesamt 13 Punkte umfassendes Manifest ausarbeitete. Weil diese Konferenz in Bern tagte, nannte man das Manifest »Erklärung von Bern«[127], die mit folgenden Worten beginnt:

»Unter denen, die heute täglich in unserer Welt geboren werden, ist eine grosse Zahl von Menschen, die, nach statistischen Prognosen, sich nicht werden satt essen können, die weder eine Schule besuchen noch einen Beruf werden erlernen können und denen somit die menschlichen Elementarrechte nicht zugute kommen werden. Wir gehören wohl zur ersten Generation, die das Ausmass dieser Not erkennt, die aber zugleich auch über die Mittel verfügt, um ihr begegnen zu können. Wir, die wir zu den Begünstigten in der Welt gehören, versäumen unsere erste Pflicht, wenn wir nicht alles, was uns nur möglich ist, tun, um den Kampf gegen Hunger und Elend zu führen, der zugleich der Kampf für die Rechte und Würde des Menschen ist.«[128]

In weiteren Punkten wird die bisher geleistete Arbeit der weltlichen und kirchlichen Hilfswerke zwar anerkannt, aber als ungenügend qualifiziert. Deshalb wird die Intensivierung des Kampfes gegen »Hunger und Elend« auf der Welt postuliert: Erstens soll ein Institut ge-

schaffen werden zum Studium der Probleme, die sich unserem Land durch die Situation in der Dritten Welt stellen; zweitens soll der »öffentliche Unterricht aller Stufen« der Darstellung der Dritten Welt »genügend Zeit und Aufmerksamkeit« einräumen, »damit die Jugend nach ihrem aktiven Beitrag im Kampf gegen Hunger und Elend fragen lernt«; drittens sollen die Budgets der Staaten »nach internationalem Plan und kontrolliert« dergestalt umgebaut werden, dass die »für Rüstungszwecke« reservierten Gelder für die Bekämpfung von »Hunger und Elend« frei werden: »Auf die Dauer können wir auf unserem Planeten (…) nicht gleichzeitig das Leben und den Tod finanzieren.« Als konkretes Zeichen wollen sich die Erstunterzeichner der Erklärung verpflichten, »während drei Jahren vom Zeitpunkt ihrer Unterschrift an, jeden Monat 3 Prozent ihres Einkommens nach freiem Ermessen einem oder mehreren Hilfswerken zukommen zu lassen«.

Im Dezember 1968 wird diese Erklärung der Landesregierung unterbreitet. An der Pressekonferenz vom 9. Januar 1969, an der auch der sozialdemokratische Bundesrat Willy Spühler teilnimmt, um seine Sympathie für die Erklärung zum Ausdruck zu bringen, kann man bekannt geben, dass bereits 1054 Personen – darunter 418 Pfarrer – die Erklärung unterzeichnet haben.[129] Die Pressekonferenz findet Beachtung im ganzen Land. Die »Thurgauer Zeitung« bezeichnet das Manifest als ein »Schockprogramm für die Lösung der Probleme der Dritten Welt«. Das »Aargauer Tagblatt« schreibt: »Zum eigenen Geldsäckel greifen ist für die schweizerische Mentalität direkt eine Provokation.« Und der »Winterthurer Landbote« meint: der »Durchschnittsschweizer« lasse sich »auch von den besten Kanzelrednern kein schlechtes Gewissen hinsichtlich der Entwicklungshilfe ansprechen«.[130] Angesprochen hat der Appell die Bevölkerung trotzdem: In den folgenden Jahren ist die Zahl der Unterschriften auf schliesslich über 11 000 angestiegen.[131]

Aus dieser Aktion fortschrittlicher Theologen ist die entwicklungspolitische Organisation »Erklärung von Bern« entstanden, die bis heute als finanziell und parteipolitisch unabhängiger Verein versucht, Infor-

mationen über die Beziehungen der Schweiz zur Dritten Welt mit sozialer und politischer Aktion zu verbinden. Kurt Marti, der sich als Pfarrer für diese Aktion ebenfalls engagiert hat, sagt im Rückblick: »Kirchlich gesehen war die ›Erklärung von Bern‹ das positive Ergebnis des ganzen Erkenntnisprozesses, den der Vietnamkrieg ausgelöst hat in Bezug auf das Verhältnis der kapitalistischen zur Dritten Welt.«[132]

Ein wenig wie Exil: Marcel Schwander verabschiedet sich vom Kanton Bern. – Zum Jahreswechsel 1968/69 verliert der bernische Nonkonformismus einen seiner wirkungsvollsten Mitstreiter. Die »National-Zeitung« meldet: »Marcel Schwander, während Jahren Establishment-Schreck in Biel, ist nach Lausanne emigriert.«[133] Am 10. Januar 1969 ist er in der »Junkere 37«, das Motto des Abends lautet: »Ich wählte das Exil.«[134]

Aufgewachsen ist Schwander im Glarnerland als Sohn einer Glarnerin und eines französisch sprechenden Neuenburgers. Nach einem sprachlich-historischen Studium in Bern und an der Sorbonne in Paris zog er nach Biel und wurde als 29-Jähriger 1958 Redaktor der sozialdemokratischen »Seeländer Volkszeitung«.[135] Er war mutig, streitbar und unbestechlich und gewann als Publizist und Politiker schnell an Einfluss: Seit 1960 sass er im Bieler Stadtrat, seit 1964 im Grossen Rat – in beide Parlamente wurde er vier Jahre später mit den besten Resultaten wiedergewählt.[136] 1962 war er massgeblich beteiligt an der Aufdeckung der so genannten Bieler Pensionskassenaffäre: Ins Rollen gebracht hatte sie der ehemalige Stadtpräsident Guido Müller, der in einem Leserbrief darauf hinwies, dass Mitglieder der Stadtexekutive einen »Griff in die Stadtkasse« getan und sich selber und einigen Vorgängern »ohne Rechtsgrundlage und ohne gültigen Beschluss« insgesamt 221 000 Franken ausbezahlt hätten.[137] Schwander publizierte – im Gegensatz zum »Bieler Tagblatt« und trotz Intervention der aufgescheuchten Stadtregierung – nicht nur Müllers Leserbrief, sondern gab in der Folge zusammen mit seinem Kollegen Hans Kern eine Broschüre über den Skandal heraus, die in alle Haushaltungen verteilt wurde.[138]

Die Stadtregierung klagte gegen die Verfasser in mehr als fünfzig Punkten – allerdings mit mässigem Erfolg: 1964 wurde Kern als Parteiloser in die Exekutive gewählt, um in der Stadtverwaltung Ordnung zu schaffen.[139]

Ins Zentrum von Schwanders Interesse rückten in jener Zeit immer mehr die Sezessionsbestrebungen im Berner Jura. Er versuchte, als Journalist »sur place« zu sein, wenn etwas passierte, und er redete mit den Separatisten, bevor er über sie schrieb. Gewöhnlich blieb er in der Deutschschweizer Presse mit seiner Sicht allein. Das hatte seinen Grund nicht zuletzt darin, dass die meisten Zeitungen die Juraberichterstattung in Bern von ihren Bundeshauskorrespondenten machen liessen. Die hätten, erzählt Schwander, schnell vom Bundeshaus ins Rathaus der Kantonsregierung hinübergewechselt, wenn etwas los gewesen sei.[140] Dort seien sie dann jeweils vom sozialdemokratischen Informationschef, dem Antiseparatisten André Ory, eingeseift worden – Ory sei als Vizestaatsschreiber des Kantons beurlaubt worden, um sich vollamtlich und nicht zuletzt auf Kosten auch der jurassischen SteuerzahlerInnen der antiseparatistischen Propaganda widmen zu können.[141]

Als Zeitungsredaktor hat Schwander erfolgreiche Nachwuchsförderung betrieben. Zum Beispiel habe Mario Cortesi bei ihm für die »Seeländer Volkszeitung« zu schreiben begonnen. Er habe die Texte des fleissigen jungen Mannes gegengelesen, manchmal habe er sie danach umgeschrieben, ab und zu sei man ins Philosophieren gekommen. Später habe er bei Cortesis ersten Filmprojekten mitdiskutiert und einmal sogar als Schauspieler mitgemacht. Denn auch davon verstand Schwander etwas: Solange die Zeit reichte, gehörte er am Berner Konservatorium zur Theatertruppe von Margarethe Schell-von Noé, später schrieb er Cabarettexte für das Bieler »Théâtre de poche«.

Einmal wird Schwander zu einer Diskussion in einen Jugendclub eingeladen. Der Club nennt sich »On cherche« und ist vom sechzehnjährigen Schriftsetzerlehrling Frank Meyer gegründet worden. In der Diskussion geht es um die Presse und darum, dass Jugendliche keine

Möglichkeit hätten, an die Öffentlichkeit zu treten. Schwander bietet der Gruppe in der »Seeländer Volkszeitung« eine Jugendseite an, die von da an von ihr betreut wird. 1966 tritt Meyer ins Büro Cortesi ein, findet so Anschluss an die »National-Zeitung« und avanciert dort als Kolumnist unter dem Namen des katholischen Pestheiligen »Rochus« »vom ersten Artikel« an »zum täglichen Ärgernis der Bieler Behörden, Tagblatt-Redaktoren, Parteien, Vereine und Verbände«. »Rochus« sei damals, so Mario Cortesi, »zum regionalen Symbol unverfälschter Kritik« geworden.[142] Heute sagt Marcel Schwander, Frank A. Meyer, der nach seinem Bruch mit Cortesi beim Ringier-Konzern »die Treppe hinaufgefallen« sei, habe ihn ab und zu als seinen »geistigen Vater« bezeichnet. Das stimme nur halb: Zwar sei man im Kontakt geblieben, aber Meyer habe sich sehr bald selbständig gemacht.[143]

Um 1968 gehört Marcel Schwander zur politischen Prominenz des Kantons: Er ist weitherum respektierter politischer Publizist, Stadt- und Grossrat und neben Arthur Villard ideologisch führender Kopf der »skandalumwitterten, fortschrittlich sozialdemokratischen Parteisektion« Biel Madretsch, der damals stärksten SP-Sektion der Schweiz.[144] Trotzdem entschliesst er sich Ende 1968, Biel und den Kanton zu verlassen. Es sei ein »schwieriger Schritt«, ein »schmerzlicher Abschied« gewesen, sagt er heute. Gewiss sei der Titel des damaligen »Junkere«-Abends, »Ich wählte das Exil«, übertrieben gewesen, trotzdem sei »ein Teil Wahrheit« daran. Er habe in den folgenden Jahren Mühe gehabt, überhaupt nach Biel zurückzukehren, weil er »die huere Stadt« durch all die Kämpfe derart gern bekommen und hunderte von Leuten gekannt habe. Aber es habe politische und berufliche Gründe gegeben, die den Wegzug nahe gelegt hätten. Politisch sei er bei den städtischen Erneuerungswahlen in die schwierige Lage gekommen, dass man ihn auf der SP-Liste habe für die Stadtregierung aufstellen wollen, was dazu geführt hätte, dass er seinen Mitstreiter in der Pensionskassenaffäre, den seit vier Jahren regierenden Hans Kern, direkt konkurrenziert und möglicherweise ausgebootet hätte. Das habe er nicht gewollt. Beruflich habe er sich um 1967 von der »Seeländer Volkszeitung« zu-

rückgezogen[145], weil absehbar gewesen sei, dass sie aus finanziellen Gründen mit der zwar ebenfalls sozialdemokratischen »Berner Tagwacht« würde fusionieren, danach aber den konservativen und antiseparatistischen Kurs der Stadtberner SP übernehmen müssen.[146] Einen Moment lang habe er sich für die Redaktion des »Volksrechts« in Zürich interessiert, aber schnell gesehen, dass auch diese Zeitung untergehen werde. So habe er sich als Redaktionsmitglied und Westschweizer Korrespondent des »Tages-Anzeigers« anstellen lassen und sei auf Anfang 1969 mit Frau und Kind nach Lausanne gezogen. Weil man ihm freie Hand gelassen habe, sei es ihm in der Folge gelungen, eine kontinuierliche, fundierte und bernkritische Juraberichterstattung aufzubauen. Mit Sicherheit habe er mit dieser Arbeit »zehn- oder hundertmal mehr bewirkt«, als er im verbiesterten Kantonsparlament und unter einer Kantonsregierung hätte erreichen können[147], die sich, wenn man Regierungsrat Werner Martignoni glauben wolle, »über Jahrzehnte fast in einer Art Kriegszustand« befunden habe.

Am 10. Januar 1969 hat Schwander in der »Junkere 37« vor allem »über die Arbeit der Exekutiven und Parlamente im Kanton Bern« berichtet und unter anderem gesagt, die drei grossen Regierungsparteien FdP, BGB und SP, die die kantonale Politik vollständig dominierten, seien »wunderbar funktionierende Stellenvermittlungsbüros«, die vor allem ihre eigenen Leute in die richtigen Positionen manövrierten und daneben im Kanton Ruhe und Ordnung garantierten. Schwander schloss seine Ausführungen mit einem »positiven, konstruktiven Vorschlag«, der dem Problem galt, was im Jahr 2000 mit den Militärs geschehen solle, denn zu jener Zeit werde auf der Welt entweder »Frieden herrschen müssen, oder wir sind schon alle tot«: »Was aber macht man in einer friedlichen Zeit mit den Obersten und ihren Kanonen, die es im Jahr 2000 sicher noch gibt?« Schwander schlug vor, dass man sich nach einem günstigen Gelände umsehen solle, das als Nationalpark für verspätete Militärs eingerichtet werden könne mit Orden, Kriegsspielen und Ehrenbegräbnissen.[148]

»Fest der verlausten Vögel«: Das Entstehen der Geschichten beim Erzählen. – Am 11. Januar 1969, einem Samstagabend, hat Walter Wegmüller, Kunstmaler mit Zigeunerblut, Vernissage in der »Berner Galerie«. Er ist ein »grosse[r] Kenner alter Berner Geschichten«[149], eine »hochinteressante Eruption, geprägt von seinen Jugendjahren im Seeland und im Berner Oberland, der vertrackten Natur des Unbekannten [verpflichtet], des Bannes, an Sommersonntagen Getreidefelder [zu] umkreisen, mit der Hand über die Ähren [zu] streichen, damit sie Fruchtbarkeit von sich geben«.[150] Dieser Wegmüller lädt nach der Vernissage in das Restaurant »Zähringer« zum »Fest der verlausten Vögel«.

Ueli Baumgartner ist an diesem Abend mit René E. Mueller unterwegs, der, kaum vierzehn Tage aus Persien zurück, von Blumenstein herunterkam und »wahnsinnig schlechter Laune« war, weil erstens ein Rendez-vous mit einem »Mädi«, das er habe samleien wollen, nicht zustande gekommen sei und er zweitens einen Kollegen, den er anzupumpen hoffte, nicht getroffen habe. »I by erbost, i by ergrimmt!«, habe er im »Untern Juker« geschimpft, bevor man in die »Berner Galerie« hinübergegangen sei.[151]

Für das anschliessende Fest habe Wegmüller, schreibt Golowin, »Einladungen in alle Windrichtungen« verschickt, als Eintrittskarte habe der Fetzen eines Plakats genügt, das in der Stadt auf das Fest aufmerksam gemacht habe. »Als ich«, fährt er fort, »durch die Matte zum Ziel wanderte, hörte ich einige der Urbewohner dieses verkannten Stadtteils einander zurufen: ›Kommt alle! Warum das Fest stattfindet, weiss ich auch nicht – aber es geht zu wie früher.‹«[152] Über tausend Personen wurden in jener Nacht im »Zähringer« unentgeltlich mit Gulaschsuppe und Wein bewirtet.[153] Oder waren es »1500 Leute«, wie sich Wegmüller erinnert, und – so Baumgartner – »Wienerli oder Bratwürste mit Kartoffelsalat«? Vielleicht spielten auch die Polo-Hofer-Band »Pop Tales« auf – woran sich Wegmüller erinnert, wovon aber der Hofer-Biograf Thomas Küng nichts schreibt, obschon er auf das Fest zu sprechen kommt.[154]

Sicher ist: Von Hans »Yeti« Stamm über die Eisenplastiker Jimmy Schneider und Walter Vögeli bis zu Professor Hans Kuske, dem Präsidenten des Kunsthallevereins, sind alle da. Vor Mitternacht, schreibt Küng, sei es zum »absoluten Höhepunkt der Feier« gekommen: »Der Schriftsteller René E. Mueller, für Golowin ein ›schweizerischer Kerouac‹, der stets nur ›umevagantet‹, auf Kosten anderer lebt, aber ein starker Schreiber ist, dieser Bohemeschriftsteller will tanzen – aber nicht wie jeder. Schon recht beschwingt legt er sich auf den Boden und lässt eine Frau mit schwarzen Stiefeln auf sich tanzen – wie die Göttin Kali auf ihrem kosmischen Gatten Lord Shiva. Die vielbeachtete Nummer lässt sich Mueller etwas kosten: Er bricht sich dabei fünf Rippen.«[155] Diese Episode hat sich Küng von Golowin erzählen lassen, der sie unterdessen in einer weiteren Variante auch schriftlich kolportiert hat.[156]

Nach Ueli Baumgartner war aber Golowin gar nicht Augenzeuge des Tanzes: »Als ich die Geschichte dem Sergius erzählt habe, konnte er sich nicht mehr fassen; ich musste sie etwa viermal wiederholen.« Baumgartners Fassung geht so: »Aufs Mal zieht René den Pullover und das Hemd aus und legt sich mit ›bluttem Ranzen‹ auf den Boden. Die Band spielt. Ein junges, blondes Mädi mit Schuhen mit hohen Bleistiftabsätzen springt tanzend dem René auf den Brustkasten und tanzt weiter, René japst nach Luft. Als sie nach einigen Sekunden wieder wegspringt, steht er käsebleich auf: ›Die het mi fasch umpraacht!‹ Später zieht sich René vor allen Leuten ›füdleblutt‹ aus und ist wahnsinnig frustriert, weil von den anwesenden Frauen keine seine Männlichkeit bewundern will. Danach hat er nicht mehr gewusst, wie man sich anzieht, derart ›totau düren isch er gsy‹. Zu zweit haben wir ihn wieder angezogen.« Anderntags sei Mueller zu Arsène Waldvogel nachhause, sagt Baumgartner: »Offenbar hat sich René zwei oder drei Rippen gebrochen. Er hat Schmerzen gehabt, und Arsène ist mit ihm zum Doktor.«[157]

»Ach ja? Schon möglich«, sagt Waldvogel, »etwas mit gebrochenen Rippen war damals.« Im Übrigen ist er sicher, dass er am »Fest der verlausten Vögel« nicht dabei gewesen ist.[158]

Dies academicus im Untergrund: doc. honoris causa Urbanus Gwerder. – Als der »Tages-Anzeiger«-Korrespondent Toni Lienhard im Januar 1969 einen grösseren Beitrag über zwei Veranstaltungen in der »Junkere 37« verfasst, stellt er fest, dass es sowohl in Zürich wie in Bern »allseitig interessierte und geistig regsame Leute« gebe, jedoch komme in Bern im Gegensatz zu Zürich in den Diskussionen Politik seltener vor: »In Bern wird kulturell debattiert.«[159] Das stimmt zwar tendenziell, jedoch gibt es damals mit dem »forum politicum« auch in Bern eine universitäre »Neue Linke« und mit der »Hotcha!«-Sippe auch in Zürich einen kulturellen »Underground«. Für den Kopf dieser Sippe, Urban Gwerder, veranstaltet die »Junkere 37« – sie nennt sich neuerdings »Untergrunduniversität« – am 1. Februar 1969 eine Feierstunde. In Anwesenheit von »an die hundert Antiautoritäre[n] aller Altersstufen und Modeströmungen«[160] will man Gwerder »den Doc. ehrenhalber für seine Verdienste auf dem Gebiet der Einführung der Schweizer Jugend in sämtliche Untergrund-Wissenschaften« verleihen.[161]

In Zürich verlegt Gwerder seit bald einem Jahr das »Hotcha!«, die »kreative Sippenzeitung für Subkultur, alternative Mutation, (R)evolution, Bewusstseinserweiterung, Leben, bizarre & Community-Bedürfnisse«. Den Titel seiner Zeitschrift erklärt er so: »Das Wort ›Hotcha!‹ kommt in den Liner Notes von Frank Zappa zu seinem ersten Album ›Freak Out‹ vor als kommentierender Füllsel wie ›Hohum‹ oder ›Blahblah‹, war aber in den 40ern im Musikbegleitjargon unterwegs – man sagte bestätigend ›hotcha, hotcha‹ und schnippte dabei mit den Fingern. Heisst also gar nichts, sind nur Silben; es lässt sich auf verschiedene Arten schreiben und spielen damit – und klingt gut.«[162] Im März 1968 erschien die erste Ausgabe als beidseitig bedrucktes A4-Blatt in einer Auflage von 250 Stück; die letzte Ausgabe, die Nummer 57, umfasste im Sommer 1971 dreissig Seiten und wurde in einer Auflage von 5000 Stück verkauft – die Ausgaben 44 bis 53 zwischen Sommer 1970 und Frühling 1971 druckte übrigens Walter Zürcher auf seiner Offsetmaschine in Gurtendorf. »Hotcha!« erschien im Schnitt etwa dreiwöchentlich, startete ohne finanzielle Reserven, war sofort selbsttragend

und wurde für den Stückpreis von einem Franken vorwiegend im Strassenverkauf unter die Leute gebracht. Den Inhalt der Hefte charakterisiert Gwerder im Rückblick so: »Nebst der sozialen Funktion der Aspekt freie und unzensurierte Presse; der ganze Informations- und Ideenreichtum der anderen Art (good news statt bad news); Exklusivität schweizerischer und internationaler (…) Erstdrucke und Originalbeiträge.«

»Hotcha!« und die »Hotcha!-Sippe« waren über das »Underground Press Syndicate«, das Gwerder als »Netzwerk der Sippen« verstand, mit bis zu 500 Untergrundzeitschriften auf der ganzen Welt verbunden. Jede diesem Syndikat angeschlossene Zeitung tauschte mit allen anderen ein Dauerabonnement aus, und alle waren berechtigt, gegenseitig das Gedruckte frei weiter zu verwenden. »Die gegenseitige Befruchtung«, so Gwerder, sei dadurch »immens« gewesen, führte andererseits allerdings zum Vorwurf, man plappere lediglich »ausländisches Gedankengut« nach. Im »Hotcha!« Nummer 4 schrieb Gwerder deshalb: »›Ausländisches Gedankengut‹ ist für universell denkende Menschen keine ›Übernahme‹, sondern ein Bestandteil des eigenen. (…) Wir hoffen, mit unserer Generation dieses traurige Stück Geschichte begraben zu können, in dem die Menschen für die Nationalflagge in den Krieg zogen.« Obwohl »Hotcha!« in Themenbereichen wie Ökologie oder Sexualität – auch jene der Schwulen und Lesben – avantgardistisch und tabubrechend wirkte, wurde die Zeitschrift nicht nur vom »Establishment« angefeindet. Gwerder: »Die ›Rechten‹ wie die ›Neuen Linken‹ hatten damals ihre Schublade bereit, ohne genauer hinzusehen: Underground = Hippies = Drogen, Sex & Rock'n'Roll. Für die Rechten galten wir als asozial (arbeitsscheue langhaarige Affen), für die Linken als apolitisch (realitätsfremde verladene Träumer).«

Als Urban Gwerder am 1. Februar 1969 in der »Junkere 37« auftritt, ist die neunzehnte Ausgabe des »Hotcha!« unter den Leuten, und ein bisschen pflegt er mit der Reise nach Bern auch den Geschäftskontakt, denn mittlerweile fungiert der Diskussionskeller als lokale Verkaufsstelle.[163] Ausschnitte aus der Laudatio, die Sergius Golowin hält,

hat Frank A. Meyer in der »National-Zeitung« übermittelt: »Hochverehrte Magnifizenz, hochwohllöbliche Spektabilitäten, Professores und Commilitones der Universitae Catacombae Bernensis. Die Untergrunduniversität von Bern hat heute die grosse Ehre, einen Mann, der sich grosse Verdienste in allen Wissenschaften gemacht hat, in ihren Mauern begrüssen zu dürfen. (…) Die bernische Tiefschule [hat] die hohe Ehre, dem Poeta Maximus und Originalissimus Urbanus Gwerder die Würde eines doc. honoris causa zu verleihen. Die Wahl fiel auf den Vorsokratiker Gwerder, sintemalen Urbanus ohne Unterstützung von Bund und Kantonen zu fundamentalen wissenschaftlichen Leistungen und Erkenntnissen vorstiess.«

Verliehen wird dieser Titel im Namen der »Kritischen Untergrund-Schule der Schweiz«, kurz K.U.S.S., deren Bedeutung Golowin eben letzthin im »Hotcha!« folgendermassen erläutert hat: »Die ›Junkere 37‹, 1962 begründet, besitzt nur dann einen tieferen Sinn, wenn sie die Rolle einer bernischen Altstadt-Rarität verliert und sich zu einem Bestandteil im Rahmen einer allgemeinen volkstümlichen Bewusstseinsbildung zu entwickeln vermag. Zusammen mit unseren Freunden von verwandten Gruppen (Hotcha!-Sippe, Tellife-No-mads, Kulturpolitisches Podium Bern, Lone Star Gang, Progressive Mittelschüler), Kreise um die Anti-Establishment-Zeitschriften wie ›neutralität‹, ›Hotcha!‹, ›Politerarisches Aperiodikum‹, ›Fass‹ usw., hoffen wir, 1969 etwas wie eine K.U.S.S. (Kritische Untergrund-Schule für die Schweiz oder: Kritische Universität für Schweizerische Subkultur oder: Kritische Uni Suspekter Schweizer) aufbauen zu können. Die Gruppen verschiedener Städte unterstützen sich durch Austausch von Referenten, Dokumentationen usw. SIE BEMÜHEN SICH GEMEINSAM UM JENE TEILE DES MENSCHLICHEN WISSENS, DIE UNTER DEN HERRSCHENDEN VERHÄLTNISSEN (sanft ausgedrückt!) KEINE AMTLICHE FÖRDERUNG FINDEN.«[164]

Im »Junkere«-Keller erhebt sich unterdessen ausser Programm Hans »Yeti« Stamm, um im Rahmen der Feierstunde das »Charakteristikum unserer Zeit« zu verdammen, »dass alle möglichen und unmög-

lichen Weltanschauungen wie ein Heer von Sumpfblüten die Herzen der Menschen überwuchern« und ihnen so eine »monoperspektivisch eindimensional (…) ideologische Optik« aufzwingen. Da Stamms Rundumschläge gewöhnlich ein bisschen länger dauern, bleibt Zeit, nach dem Sinn dieses Happenings zu fragen. Die ursprünglich aus reformpädagogischen Impulsen entstandene »Junkere«-Szene signalisierte mit diesem Dies academicus im Untergrund den Anspruch, Teil der sich rasch ausbreitenden Bewegung der »Anti-Universitäten« zu sein. Seit die rebellierenden Studenten von Berkeley 1964 ihre Universität zur »Free University of California« erklärt hatten, waren in dutzenden von US-amerikanischen und seit 1966/67 auch in europäischen Städten »Anti-Universitäten« entstanden. Ihre Aufgabe sei, so sagte einer ihrer Dozenten in London im Frühjahr 1968, die »Erforschung der Taktik für eine breitangelegte Kulturrevolution«. Der Soziologe Walter Hollstein umschrieb 1969 »die beiden wesentlichen Funktionen der Gegen-Universität« so: »Sie kritisiert das Bestehende unter dem Aspekt seiner Revolutionierung und antizipiert jenes Neue, das verwirklicht werden soll.« Ziel aller Gegen-Universitäten sei die »Gegen-Gesellschaft«.[165]

Mit diesen Institutionen weiss man sich im Berner Untergrund gerade auch in dem, was vermittelt werden soll, einig: »Auswahlkriterium ist vor allem die Frage, was von den offiziellen Universitäten unerörtert gelassen wird.«[166] Unter diesem Aspekt der Gegen-Information und des Gegen-Wissens versteht die »Junkere«-Szene zum Beispiel die Erforschung der »Volkskultur«, der sie sich seit 1955 im »Kerzenkreis« und später im »Tägel-Leist« gewidmet hat. Eben in diesen Tagen lanciert Golowin unter dem Titel »Progressive Arbeitsgruppe für Heimatkunde (PAH)« einen neuen Veranstaltungszyklus in diesem Zusammenhang. Darin wird er Mitte Februar 1969 zur Frage sprechen: »Wie ›verreisten‹ die Hexen? – Gab es eine magische Pflanzenkunde (Metabotanik)?«[167] Ende März und Mitte Mai tritt in diesem Zyklus zweimal der Präsident der Zürcher Lone-Star-Gang, der Rockerboss »Frozen Angel« Tino, auf.[168] Weitere Themen der PAH sind »Fahrende Schüler,

Scholaren und Alchimisten«[169], »Neue Religionsbildungen im Kulturuntergrund«[170] oder »die Gegen-Ehen der Blumenkinder und Höllenengel«.[171] Im August 1969 wird Golowin mit Gwerder über »Sippen« diskutieren – die »Junkere«-Fiche des Staatsschutzes vermerkt lakonisch: »Besuch des Untergrunddoktors Urban Gwerder.«[172]

Unterdessen hat Stamm in der »Junkere 37« geschlossen, und Golowin überreicht Gwerder ein von Ueli Baumgartner gestaltetes Pergamentdokument und einen Doktor-Schlapphut. In seiner Dankesrede sagt Gwerder anschliessend, es gehe bei allem kritischen Spass, den man hier inszeniert habe, um wesentlich mehr als um ein Happening. Der schweizerische Underground beginne sich zu konsolidieren. Noch in diesem Jahr solle im Tessin – an einem Ort, den man zur Zeit »aus taktischen Gründen« noch nicht bekannt geben könne –, eine Liegenschaft als temporäres internationales Zentrum für antiautoritäre Untergründler bezugsbereit sein. Theater-, Musik- und Diskussionsgruppen würden sich dort treffen können.[173] Das Projekt kam nicht zustande. Heute sagt er, er habe es in Bern erwähnt, weil er damals sicher gewesen sei, dass es realisiert werden könnte.[174]

Im Rückblick sieht Gwerder die »Junkere 37« betont nüchtern: Unter dem Einfluss von Sergius Golowin – »eine Art Volkskundler und früher Fürsprecher zigeunerischer Kultur« – sei der »Nonkonformisten-Keller (…) ab 1966/67 zusehends progressiver« geworden: »Für ihn repräsentierten wir Leute aus der sich ausbreitenden Underground- und Gegenkultur gelebte Praxis. Gemeinsam beschlossen wir – nach dem Vorbild der ›Free Universities‹ – die Junkere auszuweiten zur ›Kritischen Untergrund-Schule Schweiz‹. (…) Die KUSS gab den Geist auf, als ihr 1970 der Keller gekündet wurde.«[175]

Dieser Hinweis Gwerders ist wichtig, gerade weil er falsch ist: Er verweist darauf, dass die Vernetzung zwischen »Junkere«-Szene und »Hotcha!«-Sippe nicht sehr stark gewesen sein kann. Anfang 1970 wird die »Kritische Untergrund-Schule der Schweiz« gar noch um eine »Fachgruppe für Ideologie-Kritik« (FIK-KUSS) erweitert werden. Ziel der Initianten Hans Stamm und Manfred Wettler wird es sein, »ideolo-

gische Momente, welche unser Denken und Handeln bestimmen, aufzudecken und damit kontrollierbar zu machen«.[176] Sowohl die FIKKUSS als auch Golowins PAH werden nach der Kündigung der »Junkere« im Frühling 1970 im Nachfolgeprojekt an der Münstergasse 14 ab Herbst 1970 weitergeführt werden.

Neills »Summerhill«: Die plötzliche Konjunktur eines Missverständnisses. – Nicht jeder Abend der »Junkere 37« war ein Publikumserfolg. Es hat sogar einen Abend gegeben, der nicht stattfand, weil das Publikum ganz ausblieb. Das war am 21. Februar 1964: Zeno Zürcher wollte seinen Zyklus »Erziehung als Zeitfrage« starten, und zwar mit der Diskussion eines Buches, das 1950 im Zürcher Pan-Verlag erschienen war und in dem er folgendes Zitat gefunden hatte: »Ich hatte jahrelang in gewöhnlichen Schulen gearbeitet, kannte ihr Prinzip genau und wusste, dass es falsch war. Es war falsch, weil es auf der vorgefassten Meinung Erwachsener beruhte, wie ein Kind zu sein und was es zu lernen hatte. (…) Man kann Kinder nicht dazu zwingen, (…) etwas zu lernen, ohne sie damit in einem gewissen Ausmass zu willenlosen Erwachsenen zu machen. Man macht sie zu Konformisten – eine gute Sache für eine Gesellschaft, die gehorsame Diener an trübseligen Schreibtischen und hinter Ladentischen braucht, die jeden Morgen mechanisch mit dem 8-Uhr-30-Vorortszug in die Stadt fahren.« [177]

Der Verfasser dieses Buches heisst Alexander Sutherland Neill (1883–1973). In der Originalausgabe hatte sein Buch »That dreadful school« geheissen. Er berichtete darin über die Erfahrungen mit seiner experimentellen Schule »Summerhill«, die er 1921 in Leiston in der englischen Grafschaft Suffolk gegründet hatte im »festen Glauben, dass das Kind kein schlechtes, sondern ein gutes Wesen sei«. Deshalb war sein Grundgedanke, »die Schule kindergeeignet zu machen – nicht die Kinder schulgeeignet«.[178] Zürcher hatte an jenem Abend von der Faszination sprechen wollen, die von diesem Buch ausging und ihn damals zum »vorbehaltlosen Neill-ilisten« habe werden lassen: In Summerhill war die Schule freiwillig; kamen die Kinder zum Unterricht, dann

wegen des Interesses am Lernen, nicht wegen des Zwangs. Entsprechend wurde nicht systematisch unterrichtet, sondern entlang der konkreten Interessen der Kinder. Dieses Konkrete würde, so die Leitidee, je nach Neigung und Neugierde mit der Zeit von selbst zu den systematischen Grundlagen führen.[179]

Es vergehen fünf Jahre, bis Zürcher es wagt, am 7. Februar 1969 Neills »schreckliche Schule von Summerhill« noch einmal aufs Programm der »Junkere 37« zu setzen.[180] Die Zeiten haben sich geändert: Im Gästebuch tragen sich an diesem Abend über dreissig Personen ein, und Zürcher erinnert sich, dass ihn danach Paul Ignaz Vogel gebeten habe, über Neill einen Beitrag für die »neutralität« zu schreiben[181], der dann im November 1969 unter dem Titel »Gefährlicher als Galilei – A. S. Neills Summerhill-Schule« erschien.[182] Einen Monat später veröffentlichte der Rowohlt-Verlag ein Buch, das Ende der fünfziger Jahre der Verleger Harold H. Hart in New York aus früheren Publikationen Neills zusammengestellt und 1960 unter dem Titel »Summerhill, A Radical Approach to Child Rearing« herausgebracht hatte. 1965 war das Buch in deutscher Übersetzung ein erstes Mal im Münchner Szczesny Verlag erschienen unter dem Titel »Erziehung in Summerhill, das revolutionäre Beispiel einer freien Schule«. Diese Übersetzung übernahm nun Rowohlt, änderte den Titel zeitgemäss in »theorie und praxis der antiautoritären erziehung. das beispiel summerhill« und zog damit das grosse Los: Die Startauflage von 30 000 Exemplaren war sofort ausverkauft. Im August 1970 waren bereits über 400 000 Exemplare gedruckt, 1999 wird die Presseabteilung von Rowohlt »die deutsche Gesamtauflage der Werke von A. S. Neill [auf] bislang 1 110 000 Exemplare« beziffern.[183]

Während das Zauberwort von der »antiautoritären Erziehung« die konsumverweigernden Jugendlichen zum Markt für pädagogische Literatur werden liess, wurde Zürcher zunehmend skeptisch was die Übertragbarkeit der Ideen auf eine Schulpraxis betraf. Heute sagt er, Neill sei ein wunderbarer Geschichtenerzähler und ein wirklich interessanter Mensch gewesen. Aber Summerhill sei eine einmalige Sache,

weil Neill einmalig gewesen sei – es gebe keine Neill-Methode. Als dann 1970 diese humorlosen Leute gekommen seien und Neills Sentenzen als Rezepte, sein Buch als System genommen hätten, da sei vielleicht Neues entstanden, aber sicher kein neues Summerhill. Dass dort das Problem mit der Pädagogik endgültig gelöst worden sei, war nicht das unbedeutendste Missverständnis der antiautoritären Neuen Linken.

Wie Mueller in den Lauf von Waldvogels Browning-Pistole blickt. – Seit René E. Mueller aus Persien zurückgekehrt ist, lebt er in seiner Blumensteiner Wohnung im ersten Stock von Gottfried Rufeners Bauernhaus im Reckenbühl. Hier hat er für 110 Franken pro Monat »zwei grosse Zimmer, einen geräumigen Abstellraum, Estrich, Keller, an der Strasse einen Blumengarten und oben im Feld einen Gemüseplätz« gemietet. Er hat sich eingerichtet mit »eine[r] Wand voll Bücher, so an die 2000, aber kaum 10 davon bezahlt«. Er plant, »über Jahre hinaus« hier zu wohnen, und deponiert gar seine Schriften auf der Gemeindeverwaltung, »obwohl ich weiss, dass sich alsbald sämtliche Gläubiger (…) auf mich stürzen werden«. Aber mit dem unten im Haus wohnenden Bauern Godi, mit dem er bald Duzis macht, ist gut auszukommen: »[Er] ist ein Zugeheirateter, also kein rechter Einheimischer, immerhin schon mal bis nach Marseille gekommener und recht aufgeschlossener Mann, lebhaft an Geistern und Teufeln interessiert, der offen zugibt, dass er eigentlich lieber das Leben der Gammler führen würde.«[184] Der Respekt ist gegenseitig. Rufener bestätigt heute, sein Mieter sei »hilfsbereit« gewesen und habe »von sich aus ab und zu auf dem Feld« geholfen.[185]

In den ersten Tagen des Jahres 1969 notiert Mueller: »In Blumenstein heize ich tüchtig ein, mache mir's bequem und werde Tage und Wochen nichts tun als lesen, ein bisschen am ›Persischen Tagebuch‹ schreiben, meist allein sein, hin und wieder mal nach Bern fahren, meinen Freunden Briefe schicken und Unmengen Holz im Ofen verbrennen, den Winter verfluchen und den Frühling erwarten.«[186] Hanni Waldvogel, die Reisepartnerin in Persien und Ehefrau seines Freundes

Arsène, besucht ihn weiterhin »zwei-, dreimal in der Woche« und muss »um sechs wieder in Bern sein, um ihrem Mann, der aus der Druckerei heimkommt, das Essen auf den Tisch zu stellen, und wir müssen beim Liebemachen auf die Uhr sehen, und das finde ich äusserst widerlich«.[187] Einmal gehen die beiden zusammen nach Thun, und als sie zurückkommen, steht im Reckenbühl Waldvogel vor der Tür »und sieht recht grimmig aus«.[188] Dieser sagt heute, er sei damals plötzlich von Eifersucht gepackt worden und habe sich entsprechend geärgert, als er die beiden habe Hand in Hand von Thun heraufkommen sehen.[189] Mueller fährt fort: Waldvogel sei hereingekommen und habe »erst nichts dergleichen« getan. »Aber wie ich dann rausgehe, um auf der Tenne einen Korb Holz zu holen, da kommt er mir nach, sagt gebieterisch, ich solle den Korb mal abstellen, fasst mich ins fieberkalte Auge und presst zwischen den Zähnen hervor: ›René, ich sage dir, respektiere meine Ehe!‹ Ich bin erst sprachlos, und da sagt er: ›Schau, es ist mir ernst‹ und hält mir eine riesengrosse Kanone unter die Nase, mindestens ein 45er Colt.«[190] Es war, sagt Waldvogel heute, eine belgische Browning-Pistole, geladen, aber gesichert, der Auftritt sei eher »psychologisch« gemeint gewesen, weil er gewusst habe, dass René nach dem Motto lebte: Lieber ein lebender Feigling als ein toter Held. Darum habe er ihm gesagt: Keine Telefonanrufe mehr, keine Treffen mehr mit Hanni, sonst werde er ihn erschiessen.[191] Mueller schreibt weiter: »Da kann man schon leicht erschrecken und ich beschwichtige ihn, seine Ehe an sich würde ich schon respektieren und damit gibt er sich zufrieden, trinkt noch einen Tee, und dann verreisen sie. Die arme Hanna.«[192] Übereinstimmend sagen Hanna Brunner-Kolp und Arsène Waldvogel heute, nach dieser Szene sei der Kontakt zu René für etwa zwei Jahre abgebrochen. Danach habe er sich im Rahmen der Konventionen normalisiert.[193]

Mueller bleibt im »grausige[n], garstige[n] Schweizerwinter« allein zurück, zieht die Vorhänge, weil er »den verwesenden Himmel« nicht sehen mag und nichts wissen will »von dieser morbiden Landschaft, von dieser Kloake der Galaxis, in der wie Wasserleichen fahle, gesichts-

lose Soldaten herumschwimmen und manchmal im Geäst toter Bäume hängen bleiben und wie faule Äpfel in die Güllengrube plumpsen«.[194] Er sitzt »stundenlang« hinter seinem Schreibtisch und beschaut sich »gebannt« die Wand gegenüber, wo seine Bücher sauber aufgereiht stehen, »Hemingway bei Lawrence, Picasso bei Dalí, Brecht nach Tucholsky vor Dürrenmatt, Golowin vor von Däniken (…), Mueller zwischen Dürrenmatt und Kerouac, vor Ginsberg und Ferlinghetti und Frisch ganz unten links von den Krimis zwischen Courths-Mahler und Françoise Sagan«. Nie nimmt er eines der Bücher zur Hand, nie liest er eines, das wäre ihm ein »Sakrileg«: »Es genügt, die Buchrücken mit lüsternen Augen genüsslich zu streicheln.« Mehrmals am Tag legt er sich, »viel Zeit investierend«, hin, um zu onanieren: »Dabei bin ich der Idee verfallen, eine Art Solo-Yabium zu vollenden, indem ich mich rücklings auf die Matratze lege, den Unterleib entblösst, die Beine leicht gespreizt, die Handflächen entspannt auf den Oberschenkeln, versuche durch Konzentration zum Orgasmus zu kommen, was oft fast, aber nie ganz gelingt.«

Das »Persische Tagebuch« liegt ihm auf dem Magen. Hanna Brunner-Kolp bestätigt, dass er damals verschiedentlich nach Bern gefahren sei, um in der Stadtbibliothek alles Erreichbare über Persien nachzulesen.[195] Gegenüber Dürrenmatt gesteht er später: »Mir ging es darum, eine Verpflichtung, die ich mir selbst auferlegt habe, zu erfüllen. Ich glaubte, Dir ein Manus von mindestens 300 Seiten schuldig zu sein.«[196] In der Stadtbibliothek habe er »Passagen aus Büchern und Dokumenten« abgeschrieben, »und weil diese Bibliothek alles rechts und links nichts stehen hat, verkehre ich alles ins Gegenteil«.[197] Was er zusammendestilliert, legt er in Zürich dem Arche-Verleger Peter Schifferli vor. Dieser liest den Text und qualifiziert ihn gegenüber Dürrenmatt kurz und bündig als »ein fertiger Seich«.[198] Später schreibt Mueller selbstkritisch, »die Fahrt im Auto liesse sich von dutzenden Seiten auf wenige Viertelzeilen konzentrieren«:

»Gelbe Hundehyänen
laufen mit dem VW

um die Wette
gierig erpicht
auf unser Leben
am Strassenrand
liegt ein toter Bettler
weiter
an einem Triumphbogen
baumelt ein Kurde
dazwischen fault
ein Pferdekadaver
ein Geier sitzt drauf
Die Strasse nach Teheran
ist mit Leichen gepflastert«[199]

Am 11. Juli 1969 wird Mueller unter dem Titel »Der Schah – das feine Kerlchen« zumindest das Publikum der »Junkere 37« über seine Persienfahrt unterrichten.[200] Von seinem »Persischen Tagebuch« existiert allerdings heute nur noch ein kleines Fragment:

»Am 26. Oktober 1967 krönte sich im ›Golestan Palast‹, dem ›Rosen-Palast‹, zu Teheran, seine Hoheit, Mohammed Riza Schah Pahlewi, Nachkomme eines skrupellosen Kosakenhäuptlings, in einer jeder Ausstattungsoperette spottenden Zeremonie zum Kaiser von eigenen Gnaden über Persien. Mit ein paar Millionen teutonischen und helvetischen Hausfrauen, die dem Pfauenthron in inniger Verbundenheit treu ergeben, freuten sich auch eine Handvoll Perser, zu Tränen gerührt, über diese unerhörte Blasphemie, wie sie die Welt seit Nero nicht mehr gesehen, wogegen im Vergleich selbst Napoleon nur als verächtlicher Stümper erscheint. (…) Gleichzeitig liess sich Farah Diba, des nunmehrigen Kaisers dritte Haus- und Hofhure, nach absolvierter Abmagerungskur, die Krone der Schahbanu aufsetzen, wohl nicht nur als demonstratives Bekenntnis zur Moderne der westlichen und östlichen Entwicklungshelfer, erstmals seit Persien, 641, dem Islam unterworfen wurde, womit das Weib seiner Seele verlustig ging, die ihm heute ratenweise wieder zugebilligt wird, wenn auch nicht unbedingt mit dem Segen der zahllosen Mullahs, die mit Entsetzen ihren Einfluss schwinden sehen.«[201]

So wartet Mueller in Blumenstein auf den Frühling: Zwischen Mittag und vier Uhr nachmittags steht er auf und vertrödelt die Zeit bis Mitternacht Holz und Briketts verbrennend und Kaffee trinkend vor der Bücherwand, auf der Matratze und beim Tippen am »Persischen Tagebuch«. So sei er, wie er schreibt, »durch den Schlaf, den Februar, den März, den April, in den Mai« getrödelt.

»1. Berner Kunstemporium«: Kunst am Bau der herrschenden Kunstverfolgung. – Nun kann aber einmal von tatkräftiger Kulturförderung berichtet werden: Weil der Neubau an der Monbijoustrasse 91 von der Mieterschaft erst später bezogen wird, stellt ihn der Bauherr Marc Wirz, Chef der Baufirma Wirz & Co., vom 15. Februar bis zum 9. März 1969 für drei Wochen der »Berner Künstlerschaft« zur Verfügung: »Der Gedanke, jedem interessierten Künstler ohne irgendwelche Jurierung die Teilnahme zu ermöglichen, drängte sich angesichts der ca. 2000 m² grossen Ausstellungsfläche auf.« Eine riesige Kunstausstellung also vom Untergeschoss bis hinauf in den vierten Stock des Neubaus dank eines kunstsinnigen Unternehmers. Zu sehen sind nicht nur Werke der lokalen Prominenz von Serge Brignoni bis Walter Vögeli, sondern auch die Arbeiten der weniger Prominenten, von Greti Arni bis Elisabeth Zipf. Und sogar das Verhältnis der Geschlechter ist für einmal akzeptabel: unter den 112 Ausstellenden gibt es immerhin 45 Frauen. Aber das ist noch nicht alles: Fast an jedem Abend findet in der Liegenschaft eine Veranstaltung statt. An der Vernissage spricht der Stadtpräsident, danach spielen Polo Hofers »Pop Tales«. An anderen Abenden ist moderne klassische Musik zu hören oder die Berner Troubadours, jiddische Lieder oder Jazz. Es gibt Kunstfilme, alt-chinesisches Schattenspiel, und natürlich lesen an verschiedenen Abenden einheimische Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus ihren Werken. Stadt und Kanton Bern unterstützen das grosse Kulturspektakel finanziell, und weil die städtische Gewerbepolizei verboten hat, es als »Ersten Berner Kunstmarkt« zu bezeichnen, tauft man es »Erstes Berner Kunstemporium«[202] – immerhin ist »Emporium« ein veralteter Begriff

für »Markt« und der neue Name schon fast ein nonkonformistisches Protestchen.

Zur Gestaltung des Abends vom Sonntag, den 23. Februar, wird der Herausgeber der »neutralität«, Paul Ignaz Vogel, eingeladen, der im letzten Herbst von Biel nach Bern gezogen ist und seither seine Zeitschrift an der Denzlerstrasse 10 produziert. Vogels Idee, wie er sie den »Keller-Poeten« der »Junkere 37« in einem Brief skizziert: »Freunde und Mitarbeiter der ›neutralität‹ lesen Wild-Fremdes. (…) Nicht in erster Linie haben wir an Literatur-Texte gedacht, sondern an Texte in Zeitungen, an Sport-Berichte, Gesetzes-Texte, Gebrauchsanweisungen, Bibel, Koran, Speisekarten, Fahrpläne und Kursbücher, zu denen der lesende Autor ein Verhältnis hat.«[203] Diese Idee formuliert Vogel am 11. Februar. Am 15. wird das »Kunstemporium« eröffnet, und der Bauherr lässt es sich nicht nehmen, anlässlich einer Pressekonferenz die Öffentlichkeit über die zukünftige Mieterschaft des Neubaus an der Monbijoustrasse 91 zu informieren: Es ist ausgerechnet die Bundespolizei.[204]

An Vogels Abend am 23. Februar kommt es zum Eclat, und die Presse schreit in umso einhelligerer »Emporium«-Empörung auf, als sie sich alle auf die gleiche Meldung des Pressedienstes »prz« stützen. »Berner Tagblatt«, »Berner Tagwacht«, »Schweizer Bauer«, »Neue Berner Nachrichten«, »Neue Berner Zeitung« und »Tages-Nachrichten« versehen die »prz«-Meldung mit Titeln wie: »Der Auftritt des Herrn Vogel«, »Neutralität, die keinen Durchzug verträgt«, »Toleranz und Gastrecht mit Füssen getreten« oder »Krakeeler mit der Belüftungsanlage verjagt«. Gemeldet wird in all diesen Zeitungen gleichlautend, Paul Ignaz Vogel habe sich eine »masslose Taktlosigkeit« erlaubt: »Begleitet von einer Schar sogenannter Studenten mit langen Haaren, Bart und Lederwams, inszenierte Vogel seinen Einmarsch mit grölenden Liedern, Umwerfen von Inventar, Beschriften von Wänden und Verteilen von aufwieglerischen Zirkularen. (…) Nachdem von der Hausverwaltung ein Rädelsführer vor die Tür gestellt wurde, begann Vogels Referat mit spitzigen und beleidigenden Worten gegen die ausstellenden Künstler, die Behörden und die Polizeiorgane. Ganz sachlich

wurde er noch einmal zur Vernunft und Objektivität ermahnt. Als jedoch sein Verhalten als geladener Gast weiterhin untragbar wurde, griff der Hauswart zur Selbsthilfe und schaltete die Lüftung auf Maximum ein. Vogels Worte gingen im Lärm der Lüftungsanlage und des empört den Saal verlassenden Publikums unter. Kritik scheint sich hier mit Randalieren und Vandalismus zu identifizieren.«[205]

Ungefähr so viel wird der grosse Teil von Berns Zeitungspublikum von diesem Vorfall mitbekommen haben. Erst mit der Zeit gelang es Vogel, eine andere Sicht der Dinge öffentlich zu machen. In der »neutralität« wies er später nach, dass es sich beim Pressedienst »prz« um die »Public Relations Agentur Dr. Pierre Zaugg« in Bern handelte und dass dieser Zaugg sich – zum Beispiel zusammen mit dem Bauunternehmer Marc Wirz – für den Ausbau des Flugplatzes Belpmoos einsetzte: Die »prz«-Meldung war demnach auch ein Freundschaftsdienst für einen Geschäftspartner.

Vogel liess in den folgenden Tagen allen Zeitungen, die sich an der Kampagne gegen seine Person beteiligt hatten, eine Gegendarstellung zukommen, die erstaunlicherweise auch abgedruckt worden ist: Als Vogel ein paar Minuten vor Beginn des Abends – wie er betont: allein – den Neubau betrat, fiel ihm zuerst folgendes auf: »Das ganze Gebäude, insbesondere der Eingang, wird durch hohe Betonmauern geschützt, an den Aussenmauern sind Warn- und Beobachtungsanlagen angebracht.« Der Bau habe zwei Untergeschosse. Das zweite sei verriegelt gewesen, das erste – eine riesige Tiefgarage – habe als Veranstaltungsraum gedient. Beim Eintreten wurde Vogel Zeuge, wie ein Securitas-Aufseher eben »einen gepflegt aussehenden jungen Mann aufforderte, das Lokal zu verlassen, ansonsten die Polizei sofort erscheine. Grund: Der junge Mann hatte eine Betonröhre, die als Abfalleimer dienen sollte, auf dem Kellerboden verschoben.«

In diesen Minuten müssen im Eingangsbereich unabhängig vom Eintretenden Mitglieder des »Kulturpolitischen Podiums Bern« mit Öffentlichkeitsarbeit beschäftigt gewesen sein – Vogel erinnert sich heute namentlich noch an Hans Stamm.[206] Ebenfalls dabei ist mit Sicherheit

René E. Mueller, auf dessen Konto vielleicht die in der »prz«-Meldung erwähnten gegrölten Lieder gehen, möglicherweise auch der mit Kugelschreiber im Lift angebrachte Spruch: »Künstler vereinigt Euch gegen das Establishment; der Wille zur Zerstörung ist eine aufbauende Kraft.«[207] Mit Sicherheit jedoch hat Mueller ein »aufwieglerisches Zirkular« verteilt, das er mit »Kulturpolitisches Podium Bern / René E. Mueller« unterzeichnet und mit »Raus aus dem Bupohaus!« betitelt hat: »Künstler aller Richtungen vereinigt Euch! Boykottiert die Rechtsgeschäftemacherei mit der Linken! Seid nicht Komplizen der Polizei! Wo heute Eure Bilder hängen, hängt morgen Ihr!«[208]

Vogel sei dann vor das anwesende Publikum getreten und habe in seinem Einführungsreferat Muellers Flugblatt-Polemik aufgegriffen: »Ich glaube, soviel kritisch-aufklärerischen Anschauungsunterricht hatten wir tatsächlich nötig, eine Reise an die Monbijoustrasse 91 lohnt sich (freiwillig) einmal, auch für Keusche, die fürchten, sie befleckten ihre Füsse mit Bundespolizei-Keller-Staub. Wir haben es also gesehen. Wir sollten hier drin Kunst machen, geistig sei, ein Alibi – Nein! Unsere Veranstaltung von heute Abend lässt sich nicht in einem Bundespolizeikeller denken.«[209] Vogels Argument: Der Bauherr Wirz inszenierte sich als liberaler Kunstfreund, indem er den Kulturschaffenden Räumlichkeiten zur Verfügung stellte, in die anschliessend jene staatliche Behörde einziehen sollte, die eben diese Kulturschaffenden bespitzelte und fichierte. Die hier ausgestellte Kunst war Kunst am Bau der herrschenden Kunstverfolgung.

Vogel weiter: »Am Schluss meines Einführungsreferates forderte ich das Publikum auf, das Lokal zu verlassen. Ich liess über diesen Vorschlag abstimmen, die Mehrheit der Anwesenden verwarf ihn. Ich fügte mich der Mehrheit. Diese Mehrheit sprach sich in einer zweiten Abstimmung dafür aus, den ausgewiesenen jungen Mann zur Veranstaltung zuzulassen. Dieses Abstimmungsergebnis bewog den Hausbesitzer, uns zum Verlassen des Lokals zu veranlassen, wobei er sich gestattete, den Inhalt meines Referates als Grund anzugeben.« Das sah Wirz natürlich anders: Nach der zweiten Abstimmung habe er Vogel

gebeten, »das Eintretensreferat noch einmal zu halten, jedoch ohne Beleidigung oder aufwieglerische Formulierungen«.[210] Was Vogel darauf antwortete, war schon deshalb nicht mehr von Bedeutung, weil ungefähr zu diesem Zeitpunkt – da sind sich Vogel und Wirz einig – der Abwart die Ventilationsmaschine einschaltete.

Das Publikum verliess die Tiefgarage und zog gemeinsam durch die Stadt zur »Junkere 37«, wo die »neutralität«-Mitarbeiter »im überfüllten Lokal« ihre Beiträge doch noch vorlasen.[211] Heute sagt Vogel, dass laut seiner Staatsschutzfiche auch der Abend im »Kunstemporium« »staatspolizeilich überwacht« worden sei. Die Episode sei ein Beispiel dafür, wie damals mit frei erfundenen Schnüffelergebnissen oder öffentlicher Verleumdung versucht worden sei, ihn und damit die »neutralität« zu erledigen.

»Wenn Attitüden Form werden«: Nonkonformismus als Bewusstseinskunst. – Wer am 22. März 1969 zur Vernissage von Harald Szeemanns neuer Ausstellung in die Kunsthalle kam, war schon vor der Eingangstüre ratlos: Der Trottoirrand war mit einer Aluminiumfolie überzogen und der geteerte Vorplatz neben dem Eingang mit einer grossen Abbruchkugel zertrümmert worden. Im Innern der Kunsthalle hingen verschlungene Filzstreifen an der Wand; auf einem Drahtgeflecht stak, in eine Wachsmasse eingedrückt, eine Neonröhre; auf dem Fussboden lag ein Seil, das in zufälligen Windungen von der einen Ecke des Raums in die diagonal entgegengesetzte führte; auf vier Holzgestellen ruhte eine Fiberglasmatte; entlang der Fussleiste war Fett verschmiert; irgendwo im Raum stand ein Telefon, daneben ein Schildchen mit der Anweisung: »Wenn dieses Telephon klingelt, dann nehmen Sie den Hörer ab. Walter De Maria möchte zu Ihnen sprechen.«[212]

Verwirrung, Entrüstung, Hohn: Das soll Kunst sein? Entsprechend die Pressereaktionen: »Kunst, die nur vom originalitätssüchtigen Leiter der Berner Kunsthalle ernst genommen wird« (»Anzeiger von Uster«), »Klebt ein Kunstwerk an meiner Schuhsohle?« (»Der Bund«); »Der

Blödsinn nähert sich mit lärmigem Schritt der Kunst« (»Appenzeller Zeitung«); »Keiner zu klein, Künstler zu sein« (»Berner Tagwacht«).[213] Etcetera.

Für Harald Szeemann war diese Ausstellung, der er den Titel »Wenn Attitüden Form werden« gab, die Fortführung der selbst gestellten Aufgabe, »ein weiteres Publikum über die neusten Tendenzen bildender Kunst zu informieren«. In solchen Ausstellungen hatte er seit 1965 kinetische Kunst, Monochromie, Surrealismus und phantastische Kunst, Science-Fiction, polychrome Plastik, die »Formen der Farbe« und Environments zum Thema gemacht.[214] Ermöglicht wurde diese neuste Ausstellung mit Arbeiten aus Amerika und Europa durch den Tabakkonzern Philip Morris. Mit insgesamt 25 000 Dollar[215] unterstützte er die Ausstellung, weil »ein wichtiges Element in dieser ›Neuen Kunst‹ (…) sein Gegenstück auch in der Industrie« finde, schrieb John A. Murphy, Präsident von Philip Morris Europe: »Wir meinen den Drang, Neues zu schaffen, ohne den jeglicher Fortschritt auf irgendeinem Sektor unserer Gesellschaft undenkbar wäre.«[216]

Am Anfang dieser Ausstellung, hat Szeemann später geschrieben, sei die Geste gewesen, mit der der holländische Künstler Jan Dibbets auf dem Tisch seines Ateliers in Amsterdam ein Rasenstück begossen habe. Die Idee, die daraus entstand: die Attitüde, den künstlerischen Impuls, nicht mehr das abgeschlossene Werk des Künstlers zur Ausstellung bringen – »statt Besitzobjekten Gedanken über Kunst, statt Realität Haltungen zu und gegenüber Realität, statt Resultaten Impulse«.[217] Behelfsmässig arbeitete Szeemann mit Begriffen wie »Anti-Form«, »Micro-emotive Art«, »Possible Art«, »Impossible Art«, »Concept Art«, »Arte povera« oder »Earth Art«. Aber eigentlich seien all diese Versuche »Bewusstseinskunst (…) gegen alle Vorstellungen der jeweiligen Gesellschaft«; Versuche, das »Dreieck, in dem sich Kunst abspielt – Atelier, Galerie, Museum – zu sprengen«.[218] Aus diesem Grund lud Szeemann die Künstler ein, ihre Arbeiten an Ort und Stelle auszuführen. In den letzten Tagen vor der Vernissage herrschte in der Kunsthalle dementsprechend Hochbetrieb: »18.3. Michael Heizer dirigiert

die Abbruchkugel zur ›Berne Depression‹. Aufstellung der Werke in den Sälen. Serra schleudert seine 210 kg heisses Blei zum ›Splash-Piece‹. (…) 19.3. (…). Das Ein und Aus beginnt. Die Kunsthalle wird zum Bauplatz. 20.3. Je mehr Künstler kommen, desto weniger wird gemacht. Die Kunsthalle wird zum Treffpunkt und Forum.«[219]

In einem grossen Essay über die Ausstellung hat der Kunstkritiker Georg Jappe den in diesen hektischen Tagen entstandenen Arbeiten attestiert, den »aufflackernden Agitprop« der Neuen Linken, der zu »unkritische[m] Primitivismus kleiner Inhaltstalente« führe, durchschaut und verweigert zu haben. Geistesgeschichtliche Wurzeln für die entstandenen Werke sieht er einerseits bei Novalis, Duchamp und in der existentialistischen Philosophie, andererseits im Zen-Buddhismus, der die Kultur des aktuellen internationalen »Untergrunds« stark beeinflusse. Jappe unterscheidet die entstandenen Werke nach »zwei Grundtendenzen«: »eine möglichst ›abstrakte‹, immaterielle der gedanklichen Konzepte, mit dem Ziel, auf jedwedes Material zu verzichten (Emanzipation von der Objektwelt), und eine möglichst ›konkrete‹, elementare, mit dem Ziel, der Materie eine mediale Selbständigkeit zu geben (Emanzipation von der positivistischen Begriffswelt)«. Erstere charakterisierte er als »Konzept-Kunst«, letztere als »Prozess-Kunst«.[220] Mit dieser Inszenierung der »Antiform«, der »Verflüssigung« der Werk- und Warenhaftigkeit von Kunst in Konzepte und Prozesse – das begriff die Kunstwelt weit über die Schweizer Grenze schnell –, war Szeemann eine Ausstellung von kunstgeschichtlichem Rang gelungen.

Etwas weniger schnell begriffen das die Berner Kunstbeflissenen. Sie manifestierten ihre Empörung, indem sie nächtlicherweise ein Fuder Mist samt toter Ratte vor dem Eingang der Kunsthalle deponierten.[221] Zusätzlich provoziert wurden sie von den beiden Kunstaktivisten Peter Saam und Hans Peter Jost. Diese inszenierten als »Beitrag hors concours«[222] vor der Kunsthalle den Antimilitarismus als künstlerische Attitüde, indem sie ihre persönlichen Militäreffekten samt Marschbefehl verbrannten und danach die heranbrausende Feuerwehr »wegen Zerstörung eines Kunstwerks« einzuklagen versuchten[223] –

beide erhielten später wegen ihrer Aktion mehrmonatige Gefängnisstrafen.[224] Am 17. April wurden im Stadtparlament zwei Vorstösse eingereicht, die sich unter anderem beide über Heizers »Berne Depression«, das heisst über den zertrümmerten Vorplatz vor der Kunsthalle, empörten: »Welche Massnahmen gedenkt der Gemeinderat zu ergreifen, um das öffentliche Eigentum jetzt und in Zukunft vor solchen Auswüchsen provozierender Kunst zu verschonen?« Die Stadtregierung antwortete: »Das Kunsthallegebäude steht auf einer Gemeindeparzelle im Baurecht des Vereins Kunsthalle Bern, ist also dessen Privateigentum. Dieses Baurecht umfasst auch den Vorplatz, auf welchem ein Belagsstück zertrümmert wurde. Die Schäden sind aus Mitteln repariert worden, die der Kunsthalle durch die Firma Ph. Morris zur Verfügung gestellt wurden. Soweit nicht polizeiliche Massnahmen in Betracht fallen, steht dem Gemeinderat kein Mittel zur Verfügung, um Provokationen, auch in der Kunst, zu verhindern.«[225] Darüber hinaus stellte die Stadtregierung grundsätzlich klar: »Niemand und nichts hindert die öffentliche Meinung, künstlerische Programme öffentlicher Kunstinstitute zu beeinflussen. Der einzelne, sei er Fachmann oder nicht, kann sich zu jeder Ausstellung äussern, er kann sich mit allen erlaubten Mitteln gegen eine Kunstrichtung auflehnen, sei es in der Presse, in Briefen oder in irgendeiner andern, selbst demonstrativen Form. Es zeigt sich dann, wie bei der ›Attitüden-Ausstellung‹, dass zu lebendiger Auseinandersetzung mit der Kultur auch überzeugtes Verneinen einer Anspruch auf Kunst erhebenden Bewegung gehören kann. Spontane Auseinandersetzung, verbunden mit einer Besinnung auf oft seit noch gar nicht so langer Zeit anerkannte Werte, war eine positive Seite der ›Attitüden-Ausstellung‹.«[226] Mit dieser Aufforderung, der »Attitüden«-Anmassung lediglich mit legalen Mitteln entgegenzutreten, verteidigte die Stadtregierung gegen den Volkszorn ein vergleichsweise liberales Kunstverständnis.

Weniger erwartbar gewesen ist für Szeemann wohl die Heftigkeit der Reaktion innerhalb der Berner Kunstszene selbst. Anastasia Bitzos, damals Mitarbeiterin in der Kunsthalle, schreibt: »Als die ›Attitüden‹-

Ausstellung Proteste aus der Bevölkerung provozierte und die Künstler zum Angriff auf Harry ansetzten, waren es immerhin die Stadtbehörden, die sich hinter Szeemann stellten; die Toleranz war nicht auf der Seite der Künstler, sondern bei den Behörden.«[227] In der Tat distanzierte sich die »Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten« (GSAMBA) in einer öffentlichen Stellungnahme von der Ausstellung und diskutierte gar darüber, ob Szeemann zum Rücktritt aufzufordern sei. Als dieser in den folgenden Wochen die Ausstellung der »Sammlung Stöher II« mit Werken von Joseph Beuys, der auch an der »Attitüden«-Ausstellung mitgewirkt hatte, zu planen begann, besann sich die Berner Künstlerschaft auf ihr verbürgtes Mitbestimmungsrecht bei der Programmgestaltung. Am 17. Juni 1969 kam es in der Ausstellungskommission, die von GSAMBA-Mitgliedern dominiert war, zur Abstimmung über Szeemanns Beuys-Projekt. In der anschliessenden Pressemitteilung wurde das Abstimmungsergebnis im kunstsinnigen Satz zusammengefasst: »Wir machen lieber zu, als nochmals Beuys auszustellen.«[228]

Zu diesem Zeitpunkt hatte Szeemann seine Demission allerdings bereits eingereicht und sich bis zum Ende seiner Arbeitszeit am 30. September beurlauben lassen. Es stimme nicht, verteidigt Christian Megert die Ehre der Berner Künstlerschaft, dass Szeemann von irgendeiner Seite unter Druck gesetzt worden sei, zu gehen: »Harry sagte schon ein Jahr zuvor, es sei eine Tradition, dass man an der Kunsthalle Bern sieben Jahre mache, er wolle die nicht durchbrechen. Dann überredete man ihn, doch noch ein Jahr anzuhängen. In diesem Jahr hat er dann diese ›When attitude becomes form‹-Ausstellung gemacht.«[229] Das stimmt, denn am 20. Juni 1969 hat Szeemann an Beuys geschrieben: »Ich finde es schade, denn ich hätte wirklich gerne mit Ihrer Ausstellung hier aufgehört. Das Ganze zeigt mir aber auch, dass es Zeit war, zu gehen.«[230]

Die »Junkere«-Szene hat den »Attitüden«-Skandal mit misstrauischer Neugierde verfolgt, aber ihn nie zum Thema eines Diskussionsabends gemacht. Stellvertretend für dieses Misstrauen sagte Ueli

Baumgartner als Kunstmaler ausserhalb des Kunstbetriebs 1992 im Gespräch: »Um alles wurde ein wahnsinnig elitäres Gequake gemacht.« – »Daran ist Harald Szeemann ja nicht unschuldig gewesen.« – »Ja, aber bei Szeemann wars manchmal noch ein wenig ironisch. Er hat in den fünfziger Jahren die Studentenbühne gemacht und das Einmannkabarett. Viele haben damals gesagt, er sei sehr begabt als Schauspieler. Er hat einfach gern, wenns Betrieb gibt, das liegt in seiner Art.« – »Aber zum Beispiel die Attitüden-Ausstellung gibt ja nur einen Sinn, wenn man sie mit elitärem Blick betrachtet. Sonst war sie offenbar zum Teil ein wenig trivial.« – »Es gab Sachen, die total trivial waren. Aber die Künstler haben sie gemacht als Protest gegen die herrschende Ästhetik …« – »… als Provokation?« – »… ja. Das Problem war, dass man die Provokation umdrehte und etwas Elitäres daraus machte. Man brach dem Speer die Spitze ab und vergoldete dafür den Schaft.«[231] Zu lernen war damals vom Kunstbetrieb: Ohne Skandale keine Karrieren. Es hat schon Gründe gegeben, warum man im Berner Untergrund gegenüber dem »Attitüden«-Skandal misstrauisch geblieben ist.

Ein Wiener Theoretiker in Stans: Zwei Aktionswochen im »Chäslager«. – Die »Junkere 37« von Stans heisst »Chäslager«. Hier haben junge Leute einen ehemaligen Käsekeller zu einem Treffpunkt ausgebaut, um mit einem eigenen »Stanspunkt« gegen den kulturellen »Notstans« »substansiellen« »Widerstans« zu leisten. Im April 1969 will man das Publikum im Rahmen zweier Aktionswochen »mit dem Ungewohnten und dem Schockierenden« konfrontieren: Ab Samstag, den 12. April, sorgen ein Aktionstheater und je eine Gruppe von Malern und Filmern aus Wien für untergründige Aktivitäten und gehörige Aufregung. Die lokale Presse ruft gar nach der Fremdenpolizei und nach Ausweisung. Während sich die Öffentlichkeit empört über das unschweizerische Stanser Vorkommnis, wird das »Chäslager« zum »Treffpunkt führender schweizerischer Untergrund- und APO-Kenner«.[232] Am 13. April diskutiert man zum Beispiel über »Kultur im Kel-

ler«, Aktivisten aus Zürich und Basel sind da und aus Bern Sergius Golowin, Martin Schwander, Paul Ignaz Vogel und Manfred Wettler.

Dass sich an dieser Diskussion auch das schillerndste Mitglied der Wiener Delegation, Rolf Schwendter, beteiligte, ist nicht belegt, aber gut denkbar: Denn wenn es um die Funktionsweise informeller kulturpolitischer Gruppen ging, war er Spezialist. Für Golowin war er ein »gelehrter Keller-Poet«, verwandt mit den »fahrenden Schülern« des Mittelalters: »Neben dem dauernden Lernen und Lehren an allen möglichen und auch unmöglichen staatlichen Universitäten und revolutionären Anti-Hochschulen dichtet er seine Balladen und erfreut seinen Freundeskreis als eine Art moderner Jahrmarkt-Sänger.«[233] Aber Schwendter ist eben auch ein dreifach doktorierter Jurist, Staatswissenschaftler und Philosoph, der Ende 1967 einen Aufsatz »Zur Theorie der Subkultur« verfasst hat sowie »67 Fragen zur Subkultur der progressiven Intelligenz«.[234] Seither gehört er in Theorie und Praxis zu den führenden Köpfen der Untergrund-Kultur und verkündet optimistisch: »Nichts ist nunmehr naheliegender, als dass sich (…) ausserordentlich kreative Personen, undogmatisch, unkonventionell, humorvoll und gegen Autorität, unter Bedingungen der Gleichheit vereinigen und andere Gruppen sich an ihren Werten orientieren lassen, um in dezentralisierten informellen Gruppen der Gesamtgesellschaft effektiv Widerstand zu leisten.« Der Untergrund-Philosoph habe im Übrigen in Stans in »gewohnter Grosszügigkeit« seiner Vorstellung von Subkultur gelebt, was ihm prompt eine Strafanzeige eingetragen habe.[235]

Für Schwendter wird auch diese Anzeige Material gewesen sein für das umfangreiche Buchprojekt, das er im kommenden Jahr schreiben und 1973 unter dem Titel »Theorie der Subkultur« veröffentlichen wird. Dannzumal wird er »Subkultur« definieren als »Teil einer konkreten Gesellschaft, der sich in seinen Institutionen, Bräuchen, Werkzeugen, Normen, Wertordnungssystemen, Präferenzen, Bedürfnissen usw. in einem wesentlichen Ausmass von den herrschenden Institutionen etc. der jeweiligen Gesamtgesellschaft unterscheidet«.[236] Anschliessend wird er den sozialen Ort von Subkulturen bestimmen: Sie

entstehen, schreibt er, an den Rändern der »kompakten Majorität«, die ihrerseits vom »Establishment« dominiert wird, und können einen »progressiven« oder »regressiven« Charakter haben. Den grössten Teil seiner Darstellung widmet er danach den Normen, der Selbstorganisation der Bedürfnisse und den Institutionen solcher Subkulturen. Nicht auszuschliessen ist, dass er mit Golowin in Stans über die Idee der »progressiven und regressiven Subkulturen« debattiert hat. Auf jeden Fall zitiert er in seinem Buch später Golowins ironische Bemerkung, »eine jede von 50 Subkulturen halte sich für progressiv und die anderen 49 für regressiv«.[237] Als Wissenschaftler sucht Schwendter davon ausgehend objektivierbare Kriterien für die exakte Bestimmung des Begriffs »Subkultur«.

Während sich die Untergründler aus den Deutschschweizer Städten und aus Wien dergestalt als urbane Avantgarde ausserparlamentarischer Opposition präsentierten, bedeutete das zweiwöchige Happening für die Radikaleren unter den aktiven Einheimischen das Ende. Gemeinderat und Regierungsrat nahmen sich der Angelegenheit an und spalteten die »Chäslager«-Leute mit Zuckerbrot und Peitsche in zwei Fraktionen: »Etwas Kleintheater, Gemäldeausstellungen für unseren kleinen Ort sind sehr gut, was soll aber das ganze auswärtige Pack?«[238] Die »Gemässigten«, die mit dieser Argumentation leben konnten, führten das »Chäslager« danach weiter. Damit verlor es seine überregionale Bedeutung.

Eine Diktatur will den Frühling feiern: Die Griechenland-Demo vom 19. April 1969. – Um 17 Uhr marschiert die Berner Polizei auf und riegelt die Strasse vor dem Hotel »Schweizerhof« zwischen Hauptbahnhof und Heiliggeistkirche, zwischen der Kirche und den »Schweizerhof«-Lauben und die Bollwerkstrasse auf der Höhe Neuengasse mit Abschrankungsgittern und vierfachen Stacheldrahtrollen ab. Dann beginnt sie damit, auf dem abgesperrten Areal Schläuche zu verlegen.[239] Um 18.30 Uhr, zum Zeitpunkt, als sich die Protestierenden drüben bei der Kirche besammeln wollen, ist man bereit. Doch die Menschen, die

sich an den Absperrungen stauen, sind vorderhand noch Neugierige und Passanten. Nur ab und zu sieht man jemanden im Gedränge Flugblätter verteilen: »Protestdemonstration. Freiheit für das griechische Volk!«[240]

Auf Samstag, den 19. April 1969 – zum zweiten Jahrestag des Putsches, der in Griechenland eine Militärdiktatur unter dem Obersten Georgios Papadopoulos an die Macht gebracht hat –, lädt der griechische Presse-, Informations- und Touristikattaché Alexandre G. Pop[241] zu einem »folkloristisch-touristischen Frühlingsfest«[242] in den »Schweizerhof« – seiner Meinung nach ein »privater Empfang ohne jeglichen politischen Charakter«. 500 Einladungen sind an alle Mitglieder des Diplomatischen Corps, an »hervorragende Schweizer Persönlichkeiten« und »Freunde Griechenlands« verschickt, 350 sind angenommen worden.[243] Ab Viertel nach neun sollen die Gäste im »Schweizerhof« mit Spanferkeln und anderen Delikatessen bewirtet werden.

Das ist die Provokation, die »die Junge Linke der ganzen Schweiz« zum ersten Mal »eine gemeinsame Aktion« durchführen lässt, wie das »forum politicum Bern«, die »Progressive Studentenschaft Basel«, die »Antiautoritäre Junge Sektion der PdA Zürich«, die »Jeunesse Progressiste Lausanne« und die »Fortschrittliche Studentenschaft Zürich« in einer gemeinsamen Pressemitteilung festhalten. Für sie ist klar: Der Empfang im »Schweizerhof« ist nichts anderes als der Dank an die »schweizerische Hochfinanz für die Hilfe an die fascistische Regierung«. Der Protest soll der »hinter der Fassade der Neutralität und des Humanismus getriebene[n] Kollaborationspolitik des schweizerischen Kapitalismus mit der griechischen Militärdiktatur« gelten.[244] Immerhin haben seit dem Staatsstreich vor zwei Jahren die schweizerischen Investitionen in Griechenland um 54 Millionen oder 33 Prozent zugenommen[245], ist die Schweiz an die dritte Stelle der Investorenländer vorgerückt und gehören mit Heberlein, Mikron Holding und Triumph drei Schweizer Firmen zu den 31 wichtigsten internationalen Konzernen, die unter der Militärdiktatur expandieren.[246] Auf dem Flugblatt, das nun rund um die Heiliggeistkirche verteilt wird, heisst es: »Eingeladen

wurden die Diplomaten, die schweizerische Hochfinanz und hohe Militärs. Sehen wir uns diese Gesichter an, die dieser Einladung Folge leisten! Sind es nicht die gleichen Leute, die bei uns das Rad der Geschichte zurückdrehen möchten? Sind es nicht die gleichen Typen, die bei uns nach RUHE und ORDNUNG schreien?«[247]

Die sich abzeichnende Konfrontation vor dem »Schweizerhof« beschäftigte die Stadtbehörden schon seit Tagen. Am Dienstag hatte das »forum politicum« bei der Stadtpolizei um eine Demonstrationsbewilligung für ein »Transparentenspalier« ersucht und diese auch erhalten. Für den Freitag schickte das »forum« den späteren Nationalrat Ernst Leuenberger – damals als Sozialdemokrat ein »Forumsmitglied vom rechten Flügel« – bei der Polizei vorbei, um verschiedene Details abzusprechen. Resultat der Unterredung: Das »forum« verzichte auf die Demonstration, weil auch aus Zürich Demonstrierende zu erwarten seien, mit deren militanten »Demonstrationsmethoden« man nicht einig gehe. Nicht auszuschliessen ist, dass Leuenberger damals auf einen Kuhhandel mit seinen beiden Parteikollegen Heinz Bratschi, städtischer Polizeidirektor, und Reynold Tschäppät, Stadtpräsident, eingestiegen ist. Er könnte ungefähr so gelautet haben: Keine Demo, dafür auch kein Empfang. Tatsache ist, dass Tschäppät gleichentags beim »Politischen Departement«, dem späteren Departement des Äussern, intervenierte, die Eidgenossenschaft solle auf der griechischen Botschaft darauf hinwirken, dass der Empfang im »Schweizerhof« abgesagt werde, weil es sich dabei eindeutig um einen »Akt der Unhöflichkeit« gegenüber den Berner Behörden handle. Die Intervention verlief erfolglos: Die griechische Botschaft erklärte sich für nicht zuständig, der schweizerische Geschäftsführer in Athen erhielt von den dortigen Zuständigen den knappen Bescheid, die Veranstaltung in Bern werde wie vorgesehen durchgeführt.[248] Damit war absehbar, dass auch die Protestdemonstration stattfinden würde – jetzt halt unbewilligt. In dieser Situation beschloss die Stadtregierung, den Bahnhofplatz vor dem »Schweizerhof« am Samstagabend für jedermann – also auch für die geladenen Gäste – zu sperren und damit die Konfrontation zu verhin-

dern, ohne sich geradewegs in den Dienst der an sich unerwünschten Propagandafeier der griechischen Militärjunta zu stellen.

Freilich begann der Ernstfall für die Stadtpolizei schon am Freitag, denn man wusste – vermutlich als Resultat einer Telefonüberwachung[249] –, dass der als militanter Agitator verschriene Franz Rueb, Kantonsrat der Partei der Arbeit in Zürich, bei der Organisation der Demonstration mitwirkte und die Nacht auf den Samstag beim Journalisten Achmed Huber in Ostermundigen zu verbringen gedachte. Richtig machte ein ziviler Detektiv Rueb am Freitagabend im Restaurant »Gambrinus« ausfindig und forderte ihn auf, am nächsten Vormittag auf der Polizei zu erscheinen, um über die bevorstehende Demonstration zu reden. Rueb lehnte ab. Als er daraufhin kurz nach Mitternacht zusammen mit Huber in Ostermundigen eintrifft, wird er vor dessen Wohnung von vier zivilen Polizisten angehalten und gestützt auf das »kantonale Dekret betreffend die Ortspolizei« vom 27. Januar 1920 »in Gewahrsam« genommen.[250] Tags darauf versucht die Polizei, mit dem Inhaftierten ins Geschäft zu kommen: »Man schlug mir am Samstagnachmittag vor«, erzählte Rueb nach seiner Freilassung, »mich aus der Haft zu entlassen, wenn ich bei der Demonstration, an deren Organisation ich natürlich beteiligt war, für Ruhe und Ordnung sorgen würde. Später hätte man mir jegliche Schuld für Ausschreitungen, die wir nicht wollten, zuschieben können. Ich erkannte das Komplott gegen mich und lehnte ab.« [251] Rueb blieb in Vorbeugehaft.

Mit ihrer Drahtzieher-Theorie scheiterte die Berner Polizei freilich kläglich: Die Neue Linke funktionierte eben nicht wie eine Armee, die man ausschalten kann, wenn man einen führenden Offizier ausser Gefecht setzt. »Nach dem Rückzug des ›forum politicum‹«, berichtete ein Aktivist in der »Berner Tagwacht«, »trafen wir uns zu den letzten Vorbesprechungen in der ›Junkere‹.«[252] Dort war an diesem Abend eine kleine Vernissagefeier im Gang[253] und bildete so den idealen Ort, um ungestört illegale Aktionen zu diskutieren: »Geplant war ein Teach-in mit fünf Referaten. (…) Wir beabsichtigten, die Tramlinien am ›Loebegge‹ zu besetzen, und das just zu einem Zeitpunkt, der ein optimales

Verkehrschaos versprach; also etwa eine halbe Stunde vor Beginn des Fussballmatches im Wankdorf« – wo an diesem Abend die Young Boys gegen Basel 0:2 verlieren werden. »Ungefähr hundert ›ausgerüstete‹ Leute aus Zürich und Biel waren als Stosstrupps vorgesehen, um beim Eintreffen der Gäste die Barrikaden zu erstürmen. (…) Alle wichtigen Utensilien: Megaphon, Stahlhelme, Farbbeutel, Eier waren an einem geheimen Ort (…) versteckt.«[254]

Unterdessen verläuft der Aufmarsch der Protestierenden vor dem »Schweizerhof« nur zögerlich. Die Leute aus Zürich treffen spärlich und später als erwartet ein[255] – möglicherweise auch deshalb, weil am Nachmittag sowohl in den Zügen von Biel und Zürich als auch auf der Autobahn von Zürich ergebnislose polizeiliche Kontrollen durchgeführt worden sind.[256] Gegen halb acht sieht man diskutierende Gruppen Jugendlicher, ab und zu ertönt ein dünner Sprechchor. Um viertel vor acht wird mit einem Sit-in in der Spitalgasse für eine halbe Stunde der Tramverkehr lahmgelegt.[257] Lauter werdende Sprechchöre. Vor dem »Schweizerhof«, so der »Bund«, »unkoordinierte Megaphon-Anweisungen«, die einen rufen nach einer Drahtschere, andere flechten ein Seil in den Stacheldrahtverhau und beginnen ihn wegzuzerren. Die Polizei greift zu den Schläuchen und verspritzt ein Tränengas-Wasser-Gemisch. Rückzug der Jugendlichen. Es ist halb neun. Zwei weitere Angriffe auf die Absperrungen werden zurückgeschlagen. Vereinzelt fliegen Eier, Steine, Glasmarmeln und Farbbeutel gegen die Uniformierten. In der Bahnhofunterführung werden zwei Jugendliche verhaftet, die bei den Schliessfächern mit Benzinflaschen – so genannten »Molotow-Cocktails« – hantieren.[258] Weil damals Vorbereitungshandlungen zu Straftaten noch nicht strafbar sind, werden sie später wegen »Landfriedensbruchs« zu 30 beziehungsweise 20 Tagen Haft bedingt verurteilt.[259]

Auf dem Bahnhofplatz liegt unterdessen »dicke, tränengasgeschwängerte Luft«.[260] Irgendwer gibt die Parole aus, die Nebeneingänge des »Schweizerhofs« in der Spitalgasse und der Neuengasse zu besetzen. Gruppen von Jugendlichen stürmen davon. Kurz vor neun

Uhr Schlägerei in der Neuengasse mit Gegendemonstranten, die sich »Aktion für wahre Freiheit und Demokratie« nennen und sagen, man müsse nicht nur gegen die Unterdrückung der Freiheit in Griechenland, sondern auch gegen jene in der Tschechoslowakei protestieren.[261] Kurz nach neun treffen die ersten, unentwegten Gäste des griechischen Empfangs ein. Ein schmuckes Diplomatenpaar, er in Uniform, sie in festlicher Abendrobe, kommen nicht weit, die Stacheldrahtverhaue sind lückenlos. Das Paar wird von Jugendlichen eingekreist und beschimpft, bis es den Rückzug antritt.

Kurz zuvor diplomatischer Zwischenfall im Zimmer 315 des »Schweizerhofs«. Im Raum: Tschäppät, Bratschi und Polizeikommandant Kurt Kessi, beschäftigt mit der Leitung des Polizeieinsatzes. Kurzes Klopfen. Auftritt von Presseattaché Alexandre G. Pop.

»Pop: Herr Kommandant, wie stellen Sie sich die Ankunft meiner Gäste unter dem Schutz Ihrer Kräfte vor?

Kessi: Niemand wird durchkommen.

Pop: Bis wann?

Kessi: Mindestens bis Mitternacht, nach dem Ende des Fussballmatchs.

Pop: Ich konstatiere, Herr Kommandant, dass Sie so meinen Empfang sabotieren. Von wem haben Sie diese Befehle?

Kessi: Von meiner Regierung.

Pop: Welches ist Ihre Regierung?

Tschäppät: Ich habe diesen Befehl gegeben, mein Herr, und ich bin lebhaft erstaunt, Sie auf diesem unangenehmen Empfang insistieren zu sehen.

Pop: Mein Herr, ich akzeptiere nicht, dass ich sitzend angesprochen werde, wenn ich selbst stehe.«

Das Ende dieser kleinen Szene ist umstritten: Während Pop angibt, nach seinem letzten Votum empört abgegangen zu sein, wird Tschäppät anderntags an einer Pressekonferenz sagen, der Tonfall von Pops Beschwerde sei dergestalt gewesen, dass er seinen Gesprächspartner aufgefordert habe, »den Raum zu verlassen«. [262]

Unterdessen sind Pops Gäste weiterhin auf dem langen Weg in den »Schweizerhof«: »Schlimm erging es denjenigen, die auch noch nach 22 Uhr in der Spitalgasse und Neuengasse in der Erwartung umherstanden, dass die Sperre aufgehoben würde. Mit lautem Geschrei stürzten sich die Pöbler auf die in langer Robe, Pelzcape und Frack erschienenen Gäste und beschimpften sie.« Ein Botschafter flüchtet sich ins Restaurant »Della casa«, die Verfolger schlagen die Scheiben ein; ein Attaché wird mit Stacheldraht umwickelt und derart eingefangen von dannen geführt.[263] Etwa um zehn vor elf unternehmen die Jugendlichen einen letzten Versuch, die Polizeiabsperrungen zu überwinden. Erneuter Tränengaseinsatz. Neue Parole: Polizeihauptwache Waisenhausplatz, Franz Rueb befreien gehen! Sprechchöre, ein gezielter Steinwurf trifft eine Aussenlampe der Hauptwache. Gegenangriff der Polizei mit Tränengas. Nach Mitternacht wird es ruhiger, Gruppen von Diskutierenden stehen herum. Um halb eins gelingt es schliesslich einigen Dutzend der Geladenen, durch einen Hintereingang in den »Schweizerhof« zu gelangen und sich zu den Klängen eines Drei-Mann-Orchesters doch noch über die spendierten Spanferkel herzumachen.[264]

Nach zwei Uhr beginnt die Polizei, ihre Sperren abzubauen, und auf der Polizeihauptwache wird Rueb auf freien Fuss gesetzt. Gleichentags sagt er gegenüber dem »Blick«: »Meine Festnahme war Öl ins Feuer. Sie wurde in Bern rasch bekannt und machte positive Propaganda für die Demonstration. (…) Die Aktion war die erfolgreichste seit langer Zeit. Nur ein Drittel der Gäste erschien (…).« Der Titel des Interviews mit Rueb lautet: »Wir sprengten den Ball der Arschkriecher.«[265]

»Junkere 37« zwischen den Fronten: Misstrauen von rechts und links. – Am 22. Mai 1969 wollen die Aktivisten der »Junkere 37« im »Stadtanzeiger« ihr wöchentliches Veranstaltungsinserat mit folgendem Wortlaut erscheinen lassen: »Geheim! Morgen Freitag ganzer Abend NICHTS. Mit Schrecken haben wir in der Zeitung gelesen, dass die Polizei unsere Abende mithorcht und protokolliert. Da wir für mor-

gen einen ganz gefährlichen Abend geplant haben (Politik!), werden wir diesen an einem geheimen Ort, der nur wenigen Eingeweihten bekannt ist, abhalten. Die Polizei soll uns bitte nicht suchen, da wir den Abend vielleicht extra auf einen andern Tag verschoben haben. Bitte nicht weitersagen!«[266] Der satirische Protest – ihn abzudrucken hat sich der »Stadtanzeiger« geweigert – hätte die Schnüffler des Staatsschutzes treffen sollen, die den »Junkere«-Keller immer mehr zur beliebten Stätte ihres Wirkens gemacht haben. Seit dem Besuch der chinesischen Botschaft im Oktober 1967 schickt die Sicherheits- und Kriminalpolizei Bern im Durchschnitt ein bis zwei Mal pro Monat einen Beamten vorbei. Die Aktivität der Schnüffler verweist auf das zunehmende Interesse der »Junkere«-Leute, sich über politische Themen – nicht zuletzt über die Situation in den Ländern des »real existierenden Sozialismus« – ein eigenes Bild zu machen.

Am 15. Dezember 1967 ist man auf der kubanischen Gesandtschaft zu Gast[267], am 12. Januar 1968 bei einer Pressekonferenz mit Filmvorführung auf der ungarischen Botschaft. An diesem Abend begibt man sich anschliessend in den »Junkere«-Keller, wo die »Kellerpoeten« Baumgartner, Golowin, Mueller, Lehner und Zeno Zürcher ihre Beiträge unter dem Motto vortragen: »Unsere ›Keller-Protestler‹ wurden 1967 (…) zu ›Maoisten‹ erklärt. Haben sie sich auf 1968 gebessert?«[268] Am 29. März sprechen die beiden kommunistischen »Zeitdienst«-Redaktoren Theo Pinkus und Franz Keller zur Frage: »Genügen uns die grossen Zeitungen?« – der Staatsschutz hört mit.[269] Am 23. April findet die Debatte über die »Lage der Administrativ-Versorgten im Bernbiet« statt – auch die Teilnahme der städtischen und kantonalen Regierungsmitglieder Schädelin, Schweizer, Sutermeister und Bauder wird fichiert.[270] Am 31. Mai sprechen Martin Schwander und MarKuss Diebold zur Frage: »Wer hat Angst vor den Progressiven Mittelschülern?« – die »Sikripo BE« ist dabei.[271] Am 11. Juli berichten vier Zürcher Aktivisten über den »Globus-Krawall« – die Bundesanwaltschaft wird ins Bild gesetzt.[272] Und als am 17. September der PdA-Sekretär Edgar Woog vor seiner Berner Sektion referiert, wird auch

sein kommunistisches Diktum über die »Junkere 37«-Leute fichiert: »Sicher« seien »das keine Konterrevolutionäre, sondern z. T. Wirrköpfe, z. T. Leute, die suchen«.[273]

Als am 27. September 1968 Heinz Däpp und Luzius Theiler über Korruption in der Stadtberner Politik sprechen, sind die Schnüffler auf ihrem Posten.[274] Am 9. Oktober referieren in Kurzbeiträgen Huber, Golowin, Kauer, Stamm, Vogel und Walter Zürcher zum Thema »1 Jahr nach Che: was sagt uns (in Bern) Guevara?« – die Veranstaltung wird überwacht.[275] Am 23. Oktober hält Paul Schuster einen Vortrag über rumänische und deutsche Dichtung Rumäniens – der Spitzel notiert: »Die Teilnehmer begaben sich nachher zum Ehepaar Föhn Josef, Schlösslistrasse 7, neben der Rumänischen Botschaft.«[276] Am 8. November wagt Konrad Farner ein »offenes Wort eines Maoisten« darüber, »warum Dubcek und Breschnew im gleichen Spitel krank sind«. Der staatliche »Junkere«-Ficheur notiert verärgert, der Vortrag von »Koni Farner« sei »v. Sikripo nicht besucht« worden[277] – dafür von der bereits betagten sozialdemokratischen Journalistin Emmy Moor, die für die Zeitung der Gewerkschaft VPOD die vielleicht schönsten Zeilen schreibt, zu denen die »Junkere 37« je inspiriert hat: Farner habe seinen an sich bekannten Standpunkt »wie immer ehrlich vertreten (…), aber nicht dies war das eigentlich Nachhaltige dieses Abends«: »Das Etwas, das seltsame Erlebnis dieses Abends waren unter den sehr vielen Besuchern die Vielzahl junger Menschen, die sich schliesslich an Türen und Wänden und auf dem Fussboden sitzend zusammendrängen mussten. Es geschah dies alles, auch das immer neue Zusammenrücken, ganz selbstverständlich. So locker und zwanglos sie da sassen und standen, so ganz und gar waren sie, sobald man sie genauer betrachtete, bei all dem Gesagten dabei. (…) Wo eine ganze Zuhörerschaft wirklich interessiert ist, entsteht jenes unausgesprochene seltene Einverständnis, das allein den Altersunterschieden jegliche Bedeutung nimmt. Dieses starke Beteiligtsein aller verdichtete sich nach und nach zu einem Gefühl wunderbarer Erleichterung, dass hier, in dieser Jugend, ja schon ein Kommendes, Zukünftiges vorhanden war, das uns im Grunde gar nicht mehr nötig

hatte. Es war das merkwürdige, neue und doch ganz natürliche Gefühl, als ob ich da mitten in der Zukunft sitze. Nicht meine Zukunft, aber eine Zukunft, die mir Vertrauen einflösste, die mir wohl tat.«

Im Herbst 1968 verliert der Staatsschutz zunehmend die Übersicht über die Aktivitäten im Keller – vermutlich zu viele neue Feinde und zu wenig neues Personal. Den Publizisten Giovanni Blumer, der immerhin letzthin ein Buch über »Die chinesische Kulturrevolution« veröffentlicht hat, verpasst man gleich zweimal.[278] Der neuerliche Filmabend in der chinesischen Botschaft Ende November[279] bleibt ebenso unfichiert wie ein weiteres Referat von Paul Schuster über die rumänische Literatur der Gegenwart[280] oder der Vortrag des Baslers Wilfried Jaensch – des Herausgebers der Untergrund-Zeitschrift »Polemos« – über »Die Auseinandersetzung zwischen den Antiautoritären und Monopolbürokraten in Russland« am Beispiel des Dichters Wladimir Majakowski.[281]

Die staatliche Schnüffelei, die das Inserat der »Junkere«-Leute hätte denunzieren wollen, war zwar ärgerlich, doch blieben sowohl Zeno Zürcher als Primarlehrer als auch Niklaus von Steiger als Bankbeamter von direkter Repression verschont – einzig Golowins Abgang als Burgdorfer Stadtbibliothekar hing teilweise mit staatlicher Repression zusammen. Daneben gab es aber auch Druckversuche auf jenen Teil des »Junkere«-Publikums, der sich für die nonkonformistische Welt interessierte, selber jedoch konformistisch lebte. Am 3. Februar 1969 zum Beispiel schrieb der Besucher F. G. an Zeno Zürcher, er hätte letzthin sehr gerne den Vortrag von Konrad Farner besucht: »Ich bekam aber von meinem Brötchengeber eindeutigen Rat, mich keinesfalls dort zu zeigen. Ich blieb also feige ferne, nicht mangels Zivilcourage, aber ich bin verheiratet und wir haben ein invalides Kind, so dass ich eben zu meinem Job wohl Sorge tragen muss.«[282]

Neben der Schnüffelei und Repression von rechts gewinnen nun auch die Auseinandersetzungen mit radikalen Jugendlichen der »Neuen Linken« an Bedeutung. Als die »Junkere 37« im Februar 1969 von der Bieler »Jeunesse progressiste« angefragt wird, ob sie mithelfe,

als Protest gegen den spanischen Faschismus eine nicht genauer bezeichnete »Aktion gegen die spanische Botschaft in Bern« durchzuführen[283], distanziert sich Zeno Zürcher: »Als Diskussions-Podium haben wir uns (…) nicht die Aufgabe gestellt, diese oder jene Aktionen – seien sie nützlich oder nicht – zu unternehmen, sondern: ›Bemühen um jene Teile des menschlichen Wissens, die unter den herrschenden Verhältnissen sonst keine amtliche Förderung finden‹. (…) Denken Sie [auch] daran, dass Junkere 37 keine Gruppe ist, so dass ich, falls ich Ihre Aktion unterstützen möchte, dies nur persönlich, aber nie im Namen von Junkere 37 tun könnte.«[284] Am 23. April 1969 kommt es schliesslich zur einzigen militanten Aktion von Linken gegen den Diskussionskeller: Peter Saam und Hans Peter Jost, die letzthin vor der Kunsthalle ihre Militäreffekten verbrannt haben, vernageln den Kellereingang und sichern ihn zusätzlich mit Stacheldraht, um so gegen die hier stattfindende »allwöchentliche Schöngeisterei« zu protestieren.[285]

Die Auseinandersetzungen mit den jungen Linken zeigen, dass die »Junkere 37«-Aktivisten zwar offen sind, den Keller auch den neuen Protestbewegungen als Podium zur Verfügung zu stellen, jedoch selber die Grenzen der Opposition, wie sie der Nonkonformismus in den letzten Jahren abgesteckt hat, nicht zu überschreiten gedenken.

Wie Mueller die Rocker beherbergt und es in Blumenstein zu Ansehen bringt. – An jenem Samstag im Juni 1969 hilft René E. Mueller dem Bauern Godi Rufener eben, ein paar Bretter und Balken vom Brückenwagen abzuladen, als er auf der Strasse von Thun einen Deux-chevaux mit offenem Dach Richtung Blumenstein und dann das Strässchen hinter dem Haus herauftuckern sieht. Einen Moment später stehen drei Rocker in »verlauster Montur« neben dem Miststock, und die Chauffeuse, »die hübsche, kleine, temperamentvolle, quecksilbrige, schwarzhaarige, braunäugige Vally« – eine Bekannte Muellers – sprudelt los, »Frozen Angel« Tino und seine »Lone Star Gang« seien gestern in Bern aufgetaucht, einige hätten später dort geschlafen, andere bei Golowin in Interlaken, und der habe gesagt, heute könne man sich ja so gegen

vier in der Mitte, also hier in Blumenstein, treffen. Sie hole gleich eine zweite Ladung Rocker, dazu Bier. »Sie winkt, schiesst beim Wenden in den Miststock, gibt Vollgas und saust ab.«

Bis zu diesem Tag hatte Mueller ruhige Monate verlebt, hat im »Teddy-Mantel (…) neben dem Miststock in einem Klappsessel« in den Taschenbüchern geblättert, die er sich per Nachnahme hat schicken lassen, Mao, Guevara, Castro, Debray: »Plötzlich interessiert mich das Geschriebene doch. Zwischendurch denke ich sogar darüber nach.«[286] Noch als sich der 24. Mai bedenklich nähert, jener Tag, den er »seit 19 Jahren« immer am »Zigeunerfest« in »Sämarie« verbracht habe, bleibt er lethargisch. Erst am Nachmittag des 23. Mai packt ihn das Reisefieber plötzlich unwiderstehlich. Innerhalb weniger Stunden mischelt er sich 400 Franken, packt »Zelt, Stangen, Badehose, Frottiertuch, Toilettenbeutel«, lässt sich nach Bern chauffieren, erreicht mit knapper Not den Zug Richtung Genf von 18.34 Uhr[287] und trifft am 24. Mai, »früh um acht, gerade zur Zeit«, in Saintes-Maries-de-la-mer ein.[288]

Und nun kommen also die Rocker nach Blumenstein und Mueller sagt sich: »Damit ist dein Schicksal besiegelt. Aber ich bin entzückt. (…) Die Rocker, die gerade weltweit Aufsehen erregten mit ihrem Krawall in Bad Ragaz!«[289] In der Tat hatte der »Blick« in einer Titelstory gemeldet, am Wochenende vom 24. und 25. Mai habe im »sonst ruhigen Kurort Bad Ragaz« der »Ausnahmezustand« geherrscht, »deutsche Rocker« hätten 200 schweizerische dazu animiert, das Dorf im Rheintal zu »terrorisieren«. Die Rocker, »zum grössten Teil aus Zürich«, seien mit ihren grossen Motorrädern »mit ohrenbetäubendem Lärm« bis zwei Uhr nachts »strassauf und strassab gejagt«, hätten in einem Baugeschäft Gerüststangen und Bauholz geklaut, um in einem Zeltcamp zwischen Bad Ragaz und Sargans ein Lagerfeuer zu machen, die machtlose Polizei habe schliesslich die Gastwirte anweisen müssen, »der Bande alles zu geben, was sie verlangte, um sie nicht zu provozieren«, es sei sogar vorgekommen, dass ein Gastwirt »den teilweise nur sehr spärlich bekleideten Gestalten mehrere Kisten Bier gratis ins Zeltlager gebracht« habe.[290]

Kurzum, die schweizerische Rechtschaffenheit empörte sich lautstark über ein Phänomen, für das sich die »Junkere 37« schon vor einiger Zeit zu interessieren begonnen hatte. Im Rahmen einer Lektion von Sergius Golowins »Progressiver Arbeitsgruppe für Heimatkunde« war Ende März der Präsident der Zürcher »Lone Star Gang« aufgetreten.[291] Er nannte sich »Frozen Angel« Tino und erzählte an jenem Abend unter anderem: »Wir schockieren und provozieren die Gesellschaft und wir versuchen, den einzelnen Spiessbürger, der heutzutage fast nicht mehr fähig ist, selber zu denken, der sich morgens um sieben durch ein Törchen in die Fabrik zwängt, zur Stempeluhr rennt und den ganzen Tag in einem Gehege verbringt, das fast wie ein Konzentrationslager aussieht, und abends geht er nach Hause und setzt sich mit der Familie im Halbkreis vors Flimmeraquarium und glaubt alles, was die im Fernsehen erzählen, und das jahraus, jahrein – wir versuchen, diese Leute unter Umständen wieder wachzurütteln mit einem symbolischen Tritt in den Arsch, indem wir anders daherkommen als sie.«[292]

Der charismatische und redegewandte »Frozen Angel« hiess mit bürgerlichem Namen Martin Schippert und stammte aus gutbürgerlicher Familie. Er war zum Aussenseiter geworden, weil man seine Legasthenie, die ihm den Schulalltag zum Horror machte, als blosse Faulheit abtat. Seit 1965 garantierte er nun in der Gruppe von Aussenseitern gleichermassen die straffe Organisation und als zentrale Werte »gegen ›die Gesellschaft‹ zu sein und diese provozieren zu wollen« und ein »rebellisches Freiheits- und Abenteuergefühl«. 1969 umfasst die Gang etwa 15 Mitglieder[293] und hat ein martialisches Auftreten, wie Golowin schreibt: »In schwarzen Lederjacken und schweren Stiefeln, mit glänzenden phantastischen Talismanen, Sinnbildern, Stammesabzeichen behängt, mit urtümlichen Nahkampfwaffen, Dolchen, Stahlruten, Schlagringen bewehrt, sassen da mächtige Mannen in verrauchten Gaststuben beim Kartenspiel oder um Lagerfeuer in einsamer Landschaft.«[294] Zur Ausstattung der Rocker gehören darüber hinaus Motorräder mit mindestens 500 Kubikzentimeter Hubraum und Frauen, die zwar nicht reguläre Mitglieder der Gang sein können – weil sie »zu echter Kamerad-

schaft unfähig« seien –, aber als »mamas« für alle oder als »old ladys« für einen Einzelnen als Geliebte immer dazu gehören.[295]

»Frozen Angel« Tino war am 16. Mai 1969 ein zweites Mal in der »Junkere 37« zu Gast[296] und wird es am 1. April 1970 ein drittes Mal sein für ein »Gespräch über Kommunen«.[297] Dannzumal wird man ihn bereits als »President of the Hellsangels of Switzerland« ankündigen, denn in der Zwischenzeit hat er bei den international massgebenden »Hell's Angels« im US-amerikanischen Oakland nach mehrmonatiger Probezeit eine Lizenz zur Gründung der Schweizer Sektion erworben. Die »Hell's Angels« sind in den folgenden Jahren zur »stabilsten Jugendkultur der Nachkriegszeit« geworden. »Frozen Angel« Tino allerdings ist längst tot. Er setzte sich in die Türkei ab, als er 1972 zusammen mit sieben anderen Gang-Mitgliedern wegen Mehrfachvergewaltigung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war, kam im Libanon ins Gefängnis, weil er zugunsten Israels spioniert haben soll, sass später wegen Drogengeschichten im Gefängnis von La Paz und starb schliesslich Mitte Dezember 1981 auf der Flucht an einer Vergiftung in einem bolivianischen Indio-Dorf.[298]

Unterdessen hat René E. Mueller die drei mit dem Deux-chevaux eingetroffenen Rocker auf Godi Rufeners Traktor geladen und ist mit ihnen auf ein Bier nach Blumenstein ins »Kreuz« gefahren. Dort wartet bereits der »dicke, fette, güggelrote Landpolyp Porter«, der nach ihrem Auftauchen verschwindet und kurz darauf mit einem zivilen Fahnder zurückkehrt: »Von Ihnen wollen wir nichts, Herr Müller, Sie kennen wir«, sagt der Zivile, »aber diese drei Herren möchten sich bitte ausweisen.« Die beiden Polizisten nehmen die Personalien auf und überprüfen sie telefonisch bei der Zürcher Polizei, Mueller ist wütend über die Schnüffler und lädt sie zu sich nach Hause ein, nach vier Uhr könne er ihnen noch »etwa fünfzig« bieten, »die sie kontrollieren könnten« – seine Hoffnung, dass »Tino und die seinen« sie bei dieser Gelegenheit glatt »in der Luft zerreissen« würden, spricht er nicht aus.

Als sie kurz darauf wieder im Reckenbühl eintreffen, ist Godi Rufeners Anwesen von Autos und Motorrädern umstellt; ein Buick hat ein

morsches Brett eingedrückt und ist mit dem einen Vorderrad in die Güllengrube abgesackt. Und »droben, hinter dem Haus« hört Mueller »Sturmgebraus und Meeresbrandung, da campen Kosaken und Tscherkessen, da ist ein Schwedenregiment auf einen Indianerstamm gestossen, da sind besoffene Engel in der Hölle zu Gast. (…) Es gammelt wieder, hippiet und rockert!« Wolfgang, der Persien-Chauffeur, ist ebenfalls mit einem Auto voller Gäste eingetroffen, Golowin mit Familie ist da, und aus dem offenen Fenster seiner Wohnung »beatet das Tonband aus allen Rohren, dass die Schwarten des Hauses krachen, das Fundament bebt und gleich, es wundert mich nicht, wird sich die Hütte aus den Angeln heben und in einer Staubwolke explodieren oder wie ein losgelassener Kinderballon in den blauen Himmel entschweben und sich im Unendlichen verlieren.« In der Einfahrt und in der Tenne ist ein Treiben wie auf einem »Markt im Orient«, ein buntes Durcheinander »von Hippies, Rockern, Gammlern, Beatniks, Sputniks, Ludewiks, Wikswiks, Nikiniks, Hell's-Angels, Lone Stars, Indianern, Eskimos, Schiiten, Buddhisten, Fixern, Speedern, Haschern, Maoisten, Marsianern, Zulukaffern, Wald- und Wiesenaffen, Kolibris, Schmetterlingen und Nachtfaltern, Vampiren, Fledermausferkeln und quietschenden Papageien.«[299]

Und als Mueller jetzt ins Haus tritt, schlägt ihm eine »qualmende Woge von einer Haschwolke, die Revolution in Wohlgeruch gehüllt«, entgegen. Golowin »erkundigt sich diabolisch lauernd und Triumphglimmer in den Augen«, wie er das finde, und Mueller entgegnet schlagfertig: »Fein (…), war allerhöchste Zeit. Ich bin ja da bald eingeschlafen beim Radieschen züchten.« »Frozen Angel« Tino geht herum und hämmert seinen Getreuen ein, dass keiner mit brennender Zigarette durch die Tenne gehe, und schon »echot« eine Parole von »Wänden und Decken«: »Gruppensex!«: »Männiglich und weibiglich strömt durch die beiden Türen ins grosse hintere Zimmer, wo keine Möbel herumstehen, wo lediglich Teppiche und Matratzen herumliegen, nachgerade eine Herausforderung. Ich stürze mich mit ins Vergnügen, hinein in diesen schlangenden aalenden Knäuel halb und ganz entblösster Körper, die

sich winden und ineinander verwickeln und im gedämpften Rotlicht ein einzigartig bizarres Bild fleischgewordener Liebe bieten, akustisch akzentuiert von wilden Brunstschreien, Lustgestöhn, und Vokallauten, die alles mögliche aussagen – nein, nicht so, ja so, tiefer, nicht mehr, mehr ja, nicht dort, ja hier, aaah, oooh, uuuh … ein sexuelles Vexierbild, ein erotischer Vulkan.«[300]

Abends trinkt die ganze Korona im »Kreuz« und sucht anschliessend den Erzfeind der netten, auf Kredit servierenden »Kreuz«-Wirtin – den noblen »Bären«-Wirt in seiner »stillos renovierte[n] Fressbeiz« – heim. Man wird erwartungsgemäss nicht bedient, Tino und Mueller gehen lauthals schimpfend hinters Büffet, treffen dort auf den Wirt, der eben erfolglos mit dem Dorfpolizisten Porter verhandelt, Tino fordert ultimativ, bedient zu werden, ansonsten »werden wir aus Ihrer verschissenen Kneipe da eine Kegelbahn machen«, der Wirt offeriert notgedrungen grosse Biere, die die ungebetenen Gäste mit Todesverachtung stehen lassen, um »erhobenen Hauptes« ins »Kreuz« zurückzukehren.

Es ist noch eine lange Nacht geworden. In der folgenden Woche ist Mueller drei Tage lang mit der Beseitigung der Spuren dieses »Sommernachtstraums« beschäftigt. Als er sich zwischendurch einmal zur Erholung ins »Kreuz« begibt, ist er beim Gang durchs Dorf auf alles gefasst und »in Alarmbereitschaft«: »Ich bin äusserst verblüfft, weil ich nun plötzlich von allen Bauern, Bäuerinnen und ihren Ferkeln direkt mit überschwenglich ausgesuchter Höflichkeit, ja devot, wie der Landesfürst, begrüsst werde.«[301]

Der Götze »Fortschritt«: Auf dem Mond gibt es kein Woodstock. – Bläst man einen Luftballon immer weiter auf, so ist er am grössten, bevor er platzt. Wäre die Ideologie vom unaufhaltsamen Fortschritt, der die letzten Probleme der Menschheit in Kürze lösen werde, ein Luftballon, er wäre kaum je grösser gewesen als am 21. Juli 1969, als der Apollo–11-Astronaut Neil Armstrong seiner »Mondlandefähre« entstieg, als erster Mensch die Mondoberfläche betrat und in diesem Mo-

ment die eingeübte Jahrhundertsentenz ins Helmmikrophon rezitierte: »Ein kleiner Schritt für mich, ein grosser Schritt für die Menschheit.« Damit hatte das US-amerikanische Apollo-Raumfahrtprogramm sein Hauptziel erreicht, nämlich zu beweisen, was der wissenschaftliche und technische Fortschritt der freien westlichen Welt zu leisten imstande war.

Der propagandistischen Inszenierung dieser Apollo-Flüge konnte man sich schlecht entziehen. Zwischen dem 22. und dem 27. Dezember 1968, als mit der Apollo 8 erstmals eine Rakete den Mond umflog und davon Bilder auf die Erde übermittelte, sass zum Beispiel auch Max Frisch in seinem Haus in Berzona täglich vor dem Fernseher und machte sich Notizen: »Technisch alles in Ordnung. (…) Heute gute Erdbilder: Wie man es sich hat vorstellen können: unsere Erde ist ein Planet. (…) Bilder vom nahen Mond (…): eigentlich eher trostlos. (…) Alle im Haus und auch Nachbarn schauen es sich an; es fällt niemand viel dazu ein.« Als die drei Astronauten am 27. Dezember zurück sind und auf einem Flugzeugträger über einen roten Teppich schreitend gezeigt werden, notiert Frisch: »Indem wir sie sehen, denken wir an Wissenschaft und Technik, an Computer, die das Unternehmen haben gelingen lassen, aber nicht an Helden.«[302]

In Anbetracht der gigantischen Maschinerie des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts schrumpft der Mensch zusammen auf seine erbärmliche Unvollkommenheit: Das ist die »Scham vor der ›beschämend‹ hohen Qualität der selbstgemachten Dinge«, die der deutsche Philosoph Günther Anders bereits 1956 als »prometheische Scham« definiert hat.[303] Die Apollo-Raumflüge schienen unwiderlegbar zu beweisen, dass sich das Gewordene, das Naturhaft-Nichtkonstruierte, vor dem Gemachten, Kulturhaft-Konstruierten, schamvoll zu verneigen habe. Deshalb vollführte die gleichgeschaltete freie Welt in jenen Tagen eine doppelte Verbeugung: Die Angehörigen der Industrienationen verneigten sich vor den Raketenkonstrukteuren ihrer Supermacht und mit diesen zusammen in »prometheischer Scham« vor deren Konstruktion.

In der Schweiz wäre die »prometheische Scham« vor den Apollo-Raketen kleiner gewesen, wenn man gewusst hätte, was auf den Tag genau ein halbes Jahr vor der ersten Mondlandung, am 21. Januar 1969, in einer Felskaverne im waadtländischen Lucens passiert war. An jenem Tag wurde dort ein anderes wissenschaftlich-technisches Wunderwerk in Dienst genommen. Doch beim Anfahren des Atomkraftwerks ging schon bei der Hälfte der Maximalleistung der Alarm los, das Magnesium des Kühlsystems brannte, Radioaktivität trat aus, ein Brennelement schmolz durch, knapp vor der vollständigen Kernschmelze und damit einer verheerenden Katastrophe stellte sich der Reaktor selber ab. Die Kaverne war bereits am Tag der Inbetriebnahme eine »strahlende Ruine«. Erst zehn Jahre später haben die Behörden mit einem beschönigenden Untersuchungsbericht über diese Havarie schamvoll informiert.[304]

Um die »prometheische Scham« zu überwinden, konnte man aber zum Beispiel auch Herbert Marcuse lesen. Er war ein Mitglied der »Frankfurter Schule« um Max Horkheimer und Theodor W. Adorno und hatte zur Zeit des Dritten Reichs wie diese in den USA politisches Asyl gefunden. Im Juli 1967 kehrte er »als gefeierter Lehrer der Neuen Linken« nach Berlin zurück.[305] Im gleichen Jahr erschien sein Buch »Der eindimensionale Mensch« auf Deutsch. Darin bestimmte er den wissenschaftlich-technischen Fortschritt als eine Gewaltform, die an die Substanz der »Vernunft« gehe »in Unterwerfung unter die Lebenstatsachen und unter das dynamische Vermögen, mehr und grössere Tatsachen derselben Lebensweise herzustellen«. In der fortgeschrittenen Industriegesellschaft sei der wissenschaftliche und technische Fortschritt »kein neutraler Begriff«, sondern »ein Herrschaftsinstrument«.[306] Damit verfiel der »Fortschritts«-Begriff bei den Hippies und bei neomarxistischen Intellektuellen gleichermassen der Ideologiekritik, die nirgends radikaler ausfiel als bei jenen, die in den gegengesellschaftlichen Nischen des »Untergrunds« ein neues Leben zu erfinden versuchten. Sergius Golowin schreibt im Rückblick: »Der Zauber von der ›Grösse der Technik‹ war endgültig vorbei, er liess sich auch nicht

mit dem lärmigen und teuren Mythos der angeblich bevorstehenden ›Eroberung des Weltalls‹ wiederherstellen. Der vermeintliche ›Triumph‹ der amerikanischen Forschung, die ›Landung des ersten Menschen auf dem Mond‹, ergriff am wenigsten die Jugend.«[307]

Das stimmt: Kaum einen Monat nach dem interkontinental zelebrierten Medienspektakel der ersten Mondlandung setzten die jugendlichen Protestbewegungen in den USA ein unübersehbares Zeichen gegen die Mond-Hysterie. Vom 15. bis zum 17. August 1969 war in Bethel, einem Dorf mit kaum 2500 Einwohnern in der Nähe von Woodstock, 350 Kilometer nördlich von New York, ein »Festival for peace and music« angesagt. Man rechnete mit 60 000 BesucherInnen, es kamen schliesslich über eine Million. Obschon der Verkehr völlig zusammenbrach, schafften es 400 000 Leute auf das Festivalgelände des Farmers Max Yagsur. Die Bands mussten mit Hubschraubern zur Bühne gebracht werden. Nahrungsmittel, Ärzte und Medikamente wurden eingeflogen.[308] Ein verblüffter Polizeioffizier sagte: »Ich habe noch nie so viele Menschen gesehen, die sich auf so engem Raum so friedlich verhielten.«

Am Montagmorgen, es ist unterdessen der 18. August 1969, sind noch 35 000 Leute auf dem Gelände. Es ist trüb, es hat geregnet, die Wiesen sind zu riesigen braunen Morasten verschlammt. Um halb neun kommt endlich Jimi Hendrix mit seiner Band auf die Bühne. Linkisch spielt er einige Takte instrumentalen Rocks, hängt einige improvisierte Riffs an, die in einen ausufernden Schlussakkord mit grossem Schlagzeugwirbel münden. In diesen Akkord hinein beginnt Hendrix mit sich überschlagendem Pathos diesen ab- und dann aufsteigenden Dreiklang zu spielen – weit über die Köpfe hin der in feuchten Tüchern und Regenzeug verstreut herumstehenden, verschmutzten, müden Freaks auf dem weitläufigen, kahlen Gelände – diesen Dreiklang, mit dem die Nationalhymne »Star Splanged Banner« beginnt, diese Herrschaftsfanfare der Supermacht USA, deren mehrfach diskriminierter Bürger Hendrix als schwarzer, drogenabhängiger Gitarrist ist. Und wie die Mitmusiker nun ganz verstummt sind, beginnt er die Melodie Ton

für Ton zu zerspielen, zerdehnt, verzerrt und zerfetzt sie, zerschmiert sie in jaulende Glissandi, lässt das Instrument quietschen und kreischen, aus der monströs sich blähenden Melodie heraus lässt er Kampfflugzeuge stürzen, fallende Bomben pfeifen, Sirenen, Gebrüll, Explosionen, Schreie. Der trügerische Wohlklang der letzten Melodiephrase ist der falsche Schein, hinter dem der Vietnamkrieg stattfindet, die rassistischen Ausschreitungen der Weissen und die Polizeigewalt gegen alle, die ein anderes Leben suchen.

Die Antwort auf die Frage, was für die Menschheit wichtiger gewesen sei: der Mondflug oder die drei Tage »love & peace« im morastigen Freistaat von Woodstock, wäre in der Schweiz eindeutig ausgefallen: In ihren Medien ist im August 1969 nicht eine einzige Meldung über das Festival von Woodstock veröffentlicht worden.[309]

»Soziale Existenz« statt »Byzantinismus«: Berner Theologen im Angriff. – »Das verbreitetste Gottesbild sieht etwa so aus: Gott interessiert sich in erster Linie für unser Inneres, daneben noch für unsere Sexualität; Gott ist für den Kapitalismus, aber gegen den Kommunismus; er ist für ›Ruhe und Ordnung‹ und hat darum Verständnis für prügelnde Polizisten, verabscheut aber demonstrierende Studenten aufs tiefste; er anerkennt durchaus gewisse ›gerechte Kriege‹, besonders Napalmkreuzzüge, aber er denkt nicht im Traum daran, dass es so etwas wie eine gerechte Revolution geben könnte; Gott ist für das Faustrecht der Tüchtigen und gegen die soziale ›Nivellierung‹; er liebt Bach und Glatzen und hasst Beat und Gammler; er akzeptiert blutrünstige Filmszenen, welche die Gewalt verherrlichen, verbittet sich aber Liebesszenen.« Solche Gotteserkenntnis, schreibt Hans Kaspar Schmocker, Assistent an der Theologischen Fakultät der Universität Bern, im November 1968 im »Sämann«, dem »Monatsblatt der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Bern«, stamme »nicht aus der Bibel«, sondern sei »nur die Ideologisierung unserer Gesellschaft«.[310]

Die Redaktion des »Sämanns« hatte Theologiestudenten und -studentinnen der Universität Bern gebeten, sich zu »Kirche« und »Pfarr-

amt« zu äussern. Diese liessen sich nicht zweimal bitten und kritisierten, was aus ihrer Sicht zu kritisieren war. Dies wiederum löste »in konservativen Kreisen des Kirchenvolkes und der Pfarrerschaft Empörung aus«: »In der Synode (dem Kirchenparlament) wurde der Synodalrat (die Exekutive) alsbald angefragt, ob ›Der Sämann‹ weiterhin als Organ der evangelisch-reformierten Landeskirche betrachtet werden könne, nachdem dieses Blatt ›durch unreife Äusserungen gewisser Theologiestudenten in unseren Kirchgemeinden viel Verwirrung angerichtet hat‹.«[311]

Die Kontroverse war ein neuer Höhepunkt des Konflikts zwischen der durch und durch konformistischen Landeskirche und der kleinen Fraktion ihrer nonkonformistischen Theologen. Seit 1962 habe man – in Langnau, dann im Berner Münster, schliesslich in der Nydeggkirche – so genannte politische Gottesdienste durchgeführt, sagt Kurt Marti, der damalige Nydeggpfarrer. Vor der Abstimmung der Atomwaffen-Verbotsinitiative im April 1962 zum Beispiel habe man zu einer Art »Fürbittegottesdienst« für diese Initiative eingeladen. Weitere Themen solcher Gottesdienste waren Vietnam und Militärverweigerung, Entwicklungspolitik und Armut in der Dritten Welt sowie Fragen zur Rolle der Kirche in der Gesellschaft.[312]

Zwischen diesen Kirchenleuten und den nonkonformistischen Publizisten entstanden in den sechziger Jahren zunehmend informelle Kontakte. Kurt Marti als Pfarrer und Schriftsteller wurde zur eigentlichen Scharnierfigur zwischen kirchlicher und weltlicher nonkonformistischer Opposition: »Organisatorisch hats natürlich schon Überlappungen und Überschneidungen gegeben«, sagt er im Rückblick. »Bei vielen Unterschriftensammlungen und Komitees hats jeweils von beiden Seiten Leute dabei gehabt.«[313]

Weiteren Schwung erhielt die innerkirchliche Opposition 1968 mit der neomarxistischen Politisierung der theologischen Fakultät an der Universität. Man gründete mit »focus 1« eine »Aktionsgruppe für kirchliche Erneuerung« und begann mit der Publikation eines »Bulletins«, in dem radikale Reformen in Kirche und Pfarramt zur Diskussion gestellt

wurden. Dass diese Postulate im November 1968 das »Sämann«-Publikum der Landeskirche erschreckten, ist nicht verwunderlich – und auch nicht, dass sich der hellhörige Verleger Peter Schifferli in Zürich für den danach losbrechenden Streit zu interessieren begann.

Im Herbst 1969 veröffentlichte er zwei grössere Aufsätze der »focus 1«-Theologen Hans Kaspar Schmocker und Martin Stähli unter dem Titel »Theologie im Angriff« – als Herausgeber und Verfasser des Vorworts zeichnete Kurt Marti. Das Büchlein ist eine Kampfschrift »gegen einen zur konformen Ideologie degenerierten Glauben«[314] und versucht, den Bibeltext mit einer radikalen Gesellschaftskritik zu versöhnen. Ausgehend von den Jesaja-Visionen des »Reichs Gottes«, dessen Diesseitigkeit er betont[315], attackiert Schmocker die »heutige Hoftheologie«, die jede »sozialethische Verantwortlichkeit« für »eine humane Weltgestaltung, also Strukturverbesserung«, durch eine innerliche und politisch unverbindliche Individualethik ausschliesse. Das so entstehende »Denken in zwei Räumen« führe zur strikten Trennung der »Welt Gottes« von der »Welt der Menschen« – also von Glaube und Politik. Diese Trennung, die aus der Bibel eben gerade nicht herausgelesen werden könne, führe zu einer religiösen Verbrämung »des repressiven Menschenbildes des Wirtschaftsliberalismus«: »Dieses betrachtet Opfer, Mühsal und Leid als ›natürliche‹ Begleiterscheinungen des Lebens, dessen Sinn in fortwährender Arbeit für die Beschaffung des Lebensnotwendigen besteht« – und es interpretiere »geschichtlich Gewordenes als definitive biologische Gegebenheit«. Dadurch, dass sich die Theologie hergegeben habe, dieses repressive Menschenbild zu bestätigen, habe sie den christlichen Glauben zu einem neuen »Byzantinismus« – also zur würdelosen Kriecherei vor den Mächtigen – pervertiert. Schmocker postuliert dagegen eine »kritische Kirche«, die gegen innen »ihre eigene Struktur« demokratisiere und gegen aussen »die Bildung neuer Strukturen« vorbereite.

»Die vornehmliche Aufgabe der Christen« in Zukunft werde es sein, führt Martin Stähli die Argumentation in seinem Beitrag weiter, »soziale Existenz zu leben«, wobei er definiert: »Soziale Existenz ist

umwälzende Praxis.« Christ zu sein, bedeutet demnach Opposition gegen die herrschenden Verhältnisse, denn »unsere Gesellschaft treibt ökonomische und gesellschaftliche Onanie. Ihre Aufgabe wäre dagegen der Kampf gegen die Armut und das Elend in der Welt.« Wo Stähli die Avantgarde der »sozialen Existenz« am ehesten auftauchen sieht, sagt er am Schluss seines Textes: »Da und dort haben sich bereits Gruppen, Zellen und Kommunen gebildet. Wenn sie zu hören und im Geiste Christi zu leben verstehen, wird ihre Stosskraft bald kräftig zunehmen und ihren elenden Brüdern in aller Welt eine Hilfe bedeuten.«[316] Es gab damals also auch eine theologische Hoffnung auf die werdende »Gegengesellschaft« im »Untergrund«.

Die von der Jungen Linken inspirierte reformtheologische Stimme hat sich im Bernbiet in den folgenden Jahren immer wieder erhoben: Im Frühling 1971 veröffentlichten kritische ChristInnen das »Aarberger Memorandum«, das festhielt, dass Theologie nicht losgelöst von gesellschaftlichen Verhältnissen betrieben werden könne und dass theologische Aussagen immer auch politische Aussagen seien.[317] Aus dem Kreis um dieses Memorandum konstituierte sich am 5. März 1972 der »Arbeitskreis Kritische Kirche« als Verein mit dem Zweckartikel: »Die Kritische Kirche bildet ein Forum zur Diskussion aktueller kirchlicher und politischer Probleme.«[318] Nachdem kurz zuvor 32 welsche Theologen ihre kollektive Dienstverweigerung bekannt gegeben hatten, trat der »Arbeitskreis« an die Öffentlichkeit und sorgte mit dem »Bieler Manifest« für Wirbel. Seine Grundthese: »Der Friede ist herstellbar. Die gegenwärtige Struktur unserer Armee dient nicht dem Frieden, sondern vielmehr dem Unfrieden.«[319] Fast überflüssig zu sagen, dass der Staatsschutz von nun an die Gruppe bespitzelte.[320]

Mitte der siebziger Jahre engagiert sich der »Arbeitskreis« unter anderem gegen die »Überfremdungsinitiative« der »Nationalen Aktion« und für die Fristenlösung beim Schwangerschaftsabbruch. Zum Bettag 1977 verteilen seine Mitglieder eine achtseitige »Sämann«-Parodie unter dem Titel »Der Bähmann«. Dieses »Anti-Bettagsmandat« konstatiert, »dass unsere Kirche tatsächlich in erschreckendem Mass

eine bürgerliche Kirche ist«: »Wir meinen, Christen müssten sich für eine christliche Kirche einsetzen – trotz der Möglichkeit, dabei als ›Linke‹ beschimpft zu werden. Vielleicht geht es von der – christlichen! – Sache her nicht anders.«[321]

Die Besteigung des Bundeshauses: General Westmoreland in der Schweiz. – Am Sonntag, den 14. September 1969, sieht sich das »Berner Tagblatt« aus aktuellem Anlass genötigt, wieder einmal einige Worte über die bergsteigerischen Fähigkeiten der städtischen Jugend zu verlieren: »Dass sie kein Risiko scheuten wurde klar, als am Morgen drei Männer dieselbe Arbeit mit sandsteingrüner Farbe wiederholen mussten. Dabei war die Hilfe der Feuerwehr notwendig, die die Beamten mit Seilen sicherte. Aus diesem Blickwinkel betrachtet gehört allerdings jenen Demonstranten weiterhin die Krone, welche vor etlichen Monaten nach einer waghalsigen Klettertour eine Vietcong-Fahne auf der Münsterspitze hissten.«

Was war diesmal geschehen? Am Samstagmorgen, Punkt 6.20 Uhr, hatte sich ein Marktfahrer beim Dienstchef der Stadtpolizei gemeldet und ihm vorgeschlagen, sich einmal das Bundeshaus anzusehen. Oben an der Bundeshauskuppel waren an diesem Morgen in sauber ausgeführten Lettern drei mannshohe rote Parolen, Öl auf Sandstein, zu besichtigen: Die erste bestand aus einem Hakenkreuz, einem Gleichheitszeichen und den beiden Buchstaben »US«, die zweite lautete »Mörder Westmoreland« und die dritte »Go home Völkermörder«. Die Zuständigen boten drei Arbeiter der Eidgenössischen Baudirektion auf, um das Parlamentsgebäude von dieser doppelten Peinlichkeit zu befreien. Peinlich waren die Parolen erstens, weil der auf Besuch weilende Generalstabschef der US-Army, William C. Westmoreland, im Nobelhotel »Bellevue-Palace«, zweihundert Meter neben dem Bundeshaus, übernachtet hatte und lesen konnte – und zweitens, dass die Polizisten, die den Schlaf des hohen Gastes bewachten, von der Malaktion nichts mitbekommen hatten.[322]

Der »Schweizerische Friedensrat« und Arthur Villards Schweizer

Sektion der »Internationalen der Kriegsdienstverweigerer« hatten den Bundesrat schon vor Tagen gebeten, einen diplomatischen Weg zu finden, um den offiziellen viertägigen Besuch Westmorelands absagen zu können. Denn als Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen in Vietnam zwischen 1964 und 1968 hatte er die brutale Kriegführung gegen die südvietnamesische Zivilbevölkerung mit Kampfgaseinsätzen und Bombardierungen unverteidigter Dörfer zu verantworten. Dazu kam, dass der Bundesrat kaum drei Monate zuvor dem Sprecher der nordvietnamesischen Delegation bei den laufenden Friedensverhandlungen in Paris, Nguyen Than Le, seiner Sekretärin und einem vietnamesischen Chirurgen die Teilnahme an einem Informationsabend in der Schweiz verboten hatte mit der Begründung: »Die Verweigerung einer Einreisebewilligung für die Vertreter Nordvietnams (…) entspricht der allgemeinen Praxis des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements, die Propagandaaktionen von Angehörigen kriegführender Mächte in der Schweiz verhindern will.«[323]

Dass Westmorelands Besuch in der Schweiz nicht nur als Propagandaaktion einer kriegführenden Macht zu gelten hatte, sondern zudem im Rahmen einer Inspektionsreise durch die europäischen NATO-Staaten erfolgte[324], machte die Sache nicht besser. Die sowjetische Zeitung »Prawda« kommentierte, mit dem Besuch versuche die USA, »die neutralen Staaten direkt oder indirekt in die Verwirklichung ihrer globalen Strategien einzubeziehen«, und vermutete, konkret gehe es Westmoreland darum, »auf die Schweizer Behörden Druck« auszuüben, »damit die Lieferungssperre für Pilatus-Flugzeuge bald wieder aufgehoben werde«[325] – diese in den Stanser Pilatuswerken hergestellten Flugzeuge eigneten sich vorzüglich zur Bekämpfung der Vietcong-Guerilla aus der Luft.

Kaum erstrahlte das Bundeshaus dank dem Einsatz der drei Arbeiter wieder im keuschen Glanz immer währender Neutralität, versammelten sich gegen 17 Uhr vor der Heiliggeistkirche grösstenteils jugendliche Demonstranten und Demonstrantinnen unter Spruchbändern, »einem Wald von Vietcong-Emblemen«[326] und dem Bild des vor

zehn Tagen in Hanoi verstorbenen nordvietnamesischen Staatspräsidenten Ho Chi Minh. Ihre Zahl bleibt umstritten: Es waren »schätzungsweise 200« (»Bund«), respektive »etwa 230–280« (Stadtpolizei)[327], respektive »ein halbes Tausend« (»Neue Berner Zeitung«)[328], später »etwa 600« (»Berner Tagblatt«)[329], respektive »an die siebenhundert« (»National-Zeitung«). In einem Flugblatt forderten sie »die Anerkennung Nordvietnams und der Revolutionsregierung Südvietnams«, »die Aufhebung aller Waffenexporte für die USA und ihre Helfershelfer« und »das Asylrecht für amerikanische Deserteure«.[330] Die Verantwortung für die Demonstration übernahmen Mitglieder der Basler Gruppe »Fortschrittliche Arbeiter, Schüler und Studenten« (FASS), die vorherrschenden Dialekte seien »Züri- und Baseldütsch« gewesen – das »Berner Tagblatt« schimpfte über die »Demonstrations-Touristen«. Der erste Redner, der in der Uniform eines Sanitätssoldaten vor der Heiliggeistkirche »eine Brandrede« hält[331], ist allerdings ein Berner: Peter Vollmer, Mitglied des »forum politicum«. Dass er eine schweizerische Politik »des Friedens und der Neutralität« gegenüber der NATO fordert[332], unterschlägt der »Bund« – dafür spottet er, Vollmers Anrede »Liebe Genossen und Genossinnen« sei mit »einem Pfeifkonzert« beantwortet worden.

Gegen 18.30 Uhr hielt der Demonstrationszug beim Bundeshaus vor dem Komplex des Militärdepartements und liess sich zu einem kurzen Sit-in nieder. Trotz des Hupkonzerts der blockierten Autos ergriff der bestgehasste Feind der Stadtberner Medien, Arthur Villard, das Wort, um mit »tremolierendem Pathos«, wie das »Berner Tagblatt« höhnte[333], Westmorelands Kriegstaten zu skizzieren: die Ermordung von Frauen, Kindern und alten Leuten, die »Folterung der Freiheitskämpfer«, die Zerstörung der Ernten.[334] Diese Rede hatte ein Nachspiel bis vor Bundesgericht. Villard habe nämlich, behauptete die »Neue Berner Zeitung«, verbotenerweise »wiederholt mit aller Entschiedenheit« und unter dem Beifall seines Publikums »zur Wehrdienstverweigerung« aufgerufen. Dies schrieb die »Tribune de Genève« in ihrer Berichterstattung ab, was den Präsidenten der Genfer Sektion der

»Schweizerischen Vereinigung der Leichten und Mechanisierten Truppen«, Feldweibel Daniel Morier, derart empörte, dass er auf der Stelle Klage einreichte. So musste Villard wieder einmal vor Gericht: Am 22. Juni 1970 wurde er in Bern in erster Instanz freigesprochen, und die Verhandlung verkam zu einem antimilitaristischen Happening, als am Schluss des Prozesses zwanzig junge Soldaten und ein Mitglied des Frauenhilfsdienstes dem überraschten Richter ihre Dienstbüchlein und eine Erklärung mit über 50 Unterschriften überreichten, diese Aktion sei eine »gemeinsame Militärdienstverweigerung«[335] – in den nächsten Tagen erhöhte sich die Unterschriftenzahl gar auf 77. So geht das ja wohl nicht, muss sich jetzt der Bundesanwalt Hans Walder gesagt haben. Er reichte gegen den Freispruch Villards Rekurs ein. Das willfährige Obergericht verurteilte diesen daraufhin zu einem Monat Gefängnis und tausend Franken Busse. Villards Nichtigkeitsbeschwerde wurde später vom Kassationshof des Bundesgerichts abgelehnt.[336]

Unterdessen zieht der Demonstrationszug vom Bundeshaus über die Kirchenfeldbrücke Richtung amerikanische Botschaft. Nach Raufereien mit verdächtigen Fotografen, die man für Polizeispitzel hält, und dem Zusammenstoss mit einem Schlägertrupp von Gegendemonstranten[337] trifft man vor der weiträumig abgesperrten amerikanischen Botschaft ein und lässt sich zu einem weiteren Sit-in nieder.

Hier hält, mokiert sich das »Berner Tagblatt«, »eine junge Dame ihre feurige Rede«.[338] Die Aktivistin heisst Claudia Honegger, Sprecherin der Neuen Linken aus Zürich, die an der Berner Universität viel später als Soziologieprofessorin arbeiten wird. In ihrer Rede rechnet sie mit der schweizerischen Entwicklungshilfe bedeutend schärfer ab, als das Anfang Jahr die Exponenten der »Erklärung von Bern« gemacht haben. Es gebe viele, die die Entwicklungshilfe »vom kapitalistischen Standpunkt aus« durchschaut hätten und sie deshalb als »Mittel zur Sicherung der eigenen Investitionen und Profite« betrieben. Es gebe aber immer mehr solche, die mit Marcuse wüssten, dass »unsere Gesellschaft einen erstickenden Überfluss von Waren produziert und schamlos zur Schau stellt, während sie draussen ihre Opfer der Le-

benschancen beraubt; dass diese Gesellschaft obszön ist, weil sie sich und ihre Mülleimer vollstopft, während sie die kärglichen Nahrungsmittel in den Gebieten der Aggression vergiftet und niederbrennt«. Danach attackiert Honegger die Hilfswerke und implizit auch die NonkonformistInnen um die »Erklärung von Bern«. Das seien Leute, »deren Analysen wir in weiten Teilen zustimmen können, die sich aber nicht entschliessen, die politischen Konsequenzen aus ihren Erkenntnissen zu ziehen. Sie verkörpern, trotz Ehrlichkeit und subjektiv gutem Willen, das kollektive schlechte Gewissen eines Systems, unter dem zwei Drittel der Weltbevölkerung leiden. Ihr Werk, die Entwicklungshilfe, ist der Ablassbrief des Imperialismus.« Honegger schliesst: »Der Dritten Welt, den Revolutionären der Dritten Welt, können wir nur helfen, indem wir ihren Kampf gegen den Imperialismus mit unserem Kampf gegen den Imperialismus unterstützen.«[339]

Westmorelands Besuch in der Schweiz verläuft ansonsten programmgemäss. Am Sonntagmorgen um neun Uhr steigt er wie vorgesehen auf dem Flugplatz Belpmoos in eine Maschine der US Air Force. Verabschiedet wird er von seinem Gastgeber Oberstkorpskommandant Paul Gigli unter den würdigen Klängen eines Militärspiels.

Wie Mueller die Berner Behörden in den Dienst seiner Kommune stellt. – Bevor nach dem Besuch der Rocker die letzten Gäste abgereist sind, haben René E. Mueller und sein Offenburger Freund Wolfgang Glatz im Reckenbühl »eine ernsthafte Absprache« getroffen, die der »eigentliche Impuls zur Untergrund-Kommune ›Flower-Stone‹« geworden sei. Glatz reiste an jenem Wochenende mit einem Kollegen namens Joe an, der als Kriegsdienstverweigerer untertauchen musste, wenn er von den »Neo-Gestapo-Nazi-Häschern« nicht eingesperrt werden wollte. Mueller ist grosszügig: »Joe, mein Haus steht dir und allen, die sich in Ungehorsam gegen den Staat hervortun, jederzeit offen.«[340]

Seither lebt Joe in Blumenstein, und innert kürzester Zeit wird Muellers Wohnung als Kommune »Flower-Stone« »zum Durchgangslager von Kriegsdienstverweigerern und Deserteuren aller Herren Län-

der«. Zwei Amerikaner treffen ein, die auf Papiere und Geld warten und dann nach Stockholm fliegen. »Dann kommt ein Italiener, der nicht zurück möchte, dann drei weitere Deutsche, noch ein Ami, noch zwei Deutsche und nochmals einer. Wir helfen, so gut es geht und es geht recht gut.« Bis das Geld ausgeht. Da fasst Mueller den heroischen Entschluss, sich bei einem Bodenleger für einen Monat als Handlanger zu verdingen, steht mit undichten Schuhen im »feuchten Herbstnebel in mehr oder weniger weit entfernten Dörfern im Bernerland« herum, mischt Zement, schiebt den »Pfludi« in Schubkarren über Rampen oder trägt ihn in Tansen auf dem Rücken durch Treppenhäuser hoch: »Nach dreissig Tagen bin ich ein hinkendes Wrack, meine Hände sind blutige Klumpen.« Er ist zwar »stolz«, dass er den Monat durchgestanden hat, empfindet aber »Ekel, Widerwillen, abgrundtiefen Hass gegen diese Blutsauger von Arbeitgebern« und schwört: »Nie wieder.«

Unterdessen ist es in seiner Wohnung wieder stiller geworden, seine Gäste sind weitergezogen, Joe mischelt sich einen Platz im VW-Bus einer Band, die nach London fährt. Schliesslich ist Mueller allein, geht an einem Novemberabend durch den Schneepflotsch hinunter ins »Kreuz«, die Beiz ist leer, er bestellt heisse Würstchen, Brot und Bier, die Wirtin bringts und setzt sich wieder strickend an den Ofen, Mueller trinkt weiter und kommt ins Grübeln: »Auf einmal fühle ich, wie mein Geist alt ist, mein Körper ausgelaugt, schlapp, müde und [ich] fange an zu fragen, frage nach mir und meinem Dasein: Was hatte das alles eigentlich für einen Sinn? Zweihundert oder dreihundert Mädchen hast du geopfert oder durch den Fleischwolf gejagt, nur um jetzt allein hier in dieser Hütte zu hocken (…) und hast nichts erreicht, was sich vielleicht [zu] leben gelohnt hätte.« Als er gegen Mitternacht wieder zuhause eintrifft, brennt in seiner Küche Licht. »Rotbart«, ein Freak, ist da, mit Marlis und Sylvia, beide kaum sechzehnjährig, abgehauen aus dem »Heimgarten« – einer Erziehungsanstalt in Bern, die sich »Mädchenheim« nennt – und auf der Suche nach einer Bleibe. Während »Rotbart« wieder verschwindet, schleppen die beiden Halbwüchsigen zwei Tage später auch noch Max an, ebenfalls um die sechzehn und ab-

gehauen aus dem für Mueller altbekannten Arbeitslager Enggistein – das sich unterdessen »Männerübergangsheim« nennt. Er stellt Wein auf, »und je mehr ich mit den Kindern spreche, [desto] wütender werde ich auf diese verdammten Institutionen und diese Winden, diese Kinder-KZ, und die gehn mir nicht zurück, die müssen befreit werden und werden befreit und wer sie behändigen will – nur über meine Leiche!«

Am folgenden Samstag – Wolfgang ist da und hat aus Offenburg wieder einmal den halben elterlichen Lebensmittelladen mitgebracht – geht man gemeinsam nach Burgdorf, um im Atelier eines befreundeten Malers und Musikers – vermutlich Baschi Bangerter – ein bisschen zu feiern. »Und wir lassen mal wieder so richtig los und die Mädchen, die sowas lange entbehrt haben, freuen sich riesig und zucken herum wie lodernde Flammen.« Bedenken kommen Mueller, weil auch Leute aus Bern anwesend sind und es bald ein offenes Geheimnis ist, woher die drei Jugendlichen kommen. Wenn jemand reden sollte, kann es heikel werden. »Da muss gleich etwas geschehen«, sagt sich Mueller, geht ans Telefon und ruft seinen grössten Feind an: den kantonalen Polizeidirektor Robert Bauder, der ihn Anfang 1966 mit dem »Asozialen-Gesetz« ins schottische Exil getrieben hat. Kaum beginnt Mueller, das Problem seiner jugendlichen Gäste zu schildern, unterbricht ihn Bauder mit einem »Schreckensschrei« und sagt: »Um Gottes willen – erzählen Sie mir das nur nicht am Telephon! Kommen Sie nächste Woche am Montag zu mir ins Büro.«

Als Mueller zwei Tage später Bauders »feierliches Gemach« mit dem schweren roten Afghan-Teppich betritt, geht ihm durch den Kopf: »Und dafür zahlt ihr Hornochsen Steuern, drängt euch in Wohngemächern, wo ihr kaum Luft zum Atmen habt und in des Polizeidirektors Gefängnissen herrschen Zustände, die selbst für einen abgebrühten Verbrecher unter jeder Sau sind, damit der weissbehemdete, kurzgeschorene, blaukrawattierte, nachtblau-massgeschneidert-gewandete, schwarz-lackbeschuhte Polizeidirektor inmitten seines prunkvollen Luxus vorgelegte Verfügungen unterschreiben und einen verlausten, ungewaschenen, stinkenden Gammler empfangen kann!« Mueller schil-

dert die Geschichte der drei Jugendlichen drastisch, Bauder reagiert zurückhaltend, aber hört ihn an. Mueller ist zufrieden, weil er sich wenn nötig gegenüber kantonalen Polizisten von nun an darauf zu berufen gedenkt, ihr oberster Chef sei informiert, und amüsiert sich bei der Vorstellung, dass sie von nun an ihre Zeit damit verschwenden, drei Jugendliche zu suchen, von denen ihr Chef weiss, wo sie sind. Beim »herzlichen Abschied« drückt der Polizeidirektor dem Gammler »eine mittlere Banknote« in die Hand und zwinkert: »Das bleibt aber unter uns.« Kurz darauf sitzt Mueller im »Pyri«, nimmt »zwei, drei Biere« zu sich, bevor er sich den städtischen Fürsorgedirektor vornimmt.

Das Büro des ehemaligen Pfarrers und Schriftstellers Klaus Schädelin ist halb so gross wie jenes von Bauder und mit einem Spannteppich ausgestattet. Mueller erzählt erneut die Geschichte der drei armen jungen Menschen, für deren Kleider und Essen er aufzukommen versuche, obschon er ja selber nichts habe et cetera. Schädelin, obschon für Blumensteiner Angelegenheiten nicht zuständig, überlegt einen Moment, füllt dann eine Quittung für einen »Ernst Müller« aus, der »infolge Krankheit längere Zeit arbeitsunfähig« gewesen sei, setzt den Betrag von 500 Franken ein und bittet Mueller, möglichst unleserlich zu unterschreiben. Beim Abschied sagt Schädelin: »Wenn Sie etwas durchblicken lassen, streite ich es schlankweg ab.« Mueller, der um drei-, vierhundert Franken gebeten hatte, um hundert oder zweihundert zu bekommen, geht ins »Pyri« zurück, um sich bei einem Grossen und einem halben Dutzend Ritalin-Tabletten »ein bisschen aufzumotzen« und triumphiert: »Juhui! Der Pfarrer hat ein Dokument gefälscht und der ist nun auch der Mitwissenschaft schuldig – Begünstigung – hahaha, jupiiie!«

Kurz darauf sitzt er in den engen und düsteren Räumlichkeiten der Städtischen Schuldirektion an einem langen, schmalen Tisch dem Schuldirektor Hans Martin Sutermeister gegenüber, dieser »hohen, hageren Gestalt« mit dem »autoritären Totenkopf«, und sagt sich, dass er den »subtil anfassen und von unten anbohren« müsse. Er macht

»kuschkusch« und bedankt sich »unterwürfig«, dass Sutermeister die Zeit gefunden habe, ihn zu empfangen. Dann leiert er seine Geschichte herunter unter besonderer Berücksichtigung der Tatsache, dass es den lernbegierigen Kindern bei ihm »an der richtigen geistigen Nahrung« mangle, »woran sie sich bilden und sittlich und moralisch aufrüsten« könnten, »ich meine guteidgenössische Blut- und Bodenliteratur, völkisch und vaterländisch, erbaulich und aufbauend, schöngeistig, damit die Augen für das Gute, Schöne und Edle so richtig aufgehen und ihr Herz in patriotischen Hoheliedern zu schlagen beginnt«. Im Gegenzug lässt er eine Ansprache über »Erziehungsprobleme-und-Schule-und-Elternhaus« über sich ergehen, dann unterschreibt er eine Quittung über 300 Franken für »dringend benötigtes Schulmaterial«, darf sich anschliessend nach Belieben aus der im Hause befindlichen, umfangreichen Bibliothek bedienen, klemmt sich »so zwanzig Bände« unter den Arm, sagt zu Sutermeister: »Danke, danke viel, viel Mal«, und zu sich selber: »Dem spinnt's ja total.« Dann geht er zurück ins »Pyri«, allwo er bei einem weiteren Bier sinniert: »Ich lache mich schief und die Bünzlis in den Lauben gucken mich dumm an, was es denn zu lachen gibt? O ihr infantilen Greise, begreift ihr denn nicht? Ich habe in vier Stunden so um die 1000 Franken verdient – und das von euren Steuern, ihr Idioten!«

Mueller kauft für die Mädchen neue Schuhe, für sich »ein paar Unzen« Shit und ein halbes Dutzend Trips und zieht frohgemut heimwärts Richtung »Flower-Stone«.

»Gruppe Olten«: Die Nonkonformisten gründen doch noch einen Verein. – »Bundesrätlicher Polit-Nonsens« und »eine Zumutung« sei es, kommentierte Mario Cortesi im November 1969 in der »National-Zeitung«[341] – das »Zivilverteidigungsbuch« nämlich, das das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement in sämtliche Haushaltungen des Landes hatte verteilen lassen. Zweck der Publikation sei es, schreibt im »Geleitwort« Bundesrat Ludwig von Moos, »die Widerstandskraft des Volkes zu erhalten und zu stärken«.[342] Dass diese späte und reaktio-

näre Blüte der Geistigen Landesverteidigung im Departement von Moos gezüchtet wurde, war ausgesprochen sinnig: Von Moos wirkte zwischen 1935 und 1942 als allein verantwortlicher Redaktor des »Obwaldner Volksfreundes« und steuerte in dieser Zeit einen bemerkenswert nazifreundlichen und antisemitischen Kurs. Im Januar 1970 forderte deshalb Paul Ignaz Vogel in der »neutralität« – vergeblich – seinen Rücktritt als Bundesrat und schrieb: »Das Zivilverteidigungsbuch könnte aus dem ›Obwaldner Volksfreund‹ abgeschrieben sein. Herr von Moos gibt also heute ein Buch heraus, für das er mit seiner Unterschrift die Verantwortung übernimmt, dessen faschistische Haltung mit der faschistischen Haltung des ›Obwaldner Volksfreundes‹ aus den 30er und 40er Jahren unter der Redaktion von Moos übereinstimmt.«[343]

Der Protest gegen das »Zivilverteidigungsbuch« erfasste die ganze linke und liberale Schweiz. »Diese Operation kostet die Steuerzahler die Bagatelle von 4,5 Millionen Franken«, schrieb zum Beispiel im Kanton Wallis die Sozialdemokratische Fraktion in einer Interpellation an den Grossen Rat, »sie stellt, unter dem bequemen Vorwand der Zivilverteidigung ein Unternehmen zur politischen Beeinflussung des Schweizervolkes dar, das in Friedenszeiten beispiellos ist.«[344]

Veröffentlicht wurde das Buch auf Deutsch, auf Italienisch und auf Französisch gleichzeitig. Beim Textvergleich stellte der Waadtländer Schriftsteller und Journalist Franck Jotterand fest, dass in der französischen Fassung »die antikommunistische Tendenz und die Diskriminierung der Linksintellektuellen als ›Landesverräter‹ noch deutlicher« hervorgehoben war als in der deutschen Originalfassung.[345] Für die französische Übersetzung zeichnete der Walliser Schriftsteller Maurice Zermatten verantwortlich, der nicht nur »der Westschweizer Rechtsaussen vom Dienst«[346] und bis 1966 Mitglied der »Walliser Kommission für Theaterzensur« war[347], sondern seit 1967 als Nachfolger von Hans Zbinden den »Schweizerischen Schriftsteller-Verein« präsidierte. Jotterand formulierte als SSV-Mitglied einen Protest gegen den »ungehörigen, anstössigen und schädlichen Charakter« des Elaborats, liess

ihn von 78 KollegInnen unterzeichnen und am 27. Oktober 1969 in der »Gazette de Lausanne« veröffentlichen.[348]

Dieser Eclat verschärfte die schwelenden Konflikte im SSV: Einerseits kämpften die Konservativen der älteren Generation um das Ansehen des Vereins, nachdem erste Tatsachen über den unsolidarischen Umgang des SSV mit ausländischen BerufskollegInnen vor und während des Zweiten Weltkriegs bekannt geworden waren – Charles Linsmayer charakterisiert sie im Rückblick als »kaum verhüllte Feindseligkeit«.[349] Andererseits gab es eine zahlenmässig zwar kleine, aber literarisch bedeutsame Gruppe von Autoren, die vom Verein ein vermehrtes politisches und gesellschaftskritisches Engagement verlangten. An der ordentlichen Generalversammlung vom 18./19. Mai 1968 in Solothurn zum Beispiel hatte sich Jörg Steiner als Wortführer der jüngeren Generation dagegen verwahrt, dass sich der SSV auf die Verteidigung der beruflichen Interessen seiner Mitglieder beschränke. Es gehe nicht an, sagte er, »dass der Schriftstellerverein zu den täglich mehr bedrängenden Fragen der Aussen- und Innenpolitik (…) nicht Stellung nimmt, (…) dass er den Mitgliedern [nicht] Gelegenheit zur Aussprache und damit zur Klärung der Geister gibt«. Immerhin wird hierzu für den 9. November 1968 in Luzern eine ausserordentliche Generalversammlung beschlossen. Dort verabschieden die Anwesenden dann allerdings einstimmig bei vielen Enthaltungen eine Erklärung, wonach sich der SSV erstens auf die Berufspolitik beschränken müsse, zweitens sich in Fragen der internationalen Politik nicht äussern könne, weil dies den Verein auseinander reissen würde und drittens in innenpolitischen Fragen Zurückhaltung angebracht sei.[350] Exponent »der widerstrebenden, politisch trägen Mehrheit« des Vereins und der »vorherrschenden Aversion gegen die ›contestateurs‹ der 68er Bewegung« war der Vereinspräsident Maurice Zermatten.[351]

Am 15. November 1969 erschien im »Sonntags-Journal« eine Protesterklärung von zwanzig Deutschschweizer Autoren, die mit der Feststellung schloss, Zermattens Mitarbeit an einem Buch, »das sich weniger an als gegen die Demokratie richtet«, disqualifiziere ihn als

Präsidenten des Schriftsteller-Vereins. Nach diesen öffentlichen Protesten sah sich der Vorstand des SSV gezwungen, den Fall Zermatten am 13. Dezember an seiner nächsten Sitzung in Bern zum Traktandum zu machen – als Vorstandsmitglied anwesend war unter anderen Erwin Heimann. Zermatten rechtfertigte sich ausführlich und betonte vor allem, er habe mit seiner Übersetzerarbeit das Schlimmste zu verhindern versucht. Nach der Sitzung wurde ein Zirkularschreiben an die Mitglieder verfasst, der Vorstand habe »vom Präsidenten alle wünschbaren Aufschlüsse erhalten und überdies festgestellt, dass durch dessen rein persönliche Mitarbeit an dieser Veröffentlichung unser Verein als solcher nicht berührt wird«, man spreche deshalb Zermatten »einstimmig« das »volle Vertrauen« aus. Der Stellungnahme ist ein Abstimmungsbogen beigefügt, mit dem die Mitglieder befragt werden, ob sie zum Thema trotzdem noch eine ausserordentliche Generalversammlung einzuberufen wünschten. Von den 438 SSV-Mitgliedern reagieren deren 253, von denen sich gerade 43 für eine solche Versammlung aussprechen. Damit ist das Quorum von 20 Prozent der Mitglieder bei weitem verfehlt. [352] Der Vorstand setzt das »Zivilverteidigungsbuch« daraufhin auf die Traktandenliste der ordentlichen Generalversammlung im Mai 1970 und geht zur Tagesordnung über.

Wieder reagiert Franck Jotterand. In Anbetracht der durch die Mitgliederbefragung klar gewordenen Mehrheitsverhältnisse hält er eine Diskussion für sinnlos. Er setzt sich mit zwei ihm bekannten Kollegen in der Deutschschweiz – Kurt Marti und Jörg Steiner – in Verbindung, um mit ihnen den Austritt aus dem Verein zu diskutieren. Gemeinsam formulieren sie eine Austrittserklärung, in der sie festhalten, sie glaubten, »die Situation in unserem Lande verlange die aktive Teilnahme der Schriftsteller«: »Auch auf internationaler Ebene waren Arbeiter, Intellektuelle und Schriftsteller an den Befreiungsbewegungen der letzten Jahre beteiligt. Gerade gegen diese Gruppen wird im Zivilverteidigungsbuch Misstrauen gesät.« Da weder Zermatten zurückgetreten sei noch die Vereinsmitglieder die Notwendigkeit der ausserordentlichen Generalversammlung befürwortet hätten, fühle man sich

durch den SSV nicht mehr repräsentiert und erkläre hiermit den Austritt. Unterzeichnet haben die Erklärung schliesslich Peter Bichsel, Jeanlouis Cornuz, Walter Matthias Diggelmann, Friedrich Dürrenmatt, Ernst Eggimann, Jürg Federspiel, Dieter Fringeli, Max Frisch, Vahé Godel, Walter Gross, Ludwig Hohl, Franck Jotterand, Peter Lehner, Kurt Marti, Adolf Muschg, Werner Schmidli, Jörg Steiner, Yves Velan, Walter Vogt, Otto F. Walter, Walter Weideli und Heinrich Wiesner.[353] Diese Erklärung ist am 20. Mai 1970, drei Tage vor der ordentlichen Generalversammlung des SSV in Bad Ragaz, veröffentlicht worden und blieb unwiderruflich, auch nachdem diese GV wegen des Zivilverteidigungsbuchs einen verspäteten Protest an den Bundesrat[354] und einen Antrag von Arnold H. Schwengeler guthiess, »es sei eine baldige offene Aussprache mit der dissidenten Gruppe wünschbar, um vor allem Fragen der künftigen Struktur und der Aufgaben des Vereins zu diskutieren«.[355] Nachdem 1969 bereits 14 Mitglieder den SSV verlassen hatten, folgten im Vereinsjahr 1970 weitere 38.[356]

Nach diesem spektakulär inszenierten Bruch herrscht unter den 22 Einzelkämpfern eine gewisse Ratlosigkeit. Jörg Steiner und Peter Bichsel legen Wert auf die Tatsache, dass die Ausgetretenen sich zu keiner »Gruppe« formiert hätten und deshalb keiner im Namen seiner Kollegen sprechen oder gar verhandeln könne. Andere – Werner Schmidli und Adolf Muschg vor allem – versuchen, während erster Treffen im »Rathskeller« in Olten das Gespräch zwischen Ausgetretenen und Nie-Eingetretenen in Gang zu bringen – aus Bern sind von Anfang an Peter Lehner, Mani Matter und Hans Mühlethaler dabei. In einem Rundschreiben Ende August 1970 fragt Muschg: »Sind wir, über den Anlass unseres Austritts hinaus, eine ›Gruppe‹, wollen wir eine sein?« Er fährt fort: »Wir meinen allerdings, dass der gleichzeitige Austritt von 22 Schriftstellern und ihre Unterschrift unter eine gemeinsame Erklärung eine öffentliche, also politische Sache gewesen sei, dass uns also ein stiller Rücktritt von dieser Gemeinsamkeit (so frei er jedem stehen muss und so gute Gründe sich dafür finden lassen) ebenfalls und mit Recht politisch ausgelegt würde, als faktischer Verzicht auf die an-

gemeldeten Forderungen und als Bekräftigung des landesüblichen Klischees vom Künstler-Individualismus.« Damit sagt Muschg auch, dass das nonkonformistische Einzelkämpfertum nicht genüge und dass es nun einen weiteren Schritt brauche, damit der Kollektivaustritt nicht folgenlos bleibe. So müssen sich die Schriftsteller unter den Nonkonformisten doch noch einmal mit der Frage der Selbstorganisierung beschäftigen, die sie in den letzten Jahren bei verschiedenen Gelegenheiten verworfen haben.

Der Verein, den sie in der Folge im Winter 1970/71 ernsthaft vorzubereiten beginnen und der am 25. Mai 1971 in Biel unter dem Vorsitz des Statutenverfassers und Juristen Mani Matter gegründet wird, nennt sich nach dem Ort, wo die Treffen der vorbereitenden Sitzungen stattfanden, »Gruppe Olten«. Sie ist eine nonkonformistische Gründung trotz der berühmt-berüchtigten Formulierung, die anlässlich der Statutenrevision vom 7. September 1974 in den Zweckartikel des Vereins aufgenommen worden ist, wonach sein Ziel »eine demokratische sozialistische Gesellschaft« sei.[357] Ein vergleichbares Bekenntnis hatten die Nonkonformisten ja schon Ende August 1968 in ihrer Solidaritätsnote an den tschechoslowakischen Botschafter abgelegt: »Der Mut, mit dem Ihr ganzes Volk ein Bekenntnis zu einem freiheitlichen Sozialismus bekundet, wird uns auch weiterhin Hoffnung und Beispiel sein.« Im Gegensatz zu den verschiedenen Fraktionen der jungen Linken wollten die Nonkonformisten jedoch weder einen leninistischen, trotzkistischen, maoistischen noch gar stalinistischen Sozialismus, sondern eben einen freiheitlich-demokratischen. Der Sozialismus, den sie meinten, sollte nicht durch Klassenkampf, sondern durch das bessere Argument gewonnen werden. – Übrigens haben sich fast gleichzeitig mit den Schriftstellern auch die kritischen JournalistInnen organisiert: Als linke Alternative zum »Verband der Schweizer Journalisten« gründeten sie damals die »Schweizerische Journalisten-Union«[358], die heute Teil der Mediengewerkschaft »comedia« ist.

Und der Berner Schriftstellerverein? Er war 1970/71 weit weg vom Schuss. Er hatte seine jungen kritischen Geister bereits 1965 zur

Räson und zum Schweigen gebracht, und seither herrschte Ruhe. So hat man sich bei dieser »grossen Krise im Schweizerischen Schriftstellerverein« offen geben können, wie sich Paul Eggenberg erinnert, der 1969 zum zweiten Mal den zweimaligen Präsidenten Erwin Heimann abgelöst hat: »Unsere jüngere Schriftstellergeneration ist fast ausnahmslos zu Olten und die anderen sind bei Zürich geblieben. Ganz wichtig ist nun aber gewesen, was ich immer gesagt und verfochten habe: Wir müssen vom BSV aus neutral bleiben, wir sind nicht Olten und wir sind nicht Zürich, wir sind Bern. Für den BSV ist es wurst, ob ein Mitglied in Olten oder in Zürich beitritt, die haben alle Platz bei uns. Deshalb ist der BSV über Jahre zum Ort geworden, wo die Kontrahenten miteinander reden konnten. Wir wurden zum Ort der sachlichen, relativ sachlichen Auseinandersetzung.«[359] Tatsache ist: Weder Ernst Eggimann noch Sergius Golowin, Kurt Marti, Hans Mühlethaler, Jörg Steiner oder Otto F. Walter sind je aus dem BSV ausgetreten.[360] Engagiert haben sie sich allerdings auch nie mehr.

Franz Gertschs Durchbruch: Der Schnappschuss in der »Junkere 37«. – Am 30. Oktober 1969 schreibt der Notar Théo Kannengieser einen eingeschriebenen Brief an »die Mieter des Kellers im Hause Junkerngasse 37«: »[Der Eigentümer] gedenkt nun im nächsten Jahr die Tiefparterre-Wohnung zu modernisieren. Dies bedingt, dass ein Teil des von Ihnen gemieteten Kellers ausgebaut wird und zu dieser Wohnung kommt. Im weitern verlangen zwei Mieter einen Weinkeller. (…) Ich bin daher gezwungen, Ihnen das Mietobjekt per 30. April 1970 zu kündigen.«[361]

Aus nicht mehr rekonstruierbaren Gründen wird der folgende »Junkere«-Abend in einem benachbarten Keller durchgeführt – vermutlich an der Junkerngasse 43.[362] Sergius Golowin und Zeno Zürcher treten vor das zumeist jugendliche Publikum und teilen die Kündigung mit.[363] Die Anwesenden reagieren konsterniert. In diesem Moment beginnt Franz Gertsch mit Zeno Zürchers Fotoapparat die Situation zu dokumentieren – und zwar nicht als Chronist des »Tägel-Leists«, son-

dern als Kunstmaler. Auf dem Weg aus seiner langen künstlerischen Krise hat er in diesem Herbst mit einer ganz neuen Art von Malerei begonnen. Die darzustellende Situation sollte nicht mehr in naturalistisch »homogener Staffage« und mit Serien von Skizzen konstruiert werden, wie er es 1965 den Protagonisten im »Tagebuch eines Künstlers« noch hatte versuchen lassen[364] – die Situation sollte von der vorgefundenen Realität diktiert sein. So kappte Gertsch das subjektive, metaphorische Meinen seiner neoromantischen Bildkompositionen: Was der Maler meint, ist unerheblich, weil die Welt ist, wie sie ist – nur diese Welt hat der Maler zu zeigen. Deshalb ersetzt Gertsch neuerdings den Skizzenblock durch den Fotoapparat. Als erste Malvorlagen dienen ihm in diesen Wochen Fotografien aus Zeitschriften und selbst gemachte Aufnahmen von seiner Frau und seinen Kindern.[365]

In der »Junkere 37« findet Gertsch an diesem Abend erstmals ein Sujet ausserhalb des privaten Raums. Er wählt jene Aufnahme aus, die eine Gruppe von insgesamt zehn Jugendlichen in lockerer Anordnung sitzend zeigt, die meisten in sich versunken und mit leerem Blick, rauchend, einer setzt eben die Bierflasche an, rechts im Vordergrund ein schwatzendes Paar. Gertsch überträgt diese Situation mit Dispersionsfarbe auf halbleinenen Stoff in ein Format von 210 mal 290 Zentimeter und nennt die Arbeit »Junkere 37«. Wegen der schwierigen Lichtverhältnisse im Keller hat die Farbaufnahme einen starken Stich ins Gelborange. Den Farbton behält Gertsch bei, was ihn im Rückblick »wegen dieser gelben Farbigkeit« stört.[366] Für Zeno Zürcher, der später zusammen mit Niklaus von Steiger zur Gruppe jener gehören wird, die das Bild gemeinsam kaufen, ist diese Farbe jedoch wichtig: Dadurch sei »dem Gemälde die gespenstische Stimmung vom brennenden Bern eigen«. Für ihn zeigt das Bild eine Gruppe von Leuten, die keinen Ausweg mehr sehe, eine Jugend, die nirgendwo mehr zuhause sei. Gertsch selber habe das Bild damals mit dem »Floss der Medusa« des französischen Romantikers Théodore Géricault verglichen.[367] Allerdings drückt seine Figurengruppe nicht das Zusammentreffen von tiefster Verzweiflung mit neuer Hoffnung aus, das Géricaults Bild dominiert, sondern

eine dumpfe, brütende Perspektivlosigkeit. Ganz anders sieht Golowin das Bild: »Die Augenblicks-Aufnahme eines Geschehens wirkt hier als Zusammenballung: die Gegenwart wird zum Kreuzungspunkt der zahlreichen Möglichkeiten der Gegenwart und der Zukunft. Wir fühlen uns sozusagen im Mittelpunkt eines Filmes: Im Augenblick der grössten Spannung wird die Bewegung auf einmal angehalten.«[368] Und ein Kunstkritiker urteilte 1970: »Besucher eines Diskussionskellers fixiert Gertsch in Leonardesker Monumentalität und erreicht eine Ambivalenz von profaner, dokumentierter Realität und mystischer Gemeinsamkeit wie beim Abendmahl.«[369]

Als Gertsch 1970 seine ersten – später wird man sagen: »fotorealistisch« oder »hyperrealistisch« – gemalten Bilder in zwei Ausstellungen in der Berner »Galerie Gerber« gezeigt habe, sei das für viele »ein Schock« gewesen, sagt er heute. Namentlich erinnert er sich, dass Mani Matter in die Galerie gekommen und gleich wieder gegangen sei. Was er gesagt habe, weiss Gertsch nicht mehr genau, aber Matter könnte das Wort »Kitsch« gebraucht haben.[370] Dagegen schreibt der Kunsthistoriker Marcel Baumgartner: »Im Kreis um Golowin« sei bereits in den fünfziger Jahren eine »Haltung« propagiert worden, »die (…) nach einem von provinziellem Internationalismus geprägten Jahrzehnt am Ende der sechziger Jahre von entscheidender Bedeutung nicht nur für die Berner Kunstszene werden sollte. So ist es kein Zufall, dass gerade ein Künstler aus dem Kreis um Golowin: dass Franz Gertsch (…) an der Wende von den sechziger zu den siebziger Jahren nicht nur den persönlichen Durchbruch erzielte, sondern gleichzeitig auch zur Leitfigur für jene Jungen werden konnte, die kein Ziel mehr darin sahen, als besonders gut orientierte Künstler als erste eine Sache zum zweitenmal zu sagen.«[371] In der Tat setzt sich mit Gertschs Malerei eine »tägel-leistsche« Idee international durch: Kulturschaffen ist eine Arbeit am Hier und Heute, so unbedeutend dieses auch erscheinen mag – was bloss den Schein der »grossen«, internationalen Kultur spiegelt, ist provinzielles Plagiat. – Mit seiner neuen Malweise gelingt Gertsch innert kurzer Zeit der internationale Durchbruch: 1972 stellt

er sowohl in einer Einzelausstellung im Kunstmuseum Luzern als auch an der documenta 5 in Kassel aus.[372]

Aber zurück zur gekündigten »Junkere 37«. Niklaus von Steiger, der als Kassier des »Junkere«-Kellers am meisten mit den HausbesitzerInnen zu tun hatte, sagt heute, der als Kündigungsgrund angegebene »Eigenbedarf« sei natürlich ein Vorwand gewesen. Allerdings sei es nicht um politische Repression gegangen. Die Besitzerin, eine Ducret geborene Marquard, sei eine »gmögige« Dame gewesen, habe sich lediglich Sorgen gemacht wegen der Brandgefahr und deshalb gebeten, im Keller nicht zu rauchen – was allerdings nicht immer habe durchgesetzt werden können. Nach ihrem Tod sei die Liegenschaft von der Familie von Hagemeister-von Franz in Gerzensee geerbt worden, die sich nicht einmischte, bis der Protest der HausbewohnerInnen es nötig gemacht habe. Grund dieses Protestes sei die allwöchentliche Lärmbelästigung gewesen, wobei die Abende mit den Zürcher Rockern, die mit ihren schweren Motorrädern vorgefahren seien, und ein Abend mit »Polit-Rock«[373] im Sommer 1969 das Fass zum Überlaufen gebracht hätten.[374]

Im November 1969 beginnt die Suche nach einem neuen Lokal für den Diskussionskeller. Nachdem Zeno Zürcher über einen Parteikollegen von Klaus Schädelin erfahren hat, dass dieser bei der Suche behilflich sein würde, schreibt ihm Zürcher am 15. Dezember einen Brief, in dem er auch die finanzielle Situation skizziert: »Die Finanzierung erfolgt ausschliesslich durch Eintrittsgelder und monatliche Beiträge der Initianten (einige kleinere Beiträge von Gruppen, die zeitweise in Untermiete standen, fallen nicht ins Gewicht). Die Gesamtaufwendungen betragen bis heute ca. Fr. 17 000.-, wovon etwa Fr. 10 000.- durch Eintrittsgelder gedeckt werden konnten. An Billettsteuern haben wir ungefähr Fr. 1500.- entrichtet.« Die aktuellen monatlichen Kosten beziffert er für Miete, Licht, Heizung, Versicherung, Einladungen, Inserate und Anschaffungen auf ungefähr 255 Franken. Das gewünschte neue Lokal schildert er wie folgt: »Zentrale Lage, Möglichkeit von Ausstellungen (wir haben bisher über 10 organisiert), WC in der Nähe, ge-

wisse Lärmunempfindlichkeit der nähern Umgebung (bei Vernissagen und Musikabenden).« Das sind fromme Wünsche: Trotz Schädelins Hilfsangebot verläuft die Suche nach einem neuen Lokal vorderhand erfolglos.

Berns Literaturpreisträger von 1969: Qualität trotz Nonkonformismus. – Am 19. Dezember 1969[375], einem Freitagabend, wird in der Kunsthalle der diesjährige städtische Literaturpreis von 7000 Franken an Jörg Steiner verliehen, und zwar »für sein literarisches Schaffen, in welchem er zeitgemässe Erzählform mit allgemein menschlichen und schweizerischen Inhalten zu verbinden weiss und damit einen Beitrag zum Verständnis unserer Zeit und unserer Eigenart leistet«. In seiner Ansprache bedankt sich Steiner im Namen der Preisträger – neben ihm erhalten unter anderen Peter Lehner und »Dr. Hans Peter (Mani) Matter« Buchpreise.[376] Wörtlich sagt er: »Damit ich mit [meiner] Arbeit weiterfahren kann, nehme ich heute den mir zuerkannten Preis an. Mag sein, dass manche Preise kommen, wenn man sie nicht mehr braucht. Dieser Preis hier kommt zur Zeit.«[377]

Damit hat Steiner auf eine andere Preisverleihung angespielt, die knapp zwei Monate zuvor im Berner Stadttheater stattgefunden hat. Dort nahm am 25. Oktober der in Neuchâtel lebende Friedrich Dürrenmatt vor »gegen 900 ausgesprochenen Exponenten des Establishments (…): Parlamentarier[n] aller Stufen, Regierungsräte[n], Verwaltungsexponenten, Verantwortliche[n] für den Kulturbetrieb« den diesjährigen »Grossen Literaturpreis des Kantons Bern« in Empfang.[378] Gegen Schluss seiner Ansprache, in der er sich ausführlich mit der staatlichen Theaterpolitik auseinander gesetzt hatte, sagte er: »Die Preise kommen, wenn man sie nicht mehr braucht.« Er habe sich deshalb entschlossen, den Preis von 15 000 Franken »aufzuteilen und damit meine Pflicht als Auslandberner dem Kanton Bern gegenüber zu erfüllen«: »Das erste Drittel meines Preises übergebe ich in meiner Eigenschaft als Schriftsteller dem Schriftsteller Sergius Golowin, der die Geschichte des nicht offiziellen Berns erforscht. Sein Herz gehört den Vogelfreien unseres

Rechtsstaates. Er sucht Gerechtigkeit für jene, die für uns immer unrecht haben. Das zweite Drittel teile ich in meiner Eigenschaft als Journalist aus, der ich als Schriftsteller auch bin: dem Journalisten Ignaz Vogel. Er setzt seine ganze Kraft für die ›neutralität‹ ein, für eine Monatszeitschrift, die er selber gründete und in der viele gute Männer schreiben. Er tut, was wir alle tun sollten: er nimmt uns, und damit die Schweiz, nicht als Ausrede, sondern ernst. Mit dem letzten Drittel möchte ich einen Mann ehren, der im Kanton Bern seiner politischen Gesinnung wegen verfemt ist. Er hat eine Idee ins politische Spiel geworfen, die vielen nicht genehm ist: die Idee des Zivildienstes. Für diese Idee bringt er persönlich Opfer. Er wird als Antipatriot hingestellt und als Dienstverweigerer bestraft. Ich meine den bernischen Grossrat Arthur Villard. (…) Gerade jene, die von der geistigen Landesverteidigung verdächtigt werden, besitzen in Wirklichkeit noch jenen Wert, den die heutige Schweiz zu verlieren droht und der allein ihre Grösse ausmacht: den Mut.«[379]

Nun, knapp zwei Monate später, kommt auch Jörg Steiner auf die »geistige Landesverteidigung« zu sprechen, und zwar, nachdem er an den Ende September zurückgetretenen Leiter der Kunsthalle, Harald Szeemann, erinnert hat: »Szeemann hat seine Arbeit als Unbequemer geleistet. Wir teilen mit ihm die Unruhe, die die Voraussetzung zu solcher Arbeit ist. Unruhe, die nicht anstösst, hat keine Wirkung. Nicht sie ist es, die uns heute mit Angst erfüllen muss: Angst haben müssen wir vor der Sicherheit, die vorgibt, sich auf die Realität zu stützen, Angst haben müssen wir vor einer Sicherheit, die Utopien ausschliesst und selbst doch weniger ist als eine Utopie; eine Fata Morgana höchstens. Eine Ordnung, die uns Sicherheit vorspiegelt, ist eine Ordnung um den Preis der Wahrheit; eine Zivilverteidigungs-Ordnung.«[380]

Der Preis ist Steiner von Berns freisinnigem Finanzdirektor Gerhart Schürch überreicht worden, der laut »Bund« in seiner Rede betonte, »dass, obwohl die Verleihung von Preisen stets ein politisches Wagnis bedeute, stilistische und politische Anschauungen eines Autors den Gemeinderat nicht daran hindern, fördernd zu wirken, falls das

betreffende Werk Qualität und einen hohen Wert besitze«.[381] Knapp zwei Monate zuvor hatte der »Bund« Dürrenmatts Preisrede als »in reichem Masse« angewendete »Narrenfreiheit« charakterisiert und kommentiert: »Der wahrhaft Liberale glaubt an die Überlegenheit der Toleranz.« Die Literaturpreise von 1969 galten den Schriftstellern, nicht den Nonkonformisten Dürrenmatt und Steiner.

Bereits am 14. Januar 1969 hatte übrigens Peter Bichsel in seiner Dankesrede für die Verleihung des Förderpreises des Kantons Solothurn gesagt: »Wir haben keinen Grund, auf unsere Demokratie stolz zu sein, wenn wir sie als Museumsstück verstauben lassen; denn nichts ist so riskant wie die Demokratie, und wenn wir jetzt nicht bereit sind, Risiken einzugehen, kommen wir unter die Diktatur des unaufgeklärten Volkes, unter die Diktatur der Kleinbürger.«[382]

Ein Basler Theoretiker in Bern: Die Lehre vom »Untergrund«. – Heute sagt Zeno Zürcher, vielleicht sei damals die Kündigung der »Junkere 37« nur die äusserliche Seite gewesen jener Veränderung, die in der Luft gelegen habe. Zwar habe man den Betrieb nach einer halbjährigen Pause im Herbst 1970 noch einmal für fünf Jahre aufgenommen, aber es sei »nicht mehr das Gleiche« gewesen.[383]

Aber worin bestand diese Veränderung? Eine mögliche Antwort: Seit dem Herbst 1964 mit dem Eclat am Schriftstellertag der Expo war der »Nonkonformismus« zum Politikum geworden. Die »Junkere 37« hatte sich als Podium für die bedrängten Nonkonformisten zur Verfügung gestellt und war damit bei Freund und Feind sofort auf Interesse gestossen. In der folgenden Zeit musste den Diskussionskeller zur Kenntnis nehmen, wer wissen wollte, worum es dem Nonkonformismus in der Deutschschweiz ging. Am Rand der Öffentlichkeit wurden hier im Disput die Positionen einer ausserparlamentarischen Opposition gegen jene oppositionslose Zauberformelpolitik formuliert, die die Schweiz seit 1959 beherrschte: Dem verblendeten Glauben an einen vom wissenschaftlich-technischen Fortschritt garantierten immerwährenden Wohlfahrtsstaat wurde hier die »Volkskultur« der Aussenseiter

gegenübergestellt, die seit Jahrhunderten zur offiziellen immer neu im Widerspruch gestanden hatte; dem bornierten Antikommunismus der Kalten Krieger und unheimlichen Patrioten die undogmatische Neugierde für die Argumente der Nichtkonformen und Linken jeder Couleur; der verdinglichten Vorstellung von Kultur eine prozessorientierte, die darauf bestand, Kultur finde man dort, wo der Geist wehe, nicht dort, wo der Markt blühe.

Das Jahr 1968 brachte eine schleichende Veränderung. Von der sich nun explosionsartig ausbreitenden internationalen Protestbewegung ging ein starker doppelter Impuls aus: ein systemkritischer und ein lebensweltlich-subversiver. Während der systemkritische in Bern zuerst von der studentischen Neuen Linken um das »forum politicum« aufgenommen wurde, war für die »Junkere 37« fast ausschliesslich der lebensweltlich-subversive von Interesse. Er erschien als Aktualisierung jener volkskulturellen Kraft, der der »Tägel-Leist« seit jeher auf der Spur gewesen war. Entscheidend schien der »Junkere«-Szene deshalb nicht der politische Kampf für die strukturelle Revolutionierung des als ungerecht erkannten Systems, sondern die Förderung von gegengesellschaftlichen Nischen, die das ungerechte System aushöhlen und nach und nach in ein besseres transformieren würden. Folgerichtig interessierte sich der Diskussionskeller für die Kontroversen der Öffentlichkeit immer weniger – der Streit um Szeemanns »Attitüden«-Ausstellung wurde so wenig zum »Junkere«-Thema gemacht wie die Griechenland- oder die Westmoreland-Demonstration, der Streit um das Zivilverteidigungsbuch oder die sich daraus entwickelnde, immerhin von Nonkonformisten vorangetriebene Spaltung des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins. Zeitungsbesprechungen der Abende wurden seltener. Die »Junkere 37« verabschiedete sich in den »Untergrund«.

Am 19. Dezember 1969 war mit dem Basler Walter Hollstein einer der bedeutendsten Kenner dieses »Untergrunds« im Keller zu Gast.[384] Der spätere Berliner Soziologieprofessor hatte eben einen Essay veröffentlicht unter dem Titel »Der Untergrund. Zur Soziologie jugendlicher Protestbewegungen«. Hollstein hielt nichts von akademischer For-

schung im Elfenbeinturm, engagierte sich bei der Gründung der Anti-Universität in Lausanne genauso wie bei den Bemühungen um ein Jugendzentrum in Genf, beim Aufbau des Untergrundzirkels »Arena« in Basel oder bei der Gründung verschiedener Kleinverlage, Buchläden und »Gegen-Geschäfte«.[385]

Am »Junkere«-Abend beantwortete er »Fragen der Gegen-Gesellschaft«; die Ausführungen sind nicht dokumentiert – vermutlich aber hat er Thesen aus seinem »Untergrund«-Essay referiert, deren eine lautet: »Die Gegen-Gesellschaft, an der ein kleiner Teil der studentischen Linken arbeitet und die der grössere Teil bislang allenfalls forderte, wurde von Beatniks, Hippies und Peaceniks in ersten Ansätzen verwirklicht. (…) Das Fernziel der Untergrund-Anhänger ist eine libertäre Gesellschaft, Nahziel eine Gegen-Gesellschaft.« Für den internationalen Untergrund gehe es nicht um einen langen Marsch durch die Institutionen – den damals die studentische Neue Linke proklamiert –, sondern um einen »langen Marsch zur Gegen-Gesellschaft«.[386] Als neues »revolutionäres Subjekt«, das im Marxismus die »Arbeiterklasse« war, erkennt er die Protestbewegung der Jugendlichen: »An die Stelle eines Klassenbewusstseins tritt das Generationenbewusstsein jugendlicher Rebellen und erwachsener Verteidiger der Ordnung.«[387] Diese Einsicht leitet er vor allem aus den Ereignissen seit dem Mai 1968 ab: »Entgegen kommunistischem Dogma führte sich in Frankreich und anderswo nicht die Arbeiterklasse, sondern die jugendliche Protestbewegung als revolutionäre Vorhut ein.«[388]

»Jugend« ist für Hollstein freilich nicht nur ein quantitativer, sondern auch ein qualitativer Begriff. Denn für den radikalen Umbau der Gesellschaft, den der Untergrund vorantreibe, brauche es nichts weniger als »neue Menschen«: »Das Neue ohne neue Menschen zu versuchen muss notwendig scheitern.« Der »institutionalisierte Sozialismus« – andere sagen damals: der real existierende – habe gerade deshalb versagt, weil er »die Revolution mit ›alten‹ Menschen« gewagt habe. Deshalb baue heute die Protestbewegung nicht mehr »auf eine dialektische Identität von ökonomischer Krise und menschlicher Befreiung,

welch letztere quasi automatisch erfolgen sollte«: »Ein jeder ist im Gegenteil aufgerufen, an seiner Veränderung zu arbeiten, damit die Welt verändert werden kann.«[389]

Für die Menschen der »fortgeschrittenen Industriegesellschaften« seien nicht mehr Armut und Not der revolutionierende Impuls: »Nicht mehr primär die materielle Not der Hungernden fordert die Neue Linke heraus, sondern die Entfremdung der Satten. Die Kinder ökonomischen Wohlstands und geistiger Verarmung rebellieren wider ein versteinertes System aus Routine, Langeweile, Wiederholung, Glücklosigkeit, Totalitarismus und Nicht-Sinn. Dagegen setzen sie die mögliche Utopie eines autonomen und glückvollen Menschen in einer neuen, schönen und freien Gesellschaft.«[390] Weil dieser Ausgangspunkt der Rebellion für den systemkritischen und den lebensweltlich-subversiven Protest gleichermassen gilt, glaubt Hollstein damals, dass »Linksradikalismus« und »underground« in der »Gegengesellschaft« zusammenfinden würden. Bereits sei »die Isolierung einzelner Protestbewegungen« überwunden worden[391], und für die USA seien die Bewegungen der »Yippies« – wie sich die »Hippies« dort seit neustem nennen – und der StudentInnen »heute nur noch künstlich zu trennen«.[392] Diese Botschaft hört man gerne: Immer mehr ist in Bewegung, vieles ist im Umbruch, alles scheint möglich: »Im Untergrund [entfaltet sich] langsam eine Gegenwelt, die die neue und menschliche von morgen werden möchte. Beats, Gammler, Provos, Hippies, Blumenkinder, rebellierende Studenten oder Yippies und Untergrund stellen einzig verschiedene Stationen auf der Reise zum gesetzten Ziele dar, das sie vorbilden, antizipieren und im Experiment gestalten. Nur schlüssig begreift sich die Bewegung als Wachstum, Dynamik und Fortschritt; sie stärkt, variiert, verbessert und vervollkommnet ihre Inhalte wie ihre Gestalt in einem ständigen Prozess.«[393]

Solche Argumente werden die »Junkere 37«-Szene darin bestärkt haben, den Aufbau gegengesellschaftlicher Nischen im Untergrund weiter zu fördern. Für die »Härdlütli«, die »Stärnelütli« oder die »Bärglütli«, die sich in der nächsten Zeit im »Untergrund« von Bern und an-

derswo formieren, aber auch für jene, die sich mit LSD und anderen Psychodrogen oder mit Weisheitslehren aus aller Welt um die Erweiterung des eigenen Bewusstseins bemühen, wird die neue »Junkere 37« an der Münstergasse 14 zur einschlägigen Adresse werden. Am 18. September 1970 werden dort anlässlich der ersten Veranstaltung Ueli Baumgartner, Sergius Golowin, Luzius Theiler und Zeno Zürcher die Frage diskutieren: »Braucht Bern die Junkere 37 – braucht die Junkere 37 Bern?«[394] Aber das ist eine andere Geschichte. Nächstens mehr.

Wie Mueller im Scherzligkirchlein die »Internationale« singt und Angel entführt. – In »Flower-Stone« lebt man vom Geld von Bauder, Schädelin und Sutermeister. Die Jugendliche Marlis heisst jetzt wegen ihrer langen, hellblonden Haare, dem hübschen Gesicht und den himmelblauen Augen »Angel« und ist René E. Muellers Geliebte. Neue Gäste treffen ein, Bänz und Wegi, die Probleme mit den Militärbehörden haben, »und viele andere oft nur für zwei, drei, vier Tage, je nach Lust und Bedarf«. Man baut sich im hinteren Zimmer einen »indischen Lusttempel« mit »Nischen, rotem Lämpchen und Kerzen«, von dort zieht süsslicher Weihrauch vermischt mit dem Duft von Marihuana durch die ganze Wohnung, häufig verreist man gemeinsam »weit über Asien hinaus in unsere Sternenheimat«. Die Jugendlichen beginnen in der Kälte draussen dem Bauern beim Ernten der letzten Äpfel von den verschneiten Bäumen zu helfen und bringen dafür Milch, Kartoffeln und Gemüse in die Wohnung herauf. Es ist eine gemütliche Zeit, bis Godi Rufener Mueller eines Tages warnt, der Dorfpolizist Porter schleiche ums Haus. Mueller wird hellhörig: »Mindestens sechs von den Leuten hier stehen im Fahndungsblatt. Wir sind ja ziemlich sorglos geworden und auffälliger lässt sich das Geheimnis kaum mehr verbergen.«[395] Kurzum: Es muss etwas geschehen.

Mueller alarmiert seinen ehemaligen Vormund, den »herzensguten« Schriftsteller Erwin Heimann, »der immer zwischen Stuhl und Bänken unterwegs ist, die Welt zu verbessern«. Heimann erklärt sich sofort bereit vorbeizukommen, und Mueller studiert mit seiner Kom-

mune einen gebührenden Empfang ein. Die Jugendlichen verwandeln die Wohnung in die adventliche Heimstatt einer »achtbare[n], bescheidene[n], demütige[n], tiefreligiöse[n] Familie« – und zwar so echt, dass Mueller schreibt: »Ich werde das Gefühl nicht los, dass die Kinder da mit so viel Begeisterung das Böse wollend, das Gute geschaffen haben, ihr ehrliches, echtes Selbst, ihr wirkliches Sein haben sprechen lassen – was sie sein könnten und was aus ihnen hinaus wollte – wenn nicht diese grundverdorbene, frustrierte, profitgierige Gesellschaft sie in die Opposition gezwungen hätte.«

Als Heimann eintritt, stellt Mueller den Grammophon ab – zu hören ist Haydn – und bittet ihn herein. Am Küchentisch spielen Wegi und Bänz Schach, und zwar jene drei auswendig gelernten Züge aus der Zeitschrift, nach der sie auch die Figuren aufgestellt haben; Sylvia steht am Abwaschtrog und schrubbt ihn auf Hochglanz, wischt die Hände trocken, grüsst den Gast errötend mit einem unbeholfenen Knicks; Max schnitzt an einer Holzfigur mitten in einem Haufen von Holzspänen, die er zuvor um sich ausgestreut hat; Sylvia und Angel basteln mit Leim, Silberpapier und Nussschalen kleine Weihnachtsgeschenke – und auf Muellers Schreibtisch liegt ein angefangener Brief und die offene Füllfeder. So, könnte es dem braven Heimann durch den Kopf gegangen sein, hat doch jeweils die Schulstube des Reformpädagogen Fritz Jean Begert bei seinem differenzierten Gruppenunterricht ausgesehen. Man setzt sich. Danach erzählt zuerst Angel, oft den Tränen nahe und ohne gross zu lügen: fünf Kinder zuhause, Mutter gestorben, sie die Älteste, Vater ganzen Tag auf Arbeit, sie zwei-, dreimal zu spät heimgekommen, strenges katholisches Heim, davongelaufen, Erziehungswinde. Dann erzählt Sylvia, schliesslich Max. Heimann verspricht, sich für die Jugendlichen einzusetzen, man trinkt Tee und »mampft« Weihnachtsgebäck und »das ganze Partisanennest sieht aus, wie eine Adventzusammenkunft einer Gruppe der Jungen Kirche«. Bis Heimann gegangen ist. Danach legt Mueller »Yesterday« auf, Bänz stopft sich ein Yellum, und Sylvia beginnt, liebevoll einen Joint zu basteln.

In der Nacht zum zweiten – oder ist es der dritte? – Adventsonn-

tag, nachdem man am Küchentisch der Kommune seit Stunden gebechert und über die Bigotterie der christlichen Weihnachtszeit geschimpft hat, entschliesst man sich, am anderen Morgen einmal einen Gottesdienst zu besuchen. Man stürzt sich in die besten Klamotten – Army-Blusen und persische Felljacken, »Woll- und Pelzmützchen mit Mao-Abzeichen oder Hämmerchen und Sichelchen«, dazu »alle verfügbaren Ringe und Ketten«. Mit einem Deux-chevaux tuckert man nach Thun, sitzt morgens vor sechs im Bahnhofbuffet dritter Klasse, motzt sich mit Café fertig auf und wählt aus dem »Anzeiger« jene Kirche aus, die man heimsuchen will. Die Wahl fällt auf das Scherzligkirchlein neben dem Schadaupark vorn am See. Dort fährt die Kommune »Flower-Stone« vor, als eben die Glocke im Turm »mit einem letzten, schwachen Röcheln« verklingt und drinnen »wie ein brünstiges Schwein melodramatisch die Orgel« zu »grunzen« beginnt: »Lässig nähern wir uns dem Hauptportal und da ich noch schiffen muss, pinkle ich an eine hölzerne Säule, die das Vordach stützt und als aus der Tür eine kleine Gesellschaft mit einem vor dem Gottesdienst getauften Kind tritt, pinkle ich ruhig weiter und lächle der voranschreitenden Patin mit dem Kind zu. (…) Die Pförtnerin weiss nicht recht, soll sie uns die Türe offenhalten oder sie uns vor der Nase zuschlagen und um Hilfe schreien, aber in der Haltung einer personifizierten Essiggurke lässt sie uns eintreten. (…) Ein Blick des Pfarrers von der Kanzel ist das Kommando, dass sich alle Köpfe nach uns umdrehen, die Augen aufreissen und die Unterkiefer fallen lassen. (…) Wir machen kleine Verbeugungen und lächeln sehr milde, sehr freundlich, sehr erhaben.« Die Kommune setzt sich, im Gegensatz zum Rest der Gläubigen, nicht nach Geschlecht getrennt und bleibt beim Gebet sitzen. Stattdessen schreitet Bänz höchst feierlich zur Kanzel und überreicht dem Pfarrer, als er mit dem Gebet zu Ende ist, mit ökumenischem Gruss eine Nelke, die jener dankend annimmt und dem Organisten das Zeichen gibt. Dieser intoniert ein Choralvorspiel, und die Gemeinde will eben zum Gesang anheben, als vom Bank der Kommune »Flower-Stone« ein anderes Lied zu erschallen beginnt: »Wacht auf, Verdammte dieser Erde…«; und als der Organist

sein Spiel abrupt abbricht, schallt es umso lauter: »Brüder zur Sonne, zur Freiheit…«, und schliesslich schmettert man fröhlich durchs Gotteshaus: »Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!« Empört ruft ein Kirchgänger: »Was wollt ihr eigentlich?«, und kunterbunt schallts zurück: »Eine eigene Kirche! – Euch aufwecken! – Den Tempel räumen! – Wir brauchen eine Wohnung! – Heuchler! – Seelenhändler! – Kriegsverbrecher!« Der Pfarrer schlichtet, bittet, nicht mehr zu stören, er werde nach der Predigt mit ihnen diskutieren. Die Kommune geht drauf ein, der Pfarrer schickt nach dem Gottesdienst die unterdessen avisierte und vorgefahrene Polizei wieder weg, geht mit in ein Restaurant, zeigt sich im Gespräch aufgeschlossen und drückt Mueller schliesslich eine Hunderternote in die Hand. In den folgenden Tagen seien die Zeitungen voll gewesen von der Empörung der Rechtschaffenen über die »Hippies in der Kirche«, schreibt Mueller: »Sollen mal arbeiten gehen – Täglich eine Tracht Prügel – Diese langhaarigen Pillenfresser – Ungewaschene Mädchen – Hitler hätte besser die als die Juden vergast – Gehören in die Anstalt – Von Moskau oder Peking oder allen beiden finanzierte Gangster – Solches Geschmeiss hat kein Recht zu leben«. Et cetera.[396]

In den letzten Tagen vor Weihnacht gelingt es Heimann, für Sylvia und Max »bessere Lösungen als die der Erziehungsanstalt« zu finden – bei Angel allerdings bleibt er erfolglos, weil dort die Vormundschaftsbehörden von Chur zuständig sind.[397] Mueller entschliesst sich, mit dem Chevrolet seines Kollegen »Sibu«[398] ins Bündnerland zu fahren und selber mit der zuständigen Beamtin zu sprechen. Selbstbewusst parkiert er vor der Amtsvormundschaft und sagt sich, »wer vor diesem fashionablen Gebäude parkiert, den wird wohl keiner nach dem Fahrausweis fragen«. Nach einem ernsthaften Gespräch, in dem Mueller hin und wieder die dicke Hornbrille von der Nase nimmt, gelingt es ihm, den Amtsvormund Lüthi, eine Frau, zu überzeugen, dass ihr Mündel Marlis ein Ausweispapier brauche, um sich im Süddeutschen in einem Heim vorzustellen, wo sie eine Ausbildung zur Erzieherin anfangen könne. Schliesslich willigt Lüthi ein, dass Marlis für diese Reise

Papiere erhalten soll, und füllt zuhanden der Passbehörde ein Formular aus. Ihre Bedingungen: Angel müsse bis zum 26. Dezember wieder in ihrem Heim eintreffen und sich anschliessend dort noch drei Monate bewähren, der Ausweis sei der Heimleitung auszuhändigen. Der bevormundete Mueller unterschreibt ohne Bedenken alles und denkt sich: »Wenn die wüsste, dass meine Unterschrift überhaupt nicht gültig ist.« Kurz darauf nimmt er auf dem Passbüro des Kantons Graubünden für Angel eine Identitätskarte in Empfang. Auf der Rückfahrt bittet er in Zürich den Arche-Verleger Schifferli, schnell in den »Weissen Wind« zu kommen, und bringt ihm die Angel-Story in der rührendsten Version, was sich Schifferli 400 Franken kosten lässt.[399]

Tags darauf, es ist der 22. Dezember, fliegt Mueller nach München, wo er »eine Menge Genossen« aufsucht, um für Angel eine Bleibe zu finden. Er führt verschiedene »gute und nützliche Gespräche«, bei denen er mal wieder nicht zu lügen braucht, es wird jedoch klar, dass man Angel zwar hier verstecken, jedoch längerfristig unmöglich legalisieren könne. Am 23. Dezember fliegt Mueller zurück, telefoniert von Zürich her »Sibu«, ob er den Chevrolet noch für einige Tage entbehren könne, fährt nach Blumenstein, setzt sich ins »Kreuz« und bittet Wegi und Angel telefonisch, in die Beiz zu kommen. Kaum ist Wegi da, fragt er ihn, ob er mitfahre, und Angel solle nachhause die Tasche packen, und wohin man fahre, sage er später, sonst wüsstens danach zu viele. Er bleibt im »Kreuz« sitzen und hat keine Ahnung, dass er an diesem Abend Blumenstein endgültig verlässt, weil bereits in den nächsten Tagen dank der Schnüffeleien des Dorfpolizisten Porter Godi Rufener unter Druck gesetzt werden wird, dem Hippie in der oberen Wohnung endlich zu kündigen.

Kaum sind Angel und Wegi zurück, setzt man sich in den Chevrolet und fährt los. Es ist später Abend. Mit Mühe findet man in Lausanne noch eine Tankstelle, der Grenzübertritt hinter Genf verläuft reibungslos. Nun löst Mueller Wegi ab und fährt durch die verschneiten Savoyeralpen, im Morgengrauen bleibt der Schnee langsam zurück, das Radio spielt auf allen Sendern Weihnachtslieder, bis plötzlich – auf Radio

Beromünster – quietschvergnügt und fröhlich aus dem Äther schallt: »Grüezi wohl, Frau Stirnimaa…«, das Lied der »Minstrels«, das er schon vor Jahren in Saintes-Maries und in Zürich gehört hat, plötzlich erschallts auf dem Staatssender als Nummer 1 der Radiohitparade[400], Mueller kanns nicht glauben, dann freut er sich, und schliesslich singen alle drei ausgelassen mit. Nach Valence ist der Schnee verschwunden, jetzt ist die Schweiz, das »Eisbärenland«, schon weit weg und der Weg nach Spanien frei, und in Barcelona wird man sich morgen, am Weihnachtstag, trennen, Wegi wird das Auto in die Schweiz zurückfahren und Mueller und Angel mit Schifferlis Geld hinüberfliegen nach Ibiza und mit dem Schiff weiter ins Hippieparadies von Formentera. Nach Valence frühstückt man, kauft einige Flaschen Pinard und braust dann weiter Richtung Nîmes, jetzt scheint die Sonne und der Himmel ist blau, und René E. Mueller taucht ein in das spanische Jahrzehnt voller Licht und Leben, und plötzlich jubeln im Chevrolet alle drei gleichzeitig auf: Vor ihnen am Horizont liegt das Meer.[401]

Ein Berner Theoretiker in der »Harmonie«: Wo ist die Welt? – Um bei der Wahrheit zu bleiben: So war es nicht. Aber vorstellbar wäre es: dass einer wie der Chronist sich an diesem 30. April 1970 auf den Weg macht in die »Junkere 37«, zum »Hippie-End« und »Hexensabbat«, zum Kehrausfest in der Walpurgisnacht[402] – und dass er zuoberst in der Münstergasse noch schnell in die »Harmonie« geht. Kaum hat er sein Bier bestellt, setzt sich an den gleichen Tisch ein Mann, der in sich versunken Manuskript und Schreibstift aus der Tasche zieht und einen Kaffee bestellt. Man würde ihn mit dem Charakterkopf, der schwungvollen Frisur und den noch kaum angegrauten Schläfen in Bern kennen, auch wenn man seinen Namen nicht auf dem Deckblatt des Manuskripts zu lesen vermöchte: Paul Nizon, aufgewachsen in der Länggasse, Kunstgeschichtler, 1957 Doktorarbeit über Vincent van Gogh, Assistent am Kunstmuseum, lebt seit zehn Jahren als Kunstkritiker, Publizist und Schriftsteller in Zürich.[403] Auf dem Deckblatt des Manuskripts, das er nun umblättert, steht: »Diskurs in der Enge«. Der Ab-

schnitt, den er zu überlesen begonnen hat, ist auf der untersten Zeile datiert: »Im Februar 1970«.

»Ein neues Buch, Herr Nizon?«, fragt man leichthin über den Tisch. Er blickt überrascht auf, nickt flüchtig, will weiterlesen. »Wohl etwas über Kultur?« Er blickt wieder auf und fragt: »Wieso meinen Sie?« – »Ich hab den Titel aufgeschnappt, etwas von ›Enge‹, könnte mit Kultur zu tun haben, dachte ich mir.« – »Hat es auch«, entgegnet er nun und rührt den Rahm in seinen Kaffee, »die ›Enge‹, wie ich sie verstehe, ist ›eine erstrangige Kulturbedingung der Schweiz‹.«[404] – Man entgegnet: »Stimmt wohl. Je weiter man denkt, desto enger lebt sich's hierzulande. Immerhin –« Er sagt, ohne zuzuhören: »›Das Bild der wuchernden Einöde‹ spiegelt ›aufs deutlichste unsere gesellschaftliche Situation und politische Stagnation.‹«[405] Das findet man nun doch etwas pauschal: »Immerhin bin ich eben unterwegs in die Junkere 37. Dort lief doch einiges in den letzten Jahren.« Er stutzt: »Junkere 37? Ist das sowas wie früher der Kerzenkreis?« Man ist stolz, auf dem Laufenden zu sein: »Sind teilweise die gleichen Leute, ja.« – »Für die hab ich vor vielen Jahren einmal eine Führung im Kunstmuseum gemacht. Paul Klee, wenn ich mich richtig erinnere.«[406] Nizon trinkt Kaffee. Man informiert: »Diese Leute sind bis heute drangeblieben: Kerzenkreis, Tägel-Leist, seit Februar 64 Junkere 37, wöchentliche Veranstaltungen. Ab und zu richtiggehend spektakulär.« – »Ach ja?« – »Doch. Lehrreich in verschiedener Hinsicht. Zweifellos Kultur, würde ich sagen.« Er rührt im Kaffee, schweigt, dann: »Zweifellos – fragt sich bloss, was für welche. ›Kultur ist in der Schweiz im wesentlichen Gemeindeangelegenheit, deshalb ist der Schweizer naturgemäss ein Lokalkünstler.‹« – »Das stört Sie?« Man lächelt. Er: »Als Künstler: ja. Es ›ist der Grund, weshalb die kühneren Künstler seit je auswandern‹.«[407] Auswandern ist keine Kunst, denkt man, nippt am Bier und sagt: »Aber auch hier muss doch Kulturarbeit geleistet werden, auch wenn sie nur als lokale Angelegenheit angesehen wird.« Nizon: »Solche Kultur ist nicht mein Thema. Ich rede von ›Weltkultur‹[408], denken Sie beispielsweise an ›Paris‹[409]: ›Ein Ort muss offenbar weltbedeutend sein im revolutionären

Sinne, um künstlerische Zentren hervorzubringen.‹«[410] Ziemlich hochgestochen, denkt man und sagt: »Klingt ein bisschen nach provinziellem Internationalismus.« – »Ach so?«, entgegnet er nun mit süffisantem Lächeln, »ich sage Ihnen etwas: »›Die Schweiz verscherzt ihre Söhne. (…) Sie vermag ihre grossen Söhne nicht nur nicht zu tragen, sie ist ihnen geradezu feindlich gesinnt.‹«[411] Als Vorschlag zur Güte sagt man: »Kommen Sie mit in die Junkere heute abend, dort gibt es Kulturleute, die leben mit der feindlichen Gesinnung von Konformitätern und Staatsschutzspitzeln, ohne deshalb gleich auswandern zu wollen.« Nun trinkt er seinen Kaffee mit einem grossen Schluck aus, greift wieder nach seinem Schreibstift und sagt: »Interessiert mich nicht. ›Der Intellektuelle, der Künstler unterscheidet sich vom offiziellen, sagen wir: vom Berufsschweizer, dadurch, dass er vom ehrgeizigen Anspruch erfüllt ist, seiner Zeit und damit selbstredend den zukunftsträchtigen Energien der Welt zu leben. Der Welt!‹[412] Die findet man in Rom, New York oder Paris – aber nicht unten in der Junkerngasse.« – »Oh pardon, Meister«, sagt man nun um eine Spur zu ironisch, und Nizon antwortet spitz: »Entschuldigen Sie, ich habe hier jeden Moment eine wichtige Unterredung.« So bezahlt man und ist in keiner Weise erstaunt, dass in diesem Augenblick fliegenden Mantels »kandelaber«-Verleger Egon Ammann die »Harmonie« betritt.

Das Fest in der »Junkere 37« dauerte vom 30. April auf den 1. Mai 1970 bis weit in den Morgen hinein. Erika Haldimann – sie wird im kommenden Spätherbst mit René E. Mueller als »Zora 2« nach Formentera reisen – sagt, diese Walpurgisnacht sei »das schönste Fest« gewesen, das sie je erlebt habe. Man habe stundenlang musiziert und gekifft, die »Minstrels« aus Zürich hätten aufgespielt, die Hells Angels seien gekommen, Carlo Lischetti habe irgendwelche Fäden durch den Raum gesponnen, und Sergius Golowin sei wie ein Haschischhohepriester durch den Keller gewandelt.[413] Mag sein, dass er hier und dort die neuste Geschichte von Mueller erzählt. Am 10. April sei er von Formentera angereist und habe »über internationale Gammlerlyrik« erzählt.[414] Mitten in seinem Vortrag seien zwei Polizisten in den Keller

heruntergekommen: »Wir müssen an Sie, Herr Müller, nur rasch einige Fragen stellen«, ob er hinauskommen könne. Mueller habe sie zum Teufel gejagt, sie könnten ihn seinethalben nach der Veranstaltung verhaften, aber sein Publikum habe das gleiche Recht wie das Publikum des Stadttheaters, »eine Veranstaltung ohne Störungen von aussen erleben zu können«. Nach dem Vortrag sei er in Begleitung des anwesenden jungen »Landesring«-Stadtrats Luzius Theiler auf den Waisenhaus-Posten gegangen, wo man ihn wegen eines verschwundenen Hippie-Mädchens aus Chur befragt habe. Diesmal musste Mueller nicht lügen: Angel hatte ihn auf Formentera verlassen und war Richtung Marokko weitergezogen.[415] »Nach zehn Minuten«, so hat Golowin die Episode in der »National-Zeitung« rapportiert, sei die Sache erledigt gewesen, »und man schied einigermassen in Minne voneinander«.[416] Ja, könnte Golowin im »Junkere«-Keller noch beigefügt haben, manchmal sei ein politisches Mandat wie jenes vom Luzius halt doch für etwas gut – und vielleicht sah er mit bewusstseinserweitertem Blick ja sogar, dass er einige Tage später in den Grossratswahlen erster Ersatz des »Landesrings« werden und im Herbst 1971 ins Kantonsparlament nachrutschen würde.[417]

Die schweren Haschischwolken und der Klangteppich, den die Musikanten im Keller unentwegt weiterspinnen, lassen nun auch einen wie den Chronisten langsam, aber sicher endgültig die Übersicht verlieren. Zum Glück ist Bernhard Giger da, der Fotografenlehrling, der im vergangenen Winter in der »Junkere 37« und im »apero« als »Polit-Rock-Lyriker« hervorgetreten ist. Er wird später schreiben: »Diese Nacht wurde zur Legende, zu der jeder Beteiligte das Seine beisteuern kann. Sicher ist eines, beinahe jeder, der sein Herz einmal in der ›Junkere‹ liegengelassen hatte, war gekommen; wie sie aber alle dort Platz fanden, das ist schon ein Rätsel. Und sicher ist auch dies: In jener Nacht waren alle beseelt von einem Glauben an eine andere, schönere Welt, ein verrückter utopischer Gedanke löste den anderen ab, die Welt wurde zu einem unbeschriebenen Blatt, das nach wunderbaren Zeichen verlangte.«[418]

Als man am andern Morgen zum letzten Mal aus dem Keller der Junkerngasse 37 heraufstieg, da wusste man nicht, ob das Diskussionspodium je irgendwo würde weitergeführt werden können, aber man wusste, dass das noch lange nicht das Ende gewesen sein würde. Wie man in die Gerechtigkeitsgasse hinüberkam, versammelten sich dort eben Arbeitermusikanten und Gewerkschaftsmitglieder zum 1. Mai-Umzug, standen ein mit Fahnen und Plakaten nach Sektionen geordnet zur sauberen Marschformation. Es war ein bunter, lebensfroher Haufen, der kurz darauf hinter dem gemessen ausschreitenden Berner Proletariat die Hauptgasse hinauftanzte.

Muellers Paradies

Und jetzt – nach diesem langen Weg zurück durch all die Aktenberge deiner letzten Jahre, hinunter durch dein spanisches Jahrzehnt und weiter durch die wilden Sechziger von Blumenstein bis Gianico, hinab in jene Jahre der Befreiung, als du dir frech die Freiheit nahmst zu leben, wie du wolltest, mit List und Hinterlist durch alle Netze schlüpftest, in denen dich die Administrativbehörden festzusetzen suchten, und weiter in die steinerne Arena deiner Jugendzeit – nach all dem führst du mich, gebeugter Schatten halb, halb wieder Kind voll Trotz und Lebensangst, hierher auf diesen Platz, und rechts im grauen Nachmittag das Bundeshaus, und weiter links, dort steht die Berner Polizeihauptwache, und dieses Restaurant am Bärenplatz heisst »Börse«, es ist der 2. Februar 1939 kurz vor drei Uhr, und du gehst durch Schneematsch neben deiner Mammi in das Restaurant die Treppe hoch. Hinein ins Säli nun im ersten Stock, an einem Tischchen sitzt bereits der Fürsprech Grieb, der grüssend deine Mammi fragt, warum sie denn den Buben da an die Versammlung bringe, und deine Mammi sagt etwas, du hörst es wie von fern – du spürst, dass alle Leute, die jetzt hierher kommen, helfen, deine Welt kaputt zu machen, und du kannst nichts tun als schauen, schweigen, hassen lernen, tief und gründlich, und Herr Grieb notiert sich für das Protokoll, erschienen sei »Frau Müller mit ihrem Knaben René, der sie beim Marschieren angeblich stützen sollte«[1] – »stützen«, sagte deine Mammi, und du willst ein guter René sein und willst dirs merken: stützen willst du sie und schützen gegen alle, die nun in das Säli treten, Fräulein Martha Jordi und Herr Erwin Späth vom Möbelladen, und du schaust und schwörst bei all dem Hass, der dir die Tränen in die Augen treibt, dass du die Mammi stüt-

zen willst und schützen gegen die, die euch nicht leben lassen wollen, sie und Papi, Bernhard, H. und dich.

Am 3. Januar 1939 sind sie an der Bridelstrasse 24 aufgetaucht, wo deine Familie seit dem März vergangenen Jahres[2] wohnt, Fürsprech Grieb mit der Sekretärin Zaugg und dem Betreibungsgehülfen Schneider. Sie machen eine »Inventaraufnahme«, weil deine Eltern Schulden haben, weil es 85 Gläubiger gebe und eine Gesamtschuld von Franken 7798.95.[3] Von Gegenstand zu Gegenstand gehen sie, im Wohnzimmer vom Buffet zum Tisch, befingern die Tischdecke und umstehen das runde Tischchen, vermerken den Teppich auf ihrer Liste und »1 Kochbuch, 1 hölzerne Schachtel, 1 Stahlkassette«. Jedesmal entscheiden sie, ob es sich um ein »Kompetenzstück« handle oder ob der Gegenstand pfändbar sein solle. Im Schlafzimmer der Eltern ist nur eines der beiden Nachttischli ein Kompetenzstück, dafür solle das Kinderbett von Bernhard und der Kinderwagen von Heinz nicht pfändbar sein. Dann kommen sie in dein Zimmer und schnüffeln herum, als Kompetenzstücke gelten ihnen einzig das »aufgerüstete Holzbett«, der Stuhl und die Vorhänge; verpfändet werden sollen das Nachttischli, die Bettvorlage, der tannene Tisch, die Alabasterlampe und die beiden Bilder, ein Innfall und ein Rheinfall.[4]

Du warst noch nicht zehn, als du lerntest, dass Gläubiger Menschen sind, die zurückfordern und wegnehmen. Als diese Leute auftauchten, ging dein Leben im Paradies zu Ende – deine erste, raue, unabhängige Zeit, zu der die »arbeitslosen Arbeiter« gehörten, die du schon als Vierjähriger sahst, wenn du an der Hand des Grossvaters unterwegs warst. Sie seien jenseits der Lorrainebrücke gesessen, rauchend, einer neben dem anderen, Tag für Tag mehr, »und ihre Gesichter waren grau und traurig und verzweifelt und verbissen und böse und grimmig und machtlos und sie ballten die Fäuste, aber die wussten nicht recht gegen was und ihre Scheissgewerkschaft war schon damals eine Scheissgewerkschaft, und die waren verraten und verkauft«.[5] Und zuhause schwang die Mammi manchmal den Kartoffelstössel und schrie aus der Küche: »Du hast mich ja doch nur zum vogle geheira-

tet!«, und in Papis Hand blitzte manchmal »ein scharfes Instrument«.[6] Und dann waren da die Bombardierungen in Spanien, von denen Papi erzählte, »es muss etwas Gräuliches sein«, stellst du dir dann vor, die »bluttriefenden Fleischfetzen in Bäumen hängend und auf Kloakendohlengitterdeckeln liegend die Menschen mit aufgeschlitzten Bäuchen (…) und im Rinnstein fliesst Blut wie das schmutzige Wasser nach einem starken Gewitter.«[7] Nicht nur die Schule, die dich »anödet«, schlägt dir »auf den Magen«, sondern auch dieser Krieg, »mit Legion-Condor-Nachrichten im Radio oder Hitlers Brandreden, die man selbstredend anhören musste oder Berichte über die letzte im Kanton soundso vollstreckte Todesstrafe«.[8] Und dann kommt der Fürsprech Grieb. Und dann stirbt die Grossmutter in der Lorraine. Und beim Zahnarzt schlägst du das ganze Mobiliar kurz und klein, weil man dich zwingen will, dir in den Zähnen herumstochern zu lassen, und gegenüber dem Polizisten, der im Mai 1939 über deine Eltern einen Bericht zu verfassen hat, sagt Doktor Hofmann vom Vormundschaftsbüro, »die Vormundschaft der Eheleute Müller-Lütschg sei die ›strüpste‹ der ganzen Stadt«[9], und du beginnst die Schule zu schwänzen und gehst »tagelang spazieren, bis die das überhaupt merkten und dann mussten sie mir jeden Tag zwanzig Rappen geben, damit ich zur Schule ging und das war ja alles schon so ziemlich dick«, und dann entdeckst du die Selbstbefriedigung und beginnst mit anderen Knaben zusammen zu wichsen, und einer der Buben erzählts seinen Eltern, »und dann liess ich auch noch eine Schüssel mit Schlagsahne fallen und das alles zusammen, das hat dann gereicht«. Die Mammi geht mit dir zu Doktor Hegg, dem Schulpsychiater, und dieses »Mistvieh« weist dich ein halbes Jahr nach der Gläubigerversammlung in die psychiatrische Beobachtungsstation »Neuhaus« ein.[10] Deine Mutter hat dich eigenhändig hingebracht. Wen solltest du von nun an noch stützen und schützen?

War es so, Mueller?

Ein letztes Mal gehst du – halb Schatten, halb wirklicher Mensch – voran, die Treppe der »Börse« hinunter. Wie wir auf den Bärenplatz hinaustreten, sind Bundeshaus und Polizeihauptwache, diese Provinz-

theater-Kulissen, verschwunden, und unter dem Pflaster liegt wieder, wie du es immer gewusst hast, der Strand – es ist die Light House Beach von Kovalam in goldenem Abendlicht, und du gehst watend ins Wasser hinaus, gebeugt und hinkend, ein warmer Wind zaust dir das ergraute Bart- und Haargestrüpp. Jetzt bleibst du stehn, drehst dich um, winkst und rufst: »Wie schon ein Kollege von mir einmal gesagt hat: ›Ma la notte risurge, e oramai / è da partir, ché tutto avem veduto‹.[11] Was ist? Kommst du? Aus dieser Hölle gehts hier lang!« Du lachst, gehst hinkend weiter und versinkst hinter der Brandung als Ascheschleier im Meer.

Anhang

Anmerkungen

Die Akten über René E. Mueller werden wie folgt zitiert:
REM VA: Akten der Vormundschaftsverwaltung der Stadt Bern über René E. Mueller
REM FA: Akten der Fürsorgedirektion der Stadt Bern über René E. Mueller
REM FA ML: Familienakten der Fürsorgedirektion der Stadt Bern über René E. Muellers Eltern Ernst und Lina Müller-Lütschg
REM FA BAM: Akten der Fürsorgedirektion der Stadt Bern über René E. Muellers Bruder Bernhard André Müller

Muellers Ende

[1] Angiolina Termignone, mündlich, 3.8.1998 + Cash Bill, Hotel Neelakanta, 15.1.1991
[2] Mueller 1986, 8
[3] Alice Monod (Fürsorgeamt Amriswil), mündlich, 22.1.1997
[4] Werner Deschwanden (Sektion für konsularischen Schutz), mündlich, 8.9.1998
[5] Mueller 1986, 21
[6] Mueller 1960, 55
[7] Mueller 1986, 18
[8] REM FA ML, 14.11.1939
[9] REM VA, 20.12.1982
[10] REM FA, 14.2.1991 + mündlich mehrfach bestätigt
[11] Mueller 1986, 87
[12] REM an Friedrich Dürrenmatt, 15.11.1960
[13] Werner Deschwanden, mündlich, 8.9.1998
[14] Mueller 1986, 51
[15] Ueli Baumgartner, mündlich, 2.12.1992
[16] Peter J. Betts, mündlich, 30.4.1993
[17] Beat Hächler: Interview mit Alfred Minder 6.8.1996 (Typoskript)
[18] Leserzeitung, 7.9.1979
[19] Beat Sterchi, in: WoZ 18/91
[20] Ueli Baumgartner, mündlich, 2.12.1992

[21] REM VA, 16.5.1951 + REM VA, 18.5.1954
[22] Alfred Bangerter, mündlich, 13.1.1993
[23] REM VA, 21.1.1957
[24] Henri Lauener, mündlich, 4.8.1992
[25] B. B., mündlich, 1.11.1996
[26] Heidi Niederhauser, mündlich, 13.1.1999
[27] Beat Sterchi, in: WoZ 18/91
[28] Angiolina Termignone, mündlich, 10.2.1993
[29] REM FA, 28.10.1987
[30] Mueller 1986, 50
[31] Mueller 1986, 20
[32] Angiolina Termignone, mündlich, 14.9.1998
[33] Globetrotter-Magazin, März 1991
[34] Urs Leuthold, mündlich, 22.1.1997
[35] Globetrotter-Magazin, a. a. O.
[36] Globetrotter Travel Service: Begleitbrief zum Flugticket, undatiert
[37] Cash Bill, Hotel Neelakanta, 15.1.1991
[38] Globetrotter Magazin, a. a. O.
[39] Mueller 1986, 36

Die Ausrufung der Nachmoderne (1961/1962)

[1] Bund, 22.10.1961
[2] Bund, 23.10.1961
[3] Bund, 20./21.10.1961
[4] Bund, 27.10.1961
[5] nach Sibylle Birrer, in: Birrer u. a. 2000, 64
[6] Bund, 23.10.1961
[7] Bund, 27.10.1961
[8] Bund, 23.10.1961
[9] REM VA, 9.7.1962 + REM FA, 13.3.1962
[10] REM VA, 9.7.1962
[11] REM an Peter Lehner, 22.4.1962
[12] Paul Eggenberg, mündlich, 13.8.1993
[13] Bund, 30.10.1961
[14] Paul Eggenberg, mündlich, 13.8.1993
[15] Bund, 26.10.1961
[16] Dürrenmatt 1991, 517 ff. (unter dem endgültigen Titel: »Nächtliches Gespräch mit einem verachteten Menschen«), hier 537 f.

[17] REM an Dürrenmatt, 27.7.1960
[18] Mueller EG, 817
[19] Mueller EG, 817 f.
[20] Mueller EG, 818
[21] Mueller EG, 819 f.
[22] Mueller 1960, 82 + Mueller 1986, 88
[23] Mueller EG, 821
[24] Mueller EG, 822 + Katharina Spinner, mündlich, 11.1.1999
[25] Mueller EG, 822
[26] Paul Niederhauser, mündlich, 12.11.1992
[27] Heidi Niederhauser an Walter Zürcher, 29.1.1962
[28] Heidi Niederhauser mündlich, 13.1.1999
[29] Bund, 9.10.1961
[30] Einladung Kerzenkreis, 333. Abend (28.9.1961)
[31] Lerch 1996, 282 ff.
[32] Bund, 8.10.1961 + Berner Tagblatt, 10.10.1961
[33] Berner Tagblatt, 25.10.1961
[34] Paul Niederhauser, mündlich, 12.11.1992
[35] Das Podium, Gästebuch
[36] REM FA, 24.2.1959
[37] Mueller 1960/2, 56
[38] Lotti Signer, mündlich, 14.10.1998
[39] Mueller 1976, 44
[40] Lotti Signer, mündlich, 14.10.1998
[41] Mueller 1960/2, 56f.
[42] Lotti Signer, mündlich, 14.10.1998
[43] Mueller 1960/2, 57
[44] Lotti Signer, mündlich, 14.10.1998
[45] Mueller 1960/2, 57 f.
[46] REM FA, 24.2.1959
[47] REM an Lotti Zwahlen, 23.2.1959
[48] REM an Lotti Zwahlen, 24.2.1959
[49] Mueller 1976, 46
[50] REM VA, 17.10.1960
[51] Mueller 1960/2, 70
[52] Walter Zürcher, mündlich, 10.8.1992
[53] Peter Bichsel an Peter Lehner, undatiert (vermutl. Oktober 1961)
[54] Paul Eggenberg, in: Erpf/Traber (Hrsg.) 1989, 323
[55] Der Bund, 6.11.1952
[56] BSV Vorstandsprot. Nr. 99 (2.12.1952)
[57] BSV Vorstandsprot. Nr. 91 (15.1.1952) bis 99 (2.12.1952)

[58] Paul Eggenberg, in: Erpf/Traber (Hrsg.) 1989, 323
[59] BSV Vorstandsprot. Nr. 98 (4.9.1952)
[60] BSV Vorstandsprot. Nr. 108 (5.9.1953)
[61] BSV Vorstandsprot. Nr. 112 (19.1.1954)
[62] BSV Vorstandsprot. Nr. 120 (26.10.1954)
[63] BSV Vorstandsprot. Nr. 106 (2.7.1953)
[64] Bund, 22.1.1954
[65] Berner Tagblatt, 19.10.1954
[66] BSV Vorstandsprot. Nr. 130 (17.9.1955)
[67] BSV Vorstandsprot. Nr. 131 (18.10.1955)
[68] Paul Eggenberg, mündlich, 28.5.1993
[69] BSV Vorstandsprot. Nr. 132 (5.12.1955)
[70] Eckert (Hrsg.) 1994, 8
[71] Kurt Marti, mündlich, 30.8.1994
[72] Eckert (Hrsg.) 1994, 122
[73] BSV Vorstandsprot. Nr. 132, a. a. O.
[74] Sergius Golowin, in: Kunstmuseum Luzern (Hrsg.) 1972, [17]
[75] Einladungen Kaminfeuer, 14.1., 11.2. + 24.3.1956
[76] Einladung Kaminfeuer, 13.10.1956
[77] Einladung Kaminfeuer, 10.11.1956
[78] Einladung Kaminfeuer, 9.2.1957
[79] Einladung Kaminfeuer, 9.3.1957
[80] Einladung Kaminfeuer, 19.10.1957
[81] Einladung Kaminfeuer, 14.12.1957
[82] Einladung Kaminfeuer, 11.1.1958
[83] Einladung Kaminfeuer, 12.12.1959
[84] Paul Eggenberg, mündlich, 28.5.1993
[85] Bund, 15.11.1961
[86] Peter Bichsel, in: Mauch (Hrsg.) 1991, 71
[87] Peter Bichsel 1960, o. S.
[88] KLG: Peter Bichsel, 2
[89] Einladung Kerzenkreis, 338. Abend (30.11.1961)
[90] Kerzenkreis: Gästebuch 338. Abend
[91] hortulus 52/61, IX ff.
[92] hortulus 49–50/61, 6
[93] NOISMA, 20–21/88, 31
[94] NZZ, 19./20.3.1994
[95] NOISMA, a. a. O., 25 ff.
[96] Jost 1994, 125
[97] Erpf/Traber (Hrsg.) 1989, 164
[98] Adrian Wolfgang Martin, mündlich, 5.7.1995

[99] Jost 1994, 125
[100] NZZ, a. a. O.
[101] Kurt Marti, in: Zeitschrift 5/94, 340
[102] Jost 1994, 117
[103] hortulus 49–50/61, 3 f.
[104] Marti, a. a. O., 340
[105] NZZ, a. a. O.
[106] NOISMA, a. a. O. 38
[107] Bund, 8.3.1958
[108] Berner Tagblatt, 6.12.1961
[109] Haas 1961
[110] Loetscher 1963
[111] Reformatio 1/66
[112] Guido Haas, mündlich, 15.1.1999
[113] Einladung Kaminfeuer, 8.2.1958
[114] Oberländisches Volksblatt, 14./15.2.1958
[115] Neue Berner Zeitung, 11.2.1958
[116] Guido Haas, mündlich, 15.1.1999
[117] Einladung Kaminfeuer, 9.12.1961, Bund, 13.12.1961 + Berner Tagblatt, 12.12.1961
[118] Lerch 1996, 217 ff.
[119] Golowin 1961, [54]
[120] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962, [40]
[121] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962, [15]
[122] Niklaus von Steiger, mündlich, 21.1.1999
[123] Niklaus von Steiger: 5. Mitteilung des Sinwel-Verlags zum Neujahr 1960 (Vervielfältigung)
[124] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962, [6]
[125] Bund, 13.12.1961
[126] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962, [42]
[127] Henri Lauener, (Hrsg.) 1960
[128] Henri Lauener, mündlich, 4.8.1992
[129] Henri Lauener 1958, 5
[130] Henri Lauener (Hrsg.) 1960, [3 f.]
[131] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962, [36]
[132] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962, [7]
[133] Sergius Golowin, in: Kunstmuseum Luzern (Hrsg.) 1972, [18]
[134] Hans Rudolf Egli, in: Berner Tagblatt, 18.12.1960
[135] Christen 1960
[136] Christen 1961, [41]
[137] Bund, 13.12.1961
[138] REM VA, 9.7.1962

[139] REM an Lotti Zwahlen, 10.12.1961
[140] Rolf König, mündlich, 5.1.1999
[141] REM an Lotti Zwahlen, 10.12.1961
[142] Mueller 1960/2, 61 f.
[143] Mueller 1960/2, 62
[144] Mueller 1960/2, 58
[145] Lotti Signer, mündlich, 14.10.1998
[146] atelier kurier Nr. 1, November 1959
[147] REM 1960/2, 75 f.
[148] Mueller EG, 818 f.
[149] Lotti Signer, mündlich, 14.10.1998
[150] REM 1960/2, 78 f.
[151] atelier kurier Nr. 2, Dezember 1959, 1
[152] REM VA, 17.10.1960
[153] Henri Lauener, mündlich, 4.8.1992
[154] REM 1960/2, 78 ff.
[155] Lotti Signer, mündlich, 14.10.1998
[156] REM an Lotti Zwahlen, 27./28.2.1960
[157] Botti 1/1961
[158] Ladung zum Jul-Klapp, 18.12.1961 (Vervielfältigung)
[159] Zeno Zürcher, mündlich, 16.6.1992
[160] Sergius Golowin, in: Botti 1/1961
[161] Zeno Zürcher, mündlich, 16.6.1992
[162] Gotthelf 1911 ff., 10/326 f. + Hostettler 1991, 62
[163] Zeno Zürcher, mündlich, 16.6.1992
[164] Keckeis (Hrsg.) 1995, 64
[165] Golowin 1965, 130 ff.
[166] Golowin 1965, 5 f.
[167] Sergius Golowin, in: Botti 1/1961
[168] Baschi Bangerter, in: Botti 3/1961
[169] Ladung zum Jul-Klapp …, a. a. O.
[170] Zeno Zürcher, mündlich, 7.4.2000
[171] SPK, 31.10.1962
[172] BSV (Hrsg.) 1949, 95
[173] Bund, 2./3.11.1962
[174] Hektor Küffer, in: BSV (Hrsg.) 1956, 73
[175] Zeno Zürcher, mündlich, 1.2.1999 + 7.4.2000
[176] Bund, 22.1.1962
[177] Berner Tagblatt, 18.1.1962
[178] Neuenschwander 1962, [90]
[179] René Neuenschwander 1962, [92]

[180] Eichenberger [1970], 70
[181] Franz Gertsch, mündlich, 25.1.1999
[182] Einladung zur Ausstellung Franz Gertsch, 13.–31.1.1962
[183] Bund, 5.2.1962
[184] Huyssen/Scherpe (Hrsg.) 1986, 14 ff.
[185] Bund, 5.2.1962
[186] Golowin, in: Klein 1963, [19]
[187] neutralität 1/1963, 18
[188] REM VA, 19.4.1962
[189] REM FA, 13.3.1962 + REM VA, 9.7.1962
[190] REM FA, 13.3.1962
[191] REM an Lotti Zwahlen, 27./28.2.1960
[192] REM VA, 11.4.1960
[193] Einladung Kaminfeuer, 9.4.1960
[194] Bund, 12.4.1960
[195] REM VA, 16.5.1951
[196] REM 1960, 19
[197] REM 1960, 70
[198] Berner Tagblatt, 12.4.1960
[199] Bund, 12.4.1960
[200] REM an Lotti Zwahlen, »im April 1960«
[201] REM an Friedrich Dürrenmatt, 27.7.1960
[202] REM an Lotti Zwahlen, »im April 1960«, 23.4.1960 + 24.4.1960
[203] REM an René Simmen, 23.3.1979
[204] REM an Lotti Zwahlen, 9.5.1960
[205] REM an Lotti Zwahlen, 22.5.1960
[206] REM an Lotti Zwahlen, 22.5.1960
[207] REM an Lotti Zwahlen, 14.5.1960
[208] REM an Lotti Zwahlen, 9.5.1960
[209] REM an Lotti Zwahlen, 9.5.1960
[210] REM an Lotti Zwahlen, 8.5.1960
[211] REM an Lotti Zwahlen, 16.5.1960
[212] REM an Lotti Zwahlen, 22.5.1960
[213] REM an Lotti Zwahlen, 30.5.1960
[214] REM an Lotti Zwahlen, 1.6.1960
[215] REM an Lotti Zwahlen, 3.6.1960
[216] REM an Lotti Zwahlen, 8.6.1960
[217] REM an Lotti Zwahlen, 17.6.1960
[218] Mueller 1960/2, 26–38 + Mueller 1976, 50 f.
[219] Lotti Signer, mündlich, 14.10.1998
[220] Mueller 1960/2, 42 f.

[221] Mueller 1976, 51 f.
[222] Mueller EG, 839
[223] REM an Friedrich Dürrenmatt, 27.7.1960
[224] REM an Peter Schifferli, 3.3.1961
[225] Heidi Niederhauser an Walter Zürcher, 29.1.1962
[226] Heidi Niederhauser, mündlich, 13.1.1999
[227] Vertrag als Beilage zu Heidi Niederhauser an Walter Zürcher, 6.12.1961
[228] Heidi Niederhauser an Walter Zürcher, 25.1.1962
[229] Paul Niederhauser, mündlich, 12.11.1992
[230] Heidi Niederhauser, mündlich, 13.1.1999
[231] Anonym: 344. Kerzenkreis, 31. Januar 1962…; Typoskript
[232] Basler Nachrichten, 2.2.1962
[233] Einladung Kerzenkreis 344. Abend (31.1.1962) + Kerzenkreis Gästebuch 6, 344. Abend
[234] Walter Zürcher, mündlich, 12.1.1999
[235] Heidi Niederhauser an Walter Zürcher, 29.1.1962
[236] Niklaus von Steiger, mündlich, 21.1.1999
[237] Paul Niederhauser an Walter Zürcher, 9.2.1962
[238] Kerzenkreis Einladungen 345–372 (13.2.1962–25.10.1963)
[239] Einladung Podium: Zyklus Moderne Lyrik und Prosa, 27.1.–10.3.1962 (Vervielfältigung)
[240] Peter J. Betts, mündlich, 27.1.1999
[241] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962, [35]
[242] Einladung Das Podium, a. a. O.
[243] Betts 1978, 119
[244] Betts 1961, [46]
[245] Betts 1961, [46]
[246] Betts 1962, [65 f.]
[247] Tages-Nachrichten, 30.1.1962 + Berner Tagblatt, 30.1.1962
[248] Peter J. Betts, mündlich, 30.4.1993
[249] Peter J. Betts, mündlich, 27.1.1999
[250] Niklaus von Steiger, mündlich, 27.1.1999
[251] Peter J. Betts 1978, 118 f.
[252] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962, [36]
[253] Lauener (Hrsg.) 1960, [63]
[254] Einladung Kaminfeuer, 21.11.1959
[255] Christen 1960, [23]
[256] Bund, 24.11.1959
[257] Christen 1960, [21]
[258] Peter J. Betts, mündlich, 30.4.1993
[259] Tages-Nachrichten, 13.2.1962

[260] Zeno Zürcher, mündlich, 14.9.1994
[261] Christen 1961, [9]
[262] Christen 1961, [11]
[263] Tages-Tachrichten, a. a. O.
[264] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962, [36]
[265] Niklaus von Steiger, mündlich, 27.1.1999
[266] Peter J. Betts, mündlich, 30.4.1993
[267] Burgerregister Rüegsau, mündlich, 27.1.1999
[268] KLG: Erika Burkart, A
[269] Burkart 1960
[270] Burkart 1962
[271] Wilker 1959
[272] Einladung Kerzenkreis, 343. Abend (24.1.1962)
[273] Berner Tagblatt, 29.1.1962
[274] Adorno 1984, Bd. 11, 459
[275] Gertrud Wilker: 22.2.1962 »Podium«, Junkerngasse 37, Leseabend E. B., Typoskript
[276] Gertrud Wilker: Handwerkliches über moderne Schriftstellerei, 24. April 1959, Lyceum-Club Vortrag, Typoskript
[277] Berner Tagblatt, 25.2.1962; Bund, 1.3.1962; Tages-Nachrichten 26.2.1962
[278] Berner Zeitung, 9.10.1984
[279] Erika Burkart 1962, 136
[280] Anzeiger für die Stadt Bern, 8.3.1962
[281] REM VA, 19.4.1962
[282] REM an Peter Lehner, 19.3.1962
[283] KLG: Peter Lehner, 1
[284] Heidi Lehner, mündlich, 17.8.1998
[285] REM FA, 29.1.1960
[286] Heinz Hänni, mündlich, 6.1.1999
[287] REM VA, 17.10.1960
[288] Henri Lauener, mündlich, 4.8.1992
[289] Heinz Hänni, mündlich, 6.1.1999
[290] Franz Biffiger, mündlich, 17.3.1999
[291] REM VA, 17.10.1960
[292] REM an Friedrich Dürrenmatt, 17.10.1960
[293] REM VA, 17.10.1960
[294] REM an Lotti Zwahlen, 5.10.1960
[295] REM an Lotti Zwahlen, 23.10.1960
[296] REM VA, 9.7.1962
[297] Oberländisches Volksblatt, 20.3.1962
[298] Einladung Der Frühling in Brauch und Kunst, 18.3.1962 (Vervielfältigung)

[299] Berner Tagblatt, 20.3.1962
[300] Oberländisches Volksblatt, a. a. O.
[301] Golowin 1962, [2]
[302] Baumgartner 1962, [22]
[303] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1964, [5]
[304] Golowin 1962, 9
[305] Golowin 1961, [1]–[33]
[306] Golowin 1961, [34]–[44]
[307] Golowin 1961, [14]
[308] Einladung zur Generalversammlung, 24.3.1962
[309] Berner Tagblatt, 26.3.1962; Neue Berner Zeitung, 26.3.1962; Bernische Tages-Nachrichten, 27.3.1962; Bund, 27.3.1962
[310] Paul Eggenberg, mündlich, 28.5.1993
[311] BSV Vorstandsprot. Nr. 187 (4.12.1961)
[312] BSV Vorstandsprot. Nr. 188 (29.1.1962)
[313] BSV Vorstandsprot. Nr. 187, a. a. O.
[314] BSV Vorstandsprot. Nr. 186 (7.11.1961)
[315] Bund, 26.3.1962
[316] Paul Eggenberg, mündlich, 28.5.1993
[317] Peter Lehner 1972, 14
[318] Golowin 1962, [8]
[319] BSV Vorstandsprot. Nr. 159 (16.3.1959)
[320] Manfred Gsteiger, mündlich, 14.8.1998
[321] BSV Vorstandsprot. Nr. 171 (10.2.1960)
[322] Manfred Gsteiger, mündlich, 14.8.1998
[323] BSV Vorstandsprot. Nr. 179 (20.2.1961)
[324] Heidi Lehner, mündlich, 20.8.1998
[325] REM an Lotti Zwahlen, 17.6.1962 + REM an Peter Lehner, 6.5.1962
[326] REM an Lotti Zwahlen, 9.4.1962
[327] REM an Lotti Zwahlen, 5.4.1962
[328] REM an Lotti Zwahlen, 9.4.1962
[329] REM an Peter Lehner, 22.4.1962
[330] REM FA, 28.6.1962
[331] REM an Lotti Zwahlen, 9.4.1962
[332] REM an Peter Lehner, 22.4.1962
[333] REM an Lotti Zwahlen, 20.4.1962
[334] REM an Peter Lehner, 6.5.1962
[335] REM an Lotti Zwahlen, 9.4.1962
[336] REM an Lotti Zwahlen, 9.4.1962
[337] REM an Peter Lehner, 22.4.1962
[338] REM an Peter Lehner, 6.6.1962

339 Bund, 11.5.1962
340 Oberländisches Volksblatt, 25./26.5.1962
341 Golowin 1965, 131
342 Oberländisches Volksblatt, 25./26.5.1962
343 Gotthelf 1911 ff., 5, 151
344 Hostettler 1991, 727 f. + 736 ff.
345 Gotthelf 1911 ff., 10, 252
346 Gotthelf 1911 ff., 10, 254
347 Gotthelf 1911 ff., 10, 256
348 Gotthelf 1911 ff., 10, 258
349 Gotthelf 1911 ff., 10, 262
350 Gotthelf 1911 ff., 10, 273
351 Gotthelf 1911 ff., 10, 276
352 Gotthelf 1911 ff., 5, 143
353 Gotthelf 1911 ff., 5, 214
354 Gotthelf 1911 ff., 10, 325
355 Gotthelf 1911 ff., 10, 322
356 Gotthelf 1911 ff., 10, 243
357 Oberländisches Volksblatt, 25./26.5.1962
358 Zeno Zürcher, mündlich, 7.4.2000
359 Oberländisches Volksblatt, 25./26.5.1962
360 Bund, 14.5.1962
361 Einladung Das Podium, 2.6.1962 (Vervielfältigung)
362 Anzeiger für die Stadt Bern, 30.5.+1.6.1962
363 Niklaus von Steiger, mündlich, 8.2.1999
364 Zeno Zürcher, mündlich, 16.6.1992
365 Zeno Zürcher, mündlich, 18.9.1993
366 Niklaus von Steiger, mündlich, 8.2.1999
367 Zeno Zürcher, 16.6.1992
368 Neuenschwander 1960, [7]
369 Neuenschwander 1962
370 Matthäus, 5,30
371 SINWEL 5/1959, 3 ff.
372 Neuenschwander 1962, [87]
373 Bernische Tages-Nachrichten, 12.6.1962
374 Zeno Zürcher, mündlich, 8.2.1999
375 Bund, 5.2.1962
376 Zeno Zürcher, mündlich, 8.2.1999
377 Neuenschwander 1993
378 Bund, 20.11.1993
379 Zeno Zürcher: René Neuenschwander: Buchvernissage »Die Knochenmühle« (Typoskript)

[380] Zeno Zürcher, mündlich, 17.2.1999
[381] Lina Neuenschwander, mündlich, 9.2.1999
[382] Zinniker 1967 + BSV (Hrsg.) 1949, 185 f. (ad. Zinniker)
[383] Zeno Zürcher, mündlich, 9.2.1999
[384] Einladung Kerzenkreis 351. Abend (22.6.1962)
[385] REM an Peter Lehner, 6.6.1962
[386] Ueli Baumgartner, mündlich, 2.12.1992
[387] Lotti Signer, mündlich, 14.10.1998
[388] Peter Zuber, mündlich, 14.1.1993
[389] Mueller EG, 308
[390] Das Podium, Gästebuch, 14.9.1962
[391] Bund, 19.9.1962
[392] Berner Tages-Nachrichten, 17.9.1962
[393] Das Podium, Gästebuch, 14.9.1962
[394] Roger Perret, in: Gwerder A.X. 1998, 3/64 ff.
[395] Gwerder A.X. 1998, 2/176
[396] Daniel Rothenbühler, in: TEXT + KRITIK IX/98, 42 ff.
[397] Fringeli 1974
[398] Gwerder U. 1998, [43]
[399] Gwerder U. 1998, [49]
[400] Die Tat, 8.8.1959
[401] Gwerder U. 1962
[402] Gwerder U. 1998, [52f]
[403] Alexander Urban Gwerder: Die Moderne, in: Rolf Hörler (Hrsg.): reflexe. Heft 13, Oktober 1961, Adliswil
[404] Bund, 3.12.1962
[405] Jegerlehner 1917, 147
[406] Jegerlehner 1959, 290
[407] Einladung Tägel-Leist, 2.9.1962 (Vervielfältigung)
[408] Einladung Tägel-Leist, 5.10.1962 (Vervielfältigung)
[409] Jegerlehner 1959, 290
[410] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962, [37]
[411] Kunstmuseum Luzern (Hrsg.) 1972, [15]
[412] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962, [37]
[413] Von René Neuenschwander: Bruder Bombast, in: BOTTI 2/1961 bis Golowin 1993
[414] Gertsch 1962
[415] Bund, 27.3.1999
[416] Gertsch 1965
[417] Franz Gertsch, mündlich, 25.1.1999
[418] Einladung Tägel-Leist, 2.12.1962 (Vervielfältigung)
[419] Einladung Podium, 29.9.1962

[420] Emmenthaler Blatt, 2.10.1962
[421] Bund, 1.10.1962
[422] Baumgartner M. 1984, 141 f.
[423] Charles Linsmayer, in: Fankhauser 1983, 256 f.
[424] Loosli 1979[4]
[425] Bund, 2.3.1955
[426] Einladung Lyceum-Club, 26.2.1955
[427] Einladungen Kerzenkreis, 92. + 191. Abend (17.10.1956 + 9.8.1958)
[428] Meyer 1978[3], 7
[429] Bund, 2.3.1955
[430] Albert Meyer, in: Schweizerisches Gutenbergmuseum, 4/1950
[431] Urs Widmer, in: TEXT + KRITIK IX/98, 9
[432] Bund, 25.11.1962
[433] Manfred Schläppi sen., mündlich, 10.2.1999
[434] Hilda Schoch-Buchs, mündlich, 17.9.1998
[435] REM an Lotti Zwahlen, undat. (Anfang Oktober 1962)
[436] REM an Lotti Zwahlen, 3.10.1962
[437] REM an Lotti Zwahlen, undat. (nach 3. Oktober 1962)
[438] REM an Lotti Zwahlen, 23.10.1960
[439] REM an Peter Schifferli, 3.3.1961
[440] REM VA, 23.11.1960
[441] REM VA, 3.3.1961
[442] REM an Friedrich Dürrenmatt, »im November 1960«
[443] REM an Lotti Zwahlen, 9.11.1960
[444] REM an Peter Schifferli, 3.3.1961
[445] REM an Peter Lehner, 13.1.1961
[446] REM an Peter Lehner, 30.3.1961
[447] Mueller 1960/2, 59
[448] Mueller 1960/2, 68
[449] REM an Lotti Zwahlen, 27.2.1961
[450] Schweizer Radio-Zeitung 4/1961 (28.1.1961)
[451] Mueller 1961, 54
[452] REM an Peter Lehner, 30.3.1961 + REM VA, 9.7.1962
[453] REM an Lotti Zwahlen, 7.7.1961
[454] Frankfurter Neue Presse, 1.8.1961
[455] REM VA, 9.7.1962
[456] Einladung »tagung für junge schriftsteller«, 22.–24.11.1962
[457] Mueller an Mammi (Mutter von Lotti Zwahlen), 3.11.1962
[458] Bund, 3.12.1962
[459] Gwerder U. 1998, [52 f.]
[460] Kurt Marti, in: Bund, 3.1.1981; Dürrenmatt 1991/6, 373 f. + Rüedi 1998, 69 f. + 193

461 Martin Kraft, in: Turel 1981, 175
462 Kurt Marti, in: Zeitschrift 3/91, 184 ff.
463 Zeitschrift 3/91, 188 ff.
464 Hans Rudolf Hilty, in: Mauch (Hrsg.) 1991, 77
465 Dürrenmatt 1991, 6/374
466 Mueller 1962, 19
467 Mueller 1962, 7
468 Mueller 1962, 8
469 Mueller 1962, 18
470 Mueller 1962, 14
471 Mueller 1962, 19
472 Bund, 3.12.1962
473 Focus 10/1970, 38

Der alte Indienfahrer

1 REM an Angiolina Termignone, 4./9.5.1980
2 B. B., mündlich, 1.11.1996
3 REM an Elke [Nachname nicht eruierbar], 1.5.1980
4 REM an »Trubeli + Kater«, 27.4.1980
5 B. B., mündlich, 1.11.1996
6 REM an Arsène Waldvogel, 8.6.1980
7 REM an Angiolina Termignone, 9.6.1980
8 B. B., mündlich, 1.11.1996
9 Dora Brand, mündlich, 9.12.1992
10 REM an Angiolina Termignone, 9.6.1980
11 REM an Friedrich Dürrenmatt, 1.–3.4.1985
12 Dora Brand, mündlich, 9.12.1992
13 REM an Christiane [Nachname nicht eruierbar], 18.2.1981
14 REM an Dora Brand, 28.4.1981
15 Dora Brand, mündlich, 9.12.1992
16 Mueller EG, 217
17 Christen u.a. 1986
18 REM an Dieter Bührle, 5.–9.11.1981
19 REM an Arsène Waldvogel, 17.7.1982
20 Mariella Mehr an REM, 6.8.1982
21 Weltwoche, 8.9.1982

[22] REM VA, 30.8.1982
[23] REM VA, 20.12.1982
[24] z. B. REM FA, 10.11.1989
[25] z. B. REM an Heinz Hänni, 18.7.1983 + z. B. REM an Beat [Vorname nicht mehr eruierbar], 26.9.1983
[26] Berner Zeitung, 6.8.1983
[27] REM an Beat Sterchi, 18.5.1984
[28] Präsidialabteilung der Stadt Bern an REM, 15.11.1984
[29] REM an Friedrich Dürrenmatt, 1.4.1985
[30] REM FA, 21.10.1985
[31] REM FA, 2.–31.7.1985
[32] REM FA, 21.7.1988
[33] Ruth Elisabeth Kobel an REM, 15.11.1986, 13.3.1989 + 29.11.1990
[34] REM FA, 27.10.1988
[35] Einladung Grabenhalle, 20.6.1986
[36] Amriswiler Anzeiger, 25.9.1986
[37] Amriswiler Anzeiger, 2.10.1986
[38] REM FA, 27.5.–25.8.1987
[39] Mueller 1986
[40] Gemeinderat der Stadt Bern. Laudatio, undatiert (12.8.1987)
[41] Bund, 13.8.1987
[42] René E. Mueller: Zum Autor. Anhang zur Laudatio
[43] REM FA, 18.4.–10.11.1989
[44] REM FA, 12.5.–16.7.1990
[45] REM FA, 6.7., 17.8. + 21.11.1990

Der Streit um den geistigen Nullpunkt (1962–1964)

[1] Einladung Wortwaage, 29.2.1964
[2] Hans Mühlethaler, mündlich, 7.1.1993
[3] Einladungen Wortwaage, 1.12.1962 + 30.3.1963
[4] Heidi Lehner an fl., 21.–23.8.1998
[5] Ernst Eggimann, mündlich, 14.9.1998
[6] Einladung Wortwaage, 1.12.1962
[7] Helen Raunhardt an fl., 3.12.1998
[8] Paul Eggenberg, mündlich, 6.7.1992
[9] Bund, 26.10.1969
[10] Ueli Baumgartner, mündlich, 19.11.1992

[11] Ernst Eggimann, mündlich, 14.9.1998
[12] Bund, 7./8.12.1962
[13] Die Woche, 12.12.1962
[14] Bund, 7./8.12.1962
[15] Bund, 2.12.1963
[16] Die Woche, 12.12.1962
[17] Steiner 1962, 170
[18] KLG: Jörg Steiner, 4
[19] du, 11/1962, 33
[20] Jörg Steiner, mündlich, 7.9.1998
[21] Berner Tagblatt, 19.10.1954
[22] BSV Vorstandsprot. Nr. 159 (16.3.1959)
[23] Zwischen 1956 und 1965 insgesamt neun Mal.
[24] Das Podium, Gästebuch, 9.11.1962
[25] Einladung Kaminfeuer, 10.11.1962
[26] Zingg (Hrsg.) 1998, 33 ff.
[27] Bund, 3.12.1962
[28] Paul Niederhauser, mündlich, 12.11.1992
[29] Mueller, 1962, 5
[30] Mueller 1962, 1
[31] Einladung Podium, 9.12.1962
[32] Arsène Waldvogel, mündlich, 12.11.1992
[33] Bund, 13.12.1962
[34] Paul Niederhauser, mündlich, 12.11.1992
[35] Ueli Baumgartner, mündlich, 2.12.1992
[36] Paul Niederhauser, mündlich, 12.11.1992
[37] Bund, 13.12.1962
[38] Mueller 1962, 40
[39] Paul Niederhauser, mündlich, 12.11.1992
[40] Mueller 1962, 46
[41] Mueller 1962, 47
[42] Mueller 1962, 43 ff.
[43] Mueller 1962, 56
[44] Mueller 1962, 3
[45] Eich 1973, 88
[46] Peter Lehner: Hans-Rudolf Hilty: »Parsifal«, Podium, 15.12.1962, Typoskript
[47] Zeitschrift 5/94, 342
[48] Fringeli 1975, 81
[49] Berner Tagblatt, 18.12.1962
[50] Hilty 1962, 320 f.
[51] Hilty 1962, 5

[52] Hilty 1962, 70
[53] Hilty 1962, 31 ff.
[54] Hilty 1962, 331
[55] Hilty, 1962, 325 ff.
[56] Hilty, 1962, 81 ff.; 114–117
[57] Hilty, 1962, 49; 188; 274; 296; 317–320; 361
[58] Hilty, 1962, 192–198
[59] Hilty, 1962, 202–222
[60] KLG: Hans Rudolf Hilty, 3 f.
[61] Turel 1960
[62] Hilty 1962, 93
[63] Hilty 1962, 94, 105 f., 123 f., 259 f.
[64] Hilty 1962, 134
[65] Hilty 1962, 356
[66] KLG, a. a. O., 2
[67] Hilty 1962, 260
[68] KLG, a. a. O., 5
[69] Hilty, 1962, 383
[70] Hilty 1962, 260
[71] KLG: Walther Kauer, 1 + A
[72] das konzept, 12/76
[73] Christoph Bircher, mündlich, 3.3.1999
[74] Kauer 1979, 49
[75] Bircher 1989, 218–223
[76] Bund, 15.1.1963
[77] Oberländisches Volksblatt, 3.4.1963
[78] Bund, 15.1.1963
[79] Christoph Bircher, mündlich, 3.3.1999
[80] Walter Kauer, in: Podium, Einladung 12.1.1963
[81] Einladung Kerzenkreis 362. Abend (22.2.1963)
[82] Gästebuch Podium, 30.3.1963 + Oberländisches Volksblatt, 3.4.1963
[83] Oberländisches Volksblatt, 3.4.1963
[84] Walter Kauer, in: Podium, Einladung 12.1.1963
[85] Oberländisches Volksblatt, 11.2.1963
[86] Meng 1965, 69
[87] orte 110/99, 61 f.
[88] Meng 1965, 11
[89] Meng 1965, 67
[90] Meng 1965, 64
[91] Meng 1965, 16
[92] Meng 1965, 13

[93] Meng 1965, 61
[94] Meng 1965, 41
[95] Meng 1965, 62
[96] Meng 1965, 55
[97] Oberländisches Volksblatt, 11.2.1963
[98] Berner Tagwacht Nr. 27/1963
[99] Einladungen Kerzenkreis, 339. Abend (6.12.1961); 359. Abend (12.12.1962); 378. Abend (25.1.1964) und 432. Abend (21.11.1966)
[100] Walter Zürcher, mündlich, 4.3.1999
[101] Mariella Mehr, mündlich, 13.1.1999
[102] Bund, 64/1963
[103] Einladung Kaminfeuer, 9.2.1963
[104] Berner Tagblatt, 21.2.1963
[105] Berner Tagblatt, 8.5.1960
[106] Klaus Pirmann (d. i. Egon Ammann): Im Kaffeehaus, in: o. Hrsg., 1961
[107] Zeno Zürcher an Arnold H. Schwengeler, 16.2.1963
[108] Einladung Podium, 9.2.1963
[109] Berner Tagblatt, 21.2.1963
[110] René E. Mueller [?]: Literarische Kriegserklärung: Gruppe 63 proklamiert. Typoskript, undatiert [Februar 1963]
[111] REM an Zeno Zürcher, 26.2.1963
[112] Tages-Anzeiger, 8.3.1963
[113] Walter Kauer, Jean-Marc Fahrni, Arsène Waldvogel: Offener Brief an die Gruppe 63 (Typoskript)
[114] Walter Kauer, Jean-Marc Fahrni, Arsène Waldvogel: Anmerkung zum offenen Brief an die Gruppe 63 (Typoskript)
[115] Arsène Waldvogel, mündlich, 9.3.1999
[116] Mühlethaler, 1989, 3, 13 ff., 47 + 252
[117] Paul Niederhauser, mündlich, 12.11.1992
[118] Bund, 21.6.1995
[119] nach: Podium-Gästebuch
[120] Paul Niederhauser, mündlich, 12.11.1992
[121] Steuerverwaltung der Stadt Bern an Paul Niederhauser, 1.3.1963
[122] Zeno Zürcher an Steuerverwaltung der Stadt Bern, 20.3.1963
[123] Steuerverwaltung der Stadt Bern an Zeno Zürcher, 25.5.1963
[124] REM an Peter Lehner, undatiert (zweite Hälfte Oktober 1962)
[125] Hier und im Folgenden: Therese Utzinger-Lehner, mündlich, 16.10.1998
[126] Berner Tagblatt, 21.2.1963
[127] Mueller 1963, 7
[128] Mueller 1963, 33
[129] Mueller 1963, 43

[130] Mueller 1963, 59
[131] Mueller 1963, 61
[132] Mueller 1963, 49
[133] Mueller 1963, 32
[134] Mueller 1963, 57
[135] Hier und im Folgenden: Therese Utzinger-Lehner, mündlich, 16.10.1998
[136] REM an Peter Lehner, 6./7.6.1963
[137] Tägel-Leist: Einladung 23./24.3.1963, Vervielfältigung
[138] Zürcher 1962
[139] von Steiger 1963 (Selbstcharakterisierungen siehe Kurzbiografie ebenda)
[140] Bangerter 1963
[141] Baumgartner 1962
[142] Klein 1963
[143] Arena FIERTAS (Hrsg.) 1963, [5]
[144] Klein 1963, [5]
[145] Einladung zur BSV-Generalversammlung, 23.3.1963
[146] Solothurner Zeitung, 6./7.4.1963
[147] Neue Berner Zeitung, 26.3.1963
[148] Bund, 26.3.1963
[149] Neue Berner Zeitung, 26.3.1963
[150] Hier und im Folgenden: Bund, 26.3.1963
[151] Einladung Podium, 2.5.1963
[152] Bund, 5.5.1963
[153] Golowin 1959, 18
[154] Berner Tagblatt, 20.4.1956
[155] Golowin 1963, 7
[156] Golowin (Hrsg.) 1961, [3]
[157] Röwer (Hrsg.) 1999, 194
[158] Golowin (Hrsg.) 1961, [41]
[159] Bund, 5.2.1962
[160] Berner Tagwacht, 6.6.1969
[161] Golowin 1963, 7
[162] Golowin 1959, 86
[163] Gotthelf 1911 ff., X, 78–89
[164] Golowin (Hrsg.) 1961, [39 ff.]
[165] Golowin (Hrsg.) 1966, 77 ff.
[166] Golowin (Hrsg.) 1966, 78
[167] Blick, 4.6.1963
[168] Uebersax 1995, 67
[169] Therese Utzinger-Lehner, mündlich, 16.10.1998
[170] Therese Utzinger-Lehner, mündlich, 12.1.1999

171 Franz Biffiger, mündlich, 17.3.1999
172 Nold Egenter, mündlich, 11.3.1999
173 Peter Müller, mündlich, 17.3.1999 + Arthur A. Honegger, mündlich, 17.3.1999
174 Pietro Ott, mündlich, September 1998 + Arthur A. Honegger, mündlich, 17.3.1999
175 Pietro Ott, mündlich, September 1998
176 Arthur A. Honegger, 17.3.1999
177 REM an Heinz Hänni, 29.9.1963
178 Nold Egenter, mündlich, 11.3.1999
179 Franz Biffiger, mündlich, 17.3.1999
180 Heinz Hänni, mündlich, 6.1.1999
181 REM/Alexander Beck an Lotti Zwahlen, 22.10.1963
182 Oberländisches Volksblatt, 21./22.6.1963
183 Waldvogel [1964], [26]
184 Waldvogel [1964], [12]
185 Waldvogel [1964], [8]
186 Burgdorfer Schulblatt 2/1963, 11
187 Tages-Nachrichten, 17.6.1963
188 Einladung Tägel-Leist, 4.7.1963
189 Einladung Tägel-Leist, 3.10.1963
190 Golowin 1962
191 Clou 56/1963
192 Golowin 1960, [38]
193 SINWEL 5/1959
194 SINWEL 5/1959
195 Golowin 1964
196 Berner Schriftsteller-Verein: Einladung zum Kandersteger Treffen, Vervielfältigung, 1.6.1964
197 Berner Tagblatt, 10.1.1963
198 Sergius Golowin 1980², 151 f. + Golowin 1989, 286 [ad. Lovecroft]
199 Bund, 21.7.1965
200 Neue Berner Nachrichten, 8.7.1963 + Berner Tagblatt, 6.7.1963
201 BSV Vorstandsprot. Nr. 163 (27.4.1959)
202 Erpf/Traber (Hrsg.) 1989, 314
203 Bund, 6.10.1963
204 Erpf/Traber (Hrsg.) 1989, 314 f.
205 Bund, 24.9.1963
206 Kurt Marti, mündlich, 20.10.1992
207 Hans Rudolf Hubler, mündlich, 7.4.1999
208 Einladung Kaminfeuer, 12.10.1963
209 KLG: Claus Bremer, 1
210 Bucher 1990, 64

[211] Gomringer 1977, 22
[212] Helmut Heissenbüttel: Einführung, in: Gomringer 1977, 14
[213] KLG: Eugen Gomringer, 2
[214] Bund, 14.10.1963
[215] KLG: Claus Bremer, 1
[216] Bremer 1983, 10
[217] Bremer 1983, 10 f.
[218] Bremer 1983, 30
[219] Ganzer Abschnitt nach: KLG: Claus Bremer, 2
[220] Bremer 1983, 31
[221] Bremer 1983, 44
[222] Bremer 1983, 33
[223] Bremer 1983, 28
[224] nach KLG: Claus Bremer, 3
[225] Schnauber (Hrsg.) 1989, 27–34
[226] Kurt Marti, in: Die Tat Nr. 76/1956, zitiert nach: Schnauber (Hrsg.) 1989, 82–87
[227] Schnauber (Hrsg.) 1989, 29 f.
[228] Bremer 1983, 44
[229] hortulus 49+50/1961, 19
[230] Einladung Kerzenkreis, 372. Abend (25.10.1963)
[231] Heidi Lehner, mündlich, 24.3.1999
[232] KLG: Peter Lehner, 3
[233] Therese Utzinger-Lehner, mündlich, 16.10.1998
[234] Berner Tagwacht, 14.10.1993
[235] Heidi Lehner, mündlich, 17.8.1999
[236] Bloch u. a. (Hrsg.) 1972, 92
[237] Lehner 1955, [7]
[238] Lehner 1955, [10], [14], [19]
[239] Zeno Zürcher, mündlich, 20.10.2000
[240] Zitiert nach: Lehner 1975, 24
[241] Endgültige Fassung in: Lehner 1967, 17
[242] REM an Lotti Zwahlen, 21.11.1963
[243] REM an Lotti Zwahlen, 21.11.1963
[244] REM an Peter Lehner, 24.11.1963
[245] REM an Lotti Zwahlen, 24.11.1963
[246] Einladung Junkere 37, 1. Abend (5.2.1964)
[247] REM an Lotti Zwahlen, 21.11.1963
[248] REM an Peter Lehner, 24.11.1963
[249] REM an Lotti Zwahlen, 21.11.1963
[250] REM an Peter Lehner, 24.11.1963
[251] Heinz Hänni, mündlich, 6.1.1999

[252] REM, Mammi & Peps Zwahlen an Lotti Zwahlen, 29.12.1963
[253] Einladung Tägel-Leist, 16.1.1964
[254] Hilty 1962, 199
[255] Heimann 1964, 7
[256] Erwin Heimann in: Tatsachen und Meinungen, Fernsehsendung, 8.11.1965
[257] Heimann 1974, 7 f.
[258] Mueller 1962, 24
[259] Heimann 1960
[260] Heimann 1959, 7–9
[261] zitiert nach: Heimann 1974, 342
[262] Einladung Tägel-Leist, 6.3.1963
[263] Tages-Nachrichten, 7.3.1963
[264] Burgdorfer Tagblatt, 20.1.1964 + Tages-Nachrichten, 29.2.1964.
[265] Stadtanzeiger, 4.2.1964
[266] Einladung Tägel-Leist, 16.1.1964
[267] Einladung Tägel-Leist, 4.7.1963
[268] Einladung Tägel-Leist, 1.8.1963
[269] Einladung Tägel-Leist, 5.9.1963
[270] Einladung Tägel-Leist, 3.10.1963
[271] Einladung Tägel-Leist, 7.11.1963
[272] Einladung Tägel-Leist, 12.12.1963
[273] Einladung Kaminfeuer, 14.12.1963
[274] Bund, 17.12.1963
[275] Zeno Zürcher, mündlich, 26.3.1999
[276] Tages-Nachrichten, 29.1.1964
[277] Einladung Kerzenkreis, 378. Abend (25.1.1964)
[278] Einladung Kerzenkreis, 379. Abend (29.1.1964)
[279] Golowin (Hrsg.) 1967, 62
[280] zitiert nach: Mitteilungsblatt 2 des Berner Schriftsteller-Vereins, 1965, 10
[281] nach: Mitteilungsblatt 2, a. a. O., 10
[282] Mitteilungsblatt 2, a. a. O., 11
[283] Golowin 1969, 97
[284] Vertrag zur Kostendeckung betreffend Übernahme und Betrieb des Kellers Junkerngasse 37, Bern, »Podium«, Typoskript, undatiert
[285] Zeno Zürcher, mündlich, 8.12.1995
[286] Ester Adeyemi: Interview mit Niklaus von Steiger, Bern, 24.5.1990 (Typoskript)
[287] Einladung Junkere 37, 1. Abend (5.2.1964)
[288] Junkere 37, 29. Abend (21.11.1964), Tonbandaufnahme Zeno Zürcher
[289] Bund, 7./8.2.1964
[290] Neue Berner Zeitung, 30.11./1.12.1963
[291] Jaeggi 1964, Umschlag

[292] Jaeggi 1964, 19
[293] Jaeggi 1978, 241
[294] Jaeggi 1960 + Jaeggi 1963
[295] Bund, 1.12.1963
[296] Berner Tagblatt, 10.2.1964
[297] Jaeggi 1964, 122
[298] Jaeggi 1964, 132
[299] Jaeggi 1964, 225
[300] Berner Tagblatt, 10.2.1964
[301] Tages-Nachrichten, 29.2.1964
[302] Gertrud Wilker: Handwerkliches über moderne Schriftstellerei. 24.4.1959/ Lyceum-Club Vortrag, Typoskript
[303] Walter 1988, 16 ff.
[304] Höllerer (Hrsg.) 1967, 93
[305] REM VA, 14.2.1964
[306] REM VA, 7.1.1964
[307] REM VA, 21.1.1964
[308] REM an Lotti Zwahlen, Januar 1964/78 (Poststempel 6.1.1964)
[309] REM an Lotti Zwahlen, Januar 1964/79
[310] REM an Lotti Zwahlen, 22.2.1964
[311] Mueller 1976, 55 ff.
[312] REM an Lotti Zwahlen, 23.2.1964
[313] REM an Lotti Zwahlen, 24.2.1964
[314] REM an Peter Lehner, 26.2.1964
[315] REM an Peps/Lotti Zwahlen, ca. 20.3.1964
[316] REM an Peps/Lotti Zwahlen, 23.3.1964
[317] Mueller 1964
[318] Emmenthaler Blatt, 4.4.1964
[319] Einladung Kerzenkreis, 382. Abend (1.4.1964)
[320] Berner Zeitung, 18.2.1980
[321] Golowin 1969, 66
[322] Zulliger 1921
[323] Gotthelf 1911 ff., VIII, 318
[324] Langhans-Maync 1963
[325] Einladung Junkere 37, 8. Abend (8.4.1964)
[326] Bund, 12.4.1964
[327] Volmar 1969, 114 f.
[328] Volmar 1969, 115 + Langhans-Maync 1963, 61–86
[329] Erpf/Traber (Hrsg.) 1989, 323
[330] BSV Vorstandsprot. Nr. 205 (2.3.1964)
[331] BSV Vorstandsprot. Nr. 179 (20.2.1961)

[332] BSV Vorstandsprot. Nr. 207 (11.4.1964)
[333] BSV Vorstandsprot. Nr. 205, a. a. O.
[334] Bund, 26.7.1966
[335] Einladungen Kaminfeuer, 12.10.1963–14.3.1964. Betts ersetzte kurzfristig Hans Raaflaub, vgl. Bund, 13.1.1964
[336] Sergius Golowin, in: Graf (Hrsg.) 1973, [32]
[337] BSV Vorstandsprot. Nr. 205, a. a. O.
[338] BSV Beschlussprot. der Generalversammlung, 11.4.1964
[339] Erpf/Traber (Hrsg.) 1989, 323
[340] Sergius Golowin, mündlich, 7.4.1999
[341] Mitteilungsblatt 1 des Berner Schriftsteller-Vereins, August 1964, 3
[342] Kurt Marti, mündlich, 24.3. + 7.4.1999
[343] Einladung Kerzenkreis 383. Abend (15.4.1964)
[344] Bachmann 1997, 76
[345] Bachmann 1988, 13
[346] Bachmann 1988, 10
[347] Bachmann 1997, 126; hier irrtümlicherweise auf »Fronleichnam 1956« datiert, vgl. REM VA, 18.7.1957
[348] Bachmann 1988, 14
[349] KLG: Guido Bachmann, 1
[350] Bachmann 1997, 89–91
[351] Bachmann 1997, 75 f. + KLG: Guido Bachmann, 10 f.
[352] Bachmann 1997, 22 + 175
[353] Bachmann 1997, 42 + 175
[354] Bachmann 1997, 175
[355] Bachmann 1997, 76
[356] Bachmann 1997, 175
[357] Bachmann 1988, 32 f.
[358] Bachmann 1997, 20 f.
[359] Bachmann 1981[4], 7
[360] Bachmann 1997, 22
[361] Walter Zürcher, mündlich, 6.8.1992
[362] Meyer E. Y. 1977, 351
[363] Bachmann 1981[4], 8 + 236
[364] Berner Tagblatt, 18./19.4.1964
[365] Erpf/Traber (Hrsg.) 1989, 106
[366] Tages-Nachrichten, 21.4.1964
[367] Weltwoche, 14.12.1956, zitiert nach: Marti 1966, 15
[368] Frisch 1986, 2/171
[369] Walter 1988, 16
[370] Tages-Nachrichten, 21.4.1964
[371] Einladung Junkere 37, 11. Abend (6.5.1964)

[372] Tages-Nachrichten, 12.5.1964
[373] Einladung Junkere 37, 14. Abend (3.6.1964)
[374] Bund, 7.6.1964
[375] Gotthelf 1911 ff., XVII, 196
[376] Alfred Bangerter 1963, a. a. O., [10]
[377] Willi Meister, mündlich, 9.4.1999
[378] REM an Lotti Zwahlen, 19.4.1964
[379] Einladung Junkere 37, 10. Abend (22.4.1964) + Bund, 27.4.1964
[380] nach: die linie Nr. 5, Juni 1964, 8 f.
[381] Bund, 27.4.1964
[382] Einladung Junkere 37, 13. Abend (27.5.1964)
[383] Bund, 30.5.1964
[384] Sergius Golowin, mündlich, 12.4.1999
[385] Flurnamen nach: Leuenberger (Hrsg.) [1978?], 62+227
[386] Gotthelf 1911 ff., XVII, 196–224
[387] Marx/Engels 1990, IV/33
[388] Mueller 1968, 34
[389] Willi Meister, mündlich, 9.4.1999
[390] Mueller 1968, 38
[391] REM VA, 13.7.1964
[392] REM VA, 16.6.1964
[393] REM VA, 13.7.1964
[394] REM VA, 29.7.1964
[395] Willi Meister, mündlich, 9.4.1999
[396] REM VA, 6.8.1964
[397] REM VA, 14.8.1964
[398] Burri 2000, 39
[399] REM an Willi Meister, 11.8.1964
[400] Mueller EG, 894 f.
[401] REM VA, 26.8.1964
[402] REM VA, 30.8.1964
[403] REM VA, 29.6.1965
[404] REM VA, 10.8.1965
[405] Bund, 26.3.1963
[406] Ueli Niederer: 75 Jahre Schweizer Schriftsteller-Verband, in: SSV (Hrsg.) 1987, 88
[407] Bund, 17.9.1964
[408] NZZ, 14.9.1964
[409] NZZ, 22.9.1964
[410] 29. Junkere-Abend (27.11.1964), Tonbandaufzeichnung Zeno Zürcher
[411] Paul Eggenberg, in: Mitteilungsblatt 2 des Berner Schriftsteller-Vereins, April 1965
[412] Mueller 1964/2, 7 f.
[413] Bund, 17.9.1964

[1] REM an Friedrich Dürrenmatt, 24./25.12.1979
[2] Mueller EG 390 ff.
[3] REM an Ueli Baumgartner, ›x.2.1970‹
[4] Mueller EG, 351 f.
[5] REM FA, 5.1.1971
[6] REM FA, 2.11.1971
[7] REM an Ueli Baumgartner, 22.7.1970
[8] REM an Ueli Baumgartner, 5.8.1970
[9] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 22.8.1970
[10] REM an Friedrich Dürrenmatt, 3.9.1970
[11] REM an Ueli Baumgartner, 5.9.1970
[12] REM FA, 30.9.1970
[13] REM an Friedrich Dürrenmatt, 3.9.1970
[14] REM an Friedrich Dürrenmatt, 15.9.1970
[15] REM FA, 7./9.10.1970
[16] Erika Haldimann, mündlich, 30.6.1999
[17] REM FA, 15.3.1971
[18] Erika Haldimann, mündlich, 30.6.1999
[19] REM FA, 12.2.1971
[20] REM FA, 2.10.1971
[21] Einladung Junkere 37, 348. Abend (18.5.1971)
[22] Christen R. u. a. 1986, 143
[23] Niklaus von Steiger, mündlich, 29.6.1999
[24] Erika Haldimann, mündlich, 30.6.1999
[25] Mueller EG, 1054
[26] Mueller EG, 1062
[27] Mueller EG, 1063
[28] Mueller EG, 1066
[29] Mueller EG, 1069
[30] Mueller EG, 1092 f.
[31] Arsène Waldvogel, mündlich, 30.6.1999
[32] REM an Niklaus von Steiger, 30.8.1972
[33] Mueller EG, 1103+1108
[34] REM an Niklaus von Steiger, 30.8.1972
[35] REM FA, 26.10.1972
[36] REM FA, 18. + 27.12.1972
[37] Mueller EG, 1098
[38] Mittenzwei 1978, 250
[39] REM an Ueli Baumgartner, 19.1.1973

[40] Bund Nr. 123/1973
[41] REM FA, 14.6.1973
[42] REM an Peter Lehner, 21.6.1973
[43] Dieter Bührle, mündlich, 19.1.1993
[44] REM an Ueli Baumgartner, 17.9.1973
[45] REM an Ueli Baumgartner, 20.9.1973
[46] REM an Ueli Baumgartner, 8.–22.10.1973
[47] REM an Ueli Baumgartner, 23.10.1973
[48] REM an Ueli Baumgartner, 4.11.1973
[49] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 10.11.1973
[50] REM an Ueli Baumgartner, 14.11.1973
[51] Dieter Bührle, mündlich, 19.1.1993
[52] REM an Peter Lehner, 7.2.1974
[53] REM an Zeno Zürcher, 25.3.1974 + REM an Ueli Baumgartner, 28.3.1974
[54] Norbert Janowski, mündlich, 8.2.1997
[55] REM an Ueli Baumgartner, 21.2.1974
[56] REM an Ueli Baumgartner, 27.3.1974
[57] REM an Ueli Baumgartner, 3.5.1974
[58] Erika Haldimann, mündlich, 30.6.1999
[59] Arsène Waldvogel, mündlich, 30.6.1999
[60] REM an Ueli Baumgartner, 25.1.1971
[61] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 7.6.1971
[62] REM an Ueli Baumgartner, 2.6.1971
[63] REM an Martin Schwander, 25.1.1972
[64] Erika Haldimann, mündlich, 30.6.1999
[65] REM an Martin Schwander, 28.2.1972
[66] REM an Martin Schwander, 8.3.1972
[67] REM an Niklaus von Steiger, 30.8.1972
[68] Arsène Waldvogel, mündlich, 30.6.1999
[69] Erika Haldimann, mündlich, 30.6.1999
[70] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 19.1.1973
[71] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 22.11.1974
[72] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 6.6.1975
[73] REM an Niklaus von Steiger, 8.6.1971
[74] Niklaus von Steiger, mündlich, 29.6.1999
[75] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 29.6.1975
[76] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 22.8.1975
[77] Angiolina Termignone, mündlich, 10.2.1993
[78] REM VA, 27.10.1971
[79] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 1.2.1976
[80] Mueller 1976, 111

[81] Niklaus von Steiger, mündlich, 29.6.1999
[82] Weltwoche, 22.6.1977
[83] REM an Ueli Baumgartner, 11.10.1976
[84] REM an Ueli Baumgartner, 24.10.1976
[85] REM an René Simmen, 22.3.1979 + 2.2.1980
[86] REM an Friedrich Dürrenmatt, 24.12.1978
[87] REM an René Simmen, 23.3.1977
[88] Erziehungsdirektion des Kantons Bern an REM, 9.2.1979
[89] REM an Vreni Mathys, 25.1.1980
[90] REM an Vreni Mathys, 27.4.1980
[91] Arsène Waldvogel, mündlich, 30.6.1999

Die Gartenzwerge proben den Aufstand (1964–1966)

[1] Einladung Aarbergerbott 1964
[2] NZZ, 14.9.1964
[3] NZZ, 13.9.1964
[4] NZZ, 12.9.1964
[5] NZZ, 14.9.1964
[6] Bund, 15.9.1964
[7] Burri 2000, 84
[8] Paul Eggenberg, mündlich, 28.5.1993
[9] Burri 2000, 84 ff.
[10] hortulus 49+50/1961, 6
[11] Hans Rudolf Hilty, in: NOISMA 20+21/1988, 43 f.
[12] Roman Bucheli, in: NZZ, 19./20.3.1994
[13] Jost 1994, 91
[14] NZZ, a. a. O.
[15] H. R. Hilty: Plan einer Verlagsgründung, Neujahr 1965, Vervielfältigung
[16] H. R. Hilty: Nachdem ich bisher …, 1. November 1964, Vervielfältigung
[17] H. R. Hilty: Plan einer Verlagsgründung, a. a. O.
[18] H. R. Hilty: Nachdem ich bisher …, a. a. O.
[19] H. R. Hilty: Plan einer Verlagsgründung, a. a. O.
[20] NZZ, a. a. O.
[21] Kurt Marti, in: Zeitschrift 5/1994, 340
[22] Einladung Junkere 37, 21. Abend (16.9.1964)
[23] Einladung Junkere 37, 23. Abend (7.10.1964)
[24] Mueller 1964/2, 2 f.

[25] Mueller 1964/2, 4
[26] Mueller 1964/2, 5 f.
[27] Mueller 1964/2, 7
[28] Mueller 1964/2, 7+19
[29] Schweizerische Politische Korrespondenz, 17.9.1964
[30] Franz W. Beidler, in: NZZ, 22.9.1964
[31] Paul Eggenberg, in: Bund, 17.9.1964
[32] Sergius Golowin, in: Bund, 21.9.1964.
[33] Ruth Elisabeth Kobel, in: Bund, 29.9.1964.
[34] REM FA, 99, 13.10.1964
[35] REM an Zeno Zürcher, 9.11.1964
[36] Programm Berner Bücherwoche. Ausstellungen, Begegnungen, acht Abende Vorlesungen, 20.–23.10.1964
[37] Einladung Junkere 37, 24. Abend (21.10.1964) + Bund, 22.10.1964
[38] Einladung Junkere 37, 26. Abend (29.10.1964) + Bund, 1.11.1964
[39] Einladung Junkere 37, 25. Abend (24.10.1964) + Bund, 26.10.1964
[40] Bund, 26.10.1964
[41] Bund, 1.11.1964
[42] Hier und im Folgenden: Junkere 37, 25. Abend (Tonbandaufzeichnung Zeno Zürcher)
[43] Bund, 26.10.1964
[44] Bund, 1.11.1964
[45] Burgdorfer Tagblatt, 17.3.1964
[46] Burgdorfer Tagblatt, 30.1.1964
[47] Bund, 6.4.1947 (zitiert nach: Marti E. 1999, 216)
[48] Marti E. 1999, 81 ff.
[49] Burgdorfer Tagblatt, 20.4.1964
[50] Burgdorfer Tagblatt, 17.3.1964
[51] Eckert (Hrsg.) 1994, 8
[52] Sergius Golowin, in: Mitteilungsblatt des BSV, Nr. 1, August 1964, 6
[53] Kurt Marti, in: Mitteilungsblatt des BSV, Nr. 1, August 1964, 6 ff.
[54] Beat Jäggi, in: Mitteilungsblatt des BSV, Nr. 2, April 1965, 8 f.
[55] apero 2/1967, 8 f.
[56] Kurt Marti, mündlich, 26.4.1999
[57] Kasser 1963, 25 f.
[58] Junkere 37, 26. Abend (Tonbandaufzeichnung: Zeno Zürcher), Orthografie nach: Kasser 1963, 26 f.
[59] Gsteiger 1967, 181
[60] Manfred Gsteiger an fl., 21.8.1998
[61] Gsteiger 1967, 117
[62] Gsteiger 1967, 113
[63] Gsteiger 1967, 114 f.

[64] Tages-Nachrichten, 21.4.1964
[65] Gsteiger 1967, 115f
[66] Gsteiger 1967, 115
[67] Manfred Gsteiger, mündlich, 14.8.1998
[68] Manfred Gsteiger, in: Die Linie, Nr. 6, September 1964
[69] Manfred Gsteiger, in: La gazette littéraire/Gazette de Lausanne, 7./8.11.1964
[70] Manfred Gsteiger, in: Le jura libre, 11.11.1964
[71] Zitiert nach: Manfred Gsteiger: Von den Schwierigkeiten, Berner zu sein, Typoskript, undatiert
[72] Bund, 11.11.1964
[73] Bund, 17.11.1964
[74] Bund, 19.11.1964
[75] Manfred Gsteiger, mündlich, 14.8.1998
[76] Walter Matthias Diggelmann, in: Zürcher Woche, 16.10.1964
[77] Tages-Nachrichten, 5.11.1964
[78] Bernhard Wenger, in: Diggelmann 1982², 312
[79] Diggelmann 1982², 285 f.
[80] Bernhard Wenger, in: Diggelmann 1982², 311
[81] Tages-Nachrichten, 5.11.1964
[82] Bund, 30.11.1964
[83] Im Folgenden: Junkere-Abend, 29. Abend (Tonbandaufzeichnung Zeno Zürcher)
[84] Mühlethaler 1989, 233
[85] Einladung Kerzenkreis, 402. Abend (16.12.1964)
[86] Burkart 1964, 38
[87] Einladung Kerzenkreis, 396. Abend (3.11.1964)
[88] Einladungen 371., 390., 397. + 403. Abend (18.10.1963; 17.6., 4.11. + 17.12.1964)
[89] Burkart 1964, 48
[90] Burkart 1964, 68 + 47
[91] Burkart 1964, 58
[92] Burkart 1964, 8
[93] Bund, 2.2.1959
[94] Einladung Junkere 37, 95. Abend (16.8.1966)
[95] Burkart 1964, 26
[96] Graf (Hrsg.) 1973, [41]
[97] Ammann/Szeemann 1970, 190
[98] die linie, 6/1964, 18 f.
[99] Robert Senn, in: Graf (Hrsg.) 1973, [37]
[100] die linie, a. a. O., 18
[101] Robert Senn, in: Graf (Hrsg.) 1973, [37]
[102] Eichenberger [1970], 46
[103] Bernhard Stirnemann, in: Graf (Hrsg.) 1973, [38]

[104] Dickerhof/Giger (Hrsg.) 1976, 165 (hier auch das Zitat aus Berner Tagblatt, 2.12.1964)
[105] Bund, 29.12.1964
[106] Bund, 31.12.1964
[107] Hohler 1992, 65 + Lerch 1995, 179
[108] Susi Leonhard Aeberhard, mündlich, 21.5.1999
[109] zitiert nach: Einladung Junkere 37, 33. Abend (22.1.1965)
[110] Golowin 1964, 132
[111] Golowin 1964, 10
[112] Golowin 1964, 108 f.
[113] Golowin 1964, 130
[114] Golowin 1964, 94+70
[115] Golowin 1964, 103
[116] Bund, 25.1.1965; Berner Tagblatt, 31.1.1964
[117] KLG, Gerhard Meier, 1
[118] Meier 1973, 2
[119] Meier 1964
[120] Kerzenkreis, 393. Abend (9.10.1964)
[121] 13.10.1960 (Théâtre arlequin); 16.1.1960 (Kerzenkreis); 10.12.1961 (Podium); 24.11.1962 (Podium)
[122] Bund, 18.3.1965
[123] Meier 1973, 31
[124] Lehner 1972, 24
[125] BSV Vorstandsprot. Nr. 205 (2.3.1964)
[126] Sergius Golowin, mündlich, 7.4.1999
[127] Ernst Eggimann, mündlich, 14.9.1998
[128] Heidi Lehner, mündlich, 17.8.1998
[129] neutralität 10/65, 17
[130] Einladung Junkere 37, 40. Abend (2.4.1965)
[131] Tages-Nachrichten, 5.4.1965
[132] GEV, Art. 6/2
[133] zitiert nach: Zeno Zürcher, in: neutralität 7/68
[134] Protokolle des Grossen Rates des Kantons Bern 1965, 112
[135] Protokolle a. a. O., 119
[136] GEV, Art. 8, 10, 11, 21 f., 24
[137] Loosli 1939
[138] REM VA, 7.4.1965
[139] REM an Lotti Zwahlen, 6.12.1964
[140] REM VA, 8.1.1965
[141] REM VA, 6.3.1965
[142] Hier und im Folgenden: REM VA, 7.4.1965

[143] Clou 56/1963
[144] Bund, 22.10.1964
[145] Einladung Kerzenkreis, 407. Abend (18.3.1965)
[146] Junkere 37, 39. Abend (19.3.1965) + 41. Abend (9.4.1965)
[147] Einladung Junkere 37, 39. Abend (19.3.1965)
[148] Golowin 1964, 7
[149] Golowin 1964, 7
[150] Hollstein 1970, 24
[151] Einladung Junkere 37, 42. Abend (25.4.1965)
[152] Mitteilungsblatt des BSV, Nr. 2, April 1965
[153] Paul Eggenberg, mündlich, 28.5.1993
[154] Bund, 3.5.1965
[155] Schweizerische Politische Korrespondenz, 4.5.1965
[156] Paul Eggenberg, mündlich, 28.5.1993
[157] Erpf/Traber (Hrsg.) 1989, 323
[158] Eggimann 1968, 19
[159] Junkere 37, Staatsschutzfiche Junkere 37
[160] Schmid 1976, 17 f. + Diggelmann 1982², 171 ff. + 212 ff.
[161] Konrad Farner an Franz Keller, 13.12.1956, zitiert nach: drehpunkt 25/1974
[162] Farner 1961
[163] Farner 1965
[164] Farner 1965, 5
[165] Farner 1965, 7
[166] Farner 1965, 10 f.
[167] Farner 1965, 9
[168] Farner 1965, 8
[169] Farner 1965, 13
[170] Lerch 1996, 271 + 279
[171] Walter Zürcher, mündlich, 21.8.1992
[172] Einladung Junkere 37, 48./49. Abend (4./5.6.1965)
[173] Junkere 37, 48. Abend (Tonbandaufzeichnung: Zeno Zürcher)
[174] Hier und im Folgenden zitiert nach: Mueller 1968
[175] Zeno Zürcher, mündlich, 18.5.1999
[176] REM VA, 31.5.1965 + REM FA, 8.6.1965
[177] REM an Waldvogel, 10.6.1965
[178] Margot [?] an REM, 10.9.1965
[179] REM an Zeno Zürcher, 14.9.1965
[180] REM FA, 26.10.1965
[181] Einladung Junkere 37, 48./49. Abend (5.6.1965)
[182] Hier und im Folgenden: Junkere 37, 49. Abend, (5.6.1965, Tonbandaufnahme Zeno Zürcher)

[183] Gesetz über Erziehungs- und Versorgungsmassnahmen (GEV), Art. 70
[184] Einladung Junkere 37, 51. Abend (25.6.1965)
[185] Sablonier u.a. 1998, 31
[186] Seeländer Volks-Zeitung 73/1965
[187] zitiert nach Einladung Junkere 37, 58. Abend (24.9.1965)
[188] Einladung Junkere 37, 58. Abend a. a. O.
[189] Einladung Junkere 37, 59. Abend (1.10.1965)
[190] Arsène Waldvogel, mündlich, 12.11.1992 + 19.5.1999
[191] Walter Zürcher, mündlich, 19.10.1992 + 19.5.1999
[192] Blick, 15.8.1963 ff.
[193] neutralität 10/1965, 17
[194] Frisch 1986, 374
[195] Berner Tagblatt, 9.9.1965
[196] Honegger 1981, 116
[197] Lehner 1967, 8
[198] Junkere 37, 48. Abend (4.6.1965, Zeno Zürcher: Tonbandaufzeichnung)
[199] Botschaft des Grossen Rates zum Gesetz über Erziehungs- und Versorgungsmassnahmen (GEV), 1965, 23
[200] Tages-Nachrichten, 27.4.1968, zitiert nach: neutralität 7/68, 23
[201] Einladung Kerzenkreis, 417. Abend (12.10.1965)
[202] Einladung Kerzenkreis, 420. Abend (12.11.1965)
[203] Steiner 1965, 13
[204] Berner Tagblatt, 13.10.1965
[205] KLG, Jörg Steiner, 6 – Steiner 1966
[206] Jörg Steiner, mündlich, 7.9.1998
[207] Otto F. Walter, in: Hoven (Hrsg.) 1984, 21 f.
[208] Bichsel 1964
[209] Marcel Reich-Ranicki, in: Hoven (Hrsg.) 1984, 14
[210] Kurt Marti, in: Steiner 1965, 45 ff.
[211] Otto F. Walter, in: Hoven (Hrsg.) 1984, 10
[212] Einladung Junkere 37, 61. Abend (22.10.1965)
[213] Bund 413/1965
[214] neutralität, 10/1965, 17
[215] Mueller 1968, 10 f.
[216] Einladung Junkere 37, 40. Abend (2.4.1965)
[217] neutralität, 10/1965, 17
[218] Schweizer Fernsehen: Tatsachen und Meinungen, 8.11.1965
[219] Blick, 28.10.1965
[220] Zeno Zürcher, in: Volksrecht, 13.12.1965
[221] Blick, 28.10.1965
[222] Der Spiegel 47/1965

[223] Volksrecht, 15.11.1965
[224] Berner Tagwacht, 16.2.1966
[225] Bund, 16.2.1966
[226] Walter Matthias Diggelmann: Staatsschutzfiche
[227] Hier und im Folgenden: Bernhard Wenger, in: Diggelmann 1982², 320 ff.
[228] Klara Obermüller, in: Diggelmann 1992, 292
[229] Einladung Kerzenkreis, 384. Abend (22.4.1964)
[230] Neue Berner Zeitung (Sonntagsillustrierte/Theater Sondernummer), 4./5.9.1965
[231] neutralität, 11/1965,1 ff.
[232] Martin Dahinden, in: ders. (Hrsg.) 1988, 362 ff.
[233] Dahinden 1988, 362
[234] Peter Sager, in: Der klare Blick, 22.3.1967
[235] vgl. Frischknecht u. a., 1979
[236] Einladung Junkere 37, 71. Abend (28.1.1966)
[237] Einladung Junkere 37, 79. Abend (25.3.1966)
[238] National-Zeitung, 11.8.1966
[239] Golowin 1969, 97
[240] Einladung Junkere 37, 72. Abend (4.2.1966)
[241] Golowin 1969, 64
[242] Bund, 15.2.1997
[243] Meyer E. Y. 1977, 424
[244] Golowin 1969, 68
[245] Golowin 1980², 137
[246] Golowin 1969, 63
[247] Golowin 1969, 72 + Bund, 15.2.1997
[248] Golowin 1969, 84
[249] Golowin 1969, 93
[250] Bund 6/1966
[251] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 15.2.1966
[252] Hier und im Folgenden: REM an Friedrich Dürrenmatt, Nov. 1965
[253] REM an Hanni und Arsène Waldvogel, 3.1.1966
[254] REM an Ueli Baumgartner, 3.1.1966
[255] REM EG, 380
[256] REM VA, 6.4.1966
[257] REM VA, 25.4.1966
[258] REM FA ML, 28.11.1938
[259] REM FA ML, 27.1.1966
[260] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 15.2.1966
[261] REM an Peter Lehner, 30.7.1966
[262] REM an Peter Lehner, 11.3.1966
[263] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 20.3.1966

[264] Mueller 1986, 13
[265] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 12.5.1966
[266] REM an Peter Lehner, 30.7.1966
[267] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 19. + 22.5.1966
[268] Sergius Golowin, mündlich, 14.7.1999
[269] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 6.5. (= 6.) 1966
[270] REM EG, 898
[271] REM an Erika Haldimann, 7.10.1970, in: Mueller EG, 252
[272] Mueller SStr 15
[273] Mueller 1968, Klappentext
[274] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 6.5. [= 6.] 1966
[275] Bund, 24.2.1966
[276] Fritz Marbach, nach: Schmid 1976, 267
[277] Jaeggi 1968
[278] Jaeggi 1968, Klappentext
[279] Bund, 24.2.1966
[280] Urs Jaeggi u. a. 1966, 5
[281] Urs Jaeggi u. a. 1966, 6
[282] Urs Jaeggi u. a. 1966, 113
[283] Urs Jaeggi u. a. 1966, 116
[284] Urs Jaeggi u. a. 1966, 117
[285] Urs Jaeggi u. a. 1966, 116
[286] Erklärung zum Krieg in Vietnam, Typoskript, undatiert (ca. 15.3.1966; vgl. Bund, 16.3.1966)
[287] Kurt Marti, mündlich, 20.10.1992
[288] Erklärung zum Krieg in Vietnam, a. a. O.
[289] Urs Jaeggi, mündlich, 2.6.1999
[290] Schmid 1976, 267 f.
[291] Schmid 1976, 122
[292] Urs Jaeggi, mündlich, 2.6.1999
[293] Urs Jaeggi, in: neutralität, 13/66
[294] Urs Jaeggi, mündlich, 2.6.1999
[295] Max Frisch, in: neutralität 10/1965, 15 f. + Weltwoche, 11.3.1966
[296] Otto F. Walter, in: neutralität 12/1966 + Weltwoche, 11.3.1966
[297] Dahinden (Hrsg.) 1988, 369
[298] Peter Bichsel, in: Weltwoche, 1.4.1966
[299] Walter Matthias Diggelmann, in: Weltwoche, 22.4.1966
[300] Adolf Muschg, in: Weltwoche, 22.4.1966
[301] Max Frisch 1986/4, 268
[302] Jörg Steiner, mündlich, 7.9.1998
[303] Einladung Junkere 37, 77. Abend (11.3.1966)

[304] Staatsschutzfiche Junkere 37
[305] Farner/Marti 1972, [4]
[306] Konrad Farner, in: Sozialismus, März/April 1954
[307] Farner 1960
[308] Farner 1960, 18 f.
[309] Konrad Farner, in: Sozialismus, März/April 1954, 14
[310] Junkere 37, 77. Abend (11.3.1966, Tonbandaufzeichnung Zeno Zürcher)
[311] Farner/Marti 1972, 9
[312] Farner/Marti 1972, 9 + 22
[313] Farner/Marti 1972, 10 f.
[314] Farner/Marti 1972, 13 f.
[315] Farner/Marti 1972, 14 f.
[316] Berner Tagblatt, 14.3.1966
[317] [Erwin Heimann:] Tätigkeitsbericht des BSV [1965]
[318] Berner Tagblatt, 28.3.1966
[319] Neue Berner Zeitung, 29.3.1966
[320] Berner Tagwacht, 28.3.1966
[321] Bund, 28.3.1966
[322] Sonntags-Illustrierte der Neuen Berner Zeitung, 7./8. Mai 1966
[323] Vorwärts 17/66 (28.4.1966)
[324] Vorwärts 19/66 (12.5.1966)
[325] Vorwärts 24/66 (16.6.1966)
[326] Vorwärts 17/66 (28.4.1966)
[327] Vorwärts 19/66 (12.5.1966)
[328] Vorwärts 24/66 (16.6.1966)
[329] Vorwärts 25/66 (23.6.1966)
[330] Vorwärts 19/66 (12.5.1966)
[331] Vorwärts 19/66 (12.5.1966)
[332] Vorwärts 21/66 (26.5.1966)
[333] Vorwärts 21/66 (26.5.1966)
[334] Vorwärts 17/66 (28.4.1966)
[335] Vorwärts 24/66 (16.6.1966)
[336] Einladung Kerzenkreis, 425. Abend (16.5.1966) + KLG: Walter Vogt, 1
[337] Einladung Kerzenkreis, 415. Abend (14.9.1965)
[338] Berner Tagblatt, 14.9.1965
[339] Vogt 1991 ff., 62
[340] Elsbeth Pulver, in: Vogt 1991 ff./1, 434 f.
[341] Elsbeth Pulver, in: Vogt 1991 ff./1, 426
[342] Bund, 19.5.1966
[343] Schweizerische Ärztezeitung 43/66
[344] Bund, 10./11.12.1966

[345] Schweizerische Ärztezeitung 50/66
[346] Berner Tagblatt, 10./11.12.1966
[347] Reformatio 2/1967
[348] nach: Elsbeth Pulver, in: Vogt 1991 ff./1, 429 f.
[349] Kurt Marti, mündlich, 17.6.1999
[350] nach: Elsbeth Pulver, in: Vogt 1991 ff./1, 430
[351] Marti 1966, 7
[352] Einladung Kerzenkreis, 412. Abend (12.5.1965)
[353] Marti 1966, 11 ff.
[354] Marti 1966, 25 ff.
[355] Marti 1966, 15 f.
[356] Marti 1966, 28 ff. + 59
[357] Frisch 1986/3, 293
[358] Marti 1966, 52 f.
[359] Marti 1966, 55
[360] Marti 1966, 58 + 60
[361] Marti 1966, 67
[362] Marti 1966, 81
[363] Marti 1966, 83
[364] Einladung Junkere 37, 85. Abend (20.5.1966)
[365] vgl. Dürrenmatt 1991/2, [813]
[366] Blick, 20.1.1966
[367] Protokoll des Grossen Rates, 16.2.1966, 209
[368] nach: Berner Tagwacht, 24.5.1966
[369] Einladung Junkere 37, 68. Abend (10.12.1965)
[370] Blick, 23.2.1966
[371] Berner Tagwacht, 18.5.1966
[372] National-Zeitung, 18.10.1967
[373] National-Zeitung, 5.11.1967
[374] Berner Tagwacht, 24.5.1966
[375] National-Zeitung, 24.9.1967
[376] Berner Tagwacht, 24.5.1966
[377] Ueli Baumgartner, mündlich, 4.6.1999
[378] Peter von Gunten, mündlich, 3.9.1999
[379] Graf (Hrsg.) 1973, [27]
[380] Bitzos (Hrsg.) 1966
[381] Einladung Junkere 37, 98. Abend (9.9.1966)
[382] Peter von Gunten, mündlich, 3.9.1999
[383] Anastasia Bitzos, in: Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1987, 27
[384] Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1987, 28
[385] Bund, 14.10.1963

[386] Bund, 28./29.5.1966
[387] Bremer 1983, 46
[388] Bitzos (Hrsg.) 1966
[389] Bremer 1983, 44
[390] Eugen Gomringer, in: Schnauber (Hrsg.) 1989, 65
[391] Marti 1966, 59 f.
[392] Bremer 1983, 45
[393] Bitzos (Hrsg.) 1968
[394] Bremer 1983, 66 f.
[395] Glasmeier 1987, 15
[396] siehe Bremer 1984 + Bremer 1994
[397] Anastasia Bitzos an fl., 16.10 + 23.11.1999
[398] Einladung Junkere 37, 88. Abend (10.6.1966)
[399] Einladung Junkere 37, 92. Abend (1.7.1966)
[400] Zeno Zürcher, mündlich, 29.5.1992
[401] Siegfried 1964
[402] Einladung Junkere 37, 51. Abend (25.6.1965)
[403] Sergius Golowin, in: focus 12/1970
[404] hierzu: Bundesamt für Kulturpflege (Hrsg.) 1988
[405] Golowin 1975, 75
[406] Neuenschwander 1962, [49] + [54]
[407] Ueli Baumgartner: [die unbehausten…], Manuskript
[408] Gwerder 1998, [193]
[409] Golowin 1975, 75
[410] Hier und im Folgenden: Theo Krummenacher, in: neutralität 14/1966
[411] Blick, 26.6.1963
[412] Seeländer Volkszeitung, 5.8.1966
[413] nach: Theo Krummenacher, in: neutralität 14/1966
[414] Blick, 15.6.1966
[415] National-Zeitung, 26.8.1966
[416] Theo Krummenacher, in: neutralität 14/1966
[417] Blick, 15.6.1966
[418] Theo Krummenacher, in: neutralität 14/1966
[419] Blick, 15.6.1966
[420] Theo Krummenacher, in: neutralität 14/1966
[421] Theo Krummenacher, in: neutralität 14/1966
[422] Schmid 1976, 337
[423] Berner Tagblatt, 6.7.1966
[424] Schmid 1976, 337
[425] National-Zeitung, 1.7.1966
[426] Zürcher Woche, 1.7.1966

[427] Mario Cortesi, mündlich, 12.8.1992
[428] Bund, 22.5.1993
[429] NZZ, 5.7.1966
[430] National-Zeitung, 8.7.1966
[431] Junkere 37, 96. Abend (31.8.1966, Tonbandaufnahme: Zeno Zürcher)
[432] Tages-Nachrichten, 5.7.1966
[433] National-Zeitung, 5.7.1966 + Schmid 1976, 338
[434] Berner Tagblatt, 5.7.1966
[435] Junkere 37, 96. Abend (31.8.1966). – Auf der Tobandaufnahme von Zeno Zürcher ist unter anderem jene andere zu hören, die Mario Cortesi von den Reden Steiners und Brodmanns in Ins gemacht hat.
[436] National-Zeitung, 5.7. + 7.7.1966
[437] Zürcher Woche, 8.7.1966
[438] National-Zeitung, 7.8.1966
[439] National-Zeitung, 5.7.1966
[440] Bund, 8.7.1966
[441] Zürcher Woche, 8.7.1966
[442] Schmid 1976, 338
[443] National-Zeitung, 12.7.1966
[444] Emmenthaler Zeitung, zitiert nach: National-Zeitung, 7.8.1966
[445] National-Zeitung, 7.8.1966
[446] Schmid 1976, 338
[447] Junkere 37, 94. Abend (1.8.1966) (ohne schriftliche Einladung)
[448] neutralität 14/1966
[449] Einladung Junkere 37, 96. Abend (31.8.1966)
[450] Junkere 37, Staatsschutzfiche
[451] Zeno Zürcher an den Gemeindepräsidenten von Ins, 24.8.1966
[452] Junkere 37, 96. Abend (31.8.1966 Tonbandaufnahme Zeno Zürcher; grafische Darstellung von Lehners Gedicht: fl.)
[453] National-Zeitung, 19.11.1967
[454] Heinz Däpp, mündlich, 1.9.1992
[455] Ueli Baumgartner, mündlich, 7.6.1999
[456] Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1962, [9]
[457] Einladung Literarische Stunde am Kaminfeuer, 14.2.1959
[458] Berner Tagblatt, 18.2.1959
[459] Ueli Baumgartner, mündlich, 7.6.1999
[460] Brückenbauer, 20.1.1967
[461] Weltwoche, 10.6.1966; zitiert nach: Sonntags-Illustrierte der Neuen Berner Zeitung, 3./4.9.1966
[462] National-Zeitung, 2.8.1966; zitiert nach: Sonntags-Illustrierte a. a. O.
[463] National-Zeitung, 11.8.1966

[464] Einladung Junkere 37, 100. Abend (23.9.1966)
[465] SINWEL 1/58
[466] Sonntags-Illustrierte der Neuen Berner Zeitung, 3./4.9.1966
[467] Ueli Baumgartner: Der unaufhaltsame Abstieg…, Manuskript
[468] Einladung Junkere 37, 100. Abend (23.9.1966)
[469] Vorwärts, 13. 4.1967
[470] Ueli Baumgartner: die unbehausten (Manuskript)
[471] Berner Zeitung, 13.5.2000
[472] Gwerder 1998, [166 f.] + Urban Gwerder, mündlich, 21.1.1993
[473] zürcher student, Dezember 1966
[474] Gwerder 1998, (162]
[475] Hier und im Folgenden: Gwerder 1998, (153] ff.
[476] beide Zeitungen zitiert nach: Gwerder 1998, (162] f.
[477] sämtliche Zitate aus Poëtenz-Verse aus: Gwerder 1998, (170] ff.
[478] Gwerder 1998, [167]
[479] Gästebuch 2 der Junkere 37. Eintrag zum 67. Abend (3.12.1965)
[480] Walter Zürcher, mündlich, 21.9.1992
[481] Einladung Kerzenkreis, 422. Abend (12.12.1965)
[482] Tagwacht, 6.6.1969
[483] Einladung Junkere 37, 93. Abend (8.7.1966)
[484] Einladung Junkere 37, 108. Abend (11.11.1966)
[485] Zeitdienst, 21.10.1966
[486] Tages-Nachrichten, 5.10.1966
[487] Golowin 1979, 68
[488] Urs Jaeggi, mündlich, 2.6.1999
[489] Zeitdienst, 21.10.1966
[490] Golowin 1975, 91
[491] Wiggershaus 1988, 715
[492] Burgdorfer Tagblatt, 3.11.1966
[493] Einladung Junkere 37, 89. Abend (17.6.1966) + 2. Gästebuch Junkere 37, 89. Abend
[494] Martin Schwander, mündlich, 14.12.1992
[495] 1. Gästebuch Junkere 37, 51. Abend (25.6.1965)
[496] Staatsschutzfiche Martin Schwander
[497] Martin Schwander, mündlich, 14.12.1992
[498] Gästebuch Gruppe 67, 12.11.1967
[499] REM an Ueli Baumgartner, 24.6.1966
[500] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 22.–28.11.1966
[501] REM an Walter M. Diggelmann, 4.9.1966
[502] Zürcher Woche, 20.1.1967
[503] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 27.10.1966
[504] REM an Ueli Baumgartner, 34.6.1966

[505] REM an Peter Lehner, 30.7.1966
[506] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 27.10.1966
[507] REM an Walter M. Diggelmann, 4.9.1966
[508] REM an Ueli Baumgartner, 18.9.1966
[509] REM: An die »Junkere 37«, 20.8.1966 (Typoskript)
[510] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 27.10.1966
[511] Mueller EG, 875 f.
[512] z. B. REM an Zeno Zürcher, 25.6.1966
[513] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 14.8.1966
[514] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 22.7.1966
[515] REM an Zeno Zürcher, 10.8.1966
[516] REM an Ueli Baumgartner, 8.8.1966
[517] REM an Ueli Baumgartner, 18.9.1966
[518] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 27.10.1966
[519] REM an Zeno Zürcher, »An ca. fast letztem Nov. 66«
[520] Blick, 28.11.1966
[521] Tagwacht, 28.11.1966
[522] Bund, 28.11.1966
[523] SUB/GKEW (Hrsg.) 1976, 22
[524] Bund, 28.11.1966
[525] SUB/GKEW (Hrsg.) 1976, 20
[526] Statuten des Forum politicum, 18.11.1966 (Typoskript)
[527] Zürcher Woche, 2.12.1966
[528] Tagwacht, 28.11.1966
[529] Bund, 28.11.1966
[530] Blick, 28.11.1966
[531] Zürcher Woche, 2.12.1966
[532] Blick, 28.11.1966
[533] Zürcher Woche, 9.12.1966
[534] National-Zeitung, 10.2.1967
[535] Zürcher Woche, 9.12.1966
[536] Bund, 17./18.12.1966
[537] Zürcher Woche, 9.12.1966
[538] Einladung Junkere 37, 110. Abend (25.11.1966)
[539] Berner Tagwacht, 30.11.1966
[540] ab Einladung Kerzenkreis 391. Abend (14.9.1964)
[541] ab Einladung Kerzenkreis 423. Abend (13.3.1966)
[542] Zur Geschichte des Kerzenkreises bis 1961 siehe ausführlich: Lerch 1996
[543] Walter Zürcher, in: (Hrsg.) 1973, [15]–[21]
[544] Bund, 17./18.12.1966
[545] Emil Staiger, in: Höllerer (Hrsg.) 1967, 90ff

[1] Mueller EG, 1021
[2] REM VA, 16.5.1951
[3] REM FA ML, 28.5.1951
[4] REM FA, 15.9.1954
[5] REM FA, 24.10.1950
[6] REM FA, 6.9.1950
[7] REM FA, 24.10.1950
[8] REM FA, 20.10.1950
[9] REM FA, 31.10.1950
[10] REM FA, 1.11.1950
[11] REM VA, 16.5.1951
[12] REM VA, 15.5.1951
[13] REM FA, 2.9.1949
[14] REM VA, 1.6.1951
[15] REM FA, 25.5.1951
[16] Ueli Baumgartner, mündlich, 2.12.1992
[17] REM FA, 19.2.1953
[18] REM FA, 15.9.1954
[19] REM FA, 18.7.1953
[20] REM VA, 18.5.1954
[21] REM FA, 15.9.1954
[22] REM VA, 5.4.1955
[23] REM FA, 3.5.1955
[24] REM FA, 1.7.1955
[25] REM FA, 25.9.1955 + 27.9.1955
[26] Hier und im Folgenden: REM FA, 22.8.1956
[27] REM VA, 18.7.1957
[28] Bachmann 1997, 126 ff.
[29] Guido Bachmann, mündlich, 4.2.1993
[30] Bachmann 1997, 126 ff. + Bachmann 2000, 15 f. + 89 f.
[31] Guido Bachmann, mündlich, 4.2.1993 + Bachmann 2000, 15 ff.
[32] REM FA, 22.8.1956
[33] Hier und im Folgenden: REM VA, 18.7.1957
[34] REM VA, 24.9.1956
[35] REM FA ML, 5.9.1946
[36] REM FA ML, 18.8.1947
[37] REM FA ML, 27.7.1955
[38] Heinrich Krebs, mündlich, 7.2.1997
[39] Fritz Guggisberg, mündlich, 8.2.1997

[40] REM FA ML, 26.11.1956
[41] REM VA, 31.10.1956
[42] REM VA, 6.11.1956
[43] REM FA, 14.11.1956
[44] Berner Tagblatt, 7.11.1956 + SUB/GKEW (Hrsg.) 1976, 12
[45] REM FA, 14.11.1956
[46] Mueller 1960, 96 f.
[47] REM VA, 18.11.1957
[48] REM VA, 2.12.1956
[49] REM VA, 21.1.1957
[50] REM VA, 17.5.1957
[51] REM VA, 9.9.1957
[52] REM VA, 6.11.1957
[53] FEM FA, 24.10.1957
[54] Rapport der Sikripo der Stadt Bern an die Bundesanwaltschaft, 21.12.1957
[55] Bachmann 1997, 149 f.
[56] REM FA, 24.2.1959
[57] REM FA, 7.1.1959

Unruhige Zeiten im Bernbiet (1967/1968)

[1] REM an Friedrich Dürrenmatt, 10.5.1967
[2] REM an Zeno Zürcher, »An ca. fast letztem Nov. 66«
[3] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 27.12.1966
[4] Zürcher Woche, 20.1.1967
[5] Burgdorfer Tagblatt, 10.1.1967
[6] Burgdorfer Tagblatt, 16.1.1967
[7] REM an Friedrich Dürrenmatt, 10.5.1967
[8] Hier und im Folgenden: Mueller 1967
[9] REM an Friedrich Dürrenmatt, 10.5.1967
[10] Zürcher Woche, 20.1.1967
[11] Martin Schwander, mündlich, 14.12.1992
[12] Burgdorfer Tagblatt, 17.1.1967
[13] Sergius Golowin, mündlich, 7.4.1999
[14] Gästebuch Gruppe 67
[15] REM an Hanni Waldvogel, 15.1.1967
[16] Weltwoche, 24.12.1966
[17] NZZ, 20.12.1966

[18] Weltwoche, 24.12.1966
[19] NZZ, 6.1.1967
[20] NZZ, 24.12.1966
[21] René Bortolami, in: Wollenberger 1992, 7
[22] Frisch 1986/6, 54 f.
[23] Weltwoche, 24.12.1966
[24] Tages-Anzeiger, 21.12.1966
[25] Reformatio 3/67, 230
[26] siehe Höllerer (Hrsg.) 1967 + Höllerer (Hrsg.) 1968
[27] Zeitdienst, 18.2.1967
[28] Schütt 1996, 57
[29] Schütt 1996, 63
[30] Schütt 1996, 67
[31] Schütt 1996, 68
[32] Zingg (Hrsg.) 1998, 95
[33] Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.1.1967
[34] Reformatio März 1967, 230 ff.
[35] Zingg (Hrsg.) 1998, 186 f.
[36] Junkere 37, 117. Abend (13.1.1967). Einladung fehlt, siehe Anzeiger der Stadt Bern, 12.1.1967
[37] Golowin 1969/2, 63
[38] Lerch 1996, 120 + 224
[39] Simmen (Hrsg.) 1965
[40] Golowin 1969/2, 86
[41] Einladung Junkere 37, 170. Abend (16.2.1968)
[42] Sergius Golowin, in Simmen (Hrsg.) 1965, 135
[43] Golowin 1969/2, 85 + 88
[44] Sergius Golowin, in: Simmen (Hrsg.) 1965, 129
[45] Sergius Golowin, in: Simmen (Hrsg.) 1965, 130
[46] Golowin 1969/2, 83
[47] Lerch 1996, 148
[48] Golowin 1969/2, 85
[49] Golowin 1969/2, 122
[50] Einladung Junkere 37, 159. Abend (17.11.1967)
[51] Martin Schwander, mündlich, 8.7.1999
[52] Burgdorfer Tagblatt, 17.1.1967
[53] Gästebuch Gruppe 67
[54] Burgdorfer Tagblatt, zitiert nach Gästebuch Gruppe 67
[55] Burgdorfer Tagblatt, 10.2.1967
[56] Burgdorfer Tagblatt, 24.5.1967
[57] Burgdorfer Tagblatt, 10.2.1967

[58] Burgdorfer Tagblatt, 10.2.1967
[59] Berner Tagblatt, 11.2.1967
[60] Emmanuel Leidig an Martin Schwander, 24.1.1967
[61] Burgdorfer Tagblatt, 10.2.1967
[62] Emmanuel Leidig an Paul Schwander, 31.1.1967
[63] Berner Tagblatt, 11.2.1967
[64] Zeitdienst, 18.2.1967
[65] Volksrecht, 13.2.1967
[66] Burgdorfer Tagblatt, 10.2.1967
[67] Martin Schwander, mündlich, 14.12.1992 + Zeitdienst, 25.2.1967
[68] Burgdorfer Tagblatt, 17.2.1967
[69] Burgdorfer Tagblatt, 24.5.1967
[70] Schmid 1976, 329 + 369
[71] Junkere 37, 119. Abend (27.1.1967) (Einladung fehlt, Inserat und Datum nach Gästebuch 2)
[72] Junkere 37, Gästebuch 2
[73] Junkere 37, Fiche
[74] Junkere 37, 117. Abend (27.1.1967), Tonbandaufzeichnung: Zeno Zürcher
[75] Schmid 1976, 273 + 369
[76] Zürcher Woche, 13.5.1966
[77] Schmid 1976, 369
[78] Marcel Schwander, in: WoZ 20/95
[79] Tages-Anzeiger, 16.2.1967
[80] Burgdorfer Tagblatt, 10.2.1967
[81] Berner Tagblatt, 11.2.1967
[82] Berner Tagblatt, 4./5.3.1967
[83] Zeitdienst, 18.2.1967
[84] National-Zeitung, 12.2.1967
[85] Burgdorfer Tagblatt, 17.2.1967
[86] Max Frisch an Martin Schwander, 12.2.1967
[87] Volksrecht, 13.2.1967
[88] Zürcher Woche, 17.2.1967
[89] Susy Langhans-Maync an Martin Schwander, 2.3.1967
[90] Burgdorfer Tagblatt, 14.2.1967
[91] Burgdorfer Tagblatt, 17.2.1967
[92] Emmanuel Leidig an Paul Schwander, 16.2.1967
[93] Einladung Junkere 37, 110. Abend (25.11.1966)
[94] Jugendanwaltschaft Emmental-Oberaargau. Mitteilung, 17.2.1967 (Typoskript)
[95] Tagblatt des Grossen Rates 1967, 180
[96] Tagblatt des Grossen Rates 1967, 176 f.
[97] Emmenthaler Blatt, 18.2.1967

[98] Zürcher Woche, 10.3.1967
[99] Martin Schwander, mündlich, 14.12.1992
[100] Gästebuch Gruppe 67
[101] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 20.1.1967
[102] REM an Walter Matthias Diggelmann, 6.2.1967
[103] Peter Zuber, mündlich, 14.1.1993
[104] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 26.1.1967
[105] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 20.1.1967
[106] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 26.1.1967
[107] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 1.2.1967
[108] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 13.2.1967 + REM an Zeno Zürcher, 12.2.1967
[109] Bircher 1989, 220
[110] REM an Peter Lehner, 12.2.1967
[111] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 13.2.1967
[112] Junkere 37, Gästebuch 2
[113] Einladung Junkere 37, 125. Abend (10.3.1967)
[114] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 18.3.1967
[115] National-Zeitung, 2.4.1967
[116] Schmid 1976, 326
[117] National-Zeitung, 2.4.1967
[118] Kurt Marti: Abschluss Friedensmarsch 16.4.1967, Typoskript
[119] Kurt Marti, mündlich, 20.10.1992
[120] Kurt Marti: Abschluss …, a. a. O.
[121] Schmid 1976, 325 f.
[122] Hier und im Folgenden: Boos 1999, 11–36
[123] SonntagsBlick, 16.4.1995
[124] Kurt Marti: Abschluss …, a. a. O.
[125] Boos 1999, 34
[126] Lüscher/Schweizer 1987, 350
[127] National-Zeitung, 21.4.1967
[128] Einladung Junkere 37, 141. Abend (9.6.1967)
[129] Einladung Junkere 37, 131. Abend (21.4.1967)
[130] Volmar 1969, 177 f.
[131] Volmar 1969, 184 ff.
[132] ex libris 3/1968, 12
[133] Oberländer Tagblatt, 19.7.1968
[134] Emmenthaler Blatt, 17.4.1967
[135] Volmar 1969, 182
[136] Oberländer Tagblatt, 18.7.1968
[137] Volmar 1969, 191

[138] Volmar 1969, 189
[139] National-Zeitung, 29.5.1966
[140] zitiert nach: Golowin 1979, 62
[141] ex libris 3/1968, 12
[142] Golowin 1989, 94
[143] ex libris 3/1968, 12
[144] Golowin 1965, 144
[145] Tages-Anzeiger, 20.5.1967
[146] REM an Zeno Zürcher, 12.2.1967
[147] Einladung Junkere 37, 133.–136. Abend (1.–5.5.1967)
[148] Einladung Vereinigung Kultur + Volk: Politlyrik aus der »Junkere 37«, Flugblatt
[149] Schwander 1967
[150] Vorwärts, 13.4.1967
[151] National-Zeitung, 1.10.1967
[152] Frisch 1986/6, 88 f.
[153] Junkere 37, Staatsschutzfiche
[154] Tages-Anzeiger, 20.5.1967
[155] zitiert nach: Tages-Anzeiger, 20.5.1967
[156] Volksrecht, 6.4.1967
[157] Vorwärts, 13.4.1967
[158] Hier und im Folgenden: Tages-Anzeiger, 20.5.1967
[159] Lehner 1967, 28, 32 + 38
[160] Tages-Anzeiger, 20.5.1967
[161] Jörg Steiner, mündlich, 7.9.1998
[162] Auszug aus dem Protokoll des Regierungsrats, 5.5.1967 (Typoskript)
[163] Burgdorfer Tagblatt, 24.5.1967
[164] Kurt Salchli an div. Grossräte, 30.3.1967
[165] Bachmann 1981[4], 56
[166] Memorandum der Mittelschulkommission der Stadt Burgdorf, 30.3.1967 (Typoskript)
[167] Tagblatt des Grossen Rates 1967, 354
[168] Tagblatt des Grossen Rates 1967, 352 f.
[169] Tagblatt des Grossen Rates 1967, 356
[170] Tagblatt des Grossen Rates 1967, 355
[171] Tagblatt des Grossen Rates 1967, 356
[172] Tagblatt des Grossen Rates 1967, 355
[173] Tagblatt des Grossen Rates 1967, 357
[174] Berner Tagwacht, 24.5.1967
[175] KLG, Guido Bachmann, 2
[176] Neue Presse, 10.11.1967
[177] neutralität 1/63

[178] Bund, 12.6.1993
[179] neutralität 1/63
[180] Neue Presse, 10.11.1967
[181] neutralität 8+9/65
[182] neutralität, 11/65, lose Beilage
[183] Neue Presse, 10.11.1967
[184] neutralität 10/65
[185] neutralität 11/65
[186] neutralität 12/66
[187] neutralität 13/66
[188] neutralität 14/66
[189] neutralität 5-1/67
[190] neutralität 15/66
[191] Einladung Junkere 37, 142. Abend (16.6.1967)
[192] neutralität 5-3/67
[193] Einladung Junkere 37, 139. Abend (26.5.1967)
[194] Einladung Junkere 37, 142. Abend, a. a. O.
[195] Einladung Junkere 37, 147. Abend (18.8.1967)
[196] Einladung Junkere 37, 166. Abend (22.12.1967)
[197] Walter Zürcher, in: Graf (Hrsg.) 1973, [20]
[198] Walter Zürcher, mündlich, 21.9.1992
[199] Walter Zürcher, mündlich, 10.8.1992
[200] Einladung Junkere 37, 144. Abend (28.6.1967)
[201] Bund, 30.6.1967
[202] Bund, 30.6.1967
[203] National-Zeitung, 6.7.1967
[204] Bund, 30.6.1967
[205] Hoffmeister 1955, 391
[206] Basler Nachrichten, 13.8.1967
[207] Komitee (Hrsg.) 1990, 12
[208] apero 1/67
[209] Bettina Zürcher, mündlich, 29.6.1992
[210] Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1962, [4]; siehe auch: Einladung Kerzenkreis, 345. Abend (13.2.1962)
[211] Golowin 1980², 203
[212] Einladung Junkere 37, 54. Abend (27.8.1965)
[213] Einladung Junkere 37, 74. Abend (18.2.1966)
[214] Einladung Junkere 37, 132. Abend (28.3.1967)
[215] Einladung Junkere 37, 143. Abend (23.6.1967)
[216] Zürcher Woche, 20.1.1967
[217] Hier und im Folgenden: Gilbert Bourquin, in: Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1967, [4]

[218] Bourquin 1968
[219] von Däniken 1968, Klappentext
[220] Sergius Golowin, in: NZZ, 6.8.1968
[221] Golowin 1980², 188 + 204
[222] apero 3/67
[223] Einladung Junkere 37, 152. Abend (22.9.1967)
[224] Sergius Golowin, in: Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1967, [2]
[225] Harald Szeemann, in: Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1967, [1]
[226] Ammann/Szeemann (Hrsg.) 1970, 191
[227] Sergius Golowin 1980², 203
[228] Mooser 1967, 1
[229] REM an Walter Matthias Diggelmann, 11.4.1967
[230] REM an Ueli Baumgartner, 18.4.1967
[231] REM an Martin Schwander, 19.6.1967
[232] REM an Ueli Baumgartner, 18.4.1967
[233] Denise Ritterbrand an REM, 20.6.1967
[234] REM an Friedrich Dürrenmatt, 10.5.1967
[235] Mueller 1976, 56 ff.
[236] REM an Zeno Zürcher, 28.3.1967
[237] REM an Walter Matthias Diggelmann, 11.4.1967
[238] REM an Ueli Baumgartner, 18.4.1967
[239] REM an Friedrich Dürrenmatt, 10.5.1967
[240] Peter Zuber, mündlich, 14.1.1993
[241] Hier und im Folgenden: Mooser 1967
[242] Einladung Junkere 37, 21. Abend (16.9.1964) + 49. Abend (5.6.1965)
[243] Schmid 1976, 339
[244] Badener Tagblatt, 8.8.1967
[245] Mueller EG, 619
[246] Oberländer Volks-Zeitung, 9.8.1967
[247] Staatsschutzfiche Mario Cortesi + Heinz Däpp, mündlich, 1.9.1992 + Marcel Schwander, mündlich, 19.8.1999
[248] Mario Cortesi, mündlich, 12.8.1992
[249] Roman Brodmann, in: Basler Zeitung, 20.10.1977
[250] Marcel Schwander, mündlich, 19.8.1999
[251] Mario Cortesi, mündlich, 12.8.1992
[252] Marcel Schwander, mündlich, 19.8.1999 + Frank A. Meyer, mündlich, 18.9.1999
[253] Heinz Däpp, mündlich, 1.9.1992
[254] Mario Cortesi, mündlich, 12.8.1992
[255] Heinz Däpp, mündlich, 1.9.1992
[256] Frank A. Meyer, mündlich, 28.9.1999
[257] Mario Cortesi, mündlich, 12.8.1992

[258] Heinz Däpp, mündlich, 1.9.1992 + Marcel Schwander, mündlich, 19.8.1999; +Frank A. Meyer, 18.9.1999
[259] Marcel Schwander, mündlich, 19.8.1999
[260] neutralität 11/65, 1 ff.
[261] Vorwärts 21/66 (26.5.1966)
[262] National-Zeitung, 24.9.1967
[263] National-Zeitung, 13.10.1967
[264] Heinz Däpp, in: Burgdorfer Tagblatt, 8./9.8.1969
[265] Heinz Däpp, mündlich, 27.8.1999
[266] Einladung Aarbergerbott 10.9.1967 (Flugblatt)
[267] Einladung Junkere 37, 14. Abend (3.6.1964) + Junkere 37, Gästebuch I
[268] National-Zeitung, 7.5.1967, zitiert nach: Fringeli 1981, 137 ff.
[269] apero 2/67, 4
[270] Einladung theater am zytglogge, 22.5.1967 (Flugblatt)
[271] Ernst Eggimann, mündlich, 14.9.1998
[272] Eggimann 1968
[273] Fringeli (Hrsg.) 1981, 93. – Statt »uusgfrässe« steht hier »uuszfrässe«.
[274] Bund, 12.9.1967
[275] Staatsschutzfiche Martin Schwander (2. Blatt)
[276] Burgdorfer Tagblatt, 10.2.1967
[277] Burgdorfer Tagblatt, 21.2.1967
[278] Tagblatt des Grossen Rates, 23.5.1967, 353
[279] Badener Tagblatt, 30.10.1967
[280] Einladung Junkere 37, 155. Abend (20.10.1967)
[281] Badener Tagblatt, 30.10.1967
[282] Einladung Junkere 37, 155. Abend (20.10.1967)
[283] Einladung Junkere 37, 158. Abend (10.11.1967)
[284] Badener Tagblatt, 14.11.1967
[285] National-Zeitung, 14.11.1967
[286] Badener Tagblatt, 14.11.1967
[287] Bund, 10.11.1967, zitiert nach: neutralität 2/1968, 45
[288] Bund, 15.11.1967, zitiert nach: neutralität 2/1968, 45
[289] Neue Presse, 8.12.1967
[290] Zeno Zürcher an Arnold H. Schwengeler, 16.11.1967
[291] Arnold H. Schwengeler an Zeno Zürcher, 16.11.1967
[292] Einladung Junkere 37, 164. Abend (15.12.1967)
[293] Bund, 21.11.1967
[294] Klopfenstein (Hrsg.) 1966
[295] Neue Berner Zeitung, 9.3.1967
[296] John Erpf, mündlich, 8.9.1992
[297] Egon Ammann, mündlich, 11.6.1992

[298] Gsteiger 1968, Umschlag
[299] Egon Ammann, mündlich, 11.6.1992
[300] Manfred Gsteiger, mündlich, 13.8.1998
[301] Hugo Ramseyer, in: Graf (Hrsg.) 1973, [42]
[302] neue presse, 8.12.1967
[303] Walter Zürcher, in: Graf (Hrsg.) 1973, [21]
[304] Walter Zürcher, mündlich, 6.8.1992
[305] Ueli Ricklin, mündlich, 26.8.1999
[306] Burgdorfer Tagblatt, 2.8.1967
[307] Einladung zur a. o. GV der Burgdorfer Tagblatt AG, 29.8.1967 (Flugblatt)
[308] Heinz Däpp, mündlich, 27.8.1999
[309] National-Zeitung, 21.9.1967
[310] Badener Tagblatt, 24.5.1968
[311] Heinz Däpp: Das kulturpolitische Forum (Typoskript)
[312] Burgdorfer Tagblatt, 11.11.1967
[313] Anonym: Liebe Mitbürger…. Burgdorf, November 1967 (Flugblatt)
[314] Heinz Däpp, mündlich, 27.8.1999
[315] Badener Tagblatt, 24.5.1968
[316] National-Zeitung, 20.12.1967
[317] Heinz Däpp, mündlich, 27.8.1999
[318] Bund, 12.9.1967
[319] apero 2/67
[320] Fringeli 1981, 149 + 151 (verfasst 1967, ohne genauen Drucknachweis)
[321] Mauch (Hrsg.) 1991, 131
[322] Baur/Fluck (Hrsg.) 1976, 120
[323] Helmut Heissenbüttel, in: Mauch (Hrsg.) 1991, 121
[324] Baur/Fluck (Hrsg.) 1976, 115
[325] Mauch (Hrsg.) 1991, 122 ff.
[326] Baur/Fluck (Hrsg.) 1976, 114
[327] Marti 1967, 22
[328] Werner Weber, in: Weltwoche, 2.9.1967
[329] Heilinger/Diem 1992, 6
[330] Marti 1973
[331] Einladung Kerzenkreis, 212. Abend (29.12.1958)
[332] Lerch 1995, 177
[333] Einladung Junkere 37, 10. Abend (22.4.1964)
[334] Einladung Junkere 37, 166. Abend (22.12.1967)
[335] Mueller EG, 617 ff.
[336] National-Zeitung, 4.2.1968
[337] REM an Walter Matthias Diggelmann, 8.8.1967
[338] REM an Ueli Baumgartner, 20.8.1967

[339] REM an Martin Schwander, 8.8.1967
[340] REM an Hanni und Arsène Waldvogel, 23.8.1967
[341] National-Zeitung, 4.2.1968
[342] Zürcher Woche, 1.9.1967
[343] Die Tat, 18.8.1967
[344] Emmenthaler Blatt, 31.8.1967
[345] Zürcher Woche, 8.9.1967
[346] Zürcher Woche, 15.9.1967
[347] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 23.8.1967
[348] REM an Zeno Zürcher, 16.9.1967
[349] Peter Zuber, mündlich, 14.1.1993
[350] REM an Martin Schwander, 11.12.1967
[351] Arsène Waldvogel, mündlich, 27.9.1999
[352] Peter Zuber, mündlich, 14.1.1993
[353] REM an Zeno Zürcher, 14.3.1968
[354] Fiche Junkere 37
[355] Berner Tagwacht, 8.12.1967
[356] National-Zeitung, 11.12.1967
[357] National-Zeitung, 12.12.1967
[358] Berner Tagwacht, 15.12.1967
[359] Berner Tagwacht, 8.12.1967
[360] siehe neutralität 5/67, 1
[361] Einladungen Junkere 37, 167., 168., 170., 172., 175., 176., 177., 179., 182. und 194. Abend (zwischen dem 26.1. + 26.7.1968)
[362] Zeno Zürcher, mündlich, 26.5.1992
[363] Gertsch 1965
[364] apero 3/67
[365] Die Tat, 18.8.1967
[366] National-Zeitung, 22.2.1968
[367] Junkere 37 – Mitteilungen – Dokumente – 2, 31.3.1968 (Typoskript)
[368] Hier und im Folgenden: National-Zeitung, 22.2.1968
[369] Häsler 1976, 61
[370] sie + er, 2.5.1968 (18/68)
[371] Burgdorfer Tagblatt, 22.4.1968
[372] Badener Tagblatt, 23.4.1968
[373] neue presse, 22.4.1968
[374] sie + er, 2.5.1968
[375] Emmenthaler Blatt, 27.4.1968
[376] Martin Schwander, mündlich, 10.9.1999
[377] neue presse, 22.4.1968
[378] Bund, 23.4.1968

[379] Berner Tagblatt, 27./28.4.1968
[380] Tages-Nachrichten, 23.4.1968
[381] Berner Tagwacht, 24.4.1968
[382] Burgdorfer Tagblatt, 22.4.1968
[383] Vorwärts, 25.4.1968
[384] Badener Tagblatt, 23.4.1968
[385] Bund, 26.6.1993
[386] Martin Schwander, mündlich, 10.9.1999
[387] Bund, 26.6.1993
[388] Martin Schwander, mündlich, 14.12.1992
[389] apero 4/68
[390] National-Zeitung, 3.2.1969
[391] Lerch H. 1971, 95
[392] Einladung Junkere 37, 180. Abend (23.4.1968)
[393] apero 4/68
[394] Fiche Junkere 37
[395] Neue Berner Zeitung, 26.4.1968
[396] Bund, 25.4.1968
[397] Tages-Anzeiger, 25.5.1968
[398] Gerber 1968
[399] National-Zeitung, 26.4.1968
[400] Bund, 25.4.1968
[401] Zeno Zürcher, in: neutralität 7/68
[402] National-Zeitung, 26.4.1968
[403] Bund, 25.4.1968
[404] Tages-Nachrichten, 27.4.1968
[405] Häsler 1976, 63
[406] Alfred A. Häsler 1976, 26
[407] o. Hrsg. 1986, 230
[408] Hans Fleig, in: neutralität 5/68
[409] Frisch 1990, 251 ff.
[410] Frisch 1990, 256
[411] Frisch 1986/5, 520 (ad. Uraufführung vgl. ebenda, 588)
[412] Dutschke o. J.
[413] Walter Vogt, in: neutralität 6/68
[414] Kurt Marti, in: neutralität 5/68
[415] Einladung Junkere 37, 182. Abend (3.5.1968)
[416] Einladung Junkere 37, 183. Abend (10.3.1968)
[417] Ernst (Hrsg.) 1982, 10
[418] Einladung Junkere 37, 184. Abend (17.5.1968)
[419] Berner Tagwacht, 21.5.1968

[420] Einladung Junkere 37, 186. Abend (31.5.1968)
[421] Magazin 21/93
[422] Häsler 1976, 28
[423] SonntagsZeitung, 10.5.1998
[424] Stapferhaus Lenzburg (Hrsg.) 1997, 284
[425] Häsler 1976, 29 ff.
[426] Hollstein 1970², 162
[427] Mueller EG, 958 f.
[428] René Simmen, mündlich, 8.9.1999
[429] REM an Martin Schwander, 27.2.1968
[430] REM an Zeno Zürcher, 14.3.1968
[431] René Simmen, mündlich, 16.7.1992
[432] Mueller 1968, Klappentext
[433] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 22.6.1968
[434] Arsène Waldvogel, mündlich, 27.9.1999
[435] Margrit von Castelberg-Stutz, mündlich, 9.9.1999
[436] René Simmen, mündlich, 8.9.1999
[437] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 18.4.1968
[438] REM an Zeno Zürcher, 22.4.1968
[439] National-Zeitung, 26.4.1968
[440] REM an Martin Schwander, 11.5.1968
[441] Mueller 1986, 90
[442] Mueller EG, 1026
[443] Mueller EG, 958
[444] National-Zeitung, 5.6.1968
[445] Badener Tagblatt, 24.5.1968
[446] Sergius Golowin: Dank an ein Burgdorf (Typoskript)
[447] National-Zeitung, 5.6.1968
[448] Badener Tagblatt, 24.5.1968
[449] Emmenthaler Blatt, 29.5.1968
[450] Badener Tagblatt, 24.5.1968
[451] Sergius Golowin: Dank …, a. a. O.
[452] Sergius Golowin, in: neutralität 6/68

[1] REM FA ML, 6.12.1939
[2] Mueller 1976, 37 ff.
[3] Mueller SStr, 80
[4] Mueller 1976, 37 ff.
[5] REM FA ML, 6.12.1939
[6] REM FA ML, 21.6.1940
[7] REM FA ML, 20.6.1940
[8] Berner Zeitung, 9.9.2000
[9] Mueller 1976, 41
[10] REM FA ML, 17.10.1940
[11] Mueller 1976, 39
[12] REM FA ML, 20.3.1939
[13] REM FA ML, 21.11.1942
[14] FA ML, 28.11.1938
[15] REM FA ML, 8.5.1939
[16] REM an Ueli Baumgartner, 27.11.1975
[17] REM FA BAM, 13.12.1955
[18] REM FA BAM, 7.10.1983
[19] REM FA ML, 5.9.1946
[20] H. Müller an Zivilstands- und Bürgerrechtsdienst der Polizei- und Militärdirektion des Kantons Bern, 24.8.1993
[21] Mueller EG, 628
[22] REM FA ML, 20.10.1944
[23] REM FA ML, 30.11.1944
[24] REM FA ML, 27.2.1945
[25] REM VA, 16.5.1951
[26] REM FA ML, 29.3.1945
[27] REM VA, 16.5.1951
[28] REM FA ML, 9.7.1945 + REM FA ML, 11.7.1945
[29] REM FA ML, 5.9.1945
[30] REM VA, 16.5.1951
[31] REM FA ML, 12.9.1945
[32] REM FA ML, 27.11.1945
[33] REM FA ML, 17.12.1945
[34] REM FA ML, 14.5.1946
[35] Mueller EG, 1006 f.
[36] REM FA ML 16.7.1946
[37] Mueller EG, 1007

[38] REM FA ML, 24.10.1946
[39] REM FA ML, 3.4.1947
[40] REM FA ML, 10.4.1947
[41] Mueller EG, 1008
[42] Frisch 1986/2, 6
[43] Bircher 1997, 131 + 135
[44] Mueller EG, 1008 ff.
[45] Mueller EG, 1014 f.
[46] Mueller EG, 1016 f.
[47] REM VA, 15.9.1954
[48] Mueller EG, 1019
[49] REM FA ML, 12.9.1945
[50] REM FA ML, 1.12.1947
[51] REM FA ML, 14.10.1947
[52] REM VA 13, 15.9.1954
[53] Mueller EG, 1020
[54] REM FA ML, 11.3.1948
[55] REM VA, 15.9.1954
[56] REM FA ML, 20.10.1948
[57] REM FA ML, 16.8.1948
[58] REM FA, 2.9.1949

Die bunte Welt des Widerspruchs (1968–1970)

[1] Frank A. Meyer, in: Cortesi 1968, 1
[2] KLG: Peter Bichsel, 1
[3] Bichsel 1967
[4] Cortesi 1968, 2
[5] KLG: Peter Bichsel, 5
[6] Peter Bichsel, in: Weltwoche, 21.6.1968
[7] Einladung Junkere 37, 188. Abend (14. 6.1968)
[8] Bund, 17.6.1968
[9] Berner Tagblatt, 17.6.1968
[10] Peter Bichsel, in: du 8/67
[11] Cortesi 1968, 4 (National-Zeitung, 24.9.1967)
[12] Peter Bichsel, in: Weltwoche, 21.6.1968
[13] Burgdorfer Tagblatt, 19.6.1968

[14] Peter Bichsel, in: Weltwoche, 21.6.1968
[15] Burgdorfer Tagblatt, 19.6.1968
[16] Peter Bichsel, in: Weltwoche, 21.6.1968
[17] Hier und im Folgenden: Berner Tagblatt, 24.6.1968 + Bund, 24.6.1968
[18] forum politicum 1967, 38
[19] Martin Rothenbühler, mündlich, 23.3.1998
[20] Bund, 24.6.1968
[21] Berner Tagblatt, 24.6.1968
[22] Benz H.R. Schär, mündlich, 20.10.1992
[23] Marti (Hrsg.) 1969, 8
[24] Martin Rothenbühler, mündlich, 24.3.1998
[25] Hollstein 1970², 57
[26] Ueli Mäder, mündlich, 27.9.1999
[27] Schmid 1976, 278
[28] Bund, 25.8.1968
[29] Schmid 1976, 278
[30] Schmid 1976, 279
[31] neutralität 9/68
[32] Arnold u.a. (Hrsg.) 1979, 144 f.
[33] Martin Rothenbühler, mündlich, 23.3.1998
[34] Marti 1999, 42
[35] neutralität 5/68
[36] Jörg Steiner, mündlich, 7.9.1998
[37] neutralität 9/68
[38] neutralität 9/68
[39] Schmid 1976, 278
[40] neutralität 9/68
[41] Frank A. Meyer, mündlich, 21.9.1999
[42] Die folgende Darstellung stützt sich auf: aargauer blätter Nr. 84, September 1968 (Sondernummer), 1–13. Von hier sind, wo nicht anders angegeben, auch die Zeitungszitate übernommen worden.
[43] National-Zeitung, 26.8.1968
[44] Junkere 37, 173. Abend (8.3.1968)
[45] L.S., mündlich, 29.2.1992
[46] Keller 1982², 460 f.
[47] KLG: Renato P. Arlati, 2
[48] Renato P. Arlati an Zeno Zürcher, 29.8.1968
[49] Einladung Junkere 37, 202. Abend (13.9.1968)
[50] Renato P. Arlati: Der General (Typoskript)
[51] Genossenschaft progressiver Schriftsteller: Ein provisorisches Aktionsprogramm (undatiertes Typoskript)

[52] Mettler 1968
[53] aargauer blätter Nr. 84, September 1968 (Sondernummer), 4
[54] Genossenschaft progressiver Schriftsteller…, a. a. O.
[55] Clemens Mettler, mündlich, 17.6.1999
[56] Bircher 1989, 224
[57] Nizon 1969
[58] Silvio Riccardo Baviera, mündlich, 27.8.1998
[59] Junkere 37, 105. Abend (21.10.1966)
[60] Kauer 1979, 49
[61] Bircher 1989, 223
[62] Kauer 1984, 110
[63] Anstalten Witzwil (Hrsg.) 1995, 10
[64] Volksrecht, 1.8.1966
[65] Kauer 1968; Teile dieses Romans sind in Kauer 1984, 61 ff. übernommen; vgl. hierzu Bircher 1989, 183 ff.
[66] Christoph Bircher 1989, 148
[67] Genossenschaft progressiver Schriftsteller…, a. a. O.
[68] Silvio Riccardo Baviera, mündlich, 27.8.1998
[69] Clemens Mettler, mündlich, 17.6.1999
[70] Silvio Riccardo Baviera, mündlich, 27.8.1998
[71] neue presse, 1.10.1968
[72] Einladung Junkere 37, 204. Abend (27.9.1968)
[73] National-Zeitung, 2.2.1968
[74] Badener Tagblatt, 10.2.1968
[75] National-Zeitung, 1.10.1968
[76] Lerch 1995, 180
[77] National-Zeitung, 1.10.1968
[78] Staatsschutzfiche der Junkere 37
[79] nach: Journal de Genève, 19.10.1968
[80] Bund, 8.8.1968
[81] National-Zeitung, 1.10.1968
[82] Weltwoche, 25.10.1968
[83] Weltwoche, 18.10.1968
[84] Schwander M. 1971, 109 +135
[85] Weltwoche, 25.10.1968
[86] Schmid 1976, 350
[87] Schwander 1971, 120 ff.
[88] REM an Ueli Baumgartner, 24.9.1968
[89] REM an Friedrich Dürrenmatt, 3.9.1970
[90] Mueller EG, 958
[91] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 22.6.1968

[92] REM an Arsène und Hanni Waldvogel, 11.7.1968
[93] REM an Zeno Zürcher, 18.10.1968
[94] REM FA ML, 7.11.1968
[95] Hanna Brunner-Kolp, mündlich, 27.9.1999
[96] Arsène Waldvogel, mündlich, 27.9.1999
[97] REM an Friedrich Dürrenmatt, 3.9.1970
[98] Hanna Brunner-Kolp, mündlich, 27.9.1999
[99] REM an Friedrich Dürrenmatt, 15.9.1970
[100] Hanna Brunner-Kolp, mündlich, 27.9.1999
[101] Arsène Waldvogel, mündlich, 27.9.1999
[102] Einladung Junkere 37, 208. Abend (18.10.1968)
[103] Lischetti 1998, 11–15
[104] Berner Tagblatt, 21.10.1968
[105] Zeno Zürcher an Redaktion Berner Tagblatt, 23.10.1968
[106] Berner Tagblatt, 21.10.1968
[107] Zeno Zürcher an Redaktion Berner Tagblatt, 23.10.1968
[108] Lischetti 1998, 17
[109] Bund, 11.11.1968
[110] Brecht 1967/7, 2817
[111] Hier und im Folgenden: Schweizer Theaterzeitung 12/68
[112] Einladung Junkere 37, 213. Abend (15.11.1968)
[113] Einladung Junkere 37, 217. Abend (13.12.1968)
[114] Bund, 15.2.1997
[115] Einladung Junkere 37, 72. Abend (4.2.1966)
[116] Einladung Junkere 37, 174 Abend (15.3.1968)
[117] Einladung Junkere 37, 235. Abend (11.4.1969)
[118] Golowin 1969
[119] Golowin 1969, 93 ff.
[120] Sergius Golowin, in: neutralität 3/1969
[121] Zeno Zürcher, mündlich, 19.5.1992
[122] Golowin 1999, 122
[123] Martin Vatter, mündlich, 3.6.1999
[124] Bund, 15.2.1997
[125] Bund/Berner Woche, 14.–20.2.1997
[126] Tages-Anzeiger, 10.1.1969
[127] Kirchenblatt für die reformierte Schweiz, 20.3.1969
[128] Hier und im Folgenden: Erklärung von Bern (Hrsg.) 1989[6]
[129] Tages-Anzeiger, 10.1.1969
[130] Zitate nach: EvB Magazin 2/98
[131] Erklärung von Bern (Hrsg.) 1989[6]
[132] Kurt Marti, mündlich, 20.10.1992

[133] National-Zeitung, 15.1.1969
[134] Einladung Junkere 37, 220. Abend (10.1.1969)
[135] Marcel Schwander, mündlich, 7.10.1999
[136] neutralität 5/67
[137] Marcel Schwander, in: Däpp/Hänni/Ramseyer (Hrsg.) 1986, 156
[138] Marcel Schwander, mündlich, 7.10.1999
[139] neutralität 5/67
[140] Marcel Schwander, mündlich, 7.10.1999
[141] Däpp/Hänni/Ramseyer (Hrsg.) 1986, 150
[142] neutralität 5/67
[143] Marcel Schwander, mündlich, 7.10.1999
[144] neutralität 5/67
[145] Marcel Schwander, mündlich, 7.10.1999
[146] neutralität 5/67
[147] Marcel Schwander, mündlich, 7.10.1999
[148] Tages-Anzeiger, 22.1.1969
[149] Graf (Hrsg.) 1973, [29]
[150] Mueller EG, 653
[151] Ueli Baumgartner, mündlich, 16.12.1992
[152] Golowin 1999, 79
[153] Küng 1988, 59
[154] Walter Wegmüller, mündlich, 17.9.1999 + Küng 1988, 59
[155] Küng 1988, 59
[156] Golowin 1999, 79
[157] Ueli Baumgartner, mündlich, 16.12.1992
[158] Arsène Waldvogel, mündlich, 6.10.1999
[159] Tages-Anzeiger, 22.1.1969
[160] National-Zeitung, 3.2.1969
[161] Einladung Junkere 37, 223. Abend (1.2.1969) + Gwerder 1998, [234]
[162] Hier und im Folgenden: Urban Gwerder 1998, [213 ff.]
[163] Zeno Zürcher, mündlich, 19./27.5.1992
[164] Hotcha! 19/1969
[165] Hollstein 1970², 136–142
[166] Walter Hollstein 1970², 138
[167] Einladung Junkere 37, 225. Abend (14.2.1969)
[168] Einladungen Junkere 37, 234. + 241. Abend (29.3. + 16.5.1969)
[169] Einladung Junkere 37, 244. Abend (6.6.1969)
[170] Einladung Junkere 37, 252. Abend (18.7.1969)
[171] Einladung Junkere 37, 271. Abend (3.12.1969)
[172] Einladung Junkere 37, 256. Abend (22.8.1969) + Fiche Junkere 37
[173] National-Zeitung, 3.2.1969

[174] Urban Gwerder, mündlich, 7.10.1999
[175] Gwerder 1998, [249]
[176] FIK-KUSS: Die Kritische Untergrund-Schule…, undatiertes Typoskript [1970]
[177] Einladung Junkere 37, 3. Abend (21.2.1964) + Neill 1969, 30
[178] Neill 1969, 21 f.
[179] Zeno Zürcher, mündlich, 20.10.1999
[180] Einladung Junkere 37, 224. Abend (7.2.1969)
[181] Zeno Zürcher, mündlich, 20.10.1999
[182] neutralität 11/69
[183] Kirsten Vogelsang/Presseabteilung Rowohlt an fl., 17.11.1999
[184] Mueller EG, 193 f.
[185] Gottfried Rufener, mündlich, 8.1.1999
[186] Mueller EG, 89
[187] Mueller EG, 196
[188] Mueller EG, 89
[189] Arsène Waldvogel, mündlich, 27.9.1999
[190] Mueller EG, 90
[191] Arsène Waldvogel, mündlich, 27.9.1999
[192] Mueller EG, 90
[193] Arsène Waldvogel, mündlich, 27.9.1999 + Hanna Brunner-Kolp, 27.9.1999
[194] Hier und im Folgenden: Mueller EG, 196 f.
[195] Hanna Brunner-Kolp, mündlich, 27.9.1999
[196] REM an Friedrich Dürrenmatt, 15.9.1970
[197] Mueller EG, 198
[198] REM an Friedrich Dürrenmatt, 15.9.1970
[199] Mueller EG, 200 f.
[200] Junkere 37, Abend 251 a), siehe Anzeiger für die Stadt Bern, 10.7.1969
[201] Hier und im Folgenden: Mueller EG, 198 ff.
[202] Erstes Berner Kulturemporium 15.2.–9.3.1969 (Plakat)
[203] Paul Ignaz Vogel an Zeno Zürcher, 11.2.1969
[204] neutralität 10/69
[205] Hier und im Folgenden: neutralität 10/1969
[206] Paul Ignaz Vogel, mündlich, 14.10.1999
[207] Tages-Nachrichten, 10.3.1969
[208] René E. Mueller: Raus aus dem Bupohaus!, Flugblatt (undatiert [23.2.1969])
[209] neutralität 10/1969
[210] Tages-Nachrichten, 10.3.1969
[211] Einladung Junkere 37, 227. Abend (23.2.1969)
[212] nach: Aurel Schmidt, in: Kunstkreis Luzern (Hrsg.) 1972, [21]
[213] nach: Ammann/Szeemann 1970, 156 f.
[214] Harald Szeemann, in: Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1969 (unpaginiert)

[215] Ammann/Szeemann (Hrsg.) 1970, 142
[216] Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1969 (unpaginiert)
[217] Georg Jappe, in: Kunstkreis Luzern (Hrsg.) 1972, [7]
[218] Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1969 (unpaginiert)
[219] Ammann/Szeemann (Hrsg.) 1970, 155f
[220] Georg Jappe, in: Kunstkreis Luzern (Hrsg.) 1972, [4], [8], [14]
[221] Georg Jappe, in: Kunstkreis Luzern (Hrsg.) 1972, [15]
[222] Ammann/Szeemann (Hrsg.) 1970, 157
[223] National-Zeitung, 9.4.1969
[224] Schmid 1976, 352
[225] Kleine Anfrage Raaflaub, Typoskript, 6.6.1969
[226] Interpellation Krebs betreffend Kunsthalle, Typoskript, 6.6.1969
[227] Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1987, 30
[228] Bund, 19.6.1998
[229] Christian Megert, mündlich, 28.8.1992
[230] Bund, 19.6.1998
[231] Ueli Baumgartner, mündlich, 19.11.1992
[232] National-Zeitung, 14.4.1969
[233] Sonntags-Journal, 26.4.1969
[234] Rolf Schwendter 1993[4], 9
[235] Sonntags-Journal, 26.4.1969
[236] Rolf Schwendter 1993[4], 11
[237] Rolf Schwendter 1993[4], 37
[238] Sonntags-Journal, 26.4.1969
[239] Tages-Anzeiger, 21.4.1969
[240] Protest-Demonstration…, Flugblatt, 19.4.1969
[241] National-Zeitung, 22.4.1969
[242] NZZ, 21.4.1969
[243] National-Zeitung, 22.4.1969
[244] Verlautbarung, zitiert nach: forum politicum Justizkommission: Zum gerichtlichen Nachspiel der Griechenland-Demonstration (Exposé der Verteidigung), Typoskript (undatiert [vermutl. August 1969])
[245] Verlautbarung…, a.a.O
[246] Max Schmid 1976, 276
[247] Protest-Demonstration…, Flugblatt, 19.4.1969
[248] Hier und im Folgenden: Tages-Anzeiger, 21.4.1969
[249] Blick, 21.4.1969
[250] Hier und im Folgenden: Tages-Anzeiger, 21.4.1969
[251] Blick, 21.4.1969
[252] Berner Tagwacht, 21.4.1969
[253] Einladung Junkere 37, 236. Abend (18.4.1969)

[254] Berner Tagwacht, 21.4.1969
[255] Berner Tagwacht, 21.4.1969
[256] Bund, 21.4.1969
[257] Tages-Anzeiger, 21.4.1969
[258] Verlautbarung…, a. a. O.
[259] Schmid 1976, 277
[260] Bund, 21.4.1969
[261] Tages-Anzeiger, 21.4.1969 + Bund, 21.4.1969
[262] National-Zeitung, 22.4.1969
[263] Bund, 21.4.1969
[264] NZZ, 21.4.1969
[265] Blick, 21.4.1969
[266] Junkere 37: Mitteilungen – Dokumente 9 (16.6.1969)
[267] Einladung Junkere 37, 164. Abend (15.12.1967) + Staatsschutzfiche Junkere 37
[268] Einladung Junkere 37, 165. Abend (12.1.1968) + Staatsschutzfiche Junkere 37
[269] Einladung Junkere 37, 176. Abend (29.3.1968) + Staatsschutzfiche Junkere 37
[270] Einladung Junkere 37, 180. Abend (23.4.1968) + Staatsschutzfiche Junkere 37
[271] Einladung Junkere 37, 186. Abend (31.5.1968) + Staatsschutzfiche Junkere 37
[272] Junkere 37, 192. Abend (11.7.1968) [ohne Einladung] + Staatsschutzfiche Junkere 37
[273] Staatsschutzfiche Junkere 37
[274] Einladung Junkere 37, 204. Abend (27.9.1968) + Staatsschutzfiche Junkere 37
[275] Einladung Junkere 37, 206. Abend (9.10.1968) + Staatsschutzfiche Junkere 37
[276] Junkere 37, 209. Abend (23.10.1968) [ohne Einladung] + Staatsschutzfiche Junkere 37
[277] Staatsschutzfiche Junkere 37
[278] Einladungen Junkere 37, 203 + 216 (20.9. + 6.12.1968)
[279] Einladung Junkere 37, 215. Abend (29.11.1968)
[280] Einladung Junkere 37, 240. Abend (9.5.1969)
[281] Einladung Junkere 37, 228. Abend (28.2.1969)
[282] F. G. an Zeno Zürcher, 3.2.1969
[283] P. Moser an Zeno Zürcher, 10.2.1969
[284] Zeno Zürcher an P. Moser, 16.2.1969
[285] Berner Tagblatt 95/1969
[286] Mueller EG, 204
[287] Mueller EG, 211
[288] Mueller SStr, 95
[289] Mueller, 221 f.
[290] Blick, 27.5.1969
[291] Junkere 37, 234. Abend (29.3.1969)
[292] Junkere 37, 234. Abend: Tonbandaufzeichnung Zeno Zürcher

[293] Ueli Vonrufs, in: Stapferhaus Lenzburg (Hrsg.) 1997, 103 f. +106
[294] Sergius Golowin, in: Sonntags-Journal, 19./20.4.1969
[295] Stapferhaus Lenzburg (Hrsg.) 1997, 104–106
[296] Junkere 37, 241. Abend (16.5.1969)
[297] Junkere 37, 285. Abend (1.4.1970)
[298] Urban Gwerder, mündlich, 7.10.1999
[299] Mueller EG, 227 f.
[300] Mueller EG, 228–232
[301] Mueller EG, 245
[302] Frisch 1986/6, 183 f.
[303] Anders 1987[7], 23
[304] Boos 1999, 11–16
[305] Wiggershaus 1988, 682
[306] Marcuse 1967 [o. J.], 31 ff.
[307] Golowin 1980[2], 174
[308] Küng 1988, 72 f. + Berner Zeitung, 14.8.1999
[309] Berner Zeitung, 14.8.1999
[310] Der Sämann 11/1968
[311] Kurt Marti, in: Marti (Hrsg.) 1969, 7
[312] Kurt Marti/Benz H. R. Schär, mündlich, 20.10.1992
[313] Kurt Marti, mündlich, 20.10.1992
[314] Kurt Marti, in: Marti [Hrsg] 1969, 9
[315] Hier und im Folgenden: Hans Kaspar Schmocker, in: Marti (Hrsg.) 1969, 31 ff.
[316] Martin Stähli, in: Marti (Hrsg.) 1969, 28 ff.
[317] Arbeitskreis Kritische Kirche (Flugblatt)
[318] Kritische Kirche: Statuten (Typoskript)
[319] Arbeitskreis Kritische Kirche (Flugblatt)
[320] Schweizerische Bundesanwaltschaft: Situationsbericht über den »Arbeitskreis kritische Kirche«, 29.5.1972 (Typoskript)
[321] Arbeitskreis Kritische Kirche: Der Bähmann, 1977
[322] Berner Tagblatt, 14. + 15.9.1969
[323] National-Zeitung, 7.9.1969
[324] National-Zeitung, 15.9.1969
[325] Bund, 15.9.1969
[326] National-Zeitung, 15.9.1969
[327] Bund, 15.9.1969
[328] Neue Berner Zeitung, 15.9.1969
[329] Berner Tagblatt, 14.9.1969
[330] National-Zeitung, 15.9.1969
[331] Berner Tagblatt, 14.9.1969
[332] Neue Berner Zeitung, 15.9.1969

[333] Berner Tagblatt, 15.9.1969
[334] National-Zeitung, 15.9.1969
[335] focus 10/1970
[336] Schmid 1976, 369
[337] focus 10/1970
[338] Berner Tagblatt, 14.9.1969
[339] National-Zeitung, 15.9.1969
[340] Ganzer Abschnitt: Mueller EG, 244–325
[341] National-Zeitung, 12.11.1969
[342] EJPD (Hrsg.) 1969, 6
[343] neutralität 1/70
[344] National-Zeitung, 12.11.1969
[345] Mühlethaler 1989, 10
[346] National-Zeitung, 12.11.1969
[347] SSV (Hrsg.) 1987, 163
[348] SSV (Hrsg.) 1987, 153 f.
[349] Bund, 5. Juli 1997
[350] Ganzer Abschnitt nach: Niederer 1994, 216 f.
[351] Mühlethaler 1989, 11 f.
[352] SSV (Hrsg.) 1987, 153 ff.
[353] Mühlethaler 1989, 11 f.
[354] SSV (Hrsg.) 1987, 160 + 166
[355] Hier und im Folgenden: Mühlethaler 1989, 16 ff.
[356] Niederer 1994, 221
[357] Mühlethaler 1989, 233
[358] Mühlethaler 1989, 20
[359] Paul Eggenberg, mündlich, 28.5.1993
[360] Erpf/Traber (Hrsg.) 1989, 48, 74, 160, 180, 264 + 284
[361] Théo Kannengieser an die »Mieter des Kellers im Hause Junkerngasse 37 Bern«, 30.10.1969
[362] Zeno Zürcher, mündlich, 19./26.5.1992
[363] Kunstmuseum Luzern (Hrsg.) 1972, [22]
[364] Gertsch 1965 [unpaginiert]
[365] Franz Gertsch, mündlich, 26.10.1999
[366] Franz Gertsch, mündlich, 26.10.1999
[367] Zeno Zürcher, mündlich, 19./26.5.1992
[368] Kunstmuseum Luzern (Hrsg.) 1972, [22]
[369] Werk 5/70, 350
[370] Franz Gertsch, mündlich, 26.10.1999
[371] Baumgartner M. 1984, 262
[372] Kunstmuseum Luzern (Hrsg.) 1972, [5]

[373] National-Zeitung, 17.4.1970
[374] Niklaus von Steiger, mündlich, 27.10.1999
[375] Verwaltungsbericht der Stadt Bern, 1969, 310
[376] Bund, 22.12.1969
[377] Sonntags-Journal, 20./21.12.1969
[378] Bund, 27.10.1969
[379] Dickerhof/Giger (Hrsg.) 1976, 55
[380] Sonntags-Journal, 20./21.12.1969
[381] Bund, 22.12.1969
[382] Bichsel 1984, 74
[383] Zeno Zürcher, mündlich, 26.10.1999
[384] Einladung Junkere 37, 274. Abend (19.12.1969)
[385] Hollstein 1980², 6
[386] Hollstein 1970², 106 f.
[387] Hollstein 1970², 22
[388] Hollstein 1970², 12
[389] Hollstein 1970², 29
[390] Hollstein 1970², 164
[391] Hollstein 1970², 98
[392] Hollstein 1970², 89/91
[393] Hollstein 1970², 174
[394] Einladung Junkere 37, 296. Abend (18.9.1970)
[395] Hier und im Folgenden: Mueller EG, 325–348
[396] Mueller EG, 348 + 544–547
[397] Mueller SStr, 86
[398] Mueller EG, 372
[399] Mueller EG, 385–388
[400] Thuner Tagblatt, 23.12.1969
[401] Mueller EG, 389–391
[402] Einladung Junkere 37, 295. Abend (30.4.1970)
[403] KLG: Paul Nizon, 1
[404] Nizon 1990, 141
[405] Nizon 1990, 163
[406] Kerzenkreis, 4. Zwischenveranstaltung (8.11.1956)
[407] Nizon 1990, 148
[408] Nizon 1990, 146
[409] Nizon 1990, 144 f.
[410] Nizon 1990, 145
[411] Nizon 1990, 217
[412] Nizon 1990, 226
[413] Erika Haldimann, mündlich, 30.6.1999

[414] Einladung Junkere 37, 289. Abend (10.4.1970)
[415] REM an Ueli Baumgartner, »x.2.1970«
[416] National-Zeitung, 17.4.1970
[417] National-Zeitung, 12.5.1971
[418] Bernhard Giger, in: Dickerhof/Giger (Hrsg.) 1976, 176

Muellers Paradies

[1] REM FA ML, 13.4.1939
[2] REM FA ML, 21.11.1942
[3] REM FA ML, 24.3.1939
[4] REM FA ML, 3.1.1939
[5] Mueller SStr, 73
[6] Mueller EG, 937 f.
[7] Mueller EG, 678
[8] Mueller SStr, 77
[9] REM FA ML, 20.5.1939
[10] Muller SStr, 77 f.
[11] Dante Alighieri: Divina Commedia, Inferno XXXIV/68 f.

Bibliografie

Adorno 1984: Theodor W. Adorno: Gesammelte Werke. Frankfurt am Main (Suhrkamp). 1984.

Ammann/Szeemann (Hrsg.) 1970: Jean-Christoph Ammann/Harald Szeemann (Hrsg.): Von Hodler zur Antiform. Geschichte der Kunsthalle. Bern (Benteli). 1970.

Anders 1987[7]: Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. 1. München (C. H. Beck). 1987[7].

Anstalten Witzwil (Hrsg.) 1995: Anstalten Witzwil (Hrsg.): 100 Jahre Anstalten Witzwil 1895–1995. Schwarzenburg (Gerber AG). 1995.

Arena FIERTAS (Hrsg.) 1962: Arena FIERTAS 1961–1962: Diskussions-Podium für neue Dichtung. Bern (Sinwel-Verlag). 1962.

Arena FIERTAS (Hrsg.) 1963: Arena FIERTAS: Diskussions-Podium für neue Dichtung 2. Beiträge 1963. Bern (Sinwel-Verlag). 1963.

Arena FIERTAS (Hrsg.) 1964: Junge Dichtung 1964. Bern (Sinwel-Verlag). 1964.

Arnold u. a. (Hrsg.) 1978: Peter Arnold u. a. (Hrsg.): Zwüschehalt. 13 Erfahrungsberichte aus der Schweizerischen Neuen Linken. Zürich (Rotpunkt). 1979.

Bachmann 1978: Guido Bachmann: Die Parabel. Basel (Lenos). 1978.

Bachmann 1981[4]: Guido Bachmann: Gilgamesch. Basel (Lenos). 1981[4].

Bachmann 1982: Guido Bachmann: Echnaton. Basel (Lenos). 1982.

Bachmann 1988: Guido Bachmann: Daniel de Quervain – ERINNERN – Guido Bachmann. Bern (Kunstmuseum/Benteli). 1988.

Bachmann 1997: Guido Bachmann: lebenslänglich. Eine Jugend. Basel (Lenos). 1997.

Bachmann 2000: Guido Bachmann: bedingt entlassen. Basel (Lenos). 2000.

Bangerter 1963: Alfred Bangerter: Asphalt und Traum. Bern (Sinwel-Verlag). 1963.

Baumgartner M. 1984: Marcel Baumgartner: L'art pour l'Aare. Bernische Kunst im 20. Jahrhundert. Bern (Büchler). 1984.

Baumgartner U. 1962: Ulrich Baumgartner: Die Hängematte und eine Wanderung, ein Entwurf in Prosa [= Berner Versuch 4]. Bern (Verlag Berner Versuche/Z. Zürcher). 1962/63.

Baur/Fluck (Hrsg.) 1976: Gerhard Baur/Hans-Rüdiger Fluck (Hrsg.): Warum im Dialekt? Bern/München (Francke). 1976.

Betts 1961: Peter J. Betts: fata morgana. Bern (Sinwel-Verlag). 1961.

Betts 1962: Peter J. Betts: Die Stufe. Ein Spiel in zwei Teilen. Bern (Sinwel-Verlag). 1962.

Betts 1978: Peter J. Betts: Anpassungsversuche. Spuren einer Kindheit. Bern (Zytglogge). 1978.
Bichsel 1960: Peter Bichsel: Versuche über Gino. Solothurn (Gigandet-Privatdruck). 1960.
Bichsel 1964: Peter Bichsel: Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen. Olten/Freiburg i. Br. (Walter). 1964.
Bichsel 1967: Peter Bichsel: Die Jahreszeiten. Neuwied/Berlin (Luchterhand). 1967.
Bichsel 1984: Peter Bichsel: Des Schweizers Schweiz. Aufsätze. Zürich (Neue Arche Bücherei). 1984.
Bircher 1989: Christoph Bircher: Der Erzähler Walther Kauer. Eine Gratwanderung in einer gastlosen Welt. Zürich (Studentendruckerei). 1989.
Bircher U. 1997: Urs Bircher: Vom langsamen Wachsen eines Zorns. Max Frisch 1911–1955. Zürich (Limmat). 1997.
Birrer u. a. 2000: Sibylle Birrer, Reto Caluori, Kathrin Lüssi, Roger Sidler: Nachfragen und Vordenken. Intellektuelles Engagement bei Jean Rudolf von Salis, Golo Mann, Arnold Künzli und Niklaus Meienberg. Zürich (Chronos). 2000.
Bitzos (Hrsg.) 1966: Anastasia Bitzos (Hrsg.): Konkrete Poesie. Sound Poetry. Artikulationen. Schallplattendokumentation der Veranstaltung vom 26.5.1966 in der Kunsthalle Bern. Bern (Selbstverlag). 1966.
Bitzos (Hrsg.) 1968: Anastasia Bitzos: text- und aktionsabend II, Schallplattendokumentation der Veranstaltung vom 27.2.1968 in der Kunsthalle Bern. Bern (Selbstverlag). 1968.
Bloch u. a. (Hrsg.) 1972: Peter André Bloch u. a. (Hrsg.): Der Schriftsteller in unserer Zeit. Bern (Francke). 1972.
Boos 1999: Susan Boos: Strahlende Schweiz. Handbuch zur Atomwirtschaft. Zürich (WoZ im Rotpunktverlag). 1998.
Bourquin 1968: Gilbert Bourquin: L'invisible nous fait signe. Moutier (Robert). 1968.
Brecht 1967: Bertolt Brecht: Gesammelte Werke in 20 Bänden. Frankfurt am Main (Suhrkamp). 1967.
Bremer 1983: Claus Bremer: Farbe bekennen. Mein Weg durch die konkrete Poesie. Zürich (orte). 1983.
Bremer 1984: Claus Bremer: Man trägt keine Mützen nach Athen. Gedichte. Zürich (orte). 1984.
Bremer 1994: Claus Bremer. hände weg von meinem ferrari. Gedichte, Texte & Essays. Zürich (orte). 1994.
BSV (Hrsg.) 1949: Berner Schriftstellerverein (Hrsg.): Berner Schrifttum 1925–1950. Bern (Francke). 1949.
BSV (Hrsg.) 1956: Berner Schriftstellerverein (Hrsg.): Berner Lyrik. Eine zeitgenössische Anthologie. Bern (Haupt). 1956.
Bucher 1990: Annemarie Bucher: spirale – Eine Künstlerzeitschrift 1953–1964. Baden (Verlag Lars Müller). 1990.

Bundesamt für Kulturpflege (Hrsg.) 1988: Bundesamt für Kulturpflege (Hrsg.): Fahrende unter Sesshaften. Basel/Frankfurt am Main (Helbling & Lichtenhahn). 1988.
Burkart 1960: Erika Burkart: Die gerettete Erde, Gedichte. St. Gallen (Tschudy). 1960.
Burkart 1962: Erika Burkart: Mit den Augen der Kore, Gedichte. St. Gallen (Tschudy). 1962.
Burkart 1964: Erika Burkart: ich lebe. Zürich/Stuttgart (Artemis). 1964.
Burri 2000: Madeleine Burri: Ein Verein in seiner Zeit. Der Berner Schriftsteller-Verein 1941–1965. Bern (Vervielfältigung). 2000.
Christen 1960: Hans Ulrich Christen: Stenogramme der Nacht. Bern (Sinwel-Verlag). 1960.
Christen 1961: Hans Ulrich Christen: Party-Time. Bern (Sinwel-Verlag) 1961.
Christen R. u. a. 1986: Ruedi Christen/Dölf Duttweiler/Res Strehle/Jürg Wildberger: Bührle-Saga. Zürich (Limmat). 1986.
Cortesi 1968: Mario Cortesi: Stimmen zur Schweiz – Gespräche mit Peter Bichsel, Kurt Marti, Alfred Rasser, Roman Brodmann, Hans-Rudolf Hilty, Walter Bringolf, Hans Erni, Jörg Steiner, Reynold Tschäppät, Walter M. Diggelmann. Basel (Sonderdruck aus National-Zeitung). 1968.
Dahinden (Hrsg.) 1988: Martin Dahinden (Hrsg.): Zeitspuren. Essays und Reden. Zürich (Ex libris). 1988.
von Däniken 1968: Erich von Däniken: Erinnerungen an die Zukunft. Düsseldorf/Wien (Econ). 1968.
Däpp/Hänni/Ramseyer (Hrsg.) 1986: Heinz Däpp/Fredi Hänni/Niklaus Ramseyer (Hrsg.): Finanzaffäre im Staate Bern. Basel (Lenos). 1986.
Dickerhof/Giger (Hrsg.) 1976: Urs Dickerhof/Bernhard Giger (Hrsg.): Tatort Bern. Bern (Zytglogge). 1976.
Diggelmann 1982²: Walter Matthias Diggelmann: Die Hinterlassenschaft. Zürich (Limmat). 1982².
Diggelmann 1992: Walter Matthias Diggelmann: Der Tag erzählt seine eigene Geschichte. Zürich (Benziger). 1992.
Dürrenmatt 1991: Friedrich Dürrenmatt: Gesammelte Werke in sieben Bänden. Zürich (Diogenes) 1991.
Dutschke o. J.: Rudi Dutschke: rudi, der kampf geht weiter! Tonbandkassette. Zürich (Stechapfel Produktion). o. J.
Eckert (Hrsg.) 1994: Vreni Eckert (Hrsg.): Armin Riesen alias S. Arrass. Jurist, Dichter und Maler. Bern (Benteli). 1994.
Eggimann 1968: Ernst Eggimann: Henusode. Gedichte. Zürich (Arche). 1968.
Eich 1973: Günter Eich: Fünfzehn Hörspiele. Frankfurt am Main (Suhrkamp). 1973.
Eichenberger 1970: Rolf Eichenberger: Berner Altstadt Keller. Bern (Fritz Pochon-Jent AG). o. J. [1970].
Erklärung von Bern (Hrsg.) 1989⁶: Die Erklärung von Bern. Ziele Statuten Texte, 1968–1989, o.O., August 1989⁶

Ernst (Hrsg.) 1982: Jürg Ernst (Hrsg.): Erinnerungen an H. U. Ernst. Bern (Vervielfältigung). 1982.
Erpf/Traber (Hrsg.) 1989: Hans Erpf/Barbara Traber (Hrsg.): mutz. 50 Jahre Berner Schriftsteller-Verein 1939–1989. Bern (Ruchti). 1989.
EJPD (Hrsg.) 1969: Eidg. Justiz- und Polizeidepartement (Hrsg.): Zivilverteidigung. Aarau (Miles). 1969.
Fankhauser 1983: Alfred Fankhauser: Die Brüder der Flamme. Zürich (ex libris). 1983.
Farner 1960: Konrad Farner: Fragen und Frager. Christ und Marxist heute. Düsseldorf (Progress-Verlag Johann Fladung GmbH). 1960.
Farner 1961: Konrad Farner: Gustave Doré, der industrialisierte Romantiker. Dresden (Verlag der Kunst). 1961.
Farner 1965: Konrad Farner: Das Management der Kunst. Schriftenreihe des demokratischen Kulturbundes Deutschlands. Heft 12/65.
Farner/Marti 1972: Konrad Farner/Kurt Marti: Dialog Christ-Marxist. Der Text zum Film von Richard Dindo. Zürich (Verlagsgenossenschaft). 1972.
forum politicum 1967: forum politicum: Bericht über die Aktivität im Wintersemester 1966/67 und im Sommersemester 1967. Bern (Vervielfältigung). August 1967.
Fringeli 1974: Dieter Fringeli: Dichter im Abseits. Zürich/München (Artemis). 1974.
Fringeli 1975: Dieter Fringeli: Von Spitteler zu Muschg. Literatur der deutschen Schweiz seit 1900. Basel (Reinhardt). 1975.
Fringeli (Hrsg.) 1981: Dieter Fringeli (Hrsg.): Mach keini Schprüch. Ammann Verlag (Zürich). 1981.
Frisch 1986: Max Frisch: Gesammelte Werke in 7 Bänden. Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1986.
Frisch 1990: Max Frisch: Schweiz als Heimat? Frankfurt am Main (Suhrkamp). 1990.
Frischknecht u. a. 1979: Jürg Frischknecht u. a.: Die unheimlichen Patrioten. Politische Reaktion in der Schweiz. Zürich (Limmat). 1979.
Gerber 1968: Ernst P. Gerber: Geranien für St.-Jean. Bern (Kandelaber). 1968.
Gertsch 1962: Franz Gertsch: Erlebnisse mit Elementarischen [= Berner Versuch 3]. Bern (Verlag Berner Versuche/Z. Zürcher), 1962.
Gertsch 1965: Franz Gertsch: Tagebuch eines Künstlers. Bern (Stämpfli). 1965.
Glasmeier (Hrsg.) 1987: Michael Glasmeier (Hrsg.): buchstäblich wörtlich/wörtlich buchstäblich. Eine Sammlung konkreter und visueller Poesie der sechziger Jahre in der Nationalgalerie Berlin. Berlin (Brüder Hartmann). 1987.
Golowin 1955: Sergius Golowin: Ein Büchlein für die Katze. Bern. (Selbstverlag). 1955.
Golowin 1956: Sergius Golowin: Aus den Höhen, Gedichte. Vallamand-dessous (Verlag Sonnseitig leben). 1956.
Golowin 1957: Sergius Golowin: Dem Morgen zu, Gedichte. Oberburg (Verlag Oberburg Druck). 1957.

Golowin 1958: Sergius Golowin: Berner Johannis. Die Geschichte von Sigi und seiner Lampe. Karlsruhe (Karlsruher Bote). 1958.
Golowin 1959: Sergius Golowin: Ilja von Murom. Freiburg im Breisgau/Bern (Dürr). 1959.
Golowin 1959/2: Sergius Golowin: Dunkle Brücken, Gedichte. Karlsruhe (Karlsruher Bote) 1959.
Golowin 1959/3: Sergius Golowin: Der verlorene Reif, Gedichte. Bern (Sinwel-Verlag). 1959.
Golowin 1960: Sergius Golowin: Zwischen Abend und Morgen. Bern (Sinwel-Verlag). 1960.
Golowin 1961: Sergius Golowin: Der Sang der Loana. Bern (Sinwel-Verlag). 1961.
Golowin (Hrsg.) 1961: Sergius Golowin (Hrsg.): Von den Erdleutlein und dem Goldenen Alter. Volkssagen aus dem Bernerland [= Sinwel-Reihe der Feen-Märe 1]. Bern (Sinwel-Verlag). 1961.
Golowin 1962: Sergius Golowin: Jan Moro, eine Dichtung [= Berner Versuch 1]. Bern (Verlag Berner Versuche/Z. Zürcher). 1962.
Golowin 1963: Sergius Golowin: Mären um den lieben Gott. Aus der Volksdichtung des Abendlandes. Bern (Viktoria). 1963.
Golowin 1964: Sergius Golowin: Magische Gegenwart. Forschungsfahrten durch modernen Aberglauben. Bern (Francke). 1964.
Golowin 1965: Sergius Golowin: Berns Stadtgespenster. Bern (Viktoria). 1965.
Golowin (Hrsg.) 1966: Sergius Golowin (Hrsg.): Alte Zigeuner-Romantik fürs Volk [= Sinwel-Reihe für Feen-Märe 12]. Bern (Sinwel-Verlag). 1966.
Golowin (Hrsg.) 1967: Aus Sage und Sprache des Bernbiets. Burgdorfer Dichter-Begegnungen 2. Folge. Burgdorf (Buchdruckerei E. Baumgartner). 1967.
Golowin 1969: Sergius Golowin: Bern mit und ohne Masken. Bern (Sinwel-Verlag). 1969.
Golowin 1969/2: Sergius Golowin: Berner Märit-Poeten. Bänkelsänger-Dichtung vor 250 Jahren. Bern/Kassel (Sinwel-Verlag). 1969.
Golowin 1973: Sergius Golowin: Zigeuner-Magie im Alpenland. Frauenfeld (Huber) 1973.
Golowin 1975: Sergius Golowin: Die Welt des Tarot – Geheimnis und Lehre der 78 Karten der Zigeuner. Basel (Sphinx) 1975.
Golowin 1979: Sergius Golowin: Das Gespensterhaus an der Junkerngasse. Bern (Sinwel Verlag). 1979.
Golowin 1980²: Sergius Golowin: Götter der Atom-Zeit. Moderne Sagenbildung um Raumschiffe und Sternenmenschen. Bern (Morzsinay). 1980².
Golowin 1989: Sergius Golowin: Das Reich des Schamanen. Die eurasische Kultur der Spiritualität – der Weg des Alten Wissens. München (Goldmann). 1989.
Golowin 1993: Sergius Golowin: Paracelsus. München (Goldmann). 1993.

Golowin 1999: Sergius Golowin: Dr Bär isch los. Lebendige Berner Fasnacht – Geschichte und Geschichten. Bern (Fischer Media AG). 1999.
Gomringer 1977: Eugen Gomringer: konstellationen ideogramme stundenbuch. Stuttgart (reclam). 1977.
Gotthelf 1911 ff.: Jeremias Gotthelf: Sämtliche Werke. München/Zürich (Rentsch). 1911–1977. (Zitierweise: I–XXIV = Werkbände; 1–18 = Zusatzbände)
Graf (Hrsg.) 1973: Urs + Rös Graf (Hrsg.): Berner Szene 1950–70. Bern (artists press). 1973.
Gsteiger 1967: Manfred Gsteiger: Poesie und Kritik. Bern/München (Francke). 1967.
Gsteiger 1968: Manfred Gsteiger: Westwind. Aufsätze zur Literatur der romanischen Schweiz. Bern (kandelaber). 1968.
Gwerder A.X. 1998: Alexander Xaver Gwerder: Gesammelte Werke in 3 Bänden. Zürich (Limmat). 1998.
Gwerder U. 1962: Urban Gwerder: Oase der Bitternis. Zürich (Arche). 1962.
Gwerder U. 1998: Urban Gwerder: Im Zeichen des magischen Affen. Zürich (WOA-Verlag). 1998.
Haas 1961: Guido Haas: Passgang. Bern (Grenzpresse). 1961.
Häsler 1976: Alfred A. Häsler: Das Ende der Revolte. Aufbruch der Jugend – 1968 und die Jahre danach. Zürich (Ex Libris). 1976.
Heilinger/Diem 1992: Higi Heilinger/Martin Diem: Muesch nid pressiere. Noten und Notizen zum Berner Mundartrock. Bern (Zytglogge). 1992.
Heimann 1959: Erwin Heimann: Der Prozess. Bern (Viktoria). 1959.
Heimann 1960: Erwin Heimann: Jung und alt. Das Jugendproblem in heutiger Sicht. Bern (Viktoria). 1960.
Heimann 1964: Erwin Heimann: Sturmzyt. Bern (Viktoria). 1964.
Heimann 1974: Erwin Heimann: Ein Blick zurück. Mein Leben in meiner Zeit. Bern (Viktoria). 1974.
Hilty 1962: Hans Rudolf Hilty: Parsifal. Roman. München (Kindler). 1962.
Hoffmeister 1955: Johannes Hoffmeister: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Darmstadt (Felix Meiner Verlag). 1955.
Hohler 1992: Franz Hohler: Mani Matter. Ein Porträtband. Zürich (Benziger). 1992.
Höllerer (Hrsg.) 1967: Walter Höllerer (Hrsg.): Der Zürcher Literaturstreit. Eine Dokumentation, in: Sprache im technischen Zeitalter 22/67. Stuttgart (Kohlhammer). 1967.
Höllerer (Hrsg.) 1968: Walter Höllerer (Hrsg.): Beginn einer Krise – Zum Zürcher Literaturstreit; in: Sprache im technischen Zeitalter 26/68. Stuttgart (Kohlhammer). 1968.
Hollstein 1970²: Walter Hollstein: Der Untergrund. Neuwied/Berlin (Luchterhand). 1970².
Hollstein 1980²: Walter Hollstein: Die Gegengesellschaft. Alternative Lebensformen. Bonn (Verlag Neue Gesellschaft). 1980².

Honegger 1981: Arthur Honegger: Alpträume. Roman. Frauenfeld (Huber). 1981.
Horkheimer/Adorno 1988: Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main (Fischer). 1988.
Hostettler 1991: Urs Hostettler: Der Rebell vom Eggiwil. Bern (Zytglogge). 1991.
Hoven (Hrsg.) 1984: Herbert Hoven (Hrsg.): Peter Bichsel: Auskunft für Leser. Darmstadt und Neuwied (Luchterhand). 1984.
Huyssen/Scherpe (Hrsg.) 1986: Andreas Huyssen/Klaus R. Scherpe (Hrsg.): Postmoderne. Zeichen des kulturellen Wandels. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt). 1986.
Jaeggi 1960: Urs Jaeggi: Die gesellschaftliche Elite. Eine Studie zum Problem der sozialen Macht. Bern (Haupt). 1960.
Jaeggi 1963: Urs Jaeggi: Der Angestellte im automatischen Büro. Betriebssoziologische Untersuchung über die Auswirkungen elektronischer Datenverarbeitung auf die Angestellten und ihre Funktionen [zusammen mit Herbert Wiedemann]. Stuttgart (Kohlhammer). 1963.
Jaeggi 1964: Urs Jaeggi: Die Komplicen. Roman. München (Piper). 1964.
Jaeggi u.a. 1966: Urs Jaeggi/Rudolf Steiner/Willy Wyniger: Der Vietnamkrieg und die Presse. Zürich (EVZ). 1966.
Jaeggi 1968: Urs Jaeggi: Ein Mann geht vorbei. Zürich/Einsiedeln (Benziger). 1968
Jaeggi 1978: Urs Jaeggi: Brandeis. Roman. Darmstadt und Neuwied (Luchterhand). 1978.
Jaeggi 1984: Urs Jaeggi: Versuch über den Verrat. Darmstadt und Neuwied (Luchterhand). 1984.
Jegerlehner 1917: Der Lötschberg. Genf (Sadag). 1917.
Jegerlehner 1959: Walliser Sagen. Ein Heimatbuch für jung und alt. Bern (Feuz). 1959.
Jost 1994: Dominik Jost: Eine kurze Geschichte der Literatur aus dem Kanton St. Gallen. Von der Gründung des Kantons 1803 bis heute. Rorschach (Löpfe-Benz AG). 1994.
Kasser 1963: Werner Kasser: Hans Zulliger. Eine Biographie und Würdigungen seines Werks. Bern/Stuttgart (Huber). 1963.
Kauer 1968: Walther Kauer: Grüner Strom und schwarze Erde. Roman. Zürich (Genossenschafts-Verlag Progressive Schriftsteller und Leser). 1968.
Kauer 1979: Walther Kauer: Tellereisen. Roman. Zürich/Köln (Benziger). 1979.
Kauer 1984: Walter Kauer: Bittersalz. Roman. Zürich (Benziger). 1984.
Keckeis (Hrsg.) 1995: Peter Keckeis (Hrsg.): Sagen der Schweiz: Bern. Zürich (Limmat). 1995.
Keller1982²: Gottfried Keller: Der Grüne Heinrich. München (Goldmann). 1982².
Klein 1963: Peter F. Klein [= Timmermahn]: Die Spirale. [= Berner Versuch 5]. Bern (Verlag Berner Versuche/Z. Zürcher). 1963.
KLG: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. München (edition text + kritik). o. J. (kontinuierlich fortgeführte Loseblattsammlung).

Klopfenstein (Hrsg.) 1966: Heinrich Maurus Klopfenstein: Schatzkästchen für Soldatenvölker. Bern (Sinwel-Verlag). 1966.
Komitee (Hrsg.) 1990: Komitee Schluss mit dem Schnüffelstaat: Schnüffelstaat Schweiz. Hundert Jahre sind genug. Zürich (Limmat). 1990.
Küng 1988: Thomas Küng: Rhythmus und Rausch. Polo Hofers langer Weg (Vol I). Bern (Bugra Suisse). 1988.
Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1962: Kunsthalle Bern (Hrsg.): Puppen – Marionetten – Schattenspiel (Asiatica und Experimente). Katalog. 1962.
Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1967: Kunsthalle Bern (Hrsg.): Science Fiction. Katalog. Bern (D. Graf-Lehmann). 1967.
Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1969: Kunsthalle Bern (Hrsg.): When Attitudes Become Form. Ausstellungskatalog. Bern (Stämpfli). 1969.
Kunsthalle Bern (Hrsg.) 1987: Kunsthalle Bern (Hrsg.): Bern 66 -> 1987. Bern (Stämpfli). 1987.
Kunstkreis Luzern (Hrsg.) 1972: Kunstkreis AG Luzern (Hrsg.): Dokumente zur aktuellen Kunst 1967–1970. Material aus dem Archiv Szeemann. Luzern (Mengis + Sticher). 1972.
Kunstmuseum Luzern (Hrsg.) 1972: Kunstmuseum Luzern (Hrsg.): Franz Gertsch – 30. Januar–5. März 1972. Luzern (Copy Print). 1972.
Langhans-Maync 1963: Susi Langhans-Maync: Der Fluch von Lourmarin. Bern (Viktoria). 1963.
Lauener 1958: Henri Lauener: Gedichte. Bern (Verlag Genossenschafts-Buchdruckerei). 1958.
Lauener (Hrsg.) 1960: Henri Lauener (Hrsg.): Eigene Wege. Berner Versuche 1960. Die neue Mitte. Bern (Sinwel-Verlag). 1960.
Lehner 1955: Peter Lehner: rot grün. St. Gallen (Eirene). 1955.
Lehner 1956: Peter Lehner: Asphalt im Zwielicht. Gedichte. Teufen (Niggli). 1956.
Lehner 1959: Peter Lehner: Ausfallstrasse. Gedichte. St. Gallen (Tschudy). 1959.
Lehner 1964: Fase Kran. Gedichte. St. Gallen/Stuttgart (Tschudy). 1964.
Lehner 1967: Peter Lehner: ein bisschen miss im kredit. Steinbach/Giessen (anabas). 1967.
Lehner 1972: Peter Lehner: WAS ist DAS. Zerzählung. Basel (Lenos). 1972.
Lehner 1975: Peter Lehner: Lesebuch. Basel (Lenos). 1975.
Lerch 1995: Fredi Lerch: Mit beiden Beinen im Boden. Zürich (WoZ im Rotpunktverlag). 1995.
Lerch 1996: Fredi Lerch: Begerts letzte Lektion. Zürich (WoZ im Rotpunktverlag). 1996.
Lerch H. 1971: Hansruedi Lerch: Madame de Meuron und andere Berner Originale. Bern (Benteli). 1971.
Leuenberger (Hrsg.) [1978?]: Walter Leuenberger (Hrsg.): Heimiswil einst und jetzt. Selbstverlag. o. J. [1978?].

Lischetti 1998: Carlo E. Lischetti: Ich bin mein Beruf. Bern (Benteli). 1998.
Loetscher 1963: Abwässer, ein Gutachten. Zürich (Arche). 1963.
Loosli 1939: Carl Albert Loosli: »Administrativjustiz« und schweizerische Konzentrationslager. Bern Bümpliz (Selbstverlag). 1939.
Loosli 1979[4]: Carl Albert Loosli: Mys Ämmital. Frauenfeld/Stuttgart (Huber). 1979[4].
Lüscher/Schweizer 1987: Rudolf M. Lüscher/Werner Schweizer: Amalia & Theo Pinkus-De Sassi. Leben im Widerspruch. Zürich (Limmat). 1987.
Marcuse 1967 [o. J.]: Herbert Marcuse: Der eindimensionale Mensch. Neuwied/Berlin (Luchterhand), 1967. (Hier zitiert nach: Zürich [Ex libris], o. J.)
Marti 1966: Kurt Marti: Die Schweiz und ihre Schriftsteller – die Schriftsteller und ihre Schweiz. Zürich (EVZ). 1966.
Marti 1967: Kurt Marti: rosa loui. vierzg gedicht ir bärner umgangsschprach. Darmstadt/Neuwied (Luchterhand). 1967.
Marti (Hrsg.) 1969: Kurt Marti (Hrsg.): Theologie im Angriff. Zürich (Arche). 1969.
Marti 1973: undereinisch. gedicht ir bärner umgangsschprach. Darmstadt/Neuwied (Luchterhand). 1973.
Marti 1999: Kurt Marti: kleine zeitrevue. erzählgedichte. Zürich (Nagel & Kimche). 1999.
Marti E. 1999: Erwin Marti: Carl Albert Loosli. Eulenspiegel in helvetischen Landen 1904–1914. Zürich (Chronos). 1999.
Marx/Engels 1990: Karl Marx/Friedrich Engels: Studienausgabe in 4 Bänden. Frankfurt am Main (Fischer). 1990.
Mauch (Hrsg.) 1991: Christoph Mauch (Hrsg.): Kurt Marti. Frankfurt a. M. (Luchterhand). 1991.
Meier 1964: Gerhard Meier: Das Gras grünt. Gedichte. Bern (Benteli). 1964.
Meier 1973: Gerhard Meier: Einige Häuser nebenan. Ausgewählte Gedichte. Bern (Zytglogge). 1973.
Meng 1965: Brigitte Meng: Spürst du die Schatten? Basel (Pharos) und München (Ehrenwirth). 18.12.1965.
Mettler 1968: Clemens Mettler: Der Glasberg. Roman. Zürich (Benziger). 1968.
Meyer 1978[3]: Albert Meyer: Homer bärndütsch Odyssee. Gesänge I–XXIV. Bern (Francke). 1978[3].
Meyer E. Y. 1977: E. Y. Meyer: Die Rückfahrt. Frankfurt am Main (Suhrkamp). 1977.
Mittenzwei 1978: Werner Mittenzwei: Exil in der Schweiz. Leipzig (Reclam). 1978.
Mooser 1967: Rudolf Mooser: Mein Reisebericht nach Jugoslawien und Ungarn, Juli/August 1967 (Typoskript). 1967.
Mühlethaler 1989: Hans Mühlethaler: Die Gruppe Olten. Das Erbe einer rebellierenden Schriftstellergeneration. Aarau/Frankfurt am Main/Salzburg (Sauerländer). 1989.
Mueller 1960: René E. Mueller: Poetische Aderlässe. Bern (Viktoria). 1960.
Mueller 1960/2: René E. Mueller: Das Mädchen mit der Regenbogenforelle, Roman (Typoskript). 1960.

Mueller 1961: René E. Mueller: Fragmente des Lebens (Typoskript). 1961.
Mueller 1962: René E. Mueller: Der Kongress tanzt – auf dem Vulkan. Rückblende zum Schweizer-Schriftsteller-Kongress auf Boldern, 22.–24. Nov. 1962. Vortrag (Typoskript). 1962.
Mueller 1963: René E. Mueller: Caroline 13. Protokoll einer tragischen Komödie in drei Bildern (Typoskript).1963.
Mueller 1964: René E. Mueller: Frühling in Fiumicino. Lyrisches Tagebuch. 23.3.1964 (Typoskript). 1964.
Mueller 1964/2: René E. Mueller: Schneller sterben – Schriftsteller werden. Ein Vortrag. 17.9.1964 (Typoskript). 1964.
Mueller 1967: René E. Mueller: Folkniks – Folklore Bänkelsang Protest. Vortrag Burgdorf Jan. 1967 (Typoskript). 1967.
Mueller 1968: Geheul um Gabriela. Bern (Lukianos). 1968.
Mueller 1976: René E. Mueller: Engel der Strasse. Ein Anti-Roman. Bern (Mantram). 1976.
Mueller 1983: René E. Mueller: Geheul im Gabriela. Basel (Nachtmaschine III). 1983.
Mueller 1986: René E. Mueller: Geliebte Tödin. Poetische Aderlässe. Amriswil (Ernst Roth Verlag). 1986.
Mueller EG: René E. Mueller: Grundmanuskript zum Roman »Engel der Strasse«. Paginiert von 1 bis 1178. (Typoskript). o. J.
Mueller SStr: René E. Mueller: Die schwarze Strasse. Paginiert von 1 bis 95. (Typoskript). o. J.
Neill 1950: Alexander Sutherland Neill: Selbstverwaltung in der Schule. Zürich (Pan). 1950.
Neill 1969: Alexander Sutherland Neill: theorie und praxis der antiautoritären Erziehung. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt). 1969.
Neuenschwander 1960: René Neuenschwander: Andeasch deasch Measch. Bern (Sinwel-Verlag). 1960.
Neuenschwander 1962: René Neuenschwander: Der blonde Brecht. Bern (Sinwel-Verlag). 1962.
Neuenschwander 1993: René Neuenschwander: Die Knochenmühle, Rat Rainers magische Papiere. Thun (Ott). 1993.
Niederer 1994: Ulrich Niederer: Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes. Kulturpolitik und individuelle Förderung: Jakob Bührer als Beispiel. Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 61. Tübingen/Basel (Francke). 1994.
Nizon 1969: Paul Nizon: Friedrich Kuhn. Hungerkünstler und Palmenhändler. Zürich (Verlag um die Ecke). 1969.
Nizon 1990: Paul Nizon: Diskurs in der Enge. Verweigerers Steckbrief. Frankfurt am Main (Suhrkamp). 1990.
o. Hrsg. 1961: o. Hrsg.: Gesammeltes. Bern (Haupt). 1961.

o. Hrsg. 1986: o. Hrsg.: CheSchahShit. Die sechziger Jahre zwischen Cocktail und Molotow. Ein BildLeseBuch. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt) 1986.
Röwer (Hrsg.) 1999: Gabriele Röwer (Hrsg.): Robert Mächler. Ein Don Quijote im Schweizer Geistesleben? Zürich/Freiburg (Pano). 1999.
Rüedi 1998: Peter Rüedi: Max Frisch. Friedrich Dürrenmatt. Briefwechsel. Zürich (Diogenes). 1998.
Sablonier u. a. 1998: Roger Sablonier u. a.: Das Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse. Bern (Bundesarchiv Dossier 9). 1998.
Schmezer 1961: Guido Schmezer (= Ueli der Schreiber): Ein Berner namens … Rorschach (Nebelspalter). 1961.
Schmid 1976: Max Schmid: Demokratie von Fall zu Fall. Repression in der Schweiz. Zürich (Verlagsgenossenschaft). 1976.
Schnauber (Hrsg.) 1989: Cornelius Schnauber (Hrsg.): Deine Träume – mein Gedicht. Eugen Gomringer und die konkrete Poesie. Nördlingen (Greno). 1989.
Schütt 1996: Julian Schütt: Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus. Zürich (Chronos). 1996.
Schwander 1967: Martin Schwander: Neutralrot und Westenweiss. Faltbogen. Bern (Lukianos). 1967.
Schwander M. 1971: Marcel Schwander: Jura – Ärgernis der Schweiz. Basel (Pharos). 1971.
Schwendter 1993⁴: Rolf Schwendter: Theorie der Subkultur. Hamburg (Europäische Verlagsanstalt). 1993⁴.
Siegfried 1964: Alfred Siegfried: Kinder der Landstrasse. Ein Versuch zur Sesshaftmachung von Kindern des fahrenden Volkes. Zürich (Zentralsekretariat der Pro Juventute). 1964.
Simmen (Hrsg.) 1965: René Simmen (Hrsg.): Vom grossen Misch-Masch und 197 andre Meinungen, Historien und Verse von Hans Rudolf Grimm, Buchbinder, Trompeter und Flachmaler. Winterthur (Buchdruckerei Winterthur AG). 1965.
SSV (Hrsg.) 1987: Schweizerischer Schriftsteller-Verband [Hrsg]: Literatur geht nach Brot. Die Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes. Aarau/Frankfurt a. M./Salzburg (Sauerländer). 1987.
Stapferhaus Lenzburg (Hrsg.) 1997: Stapferhaus Lenzburg (Hrsg.): a walk on the wild side. Jugendszenen der Schweiz von den 30er Jahren bis heute. Zürich (Chronos). 1997.
von Steiger 1963: Niklaus von Steiger: Die Mähre. Bern (Sinwel-Verlag). 1963.
Steiner 1962: Jörg Steiner: Strafarbeit. Roman. Olten (Walter). 1962.
Steiner 1965: Jörg Steiner: Der schwarze Kasten. Spielregeln. Olten/Freiburg im Breisgau (Walter). 1965.
Steiner 1966: Jörg Steiner: Ein Messer für den ehrlichen Finder. Roman. Olten/Freiburg im Breisgau (Walter). 1966.

SUB/GKEW (Hrsg.) 1976: SUB/GKEW [Hrsg]: Festschrift aus Unbehagen (1943–1976). Von der sauberen zur gesäuberten Uni. Bern (Vervielfältigung). 1976.
Turel 1960: Adrien Turel: Weltsaite Mensch. Ausgewählte Gedichte. St. Gallen (Tschudy). 1960.
Turel 1981: Adrien Turel: Die Greiselwerke. Zürich (Ex Libris). 1981.
Uebersax 1995: Peter Uebersax: Blick zurück. Erinnerungen eines Chefredaktors. Zürich/Berlin/New York (Scalo) 1995.
Vogt 1991 ff.: Walter Vogt: Werkausgabe in 10 Bänden. Zürich/Frauenfeld (Nagel & Kimche). 1991 ff.
Volmar 1969: Friedrich August Volmar: Berner Spuk. Bern (Francke). 1969.
Waldvogel 1964: Arsène Waldvogel: In schwarzer Lederjacke. Bern (Sinwel-Verlag). o. J. [1964].
Walter 1988: Otto F. Walter: Gegenwort. Aufsätze, Reden, Begegnungen. Zürich (Limmat). 1988.
Wiggershaus 1988: Rolf Wiggershaus: Die Frankfurter Schule. München (dtv). 1988.
Wilker 1959: Gertrud Wilker: Der Drachen, ein Gespräch. St. Gallen (Tschudy). 1959.
Wollenberger 1992: Werner Wollenberger: Kolumnen aus zwei Jahrzehnten. Zürich (pendo). 1992.
Zingg (Hrsg.) 1998: Folgendes: Otto F. Walter über die Kunst, die Mühe und das Vergnügen, Bücher zu machen. Basel (Lenos). 1998.
Zinniker 1967: Otto Zinniker: Als der Brand erloschen war. Roman von der Grimsel. Zürich (Orell Füssli). 1967.
Zürcher Z. 1962: Die Schrattenleute. Eine Heimaterzählung [= Berner Versuch 2]. Bern (Verlag Berner Versuche/Z. Zürcher). 1962.
Zulliger 1921: Hans A. Zulliger: Unghüürig. Mundartgeschichten aus dem Bantigergebiet. Bern (Francke). 1921.

Personenregister

A

Abegg, Lilly 583
Adenauer, Konrad 17
Adler, Rolf 285
Adorno, Theodor W. 72, 418 f., 582, 664
Aeberhard, Susi 306
Aebi, Ernst 434
Aebi, Karolina 568
Aellen, Kurt 305
Aellen, Silvia 305
Aeschimann, Walter 420
Affolter, Max 594 f.
Agneta 422
Allenbach, Beat 483 ff.
Ammann, Egon 164, 495, 519, 521 f., 701
Anker, Albert 273
Annen, Pierre 397 ff. 403, 464
Anouilh, Jean 156
Apollinaire 204
Aquin, Thomas von 461
Arlati, Renato P. 596
Armstrong, Neil 662
Arni, Greti 636
Arp, Hans 529
Attenhofer, Rolf 522

B

B.B. 132, 133
Bachmann, Guido 236 ff., 303, 428 ff., 438, 444, 452 f., 457, 460 ff., 469 ff., 487 ff., 561
Bachmann, Ingeborg 72, 226
Bähler, Adolf 118
Ball, Hugo 410, 529
Balmer, Hans Rudolf 513
Balzli, Alice 285
Balzli, Ernst 290
Bangerter, Alfred (= Baschi) 40, 53, 56, 103, 126, 127, 152, 163, 165, 176 ff., 213, 243, 332, 394, 469, 605, 676
Bänz 694 ff.
Bardot, Brigitte 309
Barth, Karl 371
Baudelaire, Charles 296
Bauder, Robert 314, 344 f., 400 f., 450, 548, 654, 676 f., 694
Baumgartner, Marcel 115, 686
Baumgartner, Ueli (Pseudonym: Georges Ghaby Hay) 40, 56, 104, 176 ff., 259 ff., 319, 333, 349, 355, 396, 408, 410 ff., 418, 435, 471, 482 f., 502, 623 f., 629, 645, 654, 694
Baviera, Silvio Riccardo 599 ff.
Beck (Vormund) 441, 443
Beck, Alexander 191
Beck, Renatus 540
Beckett, Samuel 529
Begert, Fritz Jean 24, 65, 169, 409, 430, 494, 695
Béguelin, Roland 493, 508
Beidler, Franz W. 282
Bender, Hans 479 f.

Benn, Gottfried 72, 237
Berg, Alban 237
Betts, Peter J. 40, 56, 66 ff., 180, 233
Beutter, Walter 355
Beuys, Joseph 500, 644
Bichsel, Peter 29, 33 f., 83, 145, 148, 337 ff., 364 f., 372, 387, 457, 492 ff., 508 ff., 545, 579 ff., 590, 605 ff., 682, 690
Biedermann, Bertie 29
Biétry, Amélie 568
Biffiger, Franz 77, 189 ff.
Bill, Max 200, 203, 410
Billeter, Fritz 149
Bircher, Christoph 157 ff., 473, 599 f.
Bircher, Ernst 385, 386 f., 411
Bircher, Thomas 427 f.
Bircher, Urs 572
Birgitte 422, 472 f., 502
Bitzos, Anastasia 388, 392 f., 643
Bitzos, Theodor 388
Biveroni, Tina 108
Bloch, Ernst 384
Boesch, Hans 33, 36, 154
Böll, Heinrich 492
Bonjour, Edgar 211
Boos, Susan 476
Borchert, Wolfgang 123, 237
Bourquin, Gilbert 478 f., 498 ff.
Brambach, Rainer 25, 128
Brand, Dora 134
Bratschi, Heinz 649, 652
Braunschweig, Hansjörg 508, 596
Brawand, Samuel 91 f., 96
Brechbühl, Beat 126 f., 159, 163, 430
Brecht, Bertolt 174, 191, 237, 613, 634
Bremer, Claus 200 ff., 207, 233, 389 ff., 613
Breschnew, Leonid 655
Brignoni, Serge 636
Brodmann, Roman 402 f., 406, 408, 493, 507 ff., 590
Buchbinder, Heinrich 477, 508
Bucheli, Roman 277
Bucher, Werner 126 f.
Bührer, Jakob 127
Bührle, Dieter 134 f., 251, 258 ff.
Bührle, Emil 252, 259
Bürdeke, Susi 233
Burkart, Erika 33, 71 ff., 193, 302 ff., 495
Burren, Ernst 531
Burri, Madeleine 275
Burton, Eric 556

C

Cage, John 201, 207
Camus, Albert 236
Castelberg-Stutz, Margrit von 559
Castro, Fidel 612, 658
Chappaz, Maurice 521
Char, René 108
Chaudet, Paul 121
Christen, Hans Ulrich 40, 44 f., 56, 66 ff., 126, 152, 180, 228, 234
Chruschtschow, Nikita 17 f., 42, 176, 491
Cleaver, Eldridge 264
Conrad, Max 516, 523, 526 ff.
Cornu, Charles 134, 289
Cornuz, Jeanlouis 682
Corso, Gregory 357
Cortesi, Mario 348, 401 ff., 493 f., 508 f., 539, 579 f., 590, 620 f., 678
Courths-Mahler, Hedwig 634
Crevoisier, Michèle 398
Cummings, Edward E. 164, 204

D
Dach, Charlotte von 37
Dahinden, Martin 348, 364
Dähler, Hannes 317
Dalí, Salvador 634
Dällenbach, Karl 520
Daniel, Julij 386
Däniken, Erich von 500, 634
Däpp, Heinz 348, 410 ff., 420 f., 461 ff., 494, 508 ff., 516, 523 ff., 539 ff., 546 ff., 561, 581, 590, 602 f., 655
Dean, James 44, 68 f.
Debray, Régis 392, 658
Dibbets, Jan 641
Diebold, Markus H. 544 f., 556, 654
Dietzig, Beat 616
Diggelmann, Walter Matthias 250 ff., 274, 281, 284, 298 ff., 312, 335, 340 ff., 364 f., 387, 423, 462, 472, 492 ff., 501 f., 508 ff., 590, 593 ff., 682
Dindo, Richard 369
Döblin, Alfred 296
Doré, Gustave 323
Dubcek, Alexander 587, 655
Dübi, Paul 146, 147, 150, 220
Duchamp, Marcel 305, 642
Ducret-Marquard (Madame) 687
Dups (Ehepaar) 567, 570
Dürer, Albrecht 466
Dürrenmatt, Friedrich 13 f., 21 ff., 36, 47, 62 f., 67, 76 ff., 116, 120 ff., 128, 136 ff., 141, 150, 174, 199, 226 f., 240 f., 247 ff., 262, 267 f., 300, 353 f., 385 ff., 449 ff., 488, 502, 508, 608 ff., 634, 682, 688 ff.
Dutschke, Rudi 543 ff., 551, 554 f.
Dym, Michael 594 f.

E
Egenter, Nold 189 ff., 224 f., 246
Eggenberg, Paul 20 f., 29 ff., 85 f., 114 f., 118, 145, 232, 251 f., 274 f., 283, 286, 295, 298, 317, 321 f., 684
Eggimann, Ernst 145 f., 241 f., 311, 322, 512, 531, 682 ff.
Eggimann, Ernst W. 222 ff., 239, 242
Egli, Hans Rudolf 44 f.
Egyptien, Jürgen 156
Eich, Günter 153
Eigenmann, Eugen 527
Eisler, Hanns 237
Elytis, Odysseas 156
Engel, Michel 260
Enk, Willi 438
Erard, Marcelle 508
Erhard, Ludwig 300, 349
Erni, Franz Xaver 149
Erni, Hans 510
Ernst, Hans-Ulrich 555
Erpf, Hans (= John) 519 ff., 558
Etter, Philipp 91
Etterich, Barbara 616

F
Fabyan, Attila 138 ff.
Fahrer, Rosmarie 306, 529
Fahrni, Jean-Marc 166
Fankhauser, Alfred 116, 290
Fankhauser, Heinz 420 ff., 450
Farah Diba 635
Farner, Konrad 322 ff., 346, 365 ff., 374 f., 411, 492, 541, 590, 655 f.
Federspiel, Jürg 154, 682
Ferlinghetti, Lawrence 634
Fisch, Arnold 65
Fleig, Hans 552 ff.
Fluri, Adolf 186
Föhn, Josef 655

Fornaro, Arturo 233
Franco, Francisco Bahamonde 263, 266, 586
Fränkel, Jonas 149
Frei, Guido 406
Friedli, Emanuel 115
Friedli, Erwin 527
Friedrich (Fürsorger) 59, 257 f.
Friedrich der Grosse 318
Frik, Bea 235 f.
Fringeli, Dieter 107, 154, 511, 521, 529, 682
Frisch, Max 116, 128, 156, 224 ff., 241, 267, 300, 335, 363 ff., 383 f., 453 ff., 467, 483, 486, 492, 502, 508 f., 552 ff., 572, 590, 634, 663, 682
Fritz, Walter Helmut 149
Frosch, Reinhard 159
Furgler, Kurt 31

G

García Lorca, Federico 109
Gardi, René 181
Gassmann, Pierre 399, 526 f., 540
Gaugler, Kurt 215 ff.
Gaulle, Charles de 551
Geiger, Max 616 f.
Geissberger, Werner 594
Geissbühler, Rolf 389
Gelpke, Rudolf 30
Gerber, Ernst P. 549 ff.
Géricault, Théodore 541, 685
Gertsch, Franz 56, 66, 91, 99, 109 ff., 114, 126 f., 176, 180, 195, 217, 286 f., 310, 319, 357, 410, 414, 541 f., 684 ff.
Gertsch-Meer, Maria 214
Gfeller, Simon 213, 290
Giaime, Silvie 245, 328
Giger, Bernhard 702
Gigli, Paul 674
Ginsberg, Allen 267, 357, 519, 634
Glasmeier, Michael 393
Glatz, Wolfgang 609 ff., 674
Gnägi, Rudolf 506, 607
Godard, Monique 306
Godel, Vahé 682
Goebbels, Joseph 362
Goethe, Johann Wolfgang von 24, 302
Gogh, Vincent van 332, 699
Golowin, Martha 110
Golowin, Sergius 32 f., 39 f., 42 f., 51 ff., 56 ff., 65 f., 68, 81 ff., 87 f., 91 f., 99 f., 109 ff., 126 f., 130, 151 f., 162 f., 165, 167 f., 171, 176, 179, 183 f., 193 f., 197, 210, 213 f., 216 ff., 229 ff., 237, 240 f., 245, 274 ff., 283, 285 f., 289, 291, 304, 307 ff., 317 ff., 326, 329, 332 ff., 347, 349 ff., 357, 374, 377, 394 ff., 408, 414, 418 ff., 429, 452, 458 ff., 471, 478 ff., 493 ff., 498 ff., 511 ff., 517, 519 f., 523, 525 ff., 532 ff., 538, 540, 544, 546, 549 f., 555, 561 ff., 591, 595 f., 602, 604 f., 614 ff., 623 f., 626 ff., 634, 646 f., 654 ff., 659, 661, 664, 684, 686, 688, 694, 701 f.
Gomringer, Eugen 37, 127, 200 ff., 285 f., 383 f., 389 ff., 529
Gotthelf Jeremias (= Albert Bitzius) 30, 91 ff., 118, 186 f., 230, 243 ff., 273, 290
Graber, Walter 489
Grass, Günter 174, 293, 300
Greyerz, Otto von 115
Greyerz, Walo von 602
Grieb (Fürsprech) 705 ff.
Grimm, Hans Rudolf 458f, 540
Gross, Walter 37, 361, 374 f., 587, 682
Grossenbacher, Willi 214

Grünigen, Heinrich von 306
Gsteiger, Manfred 30 ff., 36, 87 f., 167, 232, 294 ff., 374 f., 521 f.
Guevara, Che 392, 543, 612, 655, 658
Guggisberg, Fritz 440
Guisan, Henri 567
Gunten, Peter von 388 f.
Gutbrod, Silvia 472
Gwerder, Alexander Urban 106 ff., 126 f., 130, 152, 165, 396, 414 ff., 518 f., 523, 625 ff.
Gwerder, Alexander Xaver 37, 106 f., 414, 521
Gwerder, Wanja 108, 414

H

Haas, Guido 38 f., 334
Habe, Hans 346
Hagemeister, von 687
Haldimann, Erika 257 ff., 263 f., 701
Haller, Albrecht von 273
Haller, Gottlieb Emanuel von 459
Haller, Lilly 30
Hallyday, Johnny 309
Hänni, Heinz 76 f., 191, 209
Hans Rudolf Kurz 411
Hart, Harold H. 631
Häsler, Alfred A. 135, 267
Haydn, Joseph 695
Hayes, John S. 428
Hebrard, Jean 306
Hegel, Friedrich 419, 605
Hegg (Schulpsychiater) 707
Heimann, Erwin 30 ff., 78, 118 f., 126 f., 130, 190, 197 f., 210 ff., 223 ff., 244 ff., 275 f., 286 ff., 315, 320 ff., 329, 343 f., 371 ff., 511 ff., 585, 681, 684, 694 ff.
Heine, Heinrich 149
Heissenbüttel, Helmut 529 f.
Heizer, Michael 641 ff.
Heizmann, Gertrud 285
Hendrix, Jimi 556 f., 561, 665
Hermann, Ludwig 401
Herzegh, Làszlò 501, 504 ff.
Hesse, Hermann 105, 175
Heym, Georg 237
Hilty, Hans Rudolf 32 ff., 43, 107, 126 ff., 153 ff., 163, 204 f., 210, 213, 223 f., 240, 276 ff., 286 f., 295, 304, 341, 344, 348, 374 ff., 468, 494 f., 521, 524 f., 528, 561 ff., 583, 590
Hitler, Adolf 362, 567, 697, 707
Ho Chi Minh 428, 672
Hochhuth, Rolf 508 f.
Hofer, Polo 532, 623, 636
Hofer, Walther 18, 299 f., 349, 383
Hofmann (Amtsvormund) 707
Hofmannsthal, Hugo von 439
Hohl, Ludwig 521, 682
Hohler, Franz 529
Hölderlin, Friedrich 40, 237
Hollstein, Walter 319, 628, 691 ff.
Höltschy, Peter 508
Holzapfel, Rudolf Maria 24, 38, 417, 593
Hölzel, Manfred 612
Homer 117 f.
Honegger, Arthur 190, 336
Honegger, Claudia 673 f.
Horaz 453
Horkheimer, Max 419, 582, 664
Hotz, Arno 204
Huber, Albert (= Achmed; Pseudonym: Georg Berner) 332, 348 f., 404, 407, 429, 449, 462, 494, 498, 511, 516, 525, 540 f., 582, 590, 650, 655
Hubler, Hans Rudolf 181, 199, 513
Hug, Peter 475
Humbert-Droz, Jules 401
Hutterli, Kurt 430

I
Imboden, Max 545
Imhasly, Pierre 521
Iseli, Friedrich 489
Iten, Johannes 410

J
Jacobi, Hermann 300 ff.
Jaeggi, Urs 219 ff., 233, 240, 285, 358 f., 361 ff., 418, 493, 583
Jaensch, Wilfried 656
Jäggi, Beat 239 ff., 283, 286, 290, 293 ff., 419, 513
Jaggi, Rosalie 306
Jahnn, Hans Henny 303
Jandl, Ernst 389
Janowsky, Norbert 262
Jappe, Georg 642
Jegerlehner, Johannes 109 f.
Jerry, Alfred 195
Jesaja 668
Jo 260
Joe 674 f.
Johannes XXIII. 188
Johnson, Lyndon B. 428
Joho, Rudolf 30
Jordi, Martha 705
Jost, Dominik 277
Jost, Hans Peter 642, 657
Jotterand, Franck 679 f.
Joyce, James 296
Juan 258
Juker, Werner 85, 94 f.
Jung, Carl Gustav 231, 555
Jungk, Robert 175

K
Kaech, René 540
Kafka, Franz 39, 160, 296
Kandinsky, Wassily 305
Kannengieser, Théo 684
Karin 422
Kaschnitz, Marie-Luise 72
Käser, Edi 555
Kauer, Patrick 158
Kauer, Walter 157
Kauer, Walther (auch Walter) 156 ff., 166, 192, 304, 313, 334, 341, 472 f., 598 ff., 655
Kauer-Beer, Rosalia 157
Kauer-Morard, Nelly 158
Kautz-Schneider, Hans 488
Keller, Andy 14
Keller, Franz 374 f., 494, 516, 540, 556, 654
Keller, Gottfried 594
Kellerhals, Hans 600
Kennedy, John F. 17
Kennedy, Robert 557
Kern, Hans 508, 619 ff.
Kerouac, Jack 44 f., 59, 258, 267, 353, 357 f., 534, 624, 634
Kessi, Kurt 652
Kierkegaard, Sören 593
King, Martin Luther 543
Kläber, Kurt (= Kurt Held) 27, 261
Klee, Paul 700
Klein, Peter 163, 176, 179 f., 213
Klopfenstein, Maurus Heinrich 40, 56, 181, 333, 518 ff.
Kobel, Ruth Elisabeth 284, 430
Koch, Hanspeter 400
Kohler, Simon 489
Kohler, Stefan 616
König, Rolf 45
Kopf, Hermann 32
Kormann, Fritz 435 ff.
Krähenbühl, Peter 529
Kräuchi, Urs 306
Kraus, Karl 237
Krebs, Heinrich 439
Krebs, Ruedi 306 f., 529

Krippendorf, Jost 167
Krüger, Peter 134 ff., 266
Krummenacher, Theo 397 ff., 493
Küffer, Hektor 54, 85, 88, 181, 232 ff., 241, 250, 275 f., 430
Kuhn, Friedrich 599
Kühne, Hubert 527 f.
Küng, Thomas 623 f.
Künzli, Arnold 361, 492, 590
Kuske, Hans 624
Kutter, Markus 384, 508

L

Lang, Louis 594
Langhans-Maync, Susy 230 f., 276, 286, 463
Lauener, Henri 42, 48, 76 f.
Lavater Slomann, Marie 463
Lec, Stanislaw Jerzy 375
Léger, Fernand 38
Lehmann, Gerhard 374 ff.
Lehmann, Peter U. 443
Lehner, Arnold 169, 174 f., 205
Lehner, Fritz 205
Lehner, Peter 29 ff., 74 f., 85 ff., 121 ff., 145 f., 153, 167 ff., 174 f., 181, 189, 198 f., 204 ff., 227, 232 ff., 240, 285 ff., 304, 311, 321, 336, 347 ff., 408, 430, 471, 483 ff., 495, 508, 512, 529, 545, 654, 682, 688
Lehner-Henzi, Heidi 75, 88 f., 145, 205 f., 312
Leidig, Emmanuel 460 ff., 466, 469 ff., 486 ff., 546
Leila 267
Lerch, Christian 146
Leuenberger, Ernst 427, 649
Lichtenstein, Roy 500
Lienhard (Lehrer) 294
Lienhard, Toni 625
Lindegger, Albert 48
Linsmayer, Charles 116, 680
Lischetti, Carlo Edoardo 611 f., 701
Locher, Theo 480
Loeben, Otto Heinrich von 42
Loetscher, Hugo 38, 128, 492
London, Jack 267, 358
Loosli, Carl Albert 75, 115, 117, 290, 314
Loosli, Emil 399
Lovecraft, Howard P. 195, 498
Ludwig, Carl 342
Lüthi (Amtsvormund) 697
Lütschg, Franz Wilhelm 568

M

M., Renate 478
Mächler, Robert 185
Mäder, Ueli 288, 584
Majakowski, Wladimir 109, 656
Mallarmé, Stéphane 108, 204
Mann, Heinrich 296
Manuel, Niklaus 273, 350
Mao Tse-Tung 392, 514 ff., 554 ff., 658, 696
Marbach, Fritz 361
Marcuse, Herbert 554, 579, 592, 605, 664, 673
Margot 609 ff.
Marlis (= Angel) 255, 675, 694 ff., 702
Marti, Kurt 34, 37, 127 f., 149, 154, 193, 198 f., 203, 232, 235 f., 240, 280, 286 ff., 304, 339, 361, 367 ff., 374 f., 381 ff., 391, 429, 454 ff., 470, 474 ff., 482, 494 f., 508, 512 f., 528 ff., 545, 555, 583 f., 587, 590, 619, 667 f., 681 ff.
Marti, Walter 290
Martignoni, Werner 622
Martin, Adrian Wolfgang 31 f., 36
Marx, Karl 103, 156, 246, 375, 384, 494, 515, 554, 579

Mastronardi, Horace 76 f., 125
Matt, Alfons 344
Matter, Hans Peter (= Mani) 89, 304 ff., 347, 521, 529, 532, 603, 682 ff., 686 ff.
Mauch, Christof 530 ff.
Max 695 ff.
Megert, Christian 388, 644
Mehr, Mariella 135, 162, 522
Meier, Franz 85, 235
Meier, Gerhard 25, 310 ff., 430, 521 f.
Meier, Herbert 33, 37, 154
Meier, Max 411
Meister, Willi 243 ff., 326 ff.
Meng, Brigitte 126, 160 ff., 215, 430
Meng, Heinrich 160
Mettler, Clemens 597 ff., 605
Meyer, Albert 117 f.
Meyer, E.Y. 146, 238
Meyer, Frank A. 348, 401, 476, 508 ff., 528, 579, 590, 620 f., 627
Miller, Henry 174 f., 209
Minder, Albert 234
Mistral, Gabriela 168
Mohler, Armin 128
Monnier, Jean-Pierre 33
Moor, Emmy 655
Moos, Ludwig von 31, 678 f.
Mooser, Rudolf 503 ff.
Moravia, Alberto 174
Morgenstern, Christian 410
Morgenthaler, Hans 521
Morier, Daniel 673
Mörike, Eduard 303, 410
Mörikofer, Johann Kaspar 94
Moser, Andreas (= Müliseiler) 92 ff.
Möser, Fritz 40
Mössinger, Max 65
Mozart, Wolfgang Amadeus 40, 176
Mueller, René E. überall und nirgends
Mühlethaler, Hans 145, 167, 682 ff.
Müller, Bernhard André 568 ff.
Müller, Dimitri 54
Müller, Elisabeth 372
Müller, Ernst 9, 355, 434, 567, 707
Müller, Guido 619
Müller, H. 569
Müller, Hans 198 f., 275, 372, 511
Müller, Irmi 170, 535
Müller, Ninon 54 ff.
Müller, Richard 516
Müller, Roland Ernst 439 f.
Müller-Gangloff, Erich 490 f.
Müller-Lütschg, Lina 9, 355, 567 f., 705 ff.
Münger, Rudolf 115
Murer, Fredi M. 415, 592
Murphy, John A. 641
Muschg, Adolf 364 ff., 457, 521, 682 f.
Muschg, Walter 492
Musil, Robert 237

N

Neill, Alexander Sutherland 630 ff.
Neuenschwander, René 55, 59, 80, 96 ff., 160 f., 194 ff., 395
Neuweiler, Magda 29 f., 33, 233, 311
Nguyen Than Le 671
Niederer, Ueli 250
Niederhauser, Heidi 12, 24 f., 63 ff., 167 ff., 214 f.
Niederhauser, Paul 24 f., 63 ff., 106, 150 ff., 166, 193, 214 f., 310
Niethammer, Lukas 527
Nietzsche, Friedrich 40, 237, 593
Nizon, Paul 521, 599, 699 ff.
Nono, Luigi 201, 207
Noth, Guido 401
Novalis 40, 99, 185, 302, 430, 642
Nüesch, Bernhard 334, 368, 545
Nyffeler, Thomas 305

O
Obermüller, Klara 346
Odermatt, Karl 374, 378
Ohnesorg, Benno 543
Ory, André 620
Ott, Pietro 190

P
Pahlewi, Mohammed Riza 609, 635
Papadopoulos, Georgios 648
Paracelsus 112, 187
Parca, Gabriella 304
Parker, Charly 149
Pasolini, Pier Paolo 421
Pastorini, Jelly 415
Pedretti, Erica 162
Perty, Maximilian 230
Pestalozzi, Johann Heinrich 214, 216, 394
Pfändler, Marcel 36
Pinkus, Theo 325, 374, 477, 540, 596, 654
Pop, Alexandre G. 648, 652 f.
Porter (Polizist) 660 ff., 694, 698
Pound, Ezra 109
Proust, Marcel 296
Pulver, Elsbeth 73, 379 f.
Puschkin, Alexander 588

Q
Quervain, Reinhold de 470, 527

R
Raeber, Kuno 37
Ramseyer, Hugo 296, 306 f., 495, 522, 529
Ramstedt, Helga 138, 141
Rascher, Alfred 345 f.
Rasser, Alfred 508, 590
Raunhardt, Helen 145
Reich-Ranicki, Marcel 339
Reusser, Fernand 521
Reverdy, Pierre 521
Ricklin, Ueli 523
Riesen, Armin (= S. Arrass) 31 f., 85, 89, 235, 291
Rilke, Rainer Maria 25, 175, 287, 303
Rimbaud, Arthur 108
Rinaldini, Rinaldo 317
Ringgenberg, Fritz 233
Ringger, Peter 230 ff.
Ris, Hans F. 436
Roland, Paul 305
Rolland, Romain 296
Romano 396
Ronner, Emil Ernst 232
Roth, Alfred 524
Roth, Dieter 200, 203
Roth, Ernst 139 ff.
Rothenbühler, Daniel 107
Rothenbühler, Martin 427, 582, 587
Rothenbühler, Peter 401
Rothmund, Heinrich 197
Rousseau, Jean-Jacques 334, 372
Rudin, Marc 584
Rueb, Franz 650, 653
Rüegg, Walter Heinrich 362
Rufener, Gottfried (= Godi) 609, 632, 657, 660, 694, 698
Rusterholz, Ruth 590 f.
Rusterholz, Verena 598

S
Saam, Peter 642, 657
Sachs, Gunther 332
Sagan, Françoise 634
Sager, Peter 65, 325, 348
Saint-Exupéry, Antoine de 25, 155
Salazar, Antonio de Oliveira 493
Salchli, Peter 487
Salis, Jean Rudolf von 18, 364, 508
Sartre 41, 236

Savonarola, Girolamo 453
Schädelin, Klaus 225, 381, 477, 548, 550, 593, 602, 654, 677, 687 f., 694
Schaffner, Hans 404, 428
Schaffroth, Paul 406
Schafroth, Heinz F. 148, 338, 580
Schaper, Edzard 181 f.
Schär, Benz H.R. 583
Scheerbart, Paul 195
Schell-von Noé, Margarethe 438, 620
Schifferli, Peter 123 f., 209, 512, 559, 634, 668, 698 f.
Schiller, Friedrich 453
Schippert, Martin (= Frozen Angel Tino) 628, 657 ff.
Schläppi, Manfred sen. 119
Schmezer, Guido 147
Schmid, Max 250, 362, 374 f., 509, 585
Schmid, Willi 522
Schmidli, Werner 682
Schmidt, Otto 541
Schmocker, Hans Kaspar 666 ff.
Schneider (Betreibungsgehülfe) 706
Schneider, Erwin 273
Schneider, Hansjörg 492
Schneider, Jimmy 624
Schneider, Romy 309
Schnyder, Christoph 126
Schoch-Buchs, Hilda 74, 119
Schollenberger, Werner 190
Scholz, Wilhelm von 296
Schulthess, Herbert 462
Schürch, Gerhart 689
Schuster, Paul 655 f.
Schütt, Julian 456
Schwander, Marcel 345, 403, 426 f., 466, 474, 494, 508 ff., 540, 545, 590, 602, 619 ff.
Schwander, Martin 419 ff., 452, 460 ff., 466 ff., 482, 489 f., 514 ff., 520, 540, 543 ff., 556 f., 560, 646, 654
Schwander, Paul 421, 462, 469
Schwarz, Theodor 374 f.
Schweizer, Kurt 489
Schwendter, Rolf 646 f.
Schwengeler, Arnold H. 31, 43, 78, 88, 147 f., 163, 198 f., 233, 275, 283 f., 289, 295 ff., 372 f., 513, 517 f., 528, 682
Schwitter, Arnold 495
Schwitters, Kurt 410
Seiler, Alexander J. 335
Seiler, Robert 409
Senft, Fritz 33
Senn, Robert 558
Shakespeare, William 318
Sheila 356
Sibu 697 f.
Siegfried, Alfred 187, 394
Signer, Lotti (= Lotti Zwahlen) 27, 47, 50, 62 f., 104, 191, 243, 472
Simmen, René 458, 557 ff.
Sinjawskij, Andrej 386
Sirrine, Susan 356
Sollberger, Ella 401
Sommer, Jean Henri 149
Sonda, Ines 495
Sophy (Psychiatrieschwester) 566
Soraya 332
Späth, Erwin 705
Spitteler, Carl 382
Spoerri, Daniel 203
Spühler, Willy 506, 618
Stähli, Martin 668 f.
Staiger, Emil 223, 432, 453 ff., 461 ff., 467, 482, 488
Stamm, Hans (= Yeti) 547 f., 592 f., 605, 624, 627 ff., 638, 655
Stamm, Hans Jakob 547
Steiger, Eduard von 31
Steiger, Niklaus von 40 ff., 56, 65, 70, 81, 91, 97, 100, 126, 176 ff., 194 f.,

213 f., 217, 265, 333, 520, 538, 656, 685 ff.
Steiner, Jörg 30 ff., 36 f., 87, 128, 146 ff., 154, 193, 198 f., 215, 240, 337 ff., 367, 402 f., 408 f., 457, 471, 486, 494 f., 513, 545 f., 587 ff., 680 ff., 688 ff.
Steiner, Rudolf 359
Sterchi, Beat 12, 137
Sticken, Werner 103
Stirnemann, Bernhard 305 ff., 529, 532
Strabo, Walahfrid 35
Streit, Christian 616
Streit, Jakob 317
Strich, Fritz 146
Stubengeruch-Ossipowna, Amalie Ignatiewna 438
Studer, Ernst 524
Sutermeister, Hans Martin 471, 487 f., 514 f., 548, 614, 654, 677 f., 694
Sylvia 675, 695 ff.
Szeemann, Harald 149, 305, 388 f., 393, 411, 498 ff., 603, 640 ff., 689 ff.

T
Tavel, Hans Christoph von 541
Tavel, Rudolf von 115, 290
Tennyson, Alfred 25
Termignone, Angiolina 137 ff., 266
Tetzner, Lisa 261
Theiler, Luzius 586, 602 f., 655, 694, 702
Thomkins, André 203
Tieck, Ludwig 42
Traber, Barbara 160
Trakl, Georg 303
Trix 171 f., 537, 557 ff.
Tschäppät, Reynold 386, 649, 652
Tschudi, Hans Peter 91, 602
Tschudy, Henry 35 f., 71, 276 ff.
Tucholsky, Kurt 634
Tuor, Alois 19, 78, 118, 125, 444
Turel, Adrien 128, 155, 160, 267

U
Uebersax, Peter 189
Ueltschi, Hans 489
Uetz, Karl 146
Urweider, Andreas 260
Utzinger-Lehner, Therese 170, 174 f.

V
Vally 657
Vatter, Martin 616
Velan, Yves 682
Vian, Boris 293, 529
Villain, Jean 374, 377, 516
Villard, Arthur 397 ff., 464 ff., 470, 474, 486, 489 f., 508, 526 f., 540, 596, 621, 670 ff., 689
Vogel, Paul Ignaz 348, 490 ff., 507, 511, 516, 540, 543 f., 590, 596, 631, 637 ff., 646, 655, 679, 689
Vögeli, Walter 624, 636
Vogt, Walter 304, 378 ff., 422, 429 f., 468, 471, 493 ff., 512 f., 520, 529, 554, 590, 682
Vollmer, Peter 586, 672
Volmar, Friedrich August 231, 478 ff.

W
Wagner Johann (= Joe) 76, 104 f., 120 ff.
Wahl, Eduard 386, 398 ff., 426, 464
Wahlen, Friedrich Traugott 31, 404, 507
Walder, Hans 465, 673
Waldvogel, Arsène 135 ff., 150, 166, 192, 260, 263 f., 269, 334, 353, 356, 425, 449, 533, 537, 559, 609, 624, 632 f.
Waldvogel, Hanni (= Hanna Brunner-Kolp) 353, 356, 425, 449, 452, 533, 609 ff., 632 ff.

Walser, Robert 339
Walter, Otto F. 33, 150, 154, 222, 241, 338 ff., 364, 384, 453, 457, 529, 682 ff.
Warhol, Andy 604
Weber (Familie) 566, 570
Weber, Werner 454, 531, 559
Webern, Anton 201
Weder, Bruno H. 156
Wegi 694 f., 698 f.
Wegmüller, Walter 623
Weibel, Kurt 122
Weideli, Walter 682
Weill, Kurt 237
Wenger, Ernst 582
Westmoreland, William C. 670 ff., 691
Wettler, Manfred 629, 646
Widmann, Josef Viktor 297
Widmer, Fritz 306 f., 529
Widmer, Urs 118
Wiesner, Heinrich 682
Wilker, Gertrud 71 ff., 193, 222 f., 512, 529
Williams, William C. 204
Wirz, Marc 636 ff.
Witz, Friedrich 372
Wollenberger, Werner 454 f., 493, 533
Woog, Edgar 654
Wüst, Hans 544
Wymann, Otto 582
Wyniger, Willy 359
Wyss (Arzt) 380
Wyss, Johann Rudolf 186
Wyss, Marcel 200

Y
Yagsur, Max 665

Z
Zahnd, Gertrud 158
Zappa, Frank 625
Zaugg (Sekretärin) 706
Zaugg, Pierre 638
Zbinden, Hans 126 ff., 166, 182, 249 ff., 275, 373, 679
Zermatten, Maurice 679 ff.
Zimmermann, Toni 420
Zingg, Martin 457
Zinniker, Otto 102, 181
Zipf, Elisabeth 636
Zollinger, Albin 366
Zuber (Schutzaufseher) 89 f.
Zuber, Hans 550
Zuber, Peter 105, 472 f., 503, 536 f.
Zuffo-Hofer, Madeleine 520
Zulliger, Hans 160, 230, 286, 289 f., 294
Zünd, Peter 420
Zürcher, Bettina 497
Zürcher, Walter 24, 28, 63 ff., 103, 161, 215, 228 f., 238 f., 302 f., 325, 334, 337, 347, 378, 414, 417 f., 429 ff., 494 ff., 512, 518 ff., 625, 655
Zürcher, Zeno 40, 50 ff., 56, 69, 80 f., 84, 91, 95, 97 ff., 114, 126 f., 163 ff., 168 f., 175 f., 179 f., 207, 213 ff., 233, 244, 286, 323, 329, 333, 342 f., 349 f., 368, 387, 408, 411, 425 f., 464, 502, 506, 517 f., 538, 541, 550, 555, 596 f., 609, 612, 630 f., 654 ff., 684 ff., 690, 694
Zwahlen, Mammi + Peps 210
Zwicky (Pfarrer) 407

Bildnachweise

Seite I: Das Bern-Buch. Bern (Buchverlag Verbandsdruckerei AG). 1953.
Seite II: Sammlung Zeno Zürcher (oben); Sammlung Martin Schwander (unten).
Seite III: Sammlung Zeno Zürcher.
Seite IV: Sammlung Heidi Niederhauser (oben); Sammlung Zeno Zürcher (unten).
Seite V: Sammlung Zeno Zürcher.
Seite VI: Guido Bachmann (Sammlung Guido Bachmann); Paul Niederhauser (Sammlung Zeno Zürcher); Peter J. Betts (Zytglogge Verlag 1978); Hans Ulrich Christen (Sinwel-Verlag 1960).
Seite VII: Martin Schwander (Sammlung Zeno Zürcher); Urban Gwerder (National-Zeitung, 3.2.1969); Frozen Angel Tino + Hans »Yeti« Stamm (Sammlung Zeno Zürcher).
Seite VIII: Sammlung Lotti Signer.
Seite IX: Norbert Janowsky (oben); Sammlung Monika Bürgin (unten).
Seite X: Peter Lehner (Sammlung Heidi Lehner); Kurt Marti (Sammlung Kurt Marti); Erwin Heimann und Paul Eggenberg (Lexikon des Berner Schriftstellervereins 1961. [Haupt, Bern 1962]).
Seite XI: Anastasia Bitzos (Sammlung Theodor Bitzos); Brigitte Meng (Sammlung Werner Krakenberger); Erika Burkart (Werner Bucher/Georges Ammann: Schweizer Schriftsteller im Gespräch [Reinhardt, Basel 1971]); Gertrud Wilker (Schweizerisches Literatur Archiv).
Seite XII: Claus Bremer (orte-Verlag 1983), Walter Vogt + Jörg Steiner (Sammlung Zeno Zürcher); Peter Bichsel (Werner Bucher/Georges Ammann: Schweizer Schriftsteller im Gespräch [Reinhardt, Basel 1971]).
Seite XIII: Paul Ignaz Vogel (RDB/SI/Kuhn Siegfried); Hans Rudolf Hilty (Sammlung Doris Hilty); Marcel Schwander (Sammlung Marcel Schwander); Arthur Villard (RDB/SI/Kuhn Siegfried).
Seite XIV: Sammlung Zeno Zürcher.
Seite XV: Sonntags-Illustrierte der Neuen Berner Zeitung, 3./4.9.1966 (oben); Sammlung Zeno Zürcher (unten).
Seite XVI: Sammlung Zeno Zürcher.